This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

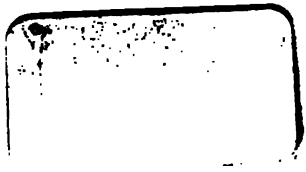
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Militärische Briefe

eines

Verstorbenen

an seine noch lebenden Freunde.

Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen.

Erster Band.

Herausgegeben von **Pz.**

Neueste Ausgabe.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1854.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort

zur neuen Ausgabe.

Indem der Verfaſſer das vorliegende Werk dem Publikum in einer ganz neuen Ausgabe darbietet, glaubt er über Zweck, Inhalt und Form deſſelben einige Bemerkungen vorausſchicken zu ſollen.

Schon der erſte dieſer „Militäriſchen Briefe eines Verſtorbenen“ deutet an, daß der angebliche Briefſteller kein anderer iſt, als der General Carl von Clauſewitz, welcher im Jahre 1831 bei der unter dem Feldmarſchall Grafen Gneiſenau an der polniſchen Grenze zuſammen gezogenen preußiſchen Armee als Chef des Generalſtabes angeſtellt war. Beide Generale ſtarben noch in demſelben Jahre kurz hinter einander an der Cholera.

Wenn der Verfaſſer ſich erlaubte als Doppelgänger des Generals von Clauſewitz aufzutreten, ſo hatte er dazu folgende triftige Gründe.

Clauſewitz hat bekanntlich ſehr umfängliche ſchriftſtelleriſche Arbeiten hinterlaſſen, die aber erſt nach ſeinem Tode und zum größten Theil unvollendet dem Drucke übergeben worden ſind. Richtige Anſichten über die Natur des Krieges zu verbreiten und hieraus Folgerungen für deſſen zweckmäßige Führung abzuleiten, zugleich aber einſeitigen Theorien entgegen zu treten, war zweifellos die Aufgabe welche er ſich geſtellt hatte.

Bei dem unverkennbaren Streben nach klaren Vorſtellungen vom Kriege, war es für Clauſewitz ein Bedürfniß ſeine Betrachtungen an kriegeriſche Ereigniſſe zu knüpfen. Zu dieſem Zwecke hatte er Ueberſichten einzelner Kriege und Feldzüge entworfen die, mit alleiniger Ausnahme der Feldzüge 1796 und 1799 in Italien und der Schweiz, nur zum Handgebrauche und niemals für die Oeffentlichkeit beſtimmt geweſen ſind. Die Dürftigkeit der damals vorhandenen gedruckten Quellen für dieſe beiden Feldzüge hat zwar ihre Darſtellung etwas mangelhaft gelaſſen. Dagegen muß anerkannt werden, daß bis dahin noch kein Militärſchriftſteller mit ſo viel Scharfſinn nachgewieſen hatte, wornach die Kritik forſchen müſſe, bevor ſie ſich lobend oder tadelnd über einen Feldherrn ausſprechen dürfe.

In dieſer Hinſicht iſt die Behauptung gerechtfertigt, daß Clauſewitz einer beſſeren Kritik die Bahn gebrochen habe, was vor Allen die künftigen Kriegsgeſchichtſchreiber beherzigen mögen.

Wer rückſichtslos nach Wahrheit ſtrebt, kann nicht vermeiden der Eitelkeit und Selbſtſucht Anderer bisweilen nahe zu treten. Es haben daher die Schriften des Generals von Clauſewitz in gewiſſen Kreiſen nicht diejenige Beachtung und Anerkennung gefunden, die

eine ſo wichtige literariſche Erſcheinung zu beanſpruchen hatte, namentlich in Preußen. Wie wäre es ſonſt erklärbar, daß die erſten drei Bände ſeiner hinterlaſſenen Werke, bei einer Auflage von nur 1500 Exemplaren, erſt jetzt, alſo nach mehr als zwanzig Jahren, eine zweite Auflage erleben?

Doch es war Clauſewitz eine viel beſſere Anerkennung ſeiner literariſchen Leiſtungen vorbehalten. Der von ihm ausgeſtreute Samen hat hier und da guten Boden gefunden und reiche Früchte der Erkenntniß getragen. Auch der Verfaſſer erkennt in ihm ſeinen geiſtigen Mentor; er verdankt ihm den beſten Theil ſeines kriegeriſchen Wiſſens, und glaubte dieſen Dank nicht beſſer kundgeben zu können, als durch Ausprägung der in den Clauſewitz'ſchen Schriften enthaltenen Goldkörner in gangbare Münzſorten, wozu aber eine Form gewählt werden mußte, die ſchon an ſich geeignet war die Phantaſie und den Geiſt des Leſers anzuregen.

So keimte die Idee: den Verſtorbenen *ſelbſtredend* und als Bewohner eines höheren Weltkreiſes einzuführen. Der Verſuch hatte nicht geringe Schwierigkeiten. Darf man aber nach dem Erfolge urtheilen, ſo ſcheint er nicht mißlungen zu ſeyn; denn der erſte Band unſeres Werks fand ſo ſchnellen Abſatz, daß ſchon im vierten Jahre, von dem zweiten und dritten Bande aber nach neun Jahren, eine neue Auflage nöthig wurde, obgleich die *erſte* Auflage ebenfalls 1500 Exemplare ſtark war, und für den Abſatz größerer militäriſcher Werke ſehr ungünſtige Zeiten eintraten.

Freilich diente den „Militäriſchen Briefen" in den Augen mancher Leſer zu großer Empfehlung, daß man darin die Federzüge eines

hochgestellten Mannes, wie Prinz Carl von Mecklenburg, Generallieutenant von Canitz, General von Radowitz und andere militärische Berühmtheiten erkannt haben wollte, was dem wirklichen Verfasser manche stille Heiterkeit bereitet hat. Aber auch nach der Enttäuschung des Publikums ist dem Werke die Gunst desselben verblieben. Zum Danke dafür hat der Verfasser eine neue und wohlfeilere Ausgabe der Briefe veranstaltet, damit in Betreff der geschichtlichen Mittheilungen die inzwischen sich geöffneten neuen Quellen benutzt werden konnten.

Was diese Mittheilungen insbesondere betrifft, so hat der Verfasser niemals die Anmaßung gehabt, sie für eine wirkliche Bereicherung der Kriegsgeschichte zu halten. Aber er glaubte die geschichtliche Wahrheit nicht besser fördern zu können, als dadurch daß er die handelnden Hauptpersonen ihre Beweggründe, soweit dieselben geschichtlich nachzuweisen sind, zum Theil selbstredend darstellen ließ, was zugleich Gelegenheit gab ihren Charakter, der erfahrungsmäßig oft den entschiedensten Einfluß hat, besser an das Licht treten zu lassen. Geschichtschreiber vom Fach, besonders aber Liebhaber der Kriegsgeschichte, werden daher in diesen geschichtlichen Anführungen manches Streiflicht finden, das wohl geeignet seyn dürfte ihr Urtheil über die hervorragendsten Kriegshelden früherer Zeiten etwas mehr zu läutern, was insbesondere bei Karl XII. nicht überflüssig seyn wird. Daß der Verfasser die literarischen Quellen nicht überall angegeben hat, liegt in der gewählten eigenthümlichen Form der Darstellung. Diese nöthigte ihn zugleich, die darauf Bezug habenden Anmerkungen als „Herausgeber" zu unterzeichen, damit

die angenommene doppelte Persönlichkeit auch formell gerechtfertigt erscheine.

Mancher Leser, der begierig nach Thatsachen oder abstrakten Kriegslehren forscht, wird die eingestreuten olympischen Phantasmagorien für ein überflüssiges Beiwerk ansehen. Sie sind es aber keineswegs. Das nichtmilitärische Publikum, für welche diese Briefe ebenfalls berechnet waren, interessirt sich noch für andere Dinge, die ohne ein solches Auskunftsmittel gar nicht hätten besprochen werden können. Ueberdieß hat schon die frühere Kritik anerkannt, daß in den humoristischen Auslassungen manche ernste Wahrheit enthalten ist.

Bei dem ewigen Kreislauf der Dinge darf es nicht befremden, wenn theoretische Ansichten über die verschiedenen Zweige der Kriegsführung, die schon längst auf praktischem Wege ihre Erledigung gefunden haben, immer wieder als neue sich geltend machen. Es wird daher zu jeder Zeit gerechtfertigt seyn, der Afterweisheit die Larve vom Gesicht zu ziehen, oder ihr einen Spiegel der Erkenntniß vorzuhalten.

Aber derselbe Kreislauf der Dinge darf nicht zu der Ansicht führen, daß die Menschheit mit ihrem Streben nach unveränderlichen Gesetzen sich wie in einer Tretmühle bewege. Unser geistiges Streben soll vielmehr der Spirale gleichen, die durch den Druck der geistigen Kraft bald von Außen nach Innen, bald von Innen nach Außen wirkt, und unser Erkenntnißvermögen allmälig zur Reife bringt.

Der Verfasser hat daher bei seinen wissenschaftlichen und geschichtlichen Betrachtungen ebensowohl die Zukunft, als die Gegenwart

und Vergangenheit im Auge gehabt, und zwar in politiſcher wi in militäriſcher Beziehung. Deutſchland einig, groß und mächtig z ſehen, iſt das höchſte Ziel ſeiner Wünſche. Möchte wenigſtens da Streben darnach einige Anerkennung finden.

Geſchrieben den 17. Januar 1854.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

Erſter Brief. Abreiſe nach dem Olymp. Ankunft und Vorſtellung bei Jupiter durch Scharnhorſt. Was dem „Verſtorbenen“ auferlegt wird. Wie Friedrich der Große ihn empfängt und beurtheilt. Zuſammentreffen mit Seydlitz. Beſuch bei Türenne; über deſſen Vertheidigung des Oberrheins im Feldzuge 1675. Guſtav Adolph; ſeine Anſichten über philoſophiſche Kriegstheorien. Akademie der Kriegswiſſenſchaften im Olymp, Tendenz derſelben 3

Zweiter Brief. Geſelliges Leben im Olymp. Wiſſenſchaftliche Abendgeſellſchaften bei Minerven; ihr Auftrag an Scharnhorſt. Reiſe nach Tenare; Beſchreibung der Oertlichkeit. Verſammlung und Muſterung der ſtrategiſchen Ordensgeſellſchaft; Mars verweiſt ſie in den Stall des Augias. Rückkehr und Einladung zu Gneiſenau. Die That und das Wort 14

Dritter Brief. Guſtav Adolphs Todesfeier. Große Heerſchau im Olymp. Akademiſche Sitzung und Erörterung der Streitfrage: Ob zu Guſtav Adolphs Zeiten der Angriff ſtärker geweſen ſey als die Vertheidigung? Neue Aufſchlüſſe über deſſen Feldzüge in Deutſchland 22

Vierter Brief. Empfang bei Napoleon; Bemerkungen über ſein Kriegsſyſtem. Napoleons Verdienſte um Preußens Wiedergeburt; politiſcher Rath für die Zukunft. Die franzöſiſche Propaganda. — Große Cavalcade im Olymp zu Ehren Seydlitzens. Der hiſtoriſche Reitſtall des Mars. Münchhauſen als Vorreiter. Minerva holt die Geſellſchaft auf einem Kriegsdampfwagen ein; Beſchreibung deſſelben; Eindruck den dieſes Kunſtwerk auf Münchhauſen macht 40

Fünfter Brief. Zeitungsweſen im Olymp. — Verſammlung von Reitergeneralen aus dem dreißigjährigen Kriege. Neue Diskuſſionen über den Werth der Offenſive; Rückblicke auf einige Operationen und Schlachten aus jener Zeit, und auf die Haupturſachen großer Erfolge 47

Sechster Brief. Etwas über die Beweggründe zum Handeln im Kriege. Eine kriegswiſſenſchaftliche Diskuſſion unter Minervens Vorſitz. Feſtſtellung des Begriffs von Angriff und Vertheidigung, in politiſcher, ſtrategiſcher und taktiſcher Beziehung. Beſtimmungsgründe für die Wahl einer dieſer beiden Kriegsformen. Anſichten eines Römers über das Weſen und den Werth der Vertheidigung 76

Seite

Siebenter Brief. Warum guter Rath oft über Nacht kommt. — Miſſion nach Tenare. Unfreiwilliger Aufenthalt am Styx. Naturhiſtoriſche Merkwürdigkeiten. Verwandelung der Philoſophen. Charons Gasbereitungsanſtalt. Ankunft zweier Philoſophen. Verunglückte Beweisführung. Ausflug nach Arkadien. Münchhauſens phyſikaliſche Experimente mit Pferden 85

Achter Brief. Unterhaltung mit Türenne über Menſchen- und Kriegerbildung. Derfflingers Anſichten über wiſſenſchaftliche Bildung. — Türenne's Kriegsglück im Elſaß 1674, durch deutſche Uneinigkeit bewirkt. Friedrich Wilhelm der große Kurfürſt von Brandenburg und der Herzog von Bournonville. Gebrechen der damaligen deutſchen Reichsheere. Des großen Kurfürſten Zug zur Befreiung Brandenburgs von den Schweden. Ueber die körperliche Anſtrengung im Kriege. Gewaltmarſch des Kurfürſten im Winter 1679, von Berlin nach Tilſit 95

Neunter Brief. Derfflinger über das brandenburgiſche Heer zu ſeiner Zeit. Ueber die Vortheile der Verſetzung höherer Offiziere von einer Waffengattung zur anderen. Türenne über das franzöſiſche Heer unter ſeinen Befehlen. Ein Urtheil über Condé und Luxemburg. — Grauſamkeiten im Kriege 113

Zehnter Brief. Münchhauſens mißlungene Speculation. Verſuche einiger Phyſiker, Chemiker und Homöopathen. Die Doctoren par excellence. Wie die Chemie zum weſentlichſten Vereinfachungsmittel der Strategie werden kann 122

Eilfter Brief. Herzensergießungen und philoſophiſche Betrachtungen. Wiſſenſchaftliche Tendenz der hinterlaſſenen Werke des „Verſtorbenen“ über Krieg und Kriegführung. Schwierigkeit und Möglichkeit einer philoſophiſchen Kriegstheorie. Unfruchtbarkeit aller ſtrengſyſtematiſchen Kriegslehren. Weſen und Zweck einer vernünftigen Theorie des Krieges 128

Zwölfter Brief. Betrachtungen über die Urſachen von Frankreichs Uebergewicht in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, und über Deutſchlands politiſche Bedeutungsloſigkeit. Höchſter Grad der Demüthigung, welche den Deutſchen von Türken und Franzoſen widerfährt, oder: die zweite Belagerung Wiens und die Verheerung der Pfalz 141

Dreizehnter Brief. Die Politik, die Kriegskunſt und ihre gegenſeitigen Beziehungen. Warum der Krieg nur als eine Fortſetzung der Politik mit gewaltſameren Mitteln, gleichſam als ein politiſches Inſtrument, betrachtet werden darf. Die Mittel zum Kriege müſſen dem Zwecke entſprechen. Friedrich der Große im Feldzuge 1760. Verſchiedenheit der Zwecke im Kriege 162

Vierzehnter Brief. Todesfeier des Herzogs Karl von Lothringen. Die Türkenparade. Anſichten der Zeitgenoſſen über das kriegeriſche Verfahren gegen die Türken. — Kara Mahomed und Abdurrahman, oder die Vertheidigung von Ofen. Erſtürmung dieſer Feſtung 1686, im Angeſicht eines türkiſchen Heeres. Prinz Eugen über den kriegeriſchen Charakter der Türken. — Intermezzo. Kara Muſtapha und Louvois. Merkur überſchreitet ſeine Vollmacht, und bringt eine Geſellſchaft deutſcher Generale in große Gefahr, aus welcher ſie durch Maja's Liſt befreit wird 180

Fünfzehnter Brief. Einiges über die Feldzüge 1687—1697 gegen die Türken, mit charakteriſtiſchen Bemerkungen über die fürſtlichen Heer-

Seite

führer des Kaisers. — Frankreich fortwährend ein Verbündeter der Pforte 203

Sechzehnter Brief. Abendgesellschaft bei Minerva. Vorwürfe, welche den Deutschen von ihr gemacht werden. Diskussion der verschiedenen Theorien über die Vertheidigung großer Flüsse 227

Siebenzehnter Brief. Einladung zu Napoleon. Ueber das Mißlingen des Feldzugs 1812 in Rußland. Der Gehorsam eines Heerführers in Bezug auf erhaltene Befehle. Unterhaltung über vermischte Gegenstände. Napoleon über die militärischen Schriftsteller. Ein Selbstgespräch. Aussichten 256

Achtzehnter Brief. Introduction. Das zweite olympische Lustrum. Dem „Verstorbenen" werden neue Vorrechte eingeräumt. — Charon's Camera obscura. Einfluß der Himmelszeichen auf die Geschicke der Menschen. Die Krebse und Scorpione unter den Menschen. Lebensgeschichten in Bildern 275

Neunzehnter Brief. Das Urtheil nach dem Erfolge. Karl's XII. Königs von Schweden, Charakter und Denkungsart; schiefe Beurtheilung seiner kriegerischen Unternehmungen. König August und die Polen. Ursachen des Krieges zwischen Beiden; Charakter desselben und erste Erfolge. Befremdendes. Langsamkeit der strategischen Wirkungen in großen menschenleeren Räumen 283

Zwanzigster Brief. Das Vernichtungsprinzip im Kriege. — Des schwedischen Feldmarschalls Grafen Rehnsköld Urtheil über Karl XII. Vervollständigung von dessen Charakteristik. Graf Arwed Horn, seine Verhältnisse zum Könige. Politischer Gesichtspunkt für den schwedisch-polnischen Krieg. Graf Matthias von der Schulenburg; die Gefechte bei Punitz und Fraustadt. — Karl's Einfall in Sachsen. Betrachtungen . 292

Einundzwanzigster Brief. Der Feldzug 1708 in Rußland. Ansichten der schwedischen Generale Löwenhaupt und Gyllenkrook über Karl's erste Operationen. Peter's I. Kriegsführung. Gefecht bei Holowczyn. Stillstand bei Mohilew. Karl's Marsch gegen Smolensk. Plötzlicher Aufbruch in die Ukraine. Löwenhaupts gefahrvoller Zug von Riga nach Starodub. Dessen Vereinigung mit dem Könige. Betrachtung über diesen Feldzug 313

Zweiundzwanzigster Brief. Diskussion einiger schwedischer Generale über Karl's Feldzug 1709. Die Unterlassungssünden des Feldmarschalls Rehnsköld in der Schlacht bei Pultawa. Der König vertheidigt ihn. Mazeppa und die zaporoger Kosaken 330

Dreiundzwanzigster Brief. Der Verstorbene wird zu Minerven beschieden, um über die Zulässigkeit der Preßfreiheit ein Urtheil abzugeben. Debatten hierüber zwischen Minerven und Merkur. Charons Privatmeinung. Ein Ereigniß auf Tenare 343

Vierundzwanzigster Brief. Gratulationscour bei Karl XII. Gespräch zwischen ihm und Peter dem Großen über ihren gegenseitigen Krieg. — Unterhaltung des „Verstorbenen" mit mehreren schwedischen Generalen über Karl's Aufenthalt in der Türkei. Was ihn eigentlich dazu so wie zur Rückkehr bewogen hat. Rückblicke auf des Königs Bestrebungen . 357

Fünfundzwanzigster Brief. Karl XII. empfängt einen Besuch von Napoleon. Unterhaltung Beider über ihre Einfälle in Rußland. Lebhafte

Seite

Diskussion über die Ursachen des Mißlingens. Die Macht der Verhältnisse 375

Sechsundzwanzigster Brief. Nachträgliche Erläuterungen und Aufschlüsse über den Feldzug 1812. Napoleon wird wider Willen fortgerissen und überschreitet Maß und Ziel. Betrachtungen über die Schlacht bei Borodino. — Vergleich der Verluste in mehreren Schlachten Friedrichs d. Gr. mit den Verlusten bei Borodino 403

Siebenundzwanzigster Brief. Folgen der Schlacht bei Borodino. Rückzug der Russen gegen Kaluga. General Miloradowitsch. Die Vernichtung Moskau's durch Rostopschin. Warum die Franzosen im Anfange ihres Rückzugs nicht stärker verfolgt wurden. Des Marschalls Gouvion St. Cyr Ansichten über den Feldzug 1812. General von York und sein Abfall; Mitwirkung des „Verstorbenen" 421

Achtundzwanzigster Brief. Zoologische Entdeckungen auf einer Jagdpartie. Abenteuer bei der Rückkehr. Begegnung mit Zieten und Seydlitz. Ein Bruchstück aus des Ersteren Lebens- und Leidensgeschichte. Ueber das Verhalten des Untergebenen bei unwürdiger und ungerechter Behandlung von seinen Vorgesetzten 436

Militäriſche Briefe

eines

Verſtorbenen.

Erſte Sammlung.

„Jetzt kann ich Dir nur Räthſel offenbaren,
Wir ſeh'n uns wieder, dann erfährſt Du mehr."

Klug iſt's nicht zu verſchweigen, was Du im Wiſſen gewonnen;
Aber die Kraft nur bekennt, was ihr am Wiſſen gebricht.

Confucius.

Erſter Brief.

Olymp, den 24. Januar 1832.

Hier weile ich nun, mein trauter Freund, zwar fern von Dir und allen den Theuren, die mich erkannten und verſtanden, und doch auch geiſtig euch näher als ſonſt. Denn mit Leichtigkeit durchdringt mein Blick die unermeßlichen Räume, welche mich jetzt von euch trennen; das unruhige Treiben der Erdenbewohner entfaltet ſich mir wie ein ungeheures Drama, und ihre gegenſeitigen Beziehungen ſtehen ſo deutlich vor meinen Augen, daß ich Manchem mit lauter Stimme zurufen möchte: „Freund! kehre um, Du biſt auf falſchem Wege.“ Aber meine Stimme würde ſein Ohr nicht erreichen, und ſo muß ich denn geſchehen laſſen, was zu hindern nicht in meiner Macht ſteht. Denke Dir nun die Qualen der falſchen Propheten, die in ihrer dünkelvollen Weisheit die Menſchen zu überreden trachteten: „ſo und nicht anders müſſe man denken und handeln, jede andere Anſicht und Verfahrungsart ſey fehlerhaft.“ Jetzt ſehen ſie mit eigenen Augen, wie die gläubigen Jünger durch ihre Irrlehren ins Verderben geführt werden, und können ſie doch nicht mehr davon zurückhalten; ja was noch ſchlimmer iſt, ſie überblicken die ganze Reihe nachtheiliger Folgen, und jede falſche Sentenz, mit der ſie ſich früher wie mit einem Siegeskranze brüſteten, wird zu einem Pfahl in ihrem Fleiſche. — So belohnen ſich hier die guten wie die böſen Werke, und die Begriffe von Gerechtigkeit werden erſt hier vollſtändig geläutert.

Wir Verſtorbenen, wie die Erdenbewohner uns zu nennen belieben, führen wie Du ſiehſt ein ganz beſchauliches Leben, aber nicht Alle bringen die Zeit in einem dolce far niente zu. Auch iſt mir vertraut worden,

daß unſer Zuſtand hier noch mancher Veränderung unterworfen ſey, bevor wir die Würdigkeit erlangen, durch die Himmelspforte in die Hallen ewiger Glückſeligkeit zu treten; ja zuweilen ſoll ſogar der Eine oder der Andere verurtheilt werden, ſeinen irdiſchen Curſus noch einmal durchzumachen, was immer als eine Art Gunſtbezeigung zu betrachten iſt, wenn man nicht bloß die Gegenwart, ſondern auch die Zukunft im Auge hat. Dergleichen olympiſche Krebſe werden aber zuvor reichlich mit Lethe getränkt, damit ſie nicht aus der Schule plaudern können. Die Geſchichte von der Seelenwanderung iſt alſo nicht ganz ohne Grund. Nun wirſt Du zwar einwenden daß, ſobald es den Verſtorbenen geſtattet iſt mit den Erdenbewohnern in Correſpondenz zu treten, das olympiſche Geheimniß eben ſo leicht verrathen werden könne. Aber einmal wird dieſe Freiheit nur ausnahmsweiſe geſtattet, und dann beſteht für dergleichen Briefe auch eine geheime Cenſur, ſo daß alle indiscrete Mittheilungen augenblicklich unleſerlich werden. Ich kann deßhalb ſelbſt nicht genau wiſſen ob Alles, was ich Dir nach und nach mitzutheilen gedenke, auch immer für Dich leſerlich bleiben werde, und muß es auf gutes Glück ankommen laſſen.

Vor Allem will ich Dir erzählen, wie ich hierher gelangt bin und was ſeit meiner Ankunft im Olymp mir begegnet iſt.

Die Reiſe machte ich in einem neu erfundenen Dampfballon, deſſen Conſtruction und Maſchinerie ich aber nicht verrathen darf, weil Jupiter an einer chroniſchen Augenentzündung leidet, über den vielen Dampf, der jetzt auf der Erde gemacht wird, ſehr ungehalten iſt und von der Juno, die den Rauch noch weniger vertragen kann, unabläſſig gebeten wird dem Dampfmaſchinenweſen bald ein Ziel zu ſtecken. Die gute Juno hat ſogar, da ihr Einfluß auf ihren Gemahl immer ſchwächer wird, mit Neptun und Pluto ein Bündniß gegen die neue Dampfinduſtrie geſchloſſen, und es würde den Machinationen dieſes Triumvirats unſtreitig gelungen ſeyn, den leicht zu überredenden Jupiter zu einem Interdict zu bewegen, hätten nicht Minerva, Mars und Mercur im entgegengeſetzten Sinne operirt, und die Freiheit der induſtriellen Entwickelung kräftig in Schutz genommen. Die auf Dampf begründeten modernen Actiengeſellſchaften können alſo vorläufig Beruhigung faſſen.

Eine Beſchreibung der olympiſchen Lokalitäten kann ich Dir heute nicht geben, dazu muß ich mir überhaupt erſt eine neue Terminologie

bilden, so eine Art Allerweltssprache. Für jetzt genüge Dir die allgemeine Bemerkung, daß es hier zwar sehr großartig, aber doch noch ziemlich irdisch aussieht, und daß der Olymp eigentlich nur ein Mittelding zwischen Himmel und Erde ist. Die Bewohner des Olymps sind also in das Reich der Seligen noch nicht eingegangen, und gleichsam nur aggregirte Himmelsbürger. Auch haben die Götter keineswegs ihre eigentlichen Wohnungen hier, sondern nur sogenannte Diensthotels, Absteigequartiere und dergl.

Lützows Jäger hatten an diesem Tage die Ehrenwache am äußern Thor, und empfingen mich mit einem freudigen Hurrah, was mich sehr angenehm überraschte. Größer noch war mein Entzücken, als ich in dem diensthabenden Generaladjutanten unsern biedern Freund Scharnhorst erkannte, der mich herzlich willkommen hieß und sogleich bei Sr. olympischen Hoheit meldete. Jupiter kramte just in einem Haufen polnischer, französischer, deutscher und russischer Zeitungen herum, deren Inhalt ihn ganz verstimmt zu haben schien; doch empfing und entließ er mich sehr huldvoll. Gern hätte ich im Vorzimmer noch ein wenig mit Scharnhorst geplaudert, dieser wurde aber zu Sr. Hoheit gerufen, und gab mir im Fortgehen einen Wink mich schnell zu entfernen.

Kaum in der mir angewiesenen Wohnung angekommen, erhielt ich von Jupiter Befehl: allen den Feldherren, über welche ich mich in meinen hinterlassenen Werken über Krieg und Kriegführung günstig oder ungünstig ausgesprochen, ungesäumt meine Aufwartung zu machen. — Ich bat den Kammerherrn, welcher mir diesen Kabinetsbefehl überbrachte, um einige Aufklärung, da ich zwar sehr umfangreiche Manuscripte hinterlassen habe, diese aber vor dem Abdrucke noch mancher Durchsicht und Umarbeitung unterworfen werden sollten, woran mich jedoch der russisch-polnische Krieg und die Cholera mit ihren Folgen gehindert. Aber der Kammerherr, ein Mann von altfranzösischem Typus, zuckte die Achseln, legte bedeutsam den Finger auf den Mund, lächelte geheimnißvoll und empfahl sich.

Du kannst Dir leicht vorstellen, lieber Freund, daß meine Verlegenheit nicht gering war. Ist ein berühmter Mann einmal von der Erde geschieden, so nimmt man es mit dem Urtheil über ihn nicht immer ganz genau, und ich kann mich von dieser Schuld auch nicht völlig frei sprechen.

Noch quälte ich mich mit bangen Zweifeln, wie ich dem erhaltenen Befehle genügen könne, als Merkur eintrat und sich mir zum Führer erbot, wobei der schlaue Götterbote einen schalkhaften Blick auf mich warf. Nach einem kurzen **Pourparler** setzten wir uns in eine Dampfdroschke und fuhren zu Friedrich dem Großen.

Nicht ohne einige Befangenheit nahte ich mich der bescheidenen Villa unseres ehemaligen Königs, der sich auch hier ein Sans-souci hat bauen lassen, das er vorzugsweise bewohnt. Es war gerade sein Geburtstag, und obschon hier eine ganz andere Zeitrechnung üblich ist als auf der Erde, ist es uns in Privatangelegenheiten doch gestattet, der lieben Gewohnheit treu zu bleiben. Der alte Fritze, wie ihn die Götterbuben zu nennen belieben, hat sich sehr gut conservirt und sein altpreußisches Kostüm auch hier beibehalten, was mir die ganze Erscheinung noch viel ehrwürdiger machte.

Als der König seinen Adlerblick forschend und sinnend auf mich richtete, rieselte es mir eiskalt durch die Adern, und ich mag die Farbe wohl ein wenig gewechselt haben. Doch ermannte ich mich schnell, denn ich war mir in meinen Schriften keiner Aeußerung bewußt, welche den Stolz oder die Eitelkeit des großen Mannes hätte verletzen können. Friedrich griff in die Westentasche, nahm eine starke Prise Spaniol, und redete mich dann mit folgenden Worten an.

„Clausewitz," sagte er, „Er ist entweder zu früh oder zu spät auf die Welt gekommen, und dort nicht immer auf dem rechten Platze gewesen. Hätte Er zu meiner Zeit gelebt und ich Ihn so gekannt wie jetzt, ich würde mich seines Rathes oft bedient haben, denn so scharfe und vorurtheilsfreie Denker sind eine wahre Seltenheit. Von seinen Zeitgenossen werden Ihn aber nur Wenige verstehen, denn sie sind viel zu sehr von der Richtigkeit ihrer Systeme eingenommen, als daß sie Ansichten huldigen könnten, die in ihrer Darstellung ohne systematischen Zusammenhang zu seyn scheinen, im Grunde aber doch die Elemente einer sehr praktischen Kriegsphilosophie enthalten, wenn sich das auch nicht gleich mit Händen greifen läßt. Beim Kronprinzen haben aber seine Lehren Früchte getragen, und wenn der einmal zur Regierung kommt, wird sich das wohl zeigen."

„Ueber meine Feldzüge haben viele Leute geschrieben und mir hinterdrein gute Lehren geben wollen, wie ich es hätte besser machen können.

Ich bin aber vollkommen überzeugt, daß dieſe Herren an meiner Stelle, obſchon mit denſelben Gewaltmitteln ausgerüſtet, nicht halb ſo viel ausgerichtet haben würden, ungeachtet ihrer vielgeprieſenen Operationsſyſteme. Meine ganze Kriegführung war im Grunde ſehr einfach, hatte nur die Sicherung Schleſiens und meiner Erbländer zum Zweck. Daß ich nicht warten durfte bis alle meine Gegner ſich gegen mich vereint haben würden, lag in dem großen Mißverhältniſſe der Streitkräfte, die wir gegen einander aufbieten konnten; ich mußte alſo Einen nach dem Andern angreifen, ſchlagen, zurückwerfen. Das war mein Kriegsſyſtem, und meine vielgeprieſene Weisheit beſtand darin, daß ich dabei weder über meine Kräfte ging, noch im Siegeslaufe die Grenzen überſchritt, die ich mir ſelbſt geſteckt hatte."

„Man hat mich oft getadelt wo ich Lob verdiente, und oft geprieſen, wo man mich hätte tadeln ſollen. Nur Er allein hat mich verſtanden, weil es Ihm mehr darum zu thun war die Beweggründe meines Thuns und Laſſens zu erforſchen, als ſich vor den Leuten das Anſehen zu geben Er verſtehe das Kriegführen noch beſſer als ich. Ein anderes Mal wollen wir mehr darüber ſprechen; heute erwarte ich viele alte Freunde und Kriegsgefährten, in deren Kreiſe ich mich gern ungeſtört der Vergangenheit erinnere." Der König lüftete hierauf den Hut und ich war entlaſſen.

Hoch erfreut über dieſen guten Anfang, eilte ich ich die Treppe hinunter und in den Wagen, wo Merkur meiner harrte. Dieſer rollte jetzt eine lange Namensliſte auf und fragte, wohin ich meinen Lauf zu richten gedächte? Bei der roſenfarbenen Stimmung, in welche mich das ſchmeichelhafte Lob eines der ausgezeichnetſten Könige, Feldherrn und Schriftſteller verſetzt hatte, war mir das jetzt ziemlich gleich, und ich würde mit kecker Zuverſicht ſelbſt vor Napoleon getreten ſeyn. Doch ſchien mir der Augenblick hierzu nicht günſtig, denn die Kataſtrophen in Frankreich, Belgien und Polen ſollen den ehemaligen Beherrſcher und Beſchützer dieſer Länder ſehr betrüben, obſchon ſie ſeiner Eitelkeit nicht wenig ſchmeicheln.

Ich war immer noch unſchlüſſig, als ich in der Ferne Jagdhörner und Peitſchenknall vernahm, und bald darauf einen Phaeton, mit zwanzig geflügelten Hirſchen beſpannt, heranſauſen ſah. Pollux ritt an der Spitze des windſchnellen Poſtzuges, Kaſtor ſaß auf dem Bocke und unſer Seydlitz im Wagen. Das Beiſammenſeyn der beiden Dioskuren ſetzte mich in Verwunderung; Merkur ſagte mir aber, daß heute ein olympiſcher Schalttag

ſey, an welchem dieſelben gleichzeitig in der Ober- und in der Unterwelt erſcheinen dürften. — Kaum war der Wagen in unſere Nähe gekommen, ſo brachte ein gellendes Pfeifen das geflügelte Geſpann zum Stehen. Im Olymp kennt Einer den Andern, auch wenn er ihn zuvor nie geſehen hat, und was noch mehr iſt, man weiß ſogar wie Einer vom Andern denkt. Seydlitz bewillkommte mich daher wie einen alten Freund, und erzählte mir mit freudetrunkenen Blicken, daß Mars ihn heute zu einer Fuchsjagd geladen und mit ihm fraterniſirt habe; daß die Jagd brillant geweſen, auch mancher alte Schulfuchs von den Jagdpagen geprellt worden ſey; jetzt müſſe er aber zum alten Fritzen eilen, doch hoffe er mich bald wieder zu ſehen.

Merkur ſchien von dieſem Intermezzo nicht ſehr erbaut zu ſeyn, ſetzte ohne mich erſt zu fragen die Dampfdroſchke in Bewegung, und fuhr beim Marſchall Türenne vor. Der Vicomte empfing mich höflich aber kalt, und äußerte ſein Mißfallen, daß ich ſeinen Feldzügen keine größere Aufmerkſamkeit gewidmet und mich ſo lakoniſch darüber ausgeſprochen habe. Ich war ein wenig verduzt und konnte zu meiner Entſchuldigung nur erwidern: daß ich durch dringendere Arbeiten davon abgehalten worden, die wenigen Notizen nur zum eigenen Gebrauche niedergeſchrieben und für den Druck nicht beſtimmt habe, dieſen aber auch nicht verhindern könne, weil — wie er ja ſelbſt am beſten wiſſe — den Bewohnern des Olymp eine direkte Einmiſchung in die Handlungen der Erdbewohner nicht geſtattet ſey. Das Geſpräch nahm bald eine andere Wendung und wurde lebhafter. Ich benutzte jede ſchickliche Gelegenheit, ſeinem Feldherrntalente die ihm gebührende Anerkennung widerfahren zu laſſen, wurde aber durch die Frage: „ob ich meine Anſichten über ſeine Vertheidigung des Oberrheins gegen Montecuculi, im Feldzuge 1675, nicht geändert habe?“ ſehr in Verlegenheit geſetzt. Nach kurzer Ueberlegung äußerte ich, daß der Erfolg ſeiner ſtrategiſchen Operationen allerdings glänzend genannt zu werden verdiene; daß er jedoch durch ſein keckes Entgegentreten auf dem rechten Ufer nur einem ſo unentſchloſſenen Feldherrn wie Montecuculi habe imponiren können; daß ich deshalb Anſtand nähme, ein ſolches Verfahren als Grundſatz aufzuſtellen, weil man, einem thatkräftigen und kampfluſtigen Feinde gegenüber, ſtets Gefahr laufe in den Fluß gejagt zu werden, und daß überhaupt die Bedrohung der Flanke und des Rückens nicht immer gleiche Wirkungen hervorbringe. Der Marſchall runzelte die faltenreiche Stirn

und ſchwieg. Nach einigen Minuten ſagte er aber: „Ich finde Ihre Zweifel ſehr natürlich; bei dem jetzigen Stande der Kriegskunſt mögen Sie auch Recht haben. Doch war die Vertheidigung dem Angriffe damals ſo ſehr überlegen, daß man in jeder guten Stellung auch einem unternehmenderen Gegner ohne große Gefahr kühn die Spitze bieten konnte.“

Hierauf konnte ich freilich nicht viel erwidern, und um den Vicomte, der im Olymp hoher Achtung genießt, nicht gegen mich einzunehmen, bat ich um Erlaubniß meinen Beſuch recht bald wiederholen zu dürfen, um aus ſeinem Munde Belehrung zu ſchöpfen. Türenne lächelte freundlich und ich empfahl mich.

Merkur ſchien es heute auf die Altfranzoſen abgeſehen zu haben und kutſchirte mich zum Marſchall Luxemburg, was mir nicht angenehm war, weil meine kurzen Bemerkungen über deſſen Feldzüge ebenfalls nicht viel Schmeichelhaftes enthalten. Es war mir aber dabei gar nicht in den Sinn gekommen einen kritiſchen Maßſtab an ſein Feldherrntalent zu legen; ich wollte nur den Zuſtand der damaligen Kriegführung ſkizziren und Materialien zu meiner Strategie ſammeln. Der Kammerdiener des Herzogs trug Bedenken uns zu melden, beſann ſich aber bald eines Beſſeren und kehrte nach wenig Minuten mit der Antwort zurück: der Herzog habe eine ſchlafloſe Nacht gehabt, fühle ſich krank und könne Niemand ſehen. Ich fragte Merkur, ob ich unter ſolchen Umſtänden wiederkommen müſſe um dem Gebote Jupiters zu genügen; er meinte jedoch, ich ſolle nur meine Karte abgeben und die fernere Einladung des Marſchalls erwarten, c'est tout comme chez nous.

Auf meine Bitte mich zu Guſtav Adolph zu führen, öffnete Merkur ein verborgenes Fach im Kutſchkaſten und drückte an eine Feder. Die Droſchke verwandelte ſich augenblicklich in ein Luftſchiff, wir ſtiegen einige tauſend Ellen ſenkrecht in die Höhe, und ließen uns vor einem ſtattlichen Schloſſe in gothiſcher Bauart nieder. Wir traten ein, wandelten durch hohe Bogengänge, ſtiegen eine breite Marmortreppe hinan und baten um die Gunſt, dem Schwedenkönige aufwarten zu dürfen.

Der edle Held empfing uns in ſeinem Arbeitszimmer; auf ſeiner Stirne thronte ſtille Heiterkeit, ſein Auge lächelte gutmüthig. Der Zweck meiner Gegenwart war dem Könige bekannt, und ohne von Merkur, den er ſeiner Doppelzüngigkeit wegen nicht wohl leiden mag, einige Notiz zu nehmen, lenkte er das Geſpräch ſogleich ſelbſt auf ſeine Feldzüge und auf

meine damals noch ungedruckten Bemerkungen darüber. Obschon die Unterredung viele Stunden dauerte, will ich Dir doch einige der interessantesten Aeußerungen des Königs wörtlich mittheilen, was mir um so leichter ist, da wir Verstorbenen Alles was geschieht uns jeden Augenblick nach Gefallen wieder hervorrufen können.

„Ihre Schriften," sagte Gustav Adolph, „werden Aufsehen machen und in den Kriegswissenschaften eine Revolution herbeiführen, die länger dauert als die französische mit allen ihren Stadien. Durch Ihre eben so gründliche Untersuchung als lichtvolle Darstellung der Natur des Krieges haben Sie, mein lieber General, alle frühere Theorien und Systeme des Kriegs umgestürzt, und wer jemals dergleichen wieder aufstellen will muß denselben Weg einschlagen, oder bleibt bei jedem Schritte der Verirrung ausgesetzt. Nur das Naturgemäße ist wahr und praktisch; das Methodische und streng Systematische wird sehr bald zur Unnatur. Der Krieg entfesselt alle Tugenden, Laster und Leidenschaften des Menschengeschlechts; die Verhältnisse desselben gestalten sich mit der Mannichfaltigkeit, wie die Figuren in einem Kaleidoskop, und ihre Regelmäßigkeit ist weit öfter die Wirkung des Zufalls, als man zu glauben Neigung hat. Die Vorliebe für Systeme mag dies kaum sich selbst gestehen, noch viel weniger anerkennen. Die Systematiker gleichen den Tanzmeistern, welche ihren Zöglingen die Touren mit Kreide auf dem Fußboden vorzeichnen. Je nach Geschmack oder Laune empfehlen sie die schulgerechte Menuette, die zierliche Quadrille, den wirbelnden Walzer, oder den rasenden Gallop, als die vorzüglichste Bewegungsart. So auch die Theoretiker im Kriege. Wie soll dabei die Wahrheit zu Tage gefördert werden?"

„Streng philosophisch gebildete Köpfe sind den Irrthümern noch mehr ausgesetzt als die Naturmenschen, und es gehört nicht eben zu den Seltenheiten, daß ein altes Weib, oder ein einfacher Bauersmann einen Philosophen eben so schachmatt macht, wie jener Schnitter den Chrysippus, welcher ihm beweisen wollte, daß er sein Getreide nicht werde schneiden können, nur wird davon nicht gern gesprochen. Die Fähigkeit einzelne Wahrheiten zu Tage zu fördern, macht die angehenden Philosophen leicht zuversichtlich und kühn, und verleitet sie zu dem Irrwahn, daß sie durch dasselbe Verfahren jede Wahrheit zu ergründen vermögen. Die armen Getäuschten! Mit all' ihrer Philosophie können sie nicht erforschen, was der Gegner im nächsten Augenblicke zu thun beabsichtigt, und darauf kommt

es doch wohl an. Mancher Feldherr hat kaum eine klare Ueberſicht von ſeiner eigenen Lage, von der Nachhaltigkeit ſeiner eigenen Hilfsmittel; er weiß nicht ob das, was er heute beſchloſſen, morgen noch ausführbar ſey, weil über Nacht die Verhältniſſe, mithin die Anſichten ſich ändern können. Heute noch fühlt er ſich vielleicht zum kühnſten Wagſtück aufgelegt, morgen aber iſt ſeine Seelenſtimmung eine andere, er iſt kleinmüthig, zaghaft, unentſchloſſen, ohne ſich genau des Grundes bewußt zu ſeyn. Hätte man einen Gradmeſſer für die Spannkraft des Nervenſyſtems, ſo ließe ſich leichter beſtimmen, wie viel oder wie wenig man wagen darf; denn nicht auf den erſten Schritt kommt es dabei an, ſondern vielmehr auf den letzten. So viel Einſicht und Thatkraft hat am Ende ein Jeder, der ſich an die Spitze einer Armee geſtellt ſieht, das Nothwendige zu erkennen und zu beginnen. Aber das Durchführen des Willens, aller Hinderniſſe und Gefahren zum Trotz, die ſich am Schlachttage oft gorgonenartig vermehren, das iſt nur den Auserwählten vorbehalten."

„Das Streben der philoſophiſchen Kriegsgelehrten, ihre Wiſſenſchaft auf poſitive Wahrheiten zu gründen, iſt mithin eitel und nutzlos. Eher wird man die Bellona am Spinnrocken ſitzen, oder mit dem deutſchen Strickſtrumpfe in der Hand luſtwandeln ſehen, als daß der wilde Mars ſich bequemen werde nach der Melodie zu tanzen, die ſchlechte Muſiker mit verſtimmten Inſtrumenten ihm aufſpielen wollen. Sie ſelbſt, General, haben zwar die Möglichkeit einer ſolchen Theorie nicht in Abrede geſtellt und die Hoffnung ausgeſprochen, daß es vielleicht einmal einem genialen Kopfe gelingen werde, aus dem von Ihnen zubereiteten wiſſenſchaftlichen Material eine Kriegstheorie zuſammenzuſtellen, die des Poſitiven genug enthält. Dieſe Beſcheidenheit hat Ihnen meine ganze Hochachtung erworben, und contraſtirt gewaltig mit dem Dünkel anderer Theoretiker, die ſich für unfehlbar halten und weder ihren Zeitgenoſſen, noch ihren Nachkommen klarere und richtigere Anſichten zutrauen. Aber ſo lange der Krieg aus denſelben Elementen zuſammengeſetzt bleibt, kann Ihre Hoffnung nicht erfüllt werden; man wird ſich wie bisher mit Andeutungen begnügen, und die wenigen haltbaren Grundſätze der Kriegführung als Themata betrachten müſſen, auf welche jeder Handelnde, nach Maßgabe der ihm zu Gebote ſtehenden geiſtigen und materiellen Hilfsmittel, beliebige Variationen zu machen hat."

Der König ſprach mit ſolchem Feuer, daß ich ihn kaum zu unterbrechen wagte. Seine Angriffe auf die armen Philoſophen ſchienen mir

aber doch ein wenig zu hart, und ich erlaubte mir dieſerhalb die Bemerkung, daß ich ohne Hilfe der Philoſophie bei meinen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen nicht ſo glücklich geweſen ſeyn würde; auch dürfe ich den Beiſtand, welchen mir die Mathematik, Phyſik, Chemie und manche andere Wiſſenſchaft dabei geleiſtet, nicht gering anſchlagen. „Das glaube ich Ihnen gern," erwiderte Guſtav Adolph, „es giebt keine Wiſſenſchaft aus der man nicht beim Studium einer anderen Nutzen ziehen könne, und die Geſchichte meiner Regierung muß Ihnen ſagen, daß ich die Wiſſenſchaftlichkeit auch unter meinen Offizieren ſehr befördert habe; ja, was noch mehr bedeuten will, ich beſtrafte das eigenſinnige Beharren in altritterlicher Unwiſſenheit mit Verluſt der Adelsrechte. Mein wackerer Feldmarſchall Horn hatte ſich auf deutſchen Univerſitäten gebildet, und war ein ſehr philoſophiſcher Kopf. Torſtenſon beſaß die umfaſſendſten Kenntniſſe in ſehr vielen Wiſſenſchaften. Aber der geniale Naturmenſch Baner übertraf ſie dennoch Beide. Keiner verſtand es ſo gut wie er, den Gegner en flagrant délit zu faſſen, und ſeine Kriegführung war nicht weniger ſyſtematiſch als Ihre Theorie, hielt ſich aber auch eben ſo frei von jedem Methodismus, der nur in den niederen Theilen der Kriegführung anwendbar und dort inſofern von Nutzen iſt, weil er das präciſe Ineinandergreifen der einfachen Handlungen begünſtigt, deren Wirkungen und Erfolge leichter zu überſehen ſind. Die meiſten Theoretiker ſind in dem ſelbſt beſchränkten Kreiſe ihrer Ideen wie durch Zaubergewalt feſt gebannt, und glauben daher auch mit einer kleinen Anzahl Grundſätze und einigen formellen Verfahrungsarten allen Bedürfniſſen im Kriege zu entſprechen. Sie gleichen darin den Quackſalbern, die mit drei oder vier ſpecifiſchen Arzneimitteln alle Krankheiten des Menſchengeſchlechts heilen zu können vorgeben. Sie ſtreben nach beſtimmten Reſultaten, während im Kriege Alles unbeſtimmt iſt und der Kalkül mit lauter veränderlichen Größen gemacht werden muß; ſie richten daher ihre Betrachtungen meiſt nur auf materielle und formelle Dinge, während der ganze kriegeriſche Akt von geiſtigen Kräften und Wirkungen durchzogen iſt; ſie betrachten nur die einſeitige Thätigkeit, während der Krieg eine beſtändige Wechſelwirkung der gegenſeitigen iſt. Alle dieſe Verſuche ſind verwerflich, denn die Natur des Kriegs bleibt doch immer dieſelbe, und die entfeſſelten Leidenſchaften der handelnden Perſonen laſſen ſich nicht wie die Kinder am Gängelbande führen. Aber auch die geiſtigen Größen und moraliſchen Potenzen ſpotten eines zu geregelten Thun's, weil das Genie

dadurch ausgeſchloſſen werde würde. Was das Genie thut, muß aber gerade die ſchönſte Regel ſeyn, und die Theorie kann nichts Beſſeres thun als zu zeigen, wie und warum es ſo iſt. Wehe der Theorie, die ſich mit dem Geiſte in Oppoſition ſetzt, ſie kann dieſen Widerſpruch durch keine Demuth gut machen, und je demüthiger ſie iſt, um ſo mehr wird Spott und Verachtung ſie aus dem wirklichen Leben verdrängen."

Vergebens ſuchte ich den König von dieſem Thema abzulenken, weil ich ihn lieber über ſeine Feldzüge in Deutſchland hätte ſprechen hören; aber er hatte ſich über das fruchtloſe Streben, die Kriegstheorie zu einer poſitiven Wiſſenſchaft zu machen, ſo ereifert, daß er vielleicht noch einige Stunden in dieſem Tone fortgefahren wäre, wenn nicht Merkur, der ſich dabei zu langweilen begann, die nächſte kleine Pauſe zu der Frage benutzt hätte, ob ich künftig den Sitzungen der Akademie als Ehrenmitglied beiwohnen dürfe? Guſtav Adolph hat nämlich eine Akademie der Kriegswiſſenſchaften gegründet, welche ſich vorzugsweiſe mit Erörterung der wichtigſten Streitfragen beſchäftigt und regelmäßige Sitzungen hält. Er ſelbſt führt den Vorſitz, Friedrich der Große iſt Vicepräſident, Torſtenſon erſter, Schwerin zweiter Sekretär; Merkur hat die Einladungen zu beſorgen. Die Männer des neunzehnten Jahrhunderts können noch nicht zu wirklichen Mitgliedern gewählt werden, haben jedoch Zutritt. — Der König bedachte ſich einen Augenblick, ſagte aber dann: „Ich werde Sie dort mit Vergnügen ſehen, General, und Sie ſollen in der nächſten Sitzung einen Commentar zu Ihrer Abhandlung über meine Feldzüge in Deutſchland hören, die Sie als ein noch junger Offizier niedergeſchrieben haben." — Ein gnädiges Kopfnicken gab uns zu verſtehen, daß er allein zu ſeyn wünſche.

Merkur fragte mich, ob ich heute noch mehr Beſuche machen wolle, ich ſehnte mich aber nach Ruhe und bat heimzukehren. Er entfaltete hierauf einen ungeheuren Fallſchirm, und ſo kamen wir ſchnell wieder an mein Quartier. Beim Fortgehen raunte mir der Götterbote vertraulich in's Ohr, daß er morgen einen Steinadler nach der Erde entſende, um in der Umgebung von Berlin ein feines Mädchen zu belauſchen, in welches Jupiter verliebt ſey. Wenn ich alſo meinen Freunden einige Nachrichten zu geben wünſche, ſolle ich ihm das Briefchen nur zuſenden. Ich nahm das Anerbieten dankbar an und Du weißt nun, mein Trauter, wie Du zu gegenwärtiger Epiſtel gekommen biſt.

Zweiter Brief.

Olymp, den 16. Mai 1832.

Wie hier doch Alles ſo wunderbar geordnet iſt! Durch die Beſchreibungen eines griechiſchen Satyrikers irre geleitet, hatte ich mir von dem Treiben der Halb-, Viertels, und Achtelsgötter, welche hier die haute volée bilden, keine ſehr günſtige Vorſtellung gemacht. Aber einige verliebte Abenteuer Jupiters abgerechnet, geht es unter den hohen und höchſten Herrſchaften jetzt recht anſtändig zu, die libertinage iſt aus der Mode gekommen, und in der bonne société befindet man ſich wirklich in guter Geſellſchaft. Die Unterhaltung erſtreckt ſich über die intereſſanteſten und belehrendſten Gegenſtände, beſonders in den soirées der Minerva, und damit es nicht an Stoff gebricht erhalten die Zutrittsfähigen allerhand Aufträge, über deren Erledigung ſie auf Verlangen Bericht erſtatten müſſen.

So hatte Minerva z. B. unſern Scharnhorſt beauftragt, das Thun und Treiben aller Strategen in's Auge zu faſſen, und ich wurde von unſerem Freunde eingeladen ihn auf ſeiner Rundreiſe zu begleiten. Mit hinreichenden Kabinetspäſſen verſehen reisten wir nach Tenare ab. Es iſt dies bekanntlich der Eingang in die Unterwelt, ein wahrhaft ſtrategiſcher Schlüſſelpunkt von pittoresker Anſicht. Das Wort „Unterwelt" darf Dich aber nicht in Schrecken ſetzen, denn von Tenare bis zur Hölle, wo die auf ewig Verdammten wohnen, iſt noch ſehr weit.

Denke Dir die Katakomben von Paris, oder beſſer noch die Salzbergwerke von Wieliczka, millionenmal vergrößert und Du haſt dann einen ungefähren Begriff von den räumlichen Verhältniſſen der Unterwelt, ſo weit wir dieſelbe durchſtreifen durften. Die oberſten zehn Höhlen, von welchen die kleinſte größer iſt als die Mark Brandenburg, ſind ſolchen Verſtorbenen zum Aufenthalte angewieſen, bei welchen das Reich der Gnade noch nicht zum Durchbruche gekommen iſt, die aber doch einige Anwartſchaft darauf haben. Es ſind meiſt überſpannte Köpfe, ſtörrige Burſche die keine raison annehmen wollen. Sie erfreuen ſich hier einer Art von comfort, doch nur auf Augenblicke, und haben auch ihre böſen Stunden, zumal wenn der Läuterungsprozeß mit ihnen vorgenommen wird.

„Tief unten aber iſt's fürchterlich,
Und der Menſch verſuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen."

Es war ein ſchöner Maimorgen als wir im raſchen Fluge vor Tenare anlangten, und nach Vorzeigung unſerer Päſſe und Empfehlungsſchreiben von Charon ſogleich übergeſchifft wurden. Am rechten Ufer des Styx empfing uns ein niedlicher Kammerpage des Proſerpina; er hatte die Geſtalt eines Teufelchen, wie ſie in Mozart's Don Juan vorkommen, war aber weiß geſprenkelt und trug ſeinen Schutzſchwanz mit ſchöner Fahne im Exceß, gerade ſo wie mein brauner Mecklenburger den ich an der Moskwa verlor. Der Kleine bot ſich uns als Führer an. Wir ſtiegen 365 in ſchwarzen Marmor gehauene Stufen hinan, und gelangten auf eine ungeheuere natürliche Plattform, welche gleichſam das entrée von Tenare bildet. Die warme Frühlingsſonne hatte die Bewohner der oberſten Höhle auf dieſe Plattform gelockt, wo ſie allerlei Kurzweil trieben. Unter ihnen befanden ſich auch mehrere renomirte Strategen, die nach ihren Syſtemen durch farbige Käppchen unterſchieden waren; ich darf ſie jedoch nicht näher bezeichnen weil Scharnhorſt es mir verboten hat.

Anfangs ging es unter dieſen Herren ganz friedlich und freundlich zu. Bald aber fing Jeder an ſein Steckenpferd zu tummeln, und da gab's Zank und Streit ſo wie ſie einander zu nahe traten. Der Eine baute ein thurmhohes Kartenhaus, um die nothwendige Ausdehnung der Baſis und die erforderliche Größe des Objektivmittels zu ermittelu. Der Andere zeichnete parallele, divergirende und convergirende Operationslinien in den Sand und ſchlug den ſupponirten geduldigen Feind mit leichter Mühe aus dem Felde. Ein Dritter ließ ein Dutzend zur Bedienung beſtimmte Kammerteufelchen in einen Kreis treten, Front auswärts machen und dann eine Viertelſtunde lang p. ſſ. n., worauf er ſich bemühte die Waſſerſcheiden aufzufinden, deren dominirende Eigenſchaften ſorgfältig unterſucht wurden. Ein Vierter karrte eigenhändig Sand herbei, legte ſich ein künſtliches Bergelchen an, beſetzte dieſen beherrſchenden Punkt mit ſeiner Wenigkeit und triumphirte dann hohnlachend über ſeine Collegen. Ein Fünfter endlich wollte den Eingang von Tenare verſchanzen, und durch Beſitznahme dieſes Schlüſſelpunktes der ganzen Unterwelt ſtrategiſche Geſetze vorſchreiben.

Du ſiehſt, mein Freund, daß hier eine Art bicêtre iſt, und die guten Leutchen werden von Proſerpinen, deren beſonderer Obhut ſie aus Rückſicht auf ihr zartes Gehirn anvertraut ſind, auch eben ſo behandelt wie in Paris, das heißt man läßt ſie gewähren, ſo lange ſie ſich ruhig und friedlich betragen. Aber der Kartenhausmann gerieth in den heftigſten Zorn, als ihn ſein Nachbar mit den parallelen Operationslinien in die Quere kam. Der Waſſerſcheidemann fluchte, daß ſeine Quellen früher verſiegt waren bevor er den beherrſchenden Rücken gefunden hatte. Der Mann auf dem Sandberge ſchimpfte auf die Umſtehenden, weil ſie keine Notiz von ihm nehmen wollten. Der Beſitzer des Schlüſſelpunktes aber wurde von Cerberus niedergerannt, welcher ihm zwiſchen den ausgeſpreizten Beinen durchlief. Einer beſchuldigte den Andern, daß er ſich unangenehm mache, von Worten kam es bald zu Thätlichkeiten, und zuletzt ging es zu wie weiland auf den polniſchen Reichstagen.

Als der Spektakel ärger wurde hörte man entfernten Donner rollen, und kaum hatte ich Scharnhorſt aufmerkſam darauf gemacht, ſo ſenkte ſich eine feuerfarbene Wolke auf die Plattform herab, und Mars trat aus dieſer ätheriſchen Reiſechaiſe mit erzürnter Miene unter den Haufen der Streitenden. „Genug des Kinderſpiels," donnerte er die Beſtürzten an, „ſonſt laſſe ich euch dieſe Beſchäftigungen ein volles Jahrtauſend hindurch zur Strafe fortſetzen, und in den Stunden der Erholung die Zwangsjacke anlegen." — Er pfiff hierauf dem Cerberus, welcher die hoch- und wohllöbliche ſtrategiſche Ordensgeſellſchaft wie geduldige Lämmer nach dem Stalle des Augias trieb, der ihnen vorläufig zum Sommeraufenthalte angewieſen wurde.

Die ganze Plattform war plötzlich wie rein gefegt, denn die übrigen anweſenden Tenarier, vom paniſchen Schrecken ergriffen, waren gleichzeitig in ihre Zellen geſchlüpft. Nur die Kammerteufelchen blieben zurück, und ſuchten durch poſſierliche Sprünge den zornigen Kriegsgott zu beſänftigen, deſſen Flammenblicke jetzt ſpähend umherſtreiften, als ſuche er neue Gegenſtände ſeines Ingrims. Mir war dabei nicht ganz wohl zu Muthe; ich näherte mich Scharnhorſt, der ſich ſinnend an eine Napoleonsweide gelehnt hatte und Alles um ſich her zu vergeſſen ſchien. „Wie iſt Dir, Freund?" redete ich ihn an, „glaubſt Du nicht, daß die Reihe nun auch an uns kommen werde?" — „Sey unbekümmert," erwiderte er, „wir gehören nicht zu den falſchen Propheten, die ihre Hirngeſpinnſte für ſublime Ideen und

unbeſtreitbare Wahrheiten ausgeben. Was Du und ich je über Kriegführung geſchrieben haben, mag zwar ebenfalls nicht ganz frei von Irrthümern ſeyn; doch kann uns Niemand den Vorwurf machen, daß wir uns dabei als eitle und dünkelhafte Gecken benommen. Haben wir doch ſelbſt und namentlich Du, mein Lieber, Mißtrauen in die Richtigkeit unſerer eigenen Folgerungen geſetzt, und die Unzulänglichkeit menſchlichen Wiſſens ehrlich anerkannt. Wäre Deine Sprachweiſe nicht zuweilen etwas keck und herausfordernd, man müßte Dich unbedingt den beſcheidenſten Theoretiker nennen.

Kaum hatte Scharnhorſt dieſe Troſtworte ausgeſprochen, als Se. kriegeriſche Hoheit vor uns ſtand. „Willkommen auf Tenare, Ihr Herren von der Feder," redete Mars uns an, „was hat Euch denn hierher geführt? Wollt Ihr etwa Mohren weiß waſchen?" — Scharnhorſt berichtete was Minerva ihm aufgetragen, und bat um Erlaubniß ſeine Rundreiſe mit mir ohne Vorzug fortſetzen zu dürfen. „Dieſe Mühe könnt Ihr Euch erſparen," erwiderte Mars mit freundlicher Miene, „meine kluge Schweſter Minerva hat mich von ihrem Plane unterrichtet und gebeten, Euch die Sache zu erleichtern. Deßhalb lockte ich die ganze ſtrategiſche Geſellſchaft auf die Plattform, um Euch von ihrem nutzloſen Treiben einen Totalüberblick zu geben. Wenn Ihr ſonſt nichts weiter in Tenares Hallen zu ſuchen habt, ſo könnt Ihr mit mir in den Olymp zurückkehren, in meiner Wolke reist ſich's comfortabler als in der olympiſchen Diligence, die man ſo achtbaren Herren, wie Ihr ſeyd, gar nicht hätte anbieten ſollen. In Zukunft wendet Euch in Betreff des Fortkommens nur an meinen Reiſeſtallmeiſter." Wir traten in die Wolke und kehrten in den Olymp zurück.

Scharnhorſt veranlaßte mich in ſeiner Behauſung abzuſteigen, um über die heutigen Vorgänge ungeſtört ein wenig plaudern zu können: hier fanden wir aber eine ſo dringende Einladung von Gneiſenau, daß wir uns ſogleich in ſein niedliches Schloß Sommerſchenburg begaben, welches er ſich hier oben hat bauen laſſen. Als beſondere militäriſche Merkwürdigkeit muß ich erwähnen, daß in einem entlegenen Theile des anſtoßenden Parks die Feſtung Colberg, wie ſie im Jahre 1807 beſchaffen war, mit allen Angriffs- und Vertheidigungsarbeiten en miniature ausgeführt iſt. Dergleichen wichtige Momente aus früheren Zeiten hat hier faſt jeder Veteran in natürlicher Darſtellung.

Der wackere Feldmarſchall empfing uns mit der ihm eigenen Herzlichkeit und freute ſich ſehr, daß ich ihm ſobald nachgefolgt ſey, womit ich aber aus vielen Gründen nicht ganz einverſtanden war. Es entſpann ſich hierüber zwiſchen uns ein Geſpräch, das ich Dir gleich wörtlich mittheilen will.

Gneiſenau. „Der Krieg, in welchem wir als bewaffnete Zuſchauer zu figuriren beſtimmt waren, hatte zu wenig Intereſſe für mich, als daß ich eine wirkſamere Theilnahme daran ernſtlich hätte wünſchen mögen. Zu einem Kriege gegen die Franzoſen iſt keine Ausſicht, ſo lange Louis Philipp das Scepter führt. Unſere kriegeriſche Laufbahn war alſo zu Ende, und obſchon ich mich im Kreiſe meiner Familie ſehr glücklich fühlte, empfand ich doch zuweilen ein geheimes Sehnen nach Veränderung, über deſſen Grund ich mir ſelbſt keine Rechenſchaft geben konnte. Ich bin daher mit meiner Verſetzung in den Olymp recht wohl zufrieden und Sie, Freund Clauſewitz, werden bald dieſelben Empfindungen theilen. Man befindet ſich zwar hier in einem permanenten Zuſtande der Diſponibilität, fühlt aber auch nicht mehr den unruhigen Drang nach Thaten, und lebt das Stillleben eines Weiſen.“

Ich. „Meine Verhältniſſe auf der Erde ſind nicht ganz dieſelben geweſen. Ihr kriegeriſcher Ruf, Herr Feldmarſchall, war bereits gegründet, der meinige ſollte es erſt noch werden, denn was ich bis dahin im Kriege geleiſtet, war wenigſtens nicht von der Art, daß es in den Büchern der Geſchichte verzeichnet werden dürfte. Ich kann nicht bergen, daß die Cholera alle meine Plane durchkreuzt hat, und muß lebhaft bedauern, daß es mir vom Schickſal nicht einmal vergönnt wurde, meine literariſchen Werke zu beendigen, die dem militäriſchen Publikum jetzt als Bruchſtücke dargeboten werden, was mich ſchiefen Beurtheilungen ausſetzt.“

Gneiſenau. „Wenn es Ihnen hauptſächlich um den Nachruhm zu thun iſt, ſo ſeyn Sie unbeſorgt, lieber Clauſewitz, der wird Ihnen nicht fehlen, und was die Geſchichte betrifft, ſo iſt darauf kein zu großer Werth zu legen. Sie ſoll zwar ein Tagebuch der Großthaten ſeyn, und es muß allerdings auch den edelſten Charakter erfreuen ſeinen Namen oft darin mit Auszeichnung genannt zu ſehen. Aber die Geſchichtſchreiber haben in der Regel zu viel vorgefaßte Meinungen, als daß ſie Gerechtigkeit üben könnten gegen Jedermann, und unſere Kriegsgeſchichtſchreiber laſſen ſich noch gar zu ſehr von falſchen Theorien beherrſchen. Was aber die ſchiefen

Beurtheilungen betrifft, ſo iſt der Mann der That denſelben noch mehr ausgeſetzt als der Mann des Worts, ein Beiſpiel davon liefern Blücher und ich. Wie oft iſt nicht behauptet worden unſer ehrwürdiger Schlachtenfürſt ſey nur ein braver Haudegen geweſen, und verdanke den wohlverdienten Kriegsruhm hauptſächlich meinen Rathſchlägen und Anordnungen. Gleichwohl kann es nicht leicht einen größeren Irrthum geben. Der Ruhm den ſich Fürſt Blücher als Feldherr erworben iſt ſein unbeſtreitbares Eigenthum, und mein ganzes Verdienſt beſteht darin, daß ich in ſeine Ideen mit Leichtigkeit einging, ſeine Anſichten ſogleich zu den meinigen machte — weil ich ſelten etwas Erhebliches daran auszuſetzen fand — und das großartige Detail der Heerführung ganz in ſeinem Sinne anordnete. Blücher würde in jener verhängnißvollen Zeit immer einen tüchtigen Gehilfen, der König aber keinen zweiten Blücher gefunden haben."

Scharnhorſt. „Ihre Beſcheidenheit, lieber Graf, iſt allgemein bekannt und kann nicht mehr befremden. Auch unterſchreibe ich die Richtigkeit Ihres Schlußwortes mit voller Ueberzeugung. Aber auch das Publikum hat ſo unrecht nicht, nur irrt es darin, daß es die Urſachen der glücklichen Erfolge mehr in Ihrem Kopfe als in Ihrem Herzen ſucht. Nur durch das freiwillige Unterordnen der eigenen Ideen und Ueberzeugungen wurde es Ihnen möglich, ganz in die Ideen des Fürſten Blücher einzugehen, ſie augenblicklich in entſprechende Befehle zu verwandeln, woraus jene Harmonie entſprang die ſo Großartiges bewirkte. Blücher war trotz ſeines Alters ein Feuerkopf und mithin zu kühnen Uebereilungen geneigt, die in der höchſten Stellung leicht ſehr nachtheilig werden können, wie die Ereigniſſe vom 12. bis 14. Februar 1814 zur Genüge bewieſen haben. Der Chef ſeines Generalſtabs mußte alſo nothwendig ein Mann ſeyn, der ſich mit ihm ganz identificirte; denn das Geltendmachen anderer und beſſerer Anſichten würde nur die entgegengeſetzte Wirkung hervorgebracht, überhaupt Disharmonie erzeugt haben. Ich zweifele aber ſehr ob ſich Jemand gefunden haben würde, der ſich ſo gut zu Blüchers-Vertrauten eignete als gerade Sie, lieber Feldmarſchall, und Sie können mit gutem Rechte die eine Hälfte ſeines Kriegsruhmes für ſich in Anſpruch nehmen; hat der alte Herr doch ſelbſt wiederholt verſichert, daß er ohne Sie viel weniger geleiſtet haben würde."

Gneiſenau. „Nun wir wollen das jetzt auf ſich beruhen laſſen, mein vortrefflicher Freund; aber geſtehen Sie nur aufrichtig, bringt das

Wort nicht oft größeren Nachruhm als die That? Sie traten zu einer Zeit als Lehrer auf, in welcher Finſterniß die Köpfe umnebelte. Ihre Vorträge fanden eifrige Zuhörer, Ihre militäriſche Schriften begierige Leſer; Sie haben viel ausgezeichnete Schüler gebildet, einen großen Theil der Kriegswiſſenſchaften umgeſtaltet, vervollkommt und praktiſch nützlicher gemacht. Ihr Name wird in ganz Deutſchcand ja ſelbſt im Auslande mit hoher Achtung genannt, und Ihr Nachruhm würde ſchon als Lehrer und Schriftſteller geſichert ſeyn, hätten Sie dem auch keine anderen militäriſchen Verdienſte hinzugefügt. Unſer Freund Clauſewitz, deſſen Geiſt Sie ebenfalls herangebildet haben, wird durch die hohe Genialität ſeiner kriegeriſchen Anſichten und Lehren ſich gleichen Ruhm erwerben, er hat das Werk fortgeſetzt das Sie ſo rühmlich begonnen, und in mancher Beziehung ſeinen Meiſter übertroffen. — Wie verhält es ſich dagegen mit der kriegeriſchen That? die Mehrzahl der Theilnehmer daran ſchreibt ſich auch einen guten Theil des Ruhmes zu; der unverſchämte Ehrgeizige, der Neidiſche, Verkleinerungsſüchtige, Böswillige, ſie Alle ſuchen denjenigen zu verdunkeln, der eigentlich die Seele der That war, und ſchmücken ſich nicht ſelten mit deſſen Lorbeeren. Viele ausgezeichnete Kriegsthaten kommen oft nicht einmal zur öffentlichen Kenntniß, weil der Urheber zu beſcheiden, vielleicht nicht à la mode war, oder gerade durch dieſe That die Fehler ſeiner Vorgeſetzten wieder gut machte; ihnen eine Beſchimpfung erſparte u. ſ. w. Gründe genug, die ganze Sache mit Stillſchweigen zu übergehen, oder wohl gar das Verdienſt auf geſchickte Weiſe ſich ſelbſt zuzuſchreiben. — Der Mann des Worts hat dergleichen nicht zu befürchten, denn er iſt ohne Theilnehmer an ſeinen Werken, die er ganz allein hervorbringt. Hierbei iſt alſo ein Abſprechen des Verdienſtes nicht gut möglich, denn wollte auch Einer auftreten und ſagen: „das habe ich geſchrieben," ſo würden Hunderte darauf antworten: „er lügt!" Und was die ſchlechten Kritiker betrifft, ſo ſtellen ſie ſich ja ſelbſt an den Pranger, weil das Publikum auch ein Urtheil hat, und ſich ein ungerechtes Urtheil nicht ſo leicht aufdringen läßt."

Scharnhorſt. „In vieler Beziehung haben Sie nicht Unrecht, lieber Feldmarſchall, da Sie aber ſelbſt an das Urtheil des Publikums appelliren, ſo möchte ich fragen: ob darauf ſo großer Werth zu legen ſey, oder, wenn das hier nicht in Frage ſteht, ob das Publikum den Werth des Wortes und der That ſtets zu würdigen wiſſe? Die That ſpricht für

ſich ſelbſt; das Wort bedarf häufig erſt der Erläuterung. Eine kriegeriſche That von Bedeutung erwirbt ſich ganz unwillkürlich den Beifall und die Bewunderung Aller, welche davon Kenntniß haben. Die erhabenſte Idee, in einfachen Worten ausgedrückt, wird aber nicht ſelten zu einer Alberuheit geſtempelt, ſogar von Männern denen man größere Einſicht zutrauen ſollte. Der ſchriftſtelleriſche Ruhm iſt alſo bisweilen eben ſo zweideutig als der kriegeriſche, und es machen am Ende nur die bildenden Künſte und Künſtler eine Ausnahme, weil das Anſchauungsvermögen allgemeiner verbreitet iſt als das Urtheilsvermögen. Indeß will ich zugeben daß ein großer, ja auch ein nur mittelmäßiger, aber glücklicher Feldherr auf größeren Nachruhm rechnen darf als der größte Schriftſteller unſeres Faches, weil man nur zu geneigt iſt Zweifel in ſeine praktiſche Befähigung zu ſetzen, ſo lange er nicht Gelegenheit hatte auch hiervon Proben abzulegen; habe ich Freund Clauſewitz recht verſtanden, ſo iſt es hauptſächlich das, was ihn über den früheren Abtritt vom irdiſchen Schauplatze bekümmerte. Aber es iſt wirklich eine Frage, ob mein gefühlvoller Freund auch diejenige Härte des Gemüths gehabt haben würde, welche zu einer Führung des Krieges nach ſeinen Grundſätzen zuweilen erforderlich iſt."

Ich. „Dieſe Frage habe ich mir allerdings oft vorgelegt, und ſie ſo ganz entſchieden zu meinen Gunſten nicht beantworten können. Doch hoffe ich daß das eifrige Streben nach Erreichung des beabſichtigten Zweckes, deſſen ich mir ſtets bewußt geweſen bin, bei Anwendung der unerläßlichen Mittel mir auch die nöthige Energie gegeben haben würde, wobei ich mich durch die Ueberzeugung zu ſtärken geſucht hätte, daß durch zeitgemäße freiwillige Aufopferung von Hunderten unfreiwillige größere Opfer vermieden werden könnten."

Gneiſenau. „Ueber dieſen Punkt bin auch ich mit mir nicht ganz ins Reine gekommen, denn die Anforderungen, welche die Pflichten eines Feldherrn zuweilen an ſeine Hartherzigkeit machen, ſind doch in Wahrheit ſehr groß! Was Sie, lieber Scharnhorſt, vorher über die Unzweideutigkeit des Feldherrnruhmes ſagten, kann ich aber auch nicht unbedingt zugeben. Iſt Ihnen doch ſelbſt bekannt, welche ungereimte Urtheile über Napoleon's Feldherrntalent gefällt worden ſind. Hat es nicht vieler Jahre bedurft um einige unſerer Generale, die ſich für hochgebildet halten, zu überzeugen daß Napoleon's Kriegskunſt in etwas Beſſerem beſtehe, als in

dem plumpen Drauflosgehen mit überlegenen Massen? Mit wenig Mitteln Großes durchführen, wie unser einziger Friedrich that, nimmt sich zwar noch viel erhabener aus. Das hängt aber nicht ausschließlich von der Genialität eines Heerführers ab, sondern von ganz eigenthümlichen Verhältnissen, die herbeizuführen in keines Menschen Gewalt steht. Friedrich beurkundete den großen Feldherrn dadurch, daß er die Verhältnisse und den Charakter seiner Gegner fast immer richtig beurtheilte, in der Anwendung seiner Vertheidigungsmittel mit großer Energie zu Werke ging, und sich durch die nicht seltenen Niederlagen keineswegs entmuthigen ließ. Wer aber die Ursachen seiner glücklichen Erfolge in der fortgesetzten Anwendung eines besonderen Operationssystems, oder wohl gar in der schrägen Schlachtordnung erblicken wollte — wie immer noch hier und da uns vordemonstrirt wird — der schreibt den Formen des Handelns einen Einfluß zu, den sie niemals gehabt noch jemals erlangen werden. — Gestehen wir nur ganz aufrichtig, daß die Menschheit mehr durch Worte als durch Thaten belehrt wird, und daß es nur Wenigen gegeben ist, aus der Geschichte oder eigenen Erfahrung größeren Nutzen zu ziehen, als aus dem Studium der Schriften vorurtheilsfreier und gründlich gebildeter Männer. Von euch Beiden wird daher immer noch mit großer Auszeichnung gesprochen werden, wenn mein Name schon längst in Vergessenheit gekommen ist."

Das Gespräch ging nunmehr auf gleichgültigere Gegenstände über, auf das Treiben und die vielen neuen Bekanntschaften im Olymp, wovon ich Dir zu andern Zeiten Mittheilung machen will. Für heute also gute Nacht.

Dritter Brief.

Olymp, den 17. November 1832.

Gestern gab es hier ein merkwürdiges Fest. Es waren gerade 200 Jahre seit Gustav Adolph bei Lützen fiel, denn man rechnet hier nach dem neuen Kalender, während die Erdbewohner den König immer noch frischweg nach dem alten Kalender sterben lassen.

Am frühen Morgen war große Reveille von allen Trompetern, Trommlern und Pfeifern, die im Laufe des dreißigjährigen Krieges gleichviel in welchem Heere activ geweſen ſind; es mochten ihrer etwa 16,000 ſeyn. Dann war eine Heerſchau, wie man ſie anderwärts nie zu ſehen bekommt. Mars, der Ordner en chef von dieſem Feſte, hatte alle ſchwediſche, deutſche, holländiſche und engliſche Regimenter, welche im Dienſte und Solde des Königs geſtanden, zuſammenkommen und in Parade aufſtellen laſſen. Sämmtliche Truppen ſtanden in zwei Treffen, das Fußvolk im erſten, die Reiterei im zweiten; das Geſchütz, womit der König die meiſten Schlachten entſchied, ſtand auf dem rechten Flügel des Vordertreffens. Feldmarſchall Baner befehligte das Ganze, Torſtenſon die Artillerie, Horn das Fußvolk, Königsmark die Reiterei. Alle Feldherrn und Generale, welche den Olymp bewohnen, waren zu dieſer Heerſchau eingeladen, und ſelbſt viele von denen, die zur Zeit noch auf Tenare verbleiben müſſen, hatten Erlaubniß erhalten dieſer Feſtlichkeit beizuwohnen, denn es gehört ja bekanntlich zu den größten Seltenheiten, daß ein König ſein irdiſches Leben auf dem Schlachtfelde beſchließt und eine ſolche Feier begehen kann.

Herzog Bernhard von Weimar war von Mars beauftragt worden, dem Jubelhelden entgegen zu reiten; ihm folgten alle anweſende Generale aus jener Kriegszeit, eine ehrwürdige Schaar, deren Thaten mir immer große Bewunderung eingeflößt haben. Ich fragte meinen Nachbar ob der König mit einer Ehrenſalve empfangen werde, erhielt aber zur Antwort: daß Jupiter alles Schießen verboten habe, weil er hier den Donnerer allein ſpielen wolle.

Als Guſtav Adolph ſich mit ſeiner glänzenden Suite näherte, beugte jeder Krieger ſein rechtes Knie, auch die Pferde knieten nieder. Auf ein Zeichen Bernhards ſtimmte das ganze Heer den kräftigen Geſang an: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!“ Wir ſangen Alle andächtig mit, ſelbſt der alte Tilly, denn jeglicher -Glaubensunterſchied hat hier ein Ende; Leopold von Deſſau brummte aber dieſes ſein Lieblingslied, das er unſeres Herrgotts Dragonermarſch zu nennen beliebte, nach der Weiſe des Deſſauer Marſches, da er auch jetzt noch keiner anderen Geſangweiſe fähig iſt, ſo ſehr ſich Apoll auch bemüht ihn etwas melodiſcher zu machen.

Nach Beendigung des Geſangs ritt der König die Front beider Treffen entlang, worauf Herzog Bernhard den Vorbeimarſch anordnete,

der mit ganzen Regimentern in ſchönerer Haltung erfolgte, als ich das jemals von unſern Truppen geſehen habe, obſchon der Vorbeimarſch bekanntlich den Hauptbeſtandtheil unſerer Friedensübungen ausmacht.[1] Als die Revue zu Ende war vernahmen wir einen Donnerſchlag, und augenblicklich verſchwand das ganze Heer, denn es beſtand nur aus Luftgeſtalten.

Ein zweiter Donnerſchlag zauberte das Stockholmer Schloß im vergrößerten Maßſtabe hervor. Merkur ließ ſich in einer hellblauen Wolke mit gelber Einfaſſung herab, und lud den König ein das Haus ſeiner Väter zu betreten, wo die Beglückwünſchungsdeputationen ſeiner bereits warteten. Die anweſenden Fürſten und Generale folgten ihm dahin.

Die nun beginnende Gratulationscour war in hohem Grade impoſant, doch übergehe ich die Einzelnheiten mit Stillſchweigen, weil ich Dir intereſſantere Mittheilungen zu machen habe. Das darauf folgende Mittagsmahl, wozu wir Alle geladen wurden, zeichnete ſich durch köſtliche Einfachheit aus. Wir wurden mit Ambroſia in zehn verſchiedenen Zubereitungen bewirthet, und tranken Nektar mousseux. Nach aufgehobener Tafel athmeten wir Wonneluft, und fühlten uns in ſeltenem Grade begeiſtert. Dies hatte Merkur, der bei der Tafel die Honneurs machte, ſehr weiſe eingerichtet, denn Guſtav Adolph wollte gegen Abend eine akademiſche Sitzung halten, zu welcher auch ich und mehrere der Anweſenden Eintrittskarten erhielten.

Die Verſammlung beſtand an dieſem Tage nur aus ſolchen Mitgliedern der Akademie, welche zu den Zeitgenoſſen des dreißigjährigen Krieges gehörten. Das von Guſtav Adolph gewählte Thema war die Streitfrage: Ob der Angriff ſtärker ſey als die Vertheidigung? und es ſollte die Erörterung auf hiſtoriſchem Wege erfolgen. Du weißt, mein Lieber, wie ich über dieſen Gegenſtand denke, und kannſt dir leicht eine Vorſtellung machen, mit welchen Erwartungen ich den Diskuſſionen einer Verſammlung von Männern entgegen ſah, deren Wiſſen und Erfahrung im Kriege ſelbſt von den berühmteſten Notabilitäten der Napoleon'ſchen Zeitgenoſſen kaum um ein Weniges übertroffen werden dürfte.

Der Verſammlungsort war ein niedliches Coliſeum welches Merkur, nach dem Muſter des unter Veſpaſian in Rom erbauten, hervorgezaubert

[1] Dieſer Brief iſt, was man nicht überſehen darf, 1832 geſchrieben.
Anmerkung des Herausgebers.

und mit den ſchwediſchen Nationalfarben ausgeſchmückt hatte. An den Wänden rings herum hingen die eroberten Fahnen in ſchönſter Symmetrie. Aufrecht geſtellte Kanonenröhre von jeglicher Länge bildeten die Einfaſſung der verſchiedenen Räume im Innern, und trennten die Eingeweihten von den Laien. Sämmtliche Sitze beſtanden aus Kanonenkugeln, würfelartig auf einander geſtellt, was nur im Olymp — wo ein anderes Geſetz der Schwere gilt — möglich iſt, und waren mit hellblauen Sammetkiſſen belegt. Der Präſidentenſitz glich einem Königsthrone. Die Beleuchtung ſchien mir anfangs ſehr ſpärlich zu ſeyn; ſobald aber der Huiſſier die Ankunft des Königs meldete, ſtiegen aus der äußeren Reihe der Kanonenröhre Leuchtkugeln empor, kreuzten ſich hoch über der Mitte des Saales, entfalteten dann hellblau und gelb geſtreifte Fallſchirme, und bildeten einen ſtrahlenden Kranz von funkelnden Sternen, der durch unſichtbare Gewalt in der Schwebe gehalten wurde und eine prachtvolle Beleuchtung gab.

Nachdem der König den Präſidentenſitz eingenommen hatte, gab Torſtenſon mit der Glocke das übliche Zeichen, daß die Verhandlung nun ihren Anfang nehmen könne, worauf die feierlichſte Stille eintrat.

„Es iſt Euch bekannt, meine Freunde," hub Guſtav Adolph an, „daß der große Cyrus nur ein ſchmales Stück Land mit 1,200,000 Unterthanen beherrſchte, als er auf die Eroberung von Lydien und Babylon ausging. Der macedoniſche Alexander gebot über ein nicht viel zahlreicheres Volk, und hatte dennoch die kühne Idee Kleinaſien zu unterwerfen. Beide haben ihre Zwecke erreicht und ſelbſt Größeres bewirkt, als ſie ſich anfangs vorgenommen. Dieſe Männer ſind meine Vorbilder geweſen, und durch ihr glänzendes Beiſpiel ermuthigt entſchloß auch ich mich, obgleich nicht mächtiger als jene Fürſten der Vorzeit, dem deutſchen Kaiſer 1630 den Krieg zu erklären. Ihr wiſſet welche Fortſchritte ich auf ſeinem Gebiete machte, und wie nahe wir daran waren ganz Deutſchland zu unterwerfen, als mich der Tod vom Kriegsſchauplatze abrief. Aus dieſen und vielen anderen kriegeriſchen Ereigniſſen hat man gefolgert: daß der Angriff unbedingt ſtärker als die Vertheidigung ſey, und es handelt ſich jetzt darum die Sache gründlich zu unterſuchen, wir wollen uns aber nur mit derjenigen Periode des ſchwediſch-deutſchen Krieges beſchäftigen, an welcher ich ſelbſt Theil genommen habe. Feldmarſchall Horn hat ſich als erſter Sprecher einſchreiben laſſen, er wolle nun ſeinen Vortrag beginnen."

— Horn beſtieg die Rednerbühne und ich will Dir, mein Freund, die nun folgende Debatte wörtlich mittheilen.

Horn. „Im Reichsrathe herrſchte damals eine große Meinungsverſchiedenheit, ob es beſſer ſey den Angriff des Kaiſers abzuwarten, oder ihn ſelbſt anzugreifen. Die geehrte Verſammlung weiß aber, daß der damalige Reichsrath aus den tüchtigſten Männern beſtand. Für die Vertheidigung entwickelten der Kanzler Oxenſtierna und ein Theil der Senatoren folgende Gründe:

1) Der Kaiſer und die Ligue hätten zuſammen 150,000 Mann; was Schweden an Truppen aufzubringen im Stande wäre, ließe ſich kaum in die Wagſchale legen.

2) Dem Kaiſer ſtände noch keine Flotte zu Gebote, er könne alſo die Schweden nur in dem von ihnen beſetzten Oſtpreußen angreifen, und hier wäre es ihnen leicht ſich gegen überlegene Angriffe zu ſchützen.

3) Deutſchland, der Kriegsſchauplatz im Falle einer Offenſive, ſcheine durch Wallenſteins und Tillys Truppen ſchon gänzlich ausgeſogen.

4) Die ſchwediſche Nation würde es ſehr mißbilligen, wenn man mit Polen bloß deßwegen einen Vertrag geſchloſſen, um ſogleich einen neuen Krieg anzufangen.

5) Schweden ſey durch die bisherigen Kriege entvölkert und gänzlich verarmt.

6) Man könne in Deutſchland keine Fortſchritte machen, ohne ſich nach und nach der unteren Oder, Elbe und Weſer zu verſichern, wodurch man ſich die Dänen und Holländer zu Feinden machen würde, ſobald ihr Handel darunter litte.

7) Im Fall der Offenſive würden zwei Heere erforderlich ſeyn, das eine um Schweden nöthigen Falls gegen die Dänen und Ruſſen zu vertheidigen, das andere zum Vordringen in Deutſchland. Das letztere dürfe nicht weniger als 15,000 Mann Fußvolk und 9000 Reiter zählen, weil es nicht rathſam ſey mit zu wenig Truppen zu landen, wobei man Gefahr liefe gleich anfangs vernichtet zu werden, ehe man noch irgend eine Stütze in ſeinen Eroberungen oder geſchloſſenen Verträgen gefunden hätte.

8) Man könne ſich bei der politiſchen Auflöſung worin ſich Deutſchland befinde, und bei den Zuſtänden welche in den übrigen Reichen eingetreten, auf keinen ſicheren und kräftigen Beiſtand der Bundesgenoſſen verlaſſen.

9) Dagegen wäre es nicht unwahrſcheinlich, daß die geheimen Feinde des Kaiſers und ſeines übermüthigen Generaliſſimus offen gegen ihn Partei nähmen, wenn der Angriff auf Schweden eben ſo erfolglos bliebe, wie der auf die einzige Feſtung Stralſund.

Von Seiten des Königs wurde zu Gunſten des Angriffs angeführt:

1) Die Reichsſtädte und einige andere deutſche Provinzen und Staaten, welche noch wenig gelitten hätten, würden Jedem der zu ihrer Befreiung erſcheine, ihren Beiſtand nicht verſagen. Das Intereſſe welches auswärtige Mächte daran nehmen müßten, den Kaiſer von ſeiner Uebermacht heruntergebracht zu ſehen, ſey zu groß um nicht von ihnen einen thätigen Beiſtand erwarten zu dürfen. Eben dieſe Betrachtung beruhige über einen Angriff auf Schweden, der wenigſtens vor der Hand dadurch ſehr unwahrſcheinlich würde.

2) Der Mangel an Lebensmitteln mache in Preußen eine jede Unternehmung ſo ſchwierig, daß man einſtweilen daſelbſt gar keines Heeres bedürfe.

3) Die Sicherheit gegen eine Landung hinge von der Thätigkeit und Umſicht der Flotte ab. Wäre dieſe geſchlagen oder durch widrige Winde zerſtreut, ſo ſey eine Landung um ſo eher zu befürchten, als die Spanier zur See dem Kaiſer Beiſtand leiſten könnten.

4) Stralſund, ein für Schweden ſo unendlich wichtiger Platz, ließe ſich nur durch die Offenſive erhalten.

5) Der Beiſtand welchen Schweden von andern Mächten erwarten dürfte, hinge von dem Erfolge ſeiner Waffen ab. Eine kräftige Offenſive, mit Glück durchgeſetzt, müßte nothwendig neue Mittel zur Nährung des Krieges an die Hand geben. Was die eigenen Hilfsquellen beträfe, ſo flößen ſie zwar nicht reichlich aber doch regelmäßig.

6) Schweden müſſe bei einem Defenſivkriege durch Hemmung des Seehandels viel mehr leiden als bei der Offenſive. — Dieſen Gründen fügten einige Senatoren noch folgende hinzu:

7) Daß der Kaiſer ſich ſtets als ein Feind Schwedens gezeigt habe, und daß es alſo ein ſehr wichtiger Gegenſtand der ſchwediſchen Politik wäre, ſeine Macht zu ſchwächen.

8) Daß nicht bloß Stralſund, ſondern auch Wismar und die Inſel Rügen ſehr wichtige Beſitzungen für Schweden ſeyn würden, um den Kaiſer mehr von dem baltiſchen Meere zu entfernen.

9) Daß, ſobald die Kaiſerlichen ſich zu Herren von Stralſund machten,

die Holländer Alles anwenden würden es ihnen wieder zu entreißen, und daß dieſe, im Fall ſie darin glücklich wären, natürliche Feinde von Schweden werden würden.

10) Daß ein in Deutſchland vernichtetes ſchwediſches Heer Schweden in ſeiner Vertheidigung nicht weſentlich ſchwächen würde, weil daſſelbe noch 30 große Schiffe und die Landmiliz übrig behielte.

11) Endlich, daß Schweden, wenn es ſeine Verbündeten, die Proteſtanten, die Herzöge von Mecklenburg und Pommern, im Stiche ließe, alle Achtung in Europa verlieren würde.

„Bei ſorgfältiger Erwägung dieſer Gründe für die Vorzüglichkeit des Angriffs oder der Vertheidigung ſpringt es ſtark in die Augen, daß die meiſten derſelben politiſcher Natur waren, welche von dem Gegenſtande unſerer Erörterung thunlichſt ausgeſchloſſen bleiben ſollen. Von den militäriſchen Gründen ſind aber die wichtigſten ſubjectiver Art. Es war bereits unwiderruflich beſchloſſen den Verbündeten in Deutſchland zu Hilfe zu kommen, weshalb eine unmittelbare Vertheidigung Schwedens gar nicht zum Kriegsplane paßte, und es handelte ſich nur noch darum, wie man die Abneigung gegen einen neuen Krieg am leichteſten überwinden konnte. Der entſchiedene — wenn auch nicht klar ausgeſprochene — Wille eines geliebten Monarchen, deſſen bewieſene Einſicht und Geſchicklichkeit das größte Vertrauen einflößten, dürfte mithin als der entſcheidendſte Grund anzuſehen ſeyn, und wir haben nicht erſt nöthig die Haltbarkeit der übrigen Gründe und Gegengründe zu unterſuchen. Halten wir uns dafür lieber an die Thatſachen.

„Die ſchnelle Beſitznahme der Inſeln Rügen, Uſedom, Wollin und einiger Küſtenorte bezeichnen in jenem Kriege unſere erſten Schritte. Wir verdankten dieſe Erfolge der Unachtſamkeit und Nachläßigkeit unſerer Gegner mehr noch, als dem materiellen Uebergewicht, welches die Kriegsflotte uns verſchaffte. Nachdem auch Stettin ſeine Thore den Schweden geöffnet hatte, trat aber in unſerer Offenſive ein Stillſtand ein, weil wir zu ſchwach waren ſie weiter fortzuſetzen, und erſt die Ankunft der Truppen erwarten mußten die ich aus Preußen herbeiführte. Die Geſammtmacht der Schweden belief ſich nachher auf 25,000 Mann. Eben ſo viel hatte auch der kaiſerliche Feldherr Torquato in Pommern, doch ſtanden außerdem 30,000 Kaiſerliche in Mecklenburg. Dieſes Mißverhältniß der Streitkräfte auf dem Kriegsſchauplatze verdient Beachtung, und ich muß die

hochachtbare Verſammlung ſogleich mit einem Lehrſatze bekannt machen, der hier zur Erörterung kommen dürfte.

„Ein fremdes Mitglied der heutigen Verſammlung hat in ſeinen Schriften geſagt: die Vertheidigung ſey die ſtärkere Form des Krieges mit dem negativen Zweck, der Angriff hingegen die ſchwächere Form mit dem poſitiven Zweck. — Wir bitten die edlen und hochachtbaren Herren, das Negative und Poſitive ſcharf ins Auge zu faſſen, denn es dient in der Praxis als Ausgleichungsmittel, und führt in den meiſten Fällen ein Gleichgewicht zwiſchen beiden Kriegsformen herbei, das aber durch andere Verhältniſſe oft wieder geſtört wird. Hätte General Torquato ein kaiſerliches Erbland zu vertheidigen gehabt, ſo konnte er ſeine Streitkräfte auf einem Punkte concentriren und über die Schweden herfallen, ſobald dieſe ſich im Lande ausbreiteten. Hätte aber das ſchwediſche Heer ihn zuvor in einer Schlacht überwinden wollen, um ſich dann deſto freier bewegen zu können, ſo ſtand es ihm frei eine ſtarke Stellung zu beziehen, in welcher er dem Angriffe mit Ruhe entgegen ſehen konnte. So günſtig waren aber Torquato's Verhältniſſe nicht. Er mußte die Bevölkerung im Zaume halten, ſeine Macht folglich auf mehrere Punkte vertheilen. Dennoch wagte er es, ſich mit höchſtens 16,000 Mann bei Garz aufzuſtellen, um das weitere Vordringen des ſchwediſchen Heeres zu hindern, wobei er ſich durch die Beſetzung von Greifenhagen die Verbindung mit Colberg lange Zeit erhielt.

„In Mecklenburg waren die Verhältniſſe von derſelben Art. Hätte der Herzog Savelli, welcher dort befehligte, ſein Heer zuſammengezogen und wäre er damit gegen Stettin oder Wolgaſt marſchirt, ſo würde dies den König in die größte Verlegenheit gebracht haben. Savelli durfte aber ſo etwas nicht wagen, auch beſaß er viel zu wenig Unternehmungsgeiſt.

„Die Offenſive mußte aber dennoch eingeſtellt werden, denn die Expedition des Königs gegen Mecklenburg kann nicht als Offenſivbewegung gelten; es war nur ein Verſuch, ob die Mecklenburger bei einiger Unterſtützung geneigt wären das kaiſerliche Joch abzuſchütteln; nebenbei ſollten auch die Truppenwerbungen des Herzogs von Lauenburg an der Niederelbe unterſtützt werden.

„Torquato's ſechsmonatliches Ausharren in der feſten Stellung bei Garz bildet eigentlich den Kern der Vertheidigung Pommerns. Hätte der König gewußt, daß ſtarke Stellungen nichts weiter ſind als „Andeutungen,

wohin man ſeine Anſtrengungen nicht richten dürfe," oder „daß man ſich nur perpendikulär in des Gegners Flanke zu ſtellen brauche, um des Sieges gewiß zu ſeyn," ſo würde ihn der ſtarrköpfige Torquato in ſeinen Offenſivoperationen weniger geſtört haben. Von ſolcher Weisheit hatte man aber damals noch keine Ahnung. Die Offenſive zeigte ſich uns hier als eine ſehr ſchwache Form des Krieges, und ſelbſt der poſitive Zweck kam uns nur in ſofern zu Hilfe, daß wir immer mehr von der Nothwendigkeit überzeugt wurden, die Hauptmacht des Feindes anzugreifen und zu ſchlagen. Die Eroberung von Greifenhagen machte den Anfang, das Weitere wartete der Feind aber nicht ab, ſondern zog ſich gegen Frankfurt a. d. O. zurück, indem er die Beſatzungen von Colberg, Demmin und Greifswalde ihrem Schickſale überließ.

„Was uns zum Beſitze von Pommern verhalf, war ein ganz eigenthümlicher Umſtand, der mit der Theorie des Angriffs und der Vertheidigung nichts gemein hat, hier aber erwähnt werden muß um die Stärke des Angriffs nicht zu überſchätzen. Das kaiſerliche Truppencorps in Pommern war nämlich ganz demoraliſirt; doch nicht etwa weil es ſich in der Defenſive befand, die nach Behauptung neuerer Theoretiker viel Demoraliſirendes haben ſoll — wovon wir damals nichts wußten — ſondern weil Habſucht an die Stelle des Ehrgeizes, Bequemlichkeitsliebe an die Stelle der Ruhmbegierde, Schlaffheit an die Stelle der Disciplin getreten war. Torquato hatte dieſen Zuſtand ſelbſt herbei geführt, ſahe die Kriſis voraus, ſchützte Krankheit vor, und ward durch General Schaumburg abgelöſt, welcher ſchnellen Rückzug aus Pommern als das einzige Rettungsmittel erkannte. Dieſer Wechſel der Dinge wurde herbeigeführt durch die thätige Sorgfalt unſeres Königs für alle Bedürfniſſe der Truppen, und durch die kriegeriſchen Tugenden der Letzteren, die wieder zur Folge hatten, daß die Bewohner des Kriegsſchauplatzes den Schweden allen Vorſchub leiſteten, während ſie den Kaiſerlichen jede Hilfe verſagten, ſogar an ihnen zum Verräther wurden. Hierzu kam noch der verwaiſte Zuſtand des kaiſerlichen Heeres, deſſen Oberfeldherr ſich in Anklageſtand verſetzt ſahe, und bald nach unſerer Ankunft ſeine Entlaſſung erhielt. Hätte ſich Wallenſtein in Perſon nach Pommern oder Mecklenburg verfügen können, wir würden nicht über Stettin hinaus gekommen ſeyn, und ſelbſt dieſen Punkt kaum erreicht, noch weniger behauptet haben.

„Der nächſte Feldzug (1631) iſt ſehr geeignet, die Offenſive für die

ſtärkere Form des Krieges zu halten, denn nachdem wir in den erſten acht Monaten nur kurze Bewegungen und unbedeutende Fortſchritte im Eroberungswerke gemacht, hatten wir in den letzten vier Monaten die ungeheure Kühnheit bis an den Main vorzudringen, ſogar den Rhein zu überſchreiten und Mainz zu nehmen, während unſere neuen Verbündeten Prag und halb Böhmen eroberten. Dies Alles war die Wirkung des Sieges bei Breitenfeld! Aber ein ſo überraſchender Umſchwung aller Verhältniſſe kann nicht die Folge des formellen Verfahrens im Kriege ſeyn, es müſſen damals verſchiedene wichtige Urſachen zuſammen gewirkt haben, über welche der kaiſerliche Feldherr uns die beſte Auskunft geben dürfte, ich lade ihn deshalb ein die Rednerbühne zu beſteigen, und uns den wahren Hergang der Sache ohne Rückſicht mitzutheilen."

Tilly ließ ſich nicht lange nöthigen und gab folgende Erläuterungen. „Von dem Zuſtande der kaiſerlichen Macht zu der Zeit, als das ſchwediſche Heer in Pommern landete, iſt es nicht leicht mit wenig Worten eine klare Vorſtellung zu geben. Wallenſtein und ich hatten kurz vorher alle Feinde des Kaiſers zu Paaren getrieben; unſere Namen waren gefürchtet, Niemand vermochte uns zu widerſtehen. Die Siegeszuverſicht unſerer Truppen kannte keine Grenze, denn die Unfälle von Stralſund ſchrieb man nur dem Mangel an Schiffen zu. Von Schwedens Kriegsmacht hatten wir eine geringe Idee. Aber Wallenſteins Hochmuth und der Uebermuth ſeiner Truppen machten mich etwas beſorgt für die Zukunft, und als ſich das Gerücht von einer Landung der Schweden verbreitete, konnte ich dem Kaiſer meine Bedenken nicht verbergen. Ferdinand hatte aber in Regensburg nur ſeine Familienzwecke im Auge. Er baute zu ſehr auf die Tapferkeit ſeiner Truppen und opferte den Mann, der ihn kurz zuvor auf den Gipfel kaiſerlicher Macht gehoben hatte.

„Wallenſtein war ſo wenig mein Freund als ich der ſeinige; wir handelten aber in Uebereinſtimmung und verloren die Hauptſache nicht aus den Augen. Seine Abdankung weißſagte mir nichts Gutes; mit ihm entfernten ſich viele hohe und einflußreiche Offiziere. Meine Ernennung zum kaiſerlichen Generaliſſimus war vielleicht ein politiſcher Mißgriff, denn das Intereſſe meines Landesherrn, des Kurfürſten von Baiern, lag mir mehr am Herzen als das des Kaiſers, und ich durfte nicht vorausſetzen, daß beide Fürſten ſtets gleiche oder vereinbare Zwecke verfolgen würden. Das Heer der Ligue war mein Werk, ich gebot darüber mit faſt

unumſchränkter Macht; die Generale des Kaiſers hingegen erblickten in mir einen aufgedrungenen Fremdling, der ihnen nicht zu ſchmeicheln verſtand. Torquato war ein tüchtiger General und vollzog meine Befehle mit vieler Umſicht. Aber Savelli verdarb durch ſeine Indolenz Alles. Als Pommern verloren war, befahl ich ihm ſich um jeden Preis bis zu meiner Ankunft in Mecklenburg zu behaupten. Ich zog in der Eile einige Truppen bei Frankfurt zuſammen und marſchirte damit zu ſeiner Unterſtützung. Bei Neu-Brandenburg ſtieß ich jedoch auf den ſchwediſchen Oberſten Knipphauſen, der mich acht Tage lang mit ſeinen 2000 Mann aufhielt, obſchon ich über 20,000 Mann hatte. Wahr iſt es, daß ich anfangs wenig Ernſt brauchte dieſe faſt rings von Waſſer umgebene Stadt in meine Gewalt zu bringeu; die Truppen hatten angeſtrengte Märſche bei naſſer Witterung machen müſſen, Geſchütz und Munitionswagen waren noch zurück. Aber auch meine lebhafteren Angriffe ſcheiterten an der Unerſchrockenheit dieſer Heldenſchaar, die am Ende nur dem Mangel unterlag. Meine Hochachtung vor derſelben ſteigerte ſich noch mehr als ich erfuhr, daß Knipphauſen zu ſo tapferem Widerſtande keinen Befehl gehabt, daß er ſeinen Poſten überhaupt nur deßhalb ſo hartnäckig behauptet, weil er denſelben ohne Befehl nicht zu verlaſſen wagte, der ihm zugeſchickte Befehl zum Rückzuge aber von meinen Kroaten aufgefangen wurde. — Wenn in einem Heere ſo wackere Geſinnungen vorherrſchen, muß es von einem vortrefflichen Geiſte beſeelt ſeyn, und das iſt ſtets ſeine größte Stärke. Hierzu kam noch, daß Savelli in Demmin inzwiſchen das unrühmlichſte Gegenſtück zu jener Vertheidigung lieferte. Ich verlangte, daß er vor ein Kriegsgericht geſtellt werden ſollte, aber die Militärjuſtiz in Wien ſcheint Bedenken getragen zu haben, einen ſo vornehmen Sünder beim Genick zu faſſen.

„Von dieſem Augenblicke an gab ich Mecklenburg ſtillſchweigend auf. Noch blieb mir zwar der Ausweg übrig dem Könige eine Schlacht zu liefern, auch näherte ich mich ihm wirklich in dieſer Abſicht bei Schwedt. Mein erlauchter Gegner ſcheint aber damals die Vertheidigung auch für die ſtärkere Form gehalten zu haben, denn er wartete ganz ruhig bis ich ihn angreifen werde, was ich zu unterlaſſen gut fand, weil ich nicht Luſt hatte ähnliche Erfahrungen wie vor Neu-Brandenburg zu machen. Der Rückmarſch war bereits beſchloſſen, ich trat ihn mit der Ueberzeugung an, daß die wirkſamſten Maßregeln ergriffen werden müßten, um den

Fortschritten der Schweden Einhalt zu thun; sie wieder aus Deutschland zu vertreiben schien mir nicht mehr möglich, denn ihre Macht wuchs mit jedem Tage, während auf unserer Seite das Selbstvertrauen immer schwächer wurde.

„Magdeburgs Stolz zu demüthigen, war jetzt mein eifrigstes Bestreben; gelang es mir diese Stadt in meine Gewalt zu bringen, so erhielt meine Herrschaft zwischen der Elbe und Weser einen starken Stützpunkt, dessen Lage eine plötzliche Unternehmung auf Mecklenburg und Pommern sehr erleichterte. Der König glaubte durch die Bedrohung Frankfurts mich von Magdeburg abzuziehen, und ich will nicht läugnen, daß man zuweilen einen Punkt oder eine Gegend auf diese Weise retten oder vertheidigen kann. Es kommt aber dabei lediglich auf die momentane Wichtigkeit der betreffenden Punkte an, und diese Schätzung wird in den meisten Fällen nur auf einer Seite richtig seyn. Für den König hatte die Rettung Magdeburgs einen größeren Werth, als die Befreiung Frankfurts für den Kaiser; denn gesetzt auch letztere Stadt unterwarf sich den Schweden, so durften diese damals doch nicht wagen in Schlesien vorzudringen, so lange Brandenburg und Sachsen noch zum Kaiser hielten. Der Fall Magdeburgs schwächte aber das Ansehen des Königs in Deutschland und mußte ihm für die Verbindung mit seinem Lande Besorgnisse einflößen. Ich ließ mich deshalb nicht irre machen, so sehr auch die kaiserlichen Generale in mich drangen die Belagerung aufzuheben. Der Erfolg hat bewiesen, daß meine Voraussetzung richtig war. Man hat die Züchtigung der Magdeburger eine Grausamkeit genannt, wozu mich der Fanatismus angetrieben haben soll; sie war aber nur ein Akt der Nothwendigkeit. Die Magdeburger hatten meine Soldaten bis zur höchsten Erbitterung gereizt, die weder ich noch Pappenheim zu zügeln vermochten, so viel Mühe wir uns auch gegeben haben. Die Bewohner einer erstürmten Stadt waren stets der Plünderung und den Mißhandlungen ausgesetzt, sobald sie an der Vertheidigung Theil genommen; dieser Umstand darf nicht übersehen werden denn er ist zu wichtig. Hieraus erklärt sich die hartnäckige Vertheidigung aller Städte von Bedeutung, die lange Dauer des Krieges überhaupt, und der Einfluß der Volksstimmung insbesondere. Wer die öffentliche Meinung für sich hatte durfte das Kühnste wagen, er mochte angreifen oder sich vertheidigen; dieser Beistand fehlte uns aber in Norddeutschland gänzlich.

„Bald nachher traten Verhältniſſe ein aus welchen einige neuere Kriegsverkünſtler gefolgert haben, daß unſere Operationen ganz planlos geweſen ſeyn müßten. Frankfurt und Magdeburg waren gefallen, aber der König ſowohl als ich machten rückgängige Bewegungen; Erſterer wendete ſich nach Brandenburg und Mecklenburg, ich rückte in das Heſſiſche. Wir fühlten nämlich Beide das Bedürfniß unſeren Rücken und unſere Verbindungen zu ſichern, unſere Baſis moraliſch zu befeſtigen. In Betreff des ſchwediſchen Feldherrn hat man daran keinen Anſtoß genommen, mich ſelbſt traf aber der Tadel der Kriegsverkünſtler, welche verlangten ich ſollte durch Mecklenburg nach Pommern marſchiren und des Königs Verbindung bedrohen. Was wäre aber dann aus meiner eigenen Verbindung geworden? Ganz Thüringen und Heſſen befanden ſich in einer ſo aufgeregten Stimmung, daß meine Kuriere große Mühe hatten unangefochten nach Baiern und wieder zurück zu kommen. Die Stimmung in Kurſachſen war etwas gemäßigter, immer aber ſehr bedenklicher Art. Ich verſuchte zuerſt die Heſſen zu entwaffnen, aber Landgraf Wilhelm drohte mit Gegenwehr und war gerüſtet. Inzwiſchen hatte der König den Kurfürſten von Brandenburg zu einem Bündniſſe gezwungen, Mecklenburgs Herzöge wieder eingeſetzt, und eine ſehr vortheilhafte Stellung bei Werben an der Elbe genommen; ſein moraliſcher und politiſcher Einfluß auf Norddeutſchland wurde immer größer, ſeine Baſis umfangreicher und ſolider, denn mit dem Lande gewann er auch die Herzen der Bewohner. Dieſes Geſtändniß koſtet mich viel Ueberwindung, aber ich bin es der Wahrheit ſchuldig. Die Kriegsverkünſtler begreifen die Wichtigkeit ſolcher Verhältniſſe freilich nicht, weil ſie ſich nur mit Linien, Winkeln und Zahlen beſchäftigen, und die moraliſchen Potenzen von ihren Berechnungen ausſchließen. Ich fühlte aber die Verminderung meiner Macht nur zu ſehr, und mußte mich zu einigen Gewaltſchritten entſchließen.

„Mit ungewöhnlicher Schnelligkeit marſchirte ich über Magdeburg gegen Werben, aber mein kluger Gegner vermied die Schlacht, und erwartete meinen Angriff in feſter Stellung. In meinen Erwartungen getäuſcht ging ich bis Magdeburg zurück; der König folgte mir zwar, aber auf dem anderen Elbufer, ſo daß ich ihm nichts anhaben konnte. Meine Truppen litten Mangel, wurden mißmuthig und verließen ihre Fahnen in großer Anzahl. Jetzt blieb mir nichts mehr übrig als mich nach Kurſachſen zu wenden, deſſen Entwaffnung mir ohnehin vom Kaiſer

aufgetragen war. Ich rückte ohne Widerſtand bis Leipzig. Die Kriſis kam immer näher.

„Seit der Eroberung Pommerns durch die Schweden waren acht Monate verfloſſen, in welchen der König Frankfurt, Landsberg und einige Städte in Mecklenburg genommen, außerdem jede entſcheidende Schlacht vermieden hatte. Gleichwohl dürfte es aber ſchwer ſeyn zu beweiſen, daß dieſer Zeitraum beſſer hätte benutzt werden können; was der König ſcheinbar verſäumte brachte er ſpäter um ſo leichter wieder ein. Er hatte Großes im Sinne und mußte deshalb ſeine Macht vorher politiſch und militäriſch conſolidiren, was er mit ſeltener Umſicht gethan. Die Zeit iſt dabei ein wichtiges Element, denn im Kriege darf man nichts übereilen. Das Zutrauen von Völkern und Verbündeten erwirbt man ſich nur durch eine ſichere und feſte moraliſche Haltung, nicht durch glatte Worte oder glänzende Verheißungen. Durch ähnliche Mittel hatte ich mir früher Süddeutſchland unterworfen, wo ich größere Sympathien fand. Bemerkenswerth iſt noch, daß des Königs Heer ſtarken Zulauf hatte, und daß die Ueberläufer von den kaiſerlichen Regimentern meiſt zu den beſſern Soldaten gehörten, während in der Regel der umgekehrte Fall ſtattzufinden pflegt.

„Als mich der Kurfürſt von Sachſen mitten in ſeinem Lande ſah, wohin ich aus Schwaben beträchtliche Verſtärkungen abrücken ließ, ſuchte er Hilfe beim Könige von Schweden und fand ſie auch. Ich wurde bei Breitenfeld angegriffen und erlitt, obſchon ich anfangs einige Vortheile errang, eine vollſtändige Niederlage, mein Heer war vernichtet. Die bisher bewieſene Vorſicht meines Gegners machte mir Hoffnung ihn von weiterem Vordringen abzuhalten, wenn ich mich in Niederſachſen feſtſetzte, weshalb ich die ſchwachen Trümmer meines Heeres über Halle nach Halberſtadt und ſpäter an die Leine führte, in welcher Gegend ich noch viel gute Stützpunkte und einigen Anhang hatte. Ich bedrohte dadurch ſeine Verbindungen und konnte im Nothfalle den ligiſtiſchen Fürſten zu Hilfe kommen. Aber dieſe klug erſonnene Operation im Rücken des Gegners verfehlte ihren Zweck, und hatte ſich der König über die Wichtigkeit einzelner Operationsobjekte im Frühjahre getäuſcht, ſo täuſchte ich mich auf gleiche Weiſe im Herbſte. Das Eintreffen der ſtillen Vorausſetzungen im Kriege iſt zu allen Zeiten einflußreicher geweſen als die Form des Handelns; es iſt die Baſis des Kriegsglücks, und ohne Glück gelingt nichts im Kriege.

„Wie ein reißender Bergſtrom ergoſſen ſich des Königs ſiegreiche Schaaren über Thüringen und Franken, während die Sachſen in Böhmen einfielen. Die höchſte Kühnheit trat an die Stelle der größten Vorſicht. Dieſer großartige Umſchwung aller Verhältniſſe ſetzte mich in Verwunderung aber auch in Verlegenheit. Nur wenige Siege haben ſo große Folgen gehabt, wie der bei Breitenfeld, doch vermag ich zur Aufklärung der Thatſachen nur zu ſagen, daß meine Generale den Kopf, die Truppen den Muth verloren hatten; auch mein Vertrauen war erſchüttert. Der königliche Feldherr allein kann uns ſagen, wodurch es ihm möglich wurde, ſo Großes zu vollbringen.“

Guſtav Adolph nahm hierauf das Wort und äußerte ſich über ſeine Verhältniſſe wie folgt: „Der glückliche Erfolg im Kriege entſteht jeder Zeit aus dem Zuſammenwirken vieler Urſachen, von denen die Kritik oft nur diejenigen zu berückſichtigen pflegt, welche am meiſten in die Augen fallen. In der Vorbereitung zum Kriege und in der erſten Einleitung dazu liegen zwar eben ſo viele Bedingungen des Sieges, als in der wohl durchdachten Führung des Krieges; was aber die letztere betrifft, ſo muß vorher erwogen werden mit welcher Gewalt ein Feldherr ausgerüſtet iſt. Ich führte den Krieg in meinem eigenen Intereſſe, war König auch in meinem Heere. General Tilly hingegen führte den Krieg im Auftrage zweier Fürſten, die einander mit eiferſüchtigen Augen betrachteten, und konnte ſich auf ſeine Unterfeldherrn viel weniger verlaſſen.

„Die Stimmung in Deutſchland war mir genau bekannt; ich wußte daß ſich die Gemüther in einer politiſchen Gährung befanden, daß man eine durchgreifende Aenderung wünſchte und ſie von mir erwartete. Die Völker ſeufzten nach Erlöſung von dem gewaltigen Drucke. Hierauf baute ich meine Plane; nur unter ſolchen Umſtänden war es möglich zum Ziele zu gelangen. Mein erſtes Auftreten mußte alſo höchſt vorſichtig ſeyn, es durfte die Laſten des Krieges nicht vermehren, ich mußte mit dem Lande zugleich auch die Bewohner für mich zu gewinnen trachten. Zu dieſem Zwecke brachte ich ſtarke Vorräthe von Getreide mit, welches zu geringen Preiſen an die Bewohner verkauft wurde. Meine Soldaten, an gute Mannszucht gewöhnt, mußten alle Bedürfniſſe baar bezahlen. Hierdurch fanden ſich die Pommern bewogen Alles aufzubieten die kaiſerlichen Truppen vertreiben zu helfen, wodurch ſie doppelten Gewinn erhielten. Dieſem unſichtbaren Beiſtande verdanke ich ſehr viel, er wird aber in der Regel

viel zu gering angeſchlagen, weil die meiſten Theoretiker das Kriegführen wie eine Aufgabe der conſtructiven Geometrie behandeln, und das was den Ausſchlag gibt häufig ganz überſehen.

„Was von meiner Kriegführung geſagt worden, iſt in der Hauptſache wahr, doch ſind wir mit Beantwortung der aufgeworfenen Frage: ob der Angriff ſtärker ſey als die Vertheidigung? noch nicht weit gekommen. Ganz abſtrakt genommen möchte die Entſcheidung zu Gunſten der Vertheidigung ausfallen. Im concreten Falle kommen aber ſo vielerlei wirkende Kräfte in Betracht, daß die Entſcheidung große Schwierigkeiten hat. In Bezug auf die damaligen Verhältniſſe muß vorerſt der Zuſtand beider Heere erwogen werden. Die ſchwediſchen Truppen waren abgehärteter, genügſamer, gehorſamer, beweglicher und ausdauernder als die des Kaiſers. Durch Vermehrung und Verbeſſerung der Musketen erhielt das Fußvolk eine größere Feuerwirkung, welche durch die zahlreichen Regimentskanonen noch bedeutend erhöht wurde. Ich durfte alſo dem Feinde ſchon mit einiger Zuverſicht entgegentreten. Aber meine Truppen hatten bisher nur gegen Dänen, Ruſſen und Polen gekämpft, und die Kaiſerlichen ſtanden in dem Rufe der Unüberwindlichkeit, beſonders die Küraſſiere und Pikeniere. Auch General Tilly galt für unüberwindlich, denn er hatte in zehn aufeinander folgenden thatenreichen Feldzügen alle ſeine Gegner beſiegt, und war mir an Mannichfaltigkeit der Kriegserfahrung überlegen. Aus dieſen Gründen fand ich es meinem Vortheile angemeſſener, den Angriff ſeiner Truppen lieber zu erwarten als dieſe ſelbſt anzugreifen. Politiſch und ſtrategiſch blieb ich aber in der Offenſive, ſo lange ich es vermochte.

„Bis zur Schlacht bei Breitenfeld handelte ich nach dieſen Grundſätzen, und man weiß mit welchem Erfolge. Auch bei Breitenfeld ließ ich mich angreifen, denn ich konnte in Wahrheit nichts Beſſeres thun, als meine 100 Kanonen unausgeſetzt in die dichten Streitmaſſen des Gegners ſchießen zu laſſen, deſſen Feuer nur ſchwach und ohne erhebliche Wirkung war. Nachdem ich viele ſeiner Angriffe abgewieſen, ging ich ſelbſt zum Angriff über der nun die größte Wirkung hatte.

„Von dieſem entſcheidenden Tage an wurde ich kühner; meine Zuverſicht theilte ſich den Truppen mit und es ſchien uns nichts mehr unmöglich. Dieſer moraliſche Aufſchwung beſtimmte mich zu einer energiſchen Offenſive, welche noch dazu durch bedeutenden Zuwachs an Kräften und

Hilfsmitteln jeglicher Art erleichtert wurde. In den nächſten ſechs Monaten überſchritten wir Angeſichts des Feindes den Main, den Rhein, die Donau und den Lech, eroberten viele feſte Städte und unterwarfen die reichſten Provinzen, denn unſer Uebergewicht war jetzt allgemein anerkannt. Man hat mich getadelt, daß ich gegen Mainz und nicht nach Wien marſchirt bin; das Letztere würde leicht, aber eben deshalb auch ohne erheblichen Erfolg geweſen ſeyn. Von Ferdinands Halsſtarrigkeit war keine Nachgiebigkeit zu erwarten, und Oeſterreich konnte ich doch nicht militäriſch beſetzen, denn ich würde dort keine Verbündeten gefunden haben. Was ſollte ich alſo in Oeſterreich? Des Kaiſers Macht war damals in Franken, und Tilly ſein rechter Arm. Dort war meine Gegenwart dringend nothwendig, auch der Spanier wegen die in der Rheinpfalz ſtanden und mir leicht gefährlich werden konnten. Da aber doch etwas gegen Böhmen unternommen werden mußte, um die kaiſerlichen Rüſtungen zu hintertreiben, beauftragte ich den Kurfürſten von Sachſen damit, und erreichte dadurch auch einen wichtigen politiſchen Zweck.

„Aber mitten im Siegeslaufe lernte ich die ſchwache Seite der Offenſive kennen, denn meine Streitkräfte wuchſen nicht in demſelben Verhältniſſe wie die Ausdehnung des Kriegsſchauplatzes, und ich hatte den Kulminationspunkt des Sieges bereits überſchritten. Die Einnahme und Unterwerfung vieler Städte in Franken, Schwaben und Baiern brachte mir zwar große Vortheile, es fehlte mir aber eine zweite ſiegreiche Schlacht wozu ſich kein Gegner darbot. Hätte der Kurfürſt von Baiern am Lech Stand gehalten, ſo würde ich ſein Heer dort vielleicht vernichtet haben; aber auf Tillys klugen Rath führte er es gegen Ingolſtadt zurück und ſchloß ſich ſpäter in Regensburg ein.

„Während ich mich in Baiern nach allen Richtungen ausbreitete, vertrieb Wallenſtein die Sachſen aus Böhmen und bedrohte die Oberpfalz. Meine Truppen waren damals am Oberrheine, in Schwaben, Franken, Thüringen und Niederſachſen vereinzelt, zählten aber mit den Verbündeten über 120,000 Mann. Ich befand mich ungefähr in derſelben Lage, wie der Kaiſer zur Zeit meiner Landung in Pommern, denn meine Eroberungen hatten mir Feinde zugezogen, und die Truppen waren nicht mehr von ſo guter Art wie ſonſt. Wallenſteins Heeresmacht ſchätzte ich gering, und ſuchte nur die Vereinigung derſelben mit den Baiern zu hindern. Da mir das nicht gelang marſchirte ich nach dem befreundeten Nürnberg,

welches ich zum Centralpunkt des Widerstandes ausersehen hatte, bis meine entfernteren Corps sich mir genähert haben würden. In stark verschanzter Stellung und mit Geschütz überreich versehen, erwartete ich hier Wallensteins Angriff; die Sachen gestalteten sich aber auf eine völlig unerwartete Weise. Wäre der Herzog von Friedland heute in unserer Versammlung, so würde ich ihn ersuchen die Gründe zu entwickeln, welche ihn damals bewogen viele Wochen lang sich unthätig mir gegenüber zu stellen, und nicht einmal die Vereinigung mit den ankommenden Corps zu verhindern. Er muß eine sehr hohe Meinung von der Stärke seiner Stellung gehabt haben, welche der Erfolg indeß gerechtfertigt hat. Dieser Kampf zwischen gegenseitiger Beharrlichkeit kostete uns viel, sein härteres Gemüth trug den Sieg davon, durch welchen aber nichts entschieden wurde. Vielleicht gingen seine Voraussetzungen nicht alle in Erfüllung; wäre aber Pappenheim schneller aus Niedersachsen aufgebrochen, so konnte ich allerdings in Nachtheil kommen.

„Eben so originell war Wallensteins plötzlicher Einfall in Kursachsen, wodurch er alle meine Plane durchkreuzte. Besser als auf diese indirekte Weise konnte Baiern nicht von den Schweden befreit werden. Aber es kommen hier weit mehr die politischen als die geometrischen Verhältnisse in Betracht, denn wäre Sachsen z. B. eine kaiserliche Provinz gewesen, so hätte ich ihn dort stehen lassen und meine Eroberungen in Baiern, Schwaben und dem Elsaß ruhig fortgesetzt. So aber mußte ich einem bedrängten Bundesgenossen zu Hülfe eilen, zu dessen Standhaftigkeit ich kein großes Vertrauen hatte.

„Unser letztes Zusammentreffen bei Lützen liefert einen neuen Beweis, daß die Vertheidigung damals auch ohne Schanzen gute Dienste leistete. Alle meine Angriffe scheiterten an der Standhaftigkeit der Kaiserlichen, und ich hätte sie am Ende vielleicht eingestellt wie bei Nürnberg. Die Fortschritte, welche die Schweden nach meinem Falle machten, würden ohne Pappenheims Tod den Sieg schwerlich entschieden haben.

„So hängt der Erfolg im Kriege stets mehr von der Persönlichkeit der Handelnden, als von dem Einflusse formeller und materieller Zustände ab, und das Geheimniß des Sieges liegt hauptsächlich in der Kraft des Willens. Dieselbe Bewandtniß hat es auch mit Angriff und Vertheidigung. Hält sich der eine Theil für unwiderstehlich, der andere für unüberwindlich, so müssen Beide sich aufreiben, wenn sie von gleicher

Hartnäckigkeit und nicht sehr ungleichen Kräften sind. Die moralischen Kräfte sind aber in der Regel ungleicher als die physischen; die stärkere Willenskraft wird dann entscheiden.

„Unsere Diskussion soll hiermit noch nicht geschlossen seyn, für heute wollen wir aber die Sitzung aufheben."

Du wirst in diesen Verhandlungen viele meiner Grundsätze wiederfinden, mein Freund, aber auch eine Widerlegung fremder Lehrsätze. Was jedoch die erhobene Streitfrage betrifft, so scheint es daß ihre Beantwortung höchst schwierig ist, und in verschiedenen Kriegsperioden auch verschieden ausfallen dürfte. Es wird hier nicht an Veranlassung fehlen die Diskussion wieder aufzunehmen, und die Richtigkeit des aufgestellten Lehrsatzes an anderen kriegerischen Ereignissen zu erproben. Für dieses Mal sey es aber genug, und Du kannst wenigstens aus dem Gange der mitgetheilten Verhandlung entnehmen, daß selbst die erfahrensten Feldherrn nicht so vorschnell im Urtheil sind als Mancher unserer theoretischen Strategen.

Vierter Brief.

Olymp, den 18. April 1833.

Mit den mir auferlegten Besuchen bin ich nun zu Ende. Der Empfang war verschieden, je nachdem ich die Herren gelobt oder getadelt hatte. Zu belehrenden Unterhaltungen kam es aber nicht, man ging entweder absichtlich nicht darauf ein, oder behielt sich die Erläuterungen für künftige Besuche vor. Nur Napoleon machte eine Ausnahme und äußerte sich umständlich über seine letzten drei Feldzüge. Er nannte Scharnhorst und Blücher seine gefährlichsten Gegner in jenem Kampfe und setzte lächelnd hinzu, indem er mich beim Ohrläppchen faßte, „Sie hätten mir durch Enthüllung meiner strategischen und taktischen Geheimnisse großen Schaden zufügen können, wären dieselben von Ihnen früher verrathen worden. Den gelehrten Formenmenschen da unten war meine Kriegführung völlig unbegreiflich, denn sie zeichnete sich durch nichts weniger aus als durch künstliche Formen. Alles war höchst einfach darin. Mein

Geheimniß beſtand vornehmlich in der beſſeren Oekonomie mit Zeit und Kräften, ein Gegenſtand der gar nicht ins Auge fällt und doch von entſcheidender Wichtigkeit iſt; Sie ſind der erſte Theoretiker geweſen, der die Leute darauf aufmerkſam gemacht hat. Ich kam zur rechten Zeit auf den entſcheidenden Punkt, und ſiegte im entſcheidenden Momente durch meine Uebermacht. In ſtrategiſcher Beziehung haben das andere Feldherrn zuweilen auch gethan, die Oekonomiſirung mit den Kräften in meinen großen Entſcheidungsſchlachten, durch welche ich ganze Königreiche mit einem Schlage zertrümmerte, iſt mir aber eigenthümlich, und von dem Nutzen ſtarker Reſerven hatte vor mir kein Menſch eine Ahnung."

Auf Napoleons Frage: wie man in Preußen jetzt über ihn urtheile? konnte ich nur erwidern, daß man ſeinem Feldherrntalente die höchſte Anerkennung zolle, daß aber der alte Groll noch nicht erloſchen ſey. „Auch jetzt noch nicht?" fiel mir der Kaiſer verwundert ins Wort; „ich dächte doch man ſollte endlich einſehen, daß Preußen ſeine Wiedergeburt nur mir verdankt. Hochmuth und Eigendünkel hatten euch umnebelt, ihr träumtet von den Siegen des vorigen Jahrhunderts und vergaßet darüber Gegenwart und Zukunft. Als ich die Preußen bei Jena geſchlagen und bis in die äußerſten Winkel ihres Landes getrieben hatte, verloren ſie den Kopf und ließen ſich die härteſten Demüthigungen gefallen. Nur wenige von euch wurden durch die Ereigniſſe nicht ganz niedergebeugt, und ſannen auf Mittel das Land von dem Drucke meiner Herrſchaft zu befreien. Der ſogenannte Tugendbund und die anderen Vereine waren nur zu dieſem Zwecke gebildet. Aber ohne die ſtrenge Züchtigung, die euch damals von mir und meinen Marſchällen widerfuhr, würdet ihr aus eurer Lethargie nicht erwacht ſeyn. Das Unglück welches über einzelne Menſchen oder ganze Völker zuweilen hereinbricht, wird für ſie immer zum Glück ſobald ſie nicht den Muth verlieren. Es iſt als würde ihre Thatkraft nur in einen engeren Raum zuſammengedrängt um ſich, einer Spiralfeder gleich, mit deſto größerer Spannkraft zu entwickeln, ſobald der äußere Druck ſchwächer wird oder ganz aufhört. Ohne jene Kataſtrophe wäre Preußen verknöchert und abgeſtorben, hätte alle politiſche Bedeutung verloren; durch dieſelbe erwachte es zu einem neuen Leben, erſtand wie ein Phönix aus der Aſche. Preußen hat den großen Männern aus ſeiner Mitte Standbilder geſetzt, um ihr Andenken zu ehren, wie ſich das von der

Dankbarkeit gegen ſie erwarten ließ. Mein Bild hingegen ward verbannt, und doch ſeyd ihr mir den größten Dank ſchuldig."

Der Kaiſer ſchwieg; in ſeinem Innern ſchien eine große Bewegung vorzugehen, er ging einige Male im Salon mit raſchem Schritte auf und nieder und trat dann wieder auf mich zu. „Das Continentalſyſtem und der Rheinbund ſind für Deutſchland zwei wichtige Lehren geweſen. Ahmet das erſtere nach, und laßt euch nie wieder zu partiellen Bündniſſen mit benachbarten Großmächten verleiten; dieſen Rath glaube ich euch ſchuldig zu ſeyn, denn ihr Deutſche ſeyd ein gutmüthiges Volk, dem ich auch zu manchem Danke verpflichtet bin." — „Doch ich vergeſſe," ſetzte Napoleon nach einer Pauſe hinzu, „daß wir Beide da unten nichts mehr zu ſchaffen haben. Aber unſer Geiſt möge die Menſchen umſchweben, und ihnen im Traume zuflüſtern was zu ihrem Heile dient."

Das Geſpräch ging dann auf Frankreichs Zuſtände über, die Napoleon beklagenswerth fand, weil das Vertrauen zur Regierung zu ſchwach ſey. Die Propaganda nannte er eine Geſellſchaft halb aus Narren, halb aus Teufeln gebildet. „Zwangsjacken, Kartätſchen und deutſche Hiebe ſind die beſten Mittel, dieſe Bande unſchädlich zu machen."

Napoleon hat jetzt etwas Reſignirtes und Schwärmeriſches in ſeinem Weſen, das ihn höchſt liebenswürdig macht, doch lebt er ſehr zurückgezogen und ſieht nur ſeine Getreuen bei ſich.

Da fällt mir eben ein, daß ich vor wenig Tagen einer großen Cavalcade beigewohnt habe, welche Mars zu Ehren Seydlitzens anſtellte. Eigentlich waren nur die Reitergenerale der beiden letzten Jahrhunderte dazu geladen, doch durfte Jeder noch einen guten Freund mit bringen, und ſo ward auch mir durch des edlen Zietens Einladung die Theilnahme an dieſer olympiſchen Luſtbarkeit geſtattet.

Mars ging als Maltheſerritter, Bellona hatte ſich à l'anglaise gekleidet und das Schlangenhaar à l'enfant friſiren laſſen; ein weißer Kaſtorhut mit grünem Gazeſchleier vollendete den Reitanzug. Das Ende ihrer Reitpeitſche bildete ein kleines Flämmchen, welches bei jeder Bewegung Funken ſprühte. Sie ritt einen pechſchwarzen Rappen mit wild flatternder Mähne und feurigen Augen, Bucephalus genannt, derſelbe welcher den macedoniſchen Alexander einſt durch den Granicus trug. Für Seydlitz war das edle Pferd beſtimmt, mit welchem ſich der römiſche Conſul Decius Mus freiwillig in den Abgrund ſtürzte, um den Zorn

der Götter durch ſeinen Opfertod zu beſänftigen; es war ein ſchönes Berberroß, wie man ſie heut zu Tage nicht mehr ſieht, und Mars hatte durch die Wahl deſſelben Seydlitzens heldenmüthige Todesverachtung in der Schlacht bei Zorndorf ehren wollen. Mars hingegen beſtieg den kaſtanienbraunen theſſaliſchen Hengſt, den Xenophon in der Schlacht bei Cunaxa und auf ſeinem berühmten Rückzuge geritten. Sein Marſtall gleicht überhaupt einem hiſtoriſchen Muſeum, denn er enthält nur berühmte Pferde von berühmten Feldherren und beſonders kühnen Reitern, welchen hier die ſorgſamſte Pflege zu Theil wird.

Du kannſt hieraus abnehmen wie brillant wir Alle beritten waren, und ich bedaure nur daß ich Dir die Geſchichte aller dieſer Pferde, welche ſelbſt nach Jahrtauſenden die ganze Schönheit und das Feuer ihrer Jugend beibehalten, nicht mittheilen kann. Mir war Karl des Zwölften ſogenannter „Brandklepper“ vorgeführt worden, ein capitales Pferd von angenehmen Gängen. Der König ſelbſt ritt Guſtav Adolphs Schimmel, auf welchem dieſer in der Schlacht bei Lützen erſchoſſen wurde, und der letztgenannte Schwedenkönig hatte Pappenheims Fuchshengſt beſtiegen, der bei Prag ſeinen kühnen Reiter mitten in den Lanzenwald der Pikeniere des Grafen Schlick trug, hier aber ſich verblutete. Derfflinger ritt des großen Kurfürſten Schäcken von Fehrbellin. General Werth ſaß auf dem langen Molwitzer Schimmel Friedrich des Großen. Baner und Geßler hatten gegenſeitig mit den Pferden gewechſelt, die ſie bei Wittſtock und Hohenfriedberg geritten. Torſtenſon ritt das Leibpferd Herzog Bernhards; Zieten ritt Türennens Schäcken auf dem dieſer bei Saßbach getödtet ward, und der Herzog Chriſtian von Braunſchweig beſtieg Tillys däniſchen Grauſchimmel. Viele Theilnehmer an dieſer Cavalcade zogen es vor ihre eigenen Pferde zu reiten, alle aber erſchienen in ihrer ehemaligen Tracht. Man erblickte alſo ganz und halb Geharniſchte, kahle Schwedenköpfe, Allongeperücken, Haarbeutel und Zöpfe, ein ſeltſames Gemiſch von Kopfverzierungen.

Den Vorreiter machte Münchhauſen, deſſen Geſellſchaft Seydlitz ſich erbeten hatte. Jener ritt das berühmte Pferd, welches beim Sprunge durch ein Gewächshaus Vorder- und Hintertheil verloren haben und dennoch auf dem Rumpf fortgaloppirt ſeyn ſoll. Er hatte eine kleine Steeple-chase vorgeſchlagen, um Gelegenheit zu bekommen der Geſellſchaft ſeine Kunſtſtücke zu zeigen, doch befahl ihm Bellona auf der

olympiſchen Straße zu bleiben, weil mehrere Damen zu Wagen nachfolgen wollten.

Wir ſetzten uns gleich von der Stelle aus in Gallop, denn andere Gänge werden hier nicht geritten, und unterhielten uns ſehr angenehm. Ich ſchloß mich vorzugsweiſe den Schweden und meinen Landsleuten an, und ließ die Franzoſen für ſich allein ſchwatzen. Baner lenkte das Geſpräch auf die letzte akademiſche Sitzung und äußerte, daß er mit den Anſichten der Redner über die Vorzüge der Defenſive nicht recht einverſtanden ſey, doch habe er ſich der Theilnahme an jener Diskuſſion enthalten wollen. Nächſtens werde er aber eine Verſammlung von Generalen veranſtalten, um die Sache neuerdings zur Sprache zu bringen, und mich dazu einladen, was ich dankbar annahm.

Nachdem wir einige Stunden geritten waren, wurde auf einer blumenreichen von tauſendjährigen Eichen beſchatteten Wieſe Halt gemacht, abgeſeſſen und gelagert. Die Luft war ſchwül und der Thermometer zeigte im Schatten 24 Grad nach Réaumur. Ich ſehnte mich nach einiger Erfriſchung, doch kaum war dieſer Wunſch in mir laut geworden, ſo ſtanden auch allerhand kühlende Leckereien in kriſtallnen Schalen auf netten Alabaſtertiſchen vor mir im Graſe; ein bequemer Armſeſſel ſtellte ſich von ſelbſt daneben, und lud mich durch eine verborgene Flötenuhr freundlich zum Sitzen ein. So wird man im Olymp bedient wenn man ſich der Gnade der Götter und Göttinnen erfreut. — Ich fragte Merkur, der überall das Fac totum iſt und auf dem wirklichen Pegaſus hergeritten war, was man hier wohl beginnen werde, da die Geſellſchaft noch Jemand zu erwarten ſchien; aber der Götterbote deutete ſtatt aller Antwort auf eine lichte Dampfwolke, die ſich mit großer Schnelligkeit uns näherte, und verſchwand unter der Menge.

Dieſe luftige Erſcheinung feſſelte bald meine ganze Aufmerkſamkeit. Es war keine gewöhnliche Reiſewolke, deren die Götter erſter und zweiter Klaſſe der olympiſchen Rangordnung vorzugsweiſe ſich zu bedienen pflegen, ſondern eine ganz unbeſchreiblich ſeltſame Wolke, die in ihrem Innern etwas Großartiges geheimnißvoll verbergen zu wollen ſchien. Als die Wolke näher kam mäßigte ſich die Schnelligkeit ihrer Bewegung, wir vernahmen ſehr harmoniſche Trompetentöne, und zuletzt ganz deutlich den Krönungsmarſch aus dem Oberon. Sobald der Marſch zu Ende war ſtand die Wolke ſtill, verwandelte ſich plötzlich in einen niedlichen Regenbogen,

in deſſen ſanfter Wölbung Minerva erſchien, auf dem Siegeswagen ſtehend, ganz ſo wie er auf dem Brandenburger Thore in Berlin zu ſehen iſt. Die Kriegsgöttin wurde von der ganzen Geſellſchaft mit lautem Jubel empfangen, und Seydlitz hatte die Ehre beim Ausſteigen ihr die Hand reichen zu dürfen.

Während die Göttin ſich unter die Geſellſchaft miſchte und ſich nachläſſig auf eine Ottomane warf, führte mich Merkur an den Wagen und ſagte zu mir: „Das iſt ein Meiſterſtück des Aeolus, das er nur mit Hülfe Vulkans in dieſer Vollkommenheit zu Stande gebracht hat. Es iſt ein Kriegs- und Friedenswagen zu gleicher Zeit, von der künſtlichſten Conſtruction, das Sinnbild des bewaffneten Friedens. Die Pferde haben Dampfmaſchinen im Leibe, verdichtete Luft iſt die bewegende Kraft, und die Schnelligkeit beträgt 50 engliſche Meilen in der Stunde. Als Friedenswagen vertritt er die Stelle eines Remorqueurs, und Minerva hatte auch die Abſicht, die Damen der olympiſchen Vorhallen auf dieſe Weiſe hierher zu kutſchiren, da man auf unſeren macadamiſirten Straßen mit ſolchen Wagen eben ſo ſchnell fahren kann, wie auf den engliſchen Eiſenbahnen. Diana, welche die hohe, mittle und niedere Jagd im Olymp zum Erblehn hat, beſorgte aber daß ihre Hirſche, Rehe und Haſen, durch die ungewöhnliche Erſcheinung erſchreckt, in entferntere Reviere wechſeln würden; Ceres fürchtete daß die Wagen von der Straße abkommen und durch ihre Maisfelder gehen möchten; die geladenen Damen ſelbſt waren wegen ihrer Toupés und Chignons in Sorge, und mochten ſich der Geſellſchaft nicht in derangirtem Kopfputze zeigen. So unterblieb denn die projektirte Fahrt und Minerva kam allein.

„Als Kriegswagen iſt das Ding wahrhaft furchterregend. Will man den Feind bloß von der Stelle vertreiben, ſo tritt aus der Bruſt der Pferde mittelſt eines Federdrucks eine Reihe Spieße heraus, nnd die äußeren Flanken der beiden auf der Wildbahn gehenden Pferde werden mit ſichelartigen Waffen garnirt. Soll aber der Feind durch einen Kugelregen niedergeſchmettert werden, dann ſpringen die Pferde hinter den Wagen, es öffnet ſich am vorderen Rundtheile deſſelben eine verdeckte Batterie à la Fieschi von zehn Reihen Dampf-Flintenläufen, wovon jeder in einer Minute 60 Kugeln auf 500 Schritte mit großer Gewalt forttreibt. Im Hintertheile iſt ſogar eine Batterie congreviſcher Raketen angebracht. Außerdem können dem Remorqueur noch 20 Wagen mit 2000 gerüſteten

Streitern angehängt werden, ohne die Schnelligkeit der Bewegung sehr zu beeinträchtigen. Hätte man einen solchen Wagenapparat auf der Erde, der Krieg würde bald eine ganz andere Gestalt annehmen. — Auch die kleinen aufrecht stehenden Orgelpfeifen sind nicht zu übersehen; sie werden durch eine verborgene Claviatur in Thätigkeit gesetzt, und spielen Märsche, Tänze, Kriegs- und Friedenslieder, wie man es gerade haben will."

Ich war noch ganz im sinnigen Anschauen vertieft, als mich Jemand auf die Sporen trat und unsanft auf die Seite drängte. Unwillig wende ich mich gegen den Dränger und erblicke in ihm Münchhausen, der mit weit aufgerissenen Augen, offenem Munde und gespitzten Ohren das mechanische Wunderwerk anstaunte. Sein ganzes Muskelsystem befand sich in so großer Anspannung, daß man die Anatomie an seinem Reitrocke hätte studiren können. Ganz besonders zogen ihn die Dampfrosse an. Der Baron war in höchster Extase, und ich wollte ihm schon ein Glas Zuckerwasser reichen lassen, als er plötzlich wieder zur Besinnung kam und wie toll fortraunte. Er suchte Seydlitz und nachdem er ihn gefunden, schrie er nach Austern und Champagner. „Seydlitz," redete er den Erstaunten an, „Du mußt einige Monate Urlaub nehmen und mit nach Tenare kommen, um meinen physikalischen Experimenten beizuwohnen und mit gutem Rathe mir zur Hand zu gehen. Es hat Dich lange gewurmt, daß die Reiterei das Fußvolk nicht mehr wie zu Deiner Zeit haufenweise niederreiten und den Sieg entscheiden kann; wenn man die Kerls nun auch noch auf die Dampfwagen setzt, so ist ihnen zu Pferde gar nicht mehr beizukommen. Aber das soll bald anders werden, ich trage eine herrliche Idee im Kopfe herum, und Du mußt das holde Kind zur Welt bringen helfen. Entschuldige mich bei der Gesellschaft, die den Heimweg wohl ohne mich finden wird, und komme bald nach." Er stürzte eine Flasche Champagner hinunter, füllte seine Taschen mit Austern und verschwand.

Ueber die näheren Verhältnisse des Barons muß ich Dir im Vertrauen sagen, daß er seiner Lügenhaftigkeit wegen in der zehnten Vorhalle von Tenare wohnen muß, später kommt er in die neunte Vorhalle, und rückt so nach Verhältniß des Läuterungsprocesses weiter hinauf. Bis zum Bewohner des Olymps wird er es aber niemals bringen; doch erhält er zuweilen Einladungen dahin, denn er ist ein angenehmer Erzähler, und im Genuß olympischer Vergnügungen soll zugleich die Strafe

der regelmäßigen Ausſchließung davon etwas ſteigern. Es verhält ſich alſo mit Münchhauſen, wie mit manchem andern Subjekte von zweideutigem Charakter, das in der haute volée Zutritt hat, man duldet ihn ſeiner geſelligen Eigenſchaften wegen.

Unſer Aufenthalt in den olympiſchen Prairien währte nur kurze Zeit, da Jupiter vor der Mittagstafel noch eine geheime Rathsverſammlung halten wollte, zu welcher Mars und Minerva beſchieden waren. Vielleicht erfahren wir bald was darin beſchloſſen worden iſt.

Fünfter Brief.

Olymp, den 8. September 1834.

Die Conferenzen haben ſeit meinem letzten Briefe kein Ende genommen, und noch jetzt iſt hier Alles in großer geheimnißvoller Bewegung. Es muß etwas Wichtiges im Rathe der Götter beſchloſſen worden ſeyn, man erfährt aber nichts davon denn die olympiſche Hof- und Staatszeitung beſchäftigt ſich ausſchließlich mit gleichgültigen Dingen, und erzählt höchſtens einige intereſſante Göttergeſchichten damit die Abonnenten nicht ganz abſpringen. Merkur hat zwar die Conceſſion zur Herausgabe eines olympiſchen Beobachters erhalten, aber auch — wie er mir ſelbſt vertraute — das feierliche Verſprechen ablegen müſſen, Nichts darin aufzunehmen was einzelne Götter compromittiren könnte; wir ſind alſo um Nichts gebeſſert. Bei ſo bewandten Umſtänden bleibt mir nur übrig Dir zu erzählen, was in der erwähnten Verſammlung der Generale beſprochen worden iſt, welche der Feldmarſchall Baner ehegeſtern veranſtaltete, um den Werth der Offenſive noch einmal zu beleuchten.

Es hatten ſich dazu folgende Herren eingefunden. Die Herzöge Bernhard von Weimar, Chriſtian von Braunſchweig, Georg von Lüneburg, die Feldmarſchälle Torſtenſon, Aldringen, Pappenheim, Götz, Derfflinger, die Generale Mansfeld, Werth und Königsmark. Der Herzog von Friedland kam erſt ſpäter in die Verſammlung, nahm aber lebhaften Antheil an der Debatte.

Ich war etwas verwundert keinen General aus dem ſpaniſchen Erbfolgekriege und aus Friedrichs Kriegsperiode zu ſehen; der alte Derfflinger gab mir aber zu verſtehen, daß es nicht gut ſey dergleichen Streitfragen Männern zur Beantwortung vorzulegen, welche ihre Erfahrungen in ganz verſchiedenen Kriegen oder Zeiträumen geſammelt hätten, weil die Einrichtungen der Heere, ja ſelbſt die herrſchenden Anſichten und Gebräuche in denſelben, auf die Kriegsführungsart zu großen Einfluß übe, als daß man nicht beſondere Rückſicht darauf nehmen müſſe.

Die Geſellſchaft wurde jetzt eingeladen in den anſtoßenden Salon zu treten, wo der Feldmarſchall Baner mir einen Platz zu ſeiner Linken anwies, und die Verhandlung mit einer kurzen Einleitung eröffnete. Damit Du aber dem Gange derſelben beſſer folgen kannſt, will ich die Herren ſelbſt reden laſſen.

Baner. „In einer früheren akademiſchen Sitzung iſt nicht undeutlich zu verſtehen gegeben worden, daß die Vertheidigung die ſtärkere Form des Krieges ſey, und man hat dem nur ſchwach widerſprochen. Heute erlaube ich mir dieſe Frage aufs Neue zur Diskuſſion zu bringen. Jeder der anweſenden Herren hat ſich vorzugsweiſe als Anführer großer Reiterſchaaren ausgezeichnet. Die Reiterei ſucht ihre Stärke ſtets im Angriffe, und verfährt ſelbſt in der Vertheidigung nicht viel anders als beim Angriffe; ihre Siege müſſen mit Schnelligkeit errungen werden, die Vertheidigung ſtrebt aber meiſt nach Zeitgewinn und ſucht die Sache in die Länge zu ziehen. Laſſen wir alſo die Vertheidigung als die ſtärkere Form des Krieges gelten, ſo geſtehen wir ſtillſchweigend ein daß die Reiterei einen untergeordneten Werth habe. Dieſer Gegenſtand berührt uns demnach ſehr nahe, und wir müſſen aus dem reichen Schatze unſerer Erfahrungen zu beweiſen ſuchen: daß der Angriff die ſtärkere Form und die Reiterei die entſcheidende Waffe ſey.“

Herzog Bernhard. „Es ſind heute gerade 200 Jahre daß ich die Schlacht bei Nördlingen verlor, mit ihr mein neues Herzogthum Franken und die Hoffnung, jemals wieder beim ſchwediſch-deutſchen Bunde zu Anſehen und Würden zu gelangen. Dieſer Bund verlor in Folge meiner Niederlage zwei mächtige Stützen, Sachſen und Brandenburg, und ich mußte mich bald nachher den Franzoſen in die Arme werfen, oder meiner Feldherrnlaufbahn Valet ſagen. Jene verhängnißvolle Schlacht, eine der entſcheidendſten ſeit Guſtav Adolphs Tode, verlor ich nur weil ich den

Angriff für ſtärker hielt als die Vertheidigung. Mein verſtändiger College der Feldmarſchall Horn war ganz dagegen; er verlangte wir ſollten die Verbindung mit dem nur ſchwach eingeſchloſſenen Nördlingen herſtellen, eine Flanke daran ſtützen und den Angriff erwarten. Aber ich ging in ſeine Anſichten nicht ein, zog ſie im Kriegsrathe ſogar etwas in's Lächerliche, gewann dadurch die Stimmen der übrigen Generale, und machte mein ganzes fürſtliches Anſehen geltend, damit der Angriff beſchloſſen werde. — Der wackere Horn, welcher der eigentliche Befehlshaber unſeres Heeres war, ließ ſich nicht überreden, gab aber nach, weil er der öffentlichen Meinung nicht entgegentreten wollte, und als erfahrner General ſehr richtig urtheilte, daß man von einer mißbilligten Vertheidigung ſich keinen glücklichen Erfolg verſprechen dürfe.

„Wir griffen alſo den Feind an, deſſen Stärke wir nicht genau überſehen konnten, machten zwar einige Fortſchritte, eroberten ſogar ſeine Geſchütze, ſtießen aber beim weiteren Vordringen auf immer größeren Widerſtand und wurden geſchlagen. Der Feldmarſchall gerieth in Gefangenſchaft und ich entging derſelben nur durch ein Wunder. Seit jenem Tage urtheilte ich anders über Angriff und Vertheidigung, ich ſchätzte die letztere nicht mehr ſo gering, und den erſteren nicht mehr ſo hoch. Die Eroberung des Elſaß und Hochburgund, die Angriffsſchlachten welche ich in den folgenden drei Feldzügen gewann, haben bewieſen daß mein Vertrauen zum Angriffe deshalb nicht erſchüttert worden iſt. Ich fand es aber doch mehrmals meinem Vortheil angemeſſener mich auf die Vertheidigung zu beſchränken, und würde ohne dieſes abwechſelnde Verfahren den Entſatz von Breiſach nicht gehindert, das Elſaß nicht erobert noch weniger behauptet haben."

Werth. Bei den letzteren Ereigniſſen bin ich ſtark betheiligt, weßhalb man mir auch Gehör ſchenken wolle. Doch muß ich die hochachtbaren Herren um Nachſicht bitten, wenn ich meine Worte nicht ſo zierlich ſetze wie der edle Herzog; ich bin ein einfacher Reitersmann, und verſtehe mich beſſer darauf den gordiſchen Knoten zu durchhauen als ihn zu löſen.

„Als der edle Herzog Bernhard im Sommer 1637 Anſtalten machte aus dem Elſaß hervorzubrechen, um das Vordringen des Feldmarſchall Baner an der Elbe zu erleichtern, und am Ende wohl gar mit ihm an der Donau wieder zuſammen zu treffen, und das alte Spiel zu wiederholen das ich ſo oft geſtört hatte — da ſchickte der Kaiſer mich an den

Rhein um ſolch Unheil zu verhüten. Ich war nur erſt aus Frankreich zurück, wo ich den Pariſern ein wenig an den Puls gegriffen und ihn ſehr ſchwach gefunden hatte. Das war ein Reiterzug, meine Herren, der über den Werth der Offenſive ganz allein abſprechen könnte! Ganz Paris kam auf die Beine, aber nicht etwa um mich aus der Nachbarſchaft zu vertreiben, das wagten die Leutchen nicht, ja die grand seigneurs wirkten ſich ſogar Schutzbriefe für ihre Luſtſchlöſſer bei mir aus — ſondern um nach Orleans zu flüchten, weil man nur hinter der Loire vor mir ſicher zu ſeyn glaubte. Hätte der Cardinal-Infant ſich nicht ſo lange vor Corbie aufgehalten und wäre er mir auf dem Fuße gefolgt, ich glaube Ludwig XIII. hätte uns die Schlüſſel der guten Stadt Paris ſelbſt überreichen müſſen! Aber ich wollte eigentlich nicht von dieſem Reiterzuge ſprechen und muß wieder an den Rhein zurück.

„Mein kaiſerlicher Herr befahl mir alſo dem edlen Herzog Bernhard entgegen zu treten, welcher bei Rheinau und Wittenweiher ein weitläuftiges Schanzenwerk auf beiden Ufern und mehreren Inſeln des Rheins hatte errichten laſſen. Dreifach war damals noch nicht belagert, ich zog alſo einen Theil der Beſatzung an mich, da ich nur etwa 2000 Reiter mitgebracht hatte, wurde ſpäter noch durch den Herzog Savelli verſtärkt, und habe durch wiederholte Angriffe im Auguſt und September die weiteren Fortſchritte der Weimeraner und Franzoſen nicht nur gehindert, ſondern ihnen im November auch alle Schanzwerke genommen, ſie aus dem verfluchten Waſſerloche vertrieben und dem ganzen Spaße ein Ende gemacht. Hätten wir irgendwo eine Vertheidigungsſtellung genommen, ſtatt den Gegner anzugreifen, wir würden nimmer zum Ziele gelangt, wahrſcheinlich aber geſchlagen worden ſeyn."

Herzog Bernhard. „Ihr damaliges Verfahren gegen mich, mein tapferer General, war den Umſtänden vollkommen angemeſſen, und ich laſſe Ihrem militäriſchen Scharfblicke und der Tapferkeit Ihrer Reiter, welche mehrmals die Schanzen zu Fuß angriffen und im Innern derſelben meine Musketiere und Konſtabler niederſäbelten, volle Gerechtigkeit widerfahren. Kein anderer General des Kaiſers würde im Stande geweſen ſeyn meinen Einfall in Schwaben zu hindern, denn nur Ihrem bis an Verwegenheit grenzenden Muthe und Ihrer ſeltenen Beharrlichkeit haben meine Truppen endlich unterlegen. Aber Sie überſehen dabei, Herr General, daß ich es eigentlich war der ſich ſtrategiſch — wie wir jetzt

der Kürze wegen ſagen — in der Offenſive befand, denn ich wollte ja aus dem Elſaß nach Schwaben und Baiern vordringen, und daß Sie trotz Ihrer wiederholten Angriffe dieſe Länder doch nur gegen mich vertheidigen wollten. Sie haben alſo damals bewieſen, daß eine geſchickte und thätige Vertheidigung beſſere Dienſte leiſte als der Angriff, wenn er nicht durch beſondere Verhältniſſe begünſtigt wird wie Ihr berühmter Marſch nach Paris. Hatten Sie mir nicht durch ein ähnliches Verfahren auch den Sieg bei Nördlingen entriſſen? Zwar befand ſich dort der König von Ungarn ſtrategiſch in der Offenſive, er lieferte mir aber eine Devenſivſchlacht, und es war insbeſondere Ihr Reiterflügel der mich ins Unglück brachte, weil Sie kluger Weiſe anfangs ſehr unthätig blieben, mich ſicher machten, mich dadurch verleiteten meinen linken Flügel zu ſchwächen, um den ſiegreichen rechten Flügel zu verſtärken, dann aber mit Ungeſtüm über den geſchwächten Flügel herfielen und auch den ſiegreichen dadurch zum Stehen brachten. Wenn der Vertheidiger wie Sie hübſch hinter dem Berge hält, ſich nicht in die Karte ſehen läßt, durch leicht hingeworfene Trümpfe den Gegner zu gewagtem Spiele verleitet, und ſeine Matadore in der Hand behält bis der Augenblick gekommen iſt ſie geltend zu machen, dann kann er ſtets mit Sicherheit auf glücklichen Erfolg rechnen. Die Verſchiedenheit der Anſichten über die Stärke des Angriffs und der Vertheidigung entſteht meiſt nur durch eine Verwechſelung der Begriffe. Wer den Angriff ſeines Gegners erwartet, ſey es nun auf ſeinem Kriegsſchauplatze oder nur auf dem gewählten Schlachtfelde, iſt allemal in der Vertheidigung, wenn er auch ſtellenweiſe ein angreifendes Verfahren anwendet."

Werth. „Aber Sie müſſen doch zugeben, Herr Herzog, daß Sie in der erſten Schlacht bei Rheinfelden, wo Sie mich und Savelli erwarteten, von uns beſiegt, und daß wir in der zweiten Schlacht, wo wir Sie erwarteten, von Ihnen total geſchlagen wurden. War da der Angriff nicht ſtärker als die Vertheidigung?"

Herzog Bernhard. „Er war es allerdings. Aber in der erſten Schlacht konnte ich den vier Regimentern kaiſerlichen Fußvolks nur 400 Musketiere entgegen ſtellen, der Ausgang des Kampfes hing alſo vom Reitergefechte ab das für mich nicht günſtig ausfiel. In der zweiten Schlacht traf ich das kaiſerliche Heer ſehr unvorbereitet zum Widerſtande, und hatte es ſchon moraliſch überwunden bevor noch der Angriff allgemein wurde. Hätten Sie dort en chef befehligt dann kamen die Sachen vermuthlich

anders; aber der Herzog Savelli erleichterte mir den Sieg, für den man doch einige Bürgſchaften haben muß bevor man ſich zum Angriffe entſchließt.

Herzog Chriſtian. „Ich kann den Anſichten meines edlen Vetters nicht beipflichten, obſchon mein eigner Angriffszug in die Unterpfalz und die Schlacht bei Höchſt (1622) unglücklich für mich ausfielen. Aber im nächſten Feldzuge hat mich Tilly empfinden laſſen was ein gute Offenſive bedeutet, ich konnte ja in ganz Niederſachſen keine Ruhe vor ihm finden, und mußte nach der Schlacht bei Stadtlohn auf holländiſches Gebiet flüchten. Hierdurch klüger gemacht, vergalt ich es dem ligiſtiſchen Feldherrn auf gleiche Weiſe im Frühjahre 1626, und ſetzte ihn durch meine unaufhörlichen Angriffszüge in ſeiner linken Flanke ſo in Verlegenheit, daß er bis Heſſen zurückweichen mußte, ohne vorher in einer Schlacht überwunden worden zu ſeyn.“

Mansfeld. „Auch ich muß meinem Schickſalsgenoſſen beiſtimmen. Nach der Schlacht auf dem weißen Berge vor Prag warf ich mich mit meinem Corps in die Oberpfalz, wurde aber von Tilly bald daraus vertrieben. In der Unterpfalz ging es mir 1622 nicht beſſer. Der Markgraf von Baden hatte bei Wimpfen eine Stellung genommen die zwar von Natur nicht ſtark, aber ſo mit Geſchützen, Sichelwagen und anderen Schutzwehren garnirt war, daß er ſich dahinter für unüberwindlich hielt. Was war der Erfolg? Er wurde von Tilly angegriffen und geſchlagen. Hätten nicht die 400 Spartaner aus Pforzheim ſeinen Rückzug mit ſo heldenmüthiger Aufopferung gedeckt, es wäre von dem markgräflichen Heere kein Mann dem Schwerte entronnen.

„Im Feldzuge 1626 mißlangen zwar meine Angriffe auf Altringens Schanzenwerke am rechten Elbufer bei Deſſau. Dagegen hatte mein großer Angriffszug nach Schleſien den beſten Erfolg, und glückte es mir auch nicht den wetterwendiſchen Fürſten von Siebenbürgen zu bewegen, mit mir gemeinſchaftlich gegen Wien zu marſchiren und dem Kaiſer Ferdinand, welchem der Bauernkrieg damals den Kopf warm machte, harte Bedingungen vorzuſchreiben; ſo nöthigte ich doch den Herzog von Friedland, alle ſeine Offenſivgedanken ſich aus dem Sinne zu ſchlagen und den Erbſtaaten des Kaiſers zu Hilfe zu eilen.“

Wallenſtein, der kurz vorher eingetreten war, erhob ſich zur Gegenrede. „Nur wenige Feldherren aus jener denkwürdigen Zeit haben die Offenſive auf ſo großartige Weiſe organiſirt, und ihr ſo viel zu

verdanken wie ich. Als ich dem Kaiſer, dem die Abhängigkeit von Baiern immer läſtiger, die Aufſtellung einer größeren Heeresmacht aus eigenen Mitteln aber unmöglich wurde, mich erbot ein Heer von 50,000 Mann zu errichten, das ihm Nichts als die Unterſchrift zu einigen Vollmachten koſten ſollte, hielten mich ſeine weiſen Räthe für einen Betrüger oder Windbeutel. Aber dieſe Herren begriffen nicht was den nervus rerum in der Politik wie im Kriege ausmacht; mir war das längſt klar geworden und ich hatte die Sache reiflich erwogen. Der Kaiſer ging auf meine Vorſchläge ein und ich ſogleich ans Werk.

„Zur Heerbildung waren damals nur zwei Dinge nöthig: ein guter militäriſcher Ruf und gefüllte Geldkaſten; alles Uebrige fand ſich von ſelbſt. Beides ſtand mir zur Seite. Was ſonſt noch zur vollſtändigen Ausrüſtung eines Heeres erforderlich war, hatte ich auf meinen weitläuftigen Herrſchaften ſchon vorbereitet; mir und meinen Freunden gebrach es dazu an Nichts. Leichter noch als die Errichtung war der Unterhalt eines Heeres, ſobald man von dem Grundſatze ausging, daß der Krieg den Krieger ernähren müſſe. Ein zweckmäßiges Syſtem von Belohnungen und Strafen machte Offiziere und Soldaten zu gehorſamen Werkzeugen meines Willens, und ich hatte nur noch für angemeſſene Beſchäftigung zu ſorgen.

„Mein neugebildetes Heer war und konnte auch nur zu ergiebigen Angriffskriegen tauglich ſeyn, das durfte ich keinen Augenblick vergeſſen. Je mehr die Kriegsſteuern der unterworfenen Städte und Provinzen meine Kaſſen füllten, deſto ſtärker war der Zulauf zu meinen Fahnen; ich übte eine magnetiſche Kraft auf ganz Deutſchland, ſelbſt auf die Nachbarländer aus. Man diente lieber mir als Anderen, und indem ich durch reiche und regelmäßige Beſoldung, wozu mir die Mittel nicht fehlten, meine eigene Kriegsmacht verſtärkte, ſchwächte ich zugleich die meiner Gegner, deren politiſche Verhältniſſe die Anwendung ſolcher Gewaltmittel nicht geſtatteten. Die öffentliche Meinung war mir gleichgültig, ich bedurfte ihrer nicht da ich im Namen des Kaiſers handelte, und als Feldherr deſſelben durch den Erlaß mancher angedrohten Züchtigung mir ſogar noch Freunde erwarb. Wie lange ich dieſes Syſtem würde beibehalten können war mir ſelbſt nicht klar, aber ich befand mich wohl dabei. Im Jahre 1629 hatte ich 150,000 Mann in meinem Solde, ganz Deutſchland zitterte vor mir. Aber ſchon im folgenden Jahre fühlte ich die Schwächen meines Kriegsſyſtems; ich hatte vor der Hand Niemand mehr zu bekämpfen, wollte die

Hilfsquellen der eroberten Länder für künftige Zeiten ſchonen und mußte doch auch die Truppen ernähren. Damals machte ich dem Kaiſer den Vorſchlag, den Fürſten von Siebenbürgen aus dem Lande zu jagen und den Großtürken zu bekriegen. Ferdinand ging aber nicht darauf ein, die Vollziehung des unheilvollen Reſtitutions-Edikts lag ihm zu ſehr am Herzen, und die Nachfolge ſeines Sohnes auf dem Kaiſerthron beſchäftigte ihn mehr noch als die Erhaltung deſſelben. — Noch eine kurze Zeit erhielt ich mich auf der ſchwindelnden Höhe, indem ich den deutſchen Reichsfürſten durch Stolz und Geringſchätzung zu imponiren ſuchte; aber Einige derſelben ſchwärzten mich beim Kaiſer an, nannten mich den ärgſten Feind des Reichs und verlangten meine Entlaſſung, die gerade zu der Zeit verfügt wurde als Guſtav Adolph auf Deutſchlands Boden landete. Ich hege die größte Hochachtung vor dem Charakter und dem kriegeriſchen Talent dieſes nordiſchen Fürſten, aber ſo lange ich den Feldherrnſtab über Deutſchland ſchwang, hätte er niemals wagen dürfen hier feſten Fuß faſſen zu wollen! Nach meiner Abſetzung fiel das Rieſenwerk meiner Macht ſtückweiſe auseinander. Das Weitere gehört nicht hierher.

„Wenn ich nun auch zu jener Zeit thatſächlich bewieſen habe, daß die Offenſive bis zur Unwiderſtehlichkeit getrieben werden kann, ſobald politiſche und andere Verhältniſſe ihr den nöthigen Vorſchub leiſten; ſo muß ich doch freimüthig bekennen, daß ſie in ihrem höchſten Erfolge gerade am ſchwächſten ſind, wobei ich nur den einzigen Fall ausnehme, daß der Ueberwundene jeden Gedanken an ferneren Widerſtand freiwillig aufgiebt. Die hochachtbaren Herren wiſſen, daß Guſtav Adolph ſich den größten Theil von Deutſchland unterworfen und auch ſogar die öffentliche Meinung für ſich hatte, als mich der Kaiſer aufs Neue zu ſeinem Generaliſſimus ernannte. Meine in der Eil gebildete Streitmacht kam der ſeinigen in keiner Hinſicht gleich, und dennoch war ich voller Zuverſicht, daß es mir gelingen werde ihn bald nach Niederſachſen zurückzuwerfen. Hätte Arnim beim Rückzuge nach Sachſen mich nicht durch ſeine Vorſpiegelungen getäuſcht oder — wenn er es aufrichtig mit mir meinte — ſein Verſprechen erfüllt, dann wären die Sachſen ſchon in Böhmen aufs Haupt geſchlagen worden; der Kurfürſt hätte ſich dem Kaiſer unterwerfen, mit mir gemeinſchaftliche Sache machen müſſen, und ich wäre nach Thüringen marſchirt, um vereint mit Pappenheim den König von allen ſeinen Verbindungen abzuſchneiden. Es läßt ſich natürlich nicht vorherſagen, wo es dann

zwiſchen uns zur Schlacht gekommen ſeyn oder wer ſie gewonnen haben würde. Ich hätte mir aber auch die großen damals für mich ſchwer zu erſetzenden Verluſte bei Nürnberg erſpart, die mich verhältnißmäßig mehr als den König ſchwächten. Ueberhaupt ſind die Ereigniſſe bei Nürnberg anders ausgefallen als ich erwartet, meine Vorausſetzungen trafen nicht ein. Wie aber auch die Sachen ſich geſtalten mochten, eine ſolche Kataſtrophe wie nach der Schlacht bei Lützen würde für mich nicht eingetreten ſeyn, denn auch der Vertheidiger kann ſich durch Bündniſſe verſtärken, und ich hatte dazu von langer Hand die beſten Einleitungen getroffen. Die Niederlage bei Lützen ſchadete mir nur weil Sachſen ungeſchwächt in feindſeliger Stimmung verharrte. Uebrigens war ich ſehr krank, mein tapferer Pappenheim todt, und der Winter vor der Thür; ich mußte alſo nach Böhmen zurück.

„Noch habe ich dem edlen Grafen von Mansfeld einige Worte zu entgegnen. Die geſcheiterten Angriffe auf Aldringens Schanzenwerk vor Deſſau dürften beweiſen, daß die Vertheidigung ſtärker ſey als der Angriff. Die Mansfelder Truppen waren viel ſtärker an Geſchütz und Fußvolk als die Kaiſerlichen, und bedienten ſich ebenfalls der Schanzen und gedeckter Annäherungsgänge. Es gelang auch ihrem Ungeſtüm unſere Schanzen zu erſtürmen, aber mitten im Siegeslaufe mußten ſie die Stärke einer gut organiſirten Vertheidigung anerkennen. Mein kluger Aldringen hatte die Ankunft der Verſtärkungen welche ich ihm zugeſchickt, den Mansfeldern zu verbergen gewußt, und einige Regimenter Küraſſiere rechts aus den Schanzen heraus in ein Gehölz rücken laſſen, aus welchem ſie plötzlich hervorbrachen als der Feind des Sieges gewiß zu ſeyn glaubte. Dieſer Angriff und meine Ankunft mit einigen Regimentern Fußvolk entſchied, und der edle Graf trat hierauf den Rückzug an. Hätte er wiſſen können daß ich ihm auch jetzt noch nicht gewachſen war, ſo würde er gewiß ſtehen geblieben ſeyn, und dann mußte ich ſeine verſchanzte Stellung angreifen, wenn ich mir auf dem rechten Elbufer die Freiheit der Bewegung erringen wollte. Darin beſteht ja aber ein Hauptvortheil des Vertheidigers, daß er in der Regel ſeine Stärke oder Schwäche leichter verbergen kann.

„Der Angriffszug durch Schleſien durchkreuzte meinen ganzen Kriegsplan gegen den König von Dänemark, das kann ich dem edlen Grafen nicht ableugnen. Doch erhielt er nur Bedeutung wegen des Bauernkrieges in Oeſterreich, der einen bedrohlichen Charakter hatte und leicht eine gefährliche Wendung nehmen konnte. Das war mehr eine politiſche Diverſion.

Ohne jenen Bauernkrieg würde ich mich daran nicht gekehrt, und mein auf dem nördlichen Kriegsschauplatze erlangtes Uebergewicht zu entscheidenden Siegen benutzt haben. Und was ist hierin die Ansicht meines sehr verständigen Vetters Georg von Lüneburg?"

Herzog Georg. „Meine ganze kriegerische Laufbahn ist eine immerwährende Vertheidigung gegen fremde Eingriffe in meine und meiner Brüder Rechte gewesen, weshalb ich bald die Partei des Kaisers, bald die seiner Gegner nehmen, oder auch neutral bleiben mußte. Ich habe die Vortheile des Angriffs und der Vertheidigung unter sehr verschiedenen Verhältnissen kennen gelernt, und möchte im Allgemeinen zu Gunsten keiner Verfahrungsart absprechen, weil die politischen Umstände bald der einen bald der anderen ein Uebergewicht verleihen. Doch sind mir manche der hier geäußerten Ansichten völlig neu, und ich folge dem Fortgange der Diskussion mit lebhaftem Antheil."

Pappenheim. „Es fällt mir schwer aufs Herz, daß so berühmte Heerführer der Vertheidigung eine Lobrede halten, die doch gewöhnlich nur von Solchen ergriffen wird, denen es an Muth oder Entschlossenheit zum Angriffe fehlt. Diese Aeußerung darf keinen der edlen und hochachtbaren Herren verletzen, welche sich bereits darüber ausgesprochen haben. Es wird mir aber immer einleuchtender, daß der Mensch seine Ansichten ändert je älter er wird, ganz unbeschadet der Erfahrungen die er im Laufe der Zeit gemacht haben könnte. Gewiß ist Niemand unter uns, der nicht mit Stolz an jene Zeiten zurückdenkt, in welchen er an der Spitze eines stattlichen Reitergeschwaders kühn auf den Feind losstürmte, alle Gefahren verachtete und deßhalb auch den Sieg davon trug. In älteren Jahren, oder wenn die Kräfte abnehmen, tritt aber die klügelnde Vernunft hinzu und demonstrirt a priori oder a posteriori, daß die gemachten Erfahrungen nur Täuschungen gewesen sind. Das böhmische Heer hatte vor Prag (1620) eine recht starke Stellung; General Boucquoi welcher die Kaiserlichen befehligte und den Rang über Tilly hatte, wollte sie durchaus nicht angreifen, da ihm der Erfolg sehr zweifelhaft schien. Aber Tilly, obschon ein angehender Sechziger, setzte seinen Willen durch, und nach zwei Stunden war der Feind vom Kampfplatze verschwunden. In allen Schlachten hat Graf Tilly seinen Gegner angegriffen und geschlagen, und hätte er meinen Rath bei Breitenfeld befolgt, wir wären auch dort Sieger geblieben."

Baner. „Sie vergeſſen, lieber Feldmarſchall, daß Sie in letzter Schlacht den rechten Flügel, welchen ich befehligte, zwei Stunden lang mit größter Heftigkeit angegriffen haben, und am Ende mir das Feld überlaſſen mußten.“

Pappenheim. „Das iſt wahr. Aber die verwünſchten Musketiere, die Ihr großer König compagnienweiſe zwiſchen die ſchwachen Reiterregimenter geſtellt hatte, ſchoſſen meinen Küraſſieren ſo viel Pferde todt, daß ſie zuletzt nicht mehr heran zu bringen waren. Auch wollte ich überhaupt die Schweden angreifen wie ſie über den Loberbach gingen, der Generaliſſimus verſagte mir aber jede Unterſtützung und befahl mir zurück zu gehen. Bei Lützen wäre ich aber gewiß glücklicher geweſen, hätte mir nicht die Falkonetkugel den Schenkel zerſchmettert.“

Herzog Bernhard. „Das bezweifle ich, lieber Graf, denn meine Musketiere ſtanden bereits in den eroberten Straßengraben, und hinter ihnen die Reiterei in guter Ordnung.“

Pappenheim. „Mag ſeyn, ich hätte es darauf ankommen laſſen. Aber habe ich nicht Magdeburg erſtürmt? Hätte ich nicht auch Maſtricht erſtürmt, wenn der ſtolze Cordova zu meiner Unterſtützung nachgerückt wäre? Habe ich mir durch meine kühnen Angriffszüge im Sommer 1632 nicht ganz Niederſachſen unterworfen? — Was man auch ſagen mag, es liegt im Angriffe eine moraliſche Kraft, die oft fabelhafte Erfolge herbeiführt, was man der Vertheidigung nicht nachrühmen kann.“

Götz. „Ich glaube, daß man den Charakter des Gegners ſehr zu berückſichtigen hat. Früher wollte ich auch immer nur angreifen; aber bei Wittenweiher und vor Breiſach wurden meine heftigſten Angriffe vom Herzoge Bernhard mit Kaltblütigkeit abgeſchlagen, und bei Jankau (Jankowitz) ſpielte mir Torſtenſon ſo arg mit, daß ich darüber zu Grunde ging.“

Werth. „Davon wiſſen die Bauern um Jankau ein Liedchen zu ſingen;[1] aber nimm mir's nicht übel, Herr Bruder, Deine Gründe ſind ſehr ſchwach, und Deinen Angriffen fehlte es an Zuſammenhang und Nachdruck. Allen Reſpekt vor dem edlen Herzoge und dem wackern Feldmarſchall Torſtenſon, aber hätte ich am Rheine ein ſolches Heer gehabt

[1] Noch lange Zeit nach jener Schlacht hörte man in dortiger Gegend das Sprichwort „Der richtet eben ſo wenig aus, wie Götze bei Jankau.“

Anmerkung des Herausgebers.

wie Du, Götze, Breiſach wäre uns nimmer entriſſen worden. Bei Jankau warſt Du ganz allein ſchuld daß wir geſchlagen wurden; wenn man zum Angriffe vorgeht muß man hübſch wiſſen was man vor ſich hat. Du ritteſt aber mit 25 Schwadronen in eine Gegend hinein, die von unzähligen Gebüſchen bedeckt war und meiſt ſumpfige Waldwieſen zum allgemeinen Tummelplatz darbot, da iſt mit Reiterei nicht viel auszurichten. Mich wurmt es aber heute noch daß Hatzfeld nicht zu überreden war am andern Tage die Schweden wieder anzugreifen, wir hätten gewiß ein Seitenſtück zu Rheinfelden geliefert.

„Wer angriffsweiſe zu Werke gehen will muß hübſch um ſich ſehen, ſonſt rennt er in ſein Verderben. Meine Späher ließen den Feind niemals aus den Augen, ich ſelbſt hielt mich aber mit meinen Reitern ſorgfältig verborgen, veränderte oft meinen Aufenthaltsort und griff den Feind faſt immer unerwartet an. Im Feldzuge 1643 habe ich die Franzoſen ganz allein durch meine unaufhörlichen Ueberfälle aus Schwaben vertrieben; das Aufſchlagen der Quartiere nahm kein Ende, ich ließ ihnen nirgends Ruhe und brachte ſie ſo herunter, daß ſie ſich erſt hinter dem Rheine wieder erholen konnten.“

Götz. „Nun mit den Franzoſen war leicht fertig zu werden, das brauchſt Du Dir nicht ſo hoch anzurechnen, Herr Bruder, und was Deine Umſicht anbelangt ſo ſcheint ſie Dich bei Allerheim auch im Stiche gelaſſen zu haben; denn als Du den rechten Flügel der Franzoſen geſchlagen, dachteſt Du nur an die Verfolgung und verlorſt die ganze Schlacht aus dem Gedächtniß die inzwiſchen verloren ging.“

Baner. „Keine Vorwürfe, Ihr Herren, es iſt Niemand unter uns der frei von ſolchen Fehlern wäre. Die Fehler aus kühner Uebereilung begangen, bringen ſtets weniger Nachtheil als die aus zu großer Bedachtſamkeit. Aber jetzt ſey es mir geſtattet, auch einmal das Wort zu führen.

„Der Herzog von Friedland hat behauptet, daß er ſeine Eroberungen nur dem großen Uebergewicht an Streitkräften verdanke, welches er ſich durch Anwendung verſchiedener Mittel zu ſichern gewußt habe. Von Guſtav Adolph iſt Aehnliches behauptet worden. Der Eine wirkte durch Furcht, der Andere durch Liebe, Beide durch Geld. Wie aber iſt es mir denn gelungen von Mecklenburg nach Franken und Böhmen zu kommen? Gleichwohl war ich ſelten der Stärkere wenn ich die Offenſive

ergriff! Zu Ende des Feldzugs 1635 hatten mich die Sachſen und Brandenburger in Mecklenburg ſo in die Enge getrieben, daß ich mir faſt nicht mehr zu helfen wußte. Da faßte ich Abends bei einem Trinkgelage den Entſchluß, ganz plötzlich in Sachſen einzufallen und dort Alles zu verheeren; wir hatten ja für den Abfall Johann Georgs Revanche zu nehmen. Ich ließ das Fußvolk einen Tag früher aufbrechen als die Reiterei, ging bei Werben den 22. Januar 1636 über die Elbe, und ſtand ſchon am 1. Februar vor Halle. Fünf Tage ſpäter war auch der Kurfürſt von Sachſen hier, den ich ſonach ohne Schwertſtreich zum Rückzuge genöthigt hatte, ich ließ mich aber nicht irre machen und plünderte das Land am linken Ufer der Saale rein aus. Nur Hatzfelds Ankunft aus Thüringen mit einem kaiſerlichen Heere nöthigte mich zum Rückzuge gegen Magdeburg. Die Ueberlegenheit meiner Gegner wurde bald ſo groß daß ich wieder nach Mecklenburg zurück mußte. Wir nahmen und verloren gegenſeitig mehrere Städte an der Elbe und Havel, und ſuchten uns auf jede Weiſe Abbruch zu thun. Aber ich blieb doch immer im Nachtheil. Endlich griff ich den Feind bei Wittſtock an. Er hatte 16,000 Mann Fußvolk und 14,000 Reiter, ich nur 10,000 Mann Fußvolk und 12,000 Reiter. Aber mein Sieg war vollſtändig. Ungeachtet der ſchon weit vorgerückten Jahreszeit (es war Ende September) drang ich nun tief in Deutſchland vor. Wrangel mußte Berlin erobern und dann die Oder hinauf bis Frankfurt gehen; ich rückte mit der Hauptmacht, die ſich durch Ueberläufer rekrutirt hatte, nach Thüringen und ſtand den 6. November vor Erfurt; Königsmark wurde nach Weſtphalen, Leslie nach Heſſen geſendet.

„Nachdem Erfurt capitulirt hatte (den 29. December), fiel ich auch in Sachſen ein, wohin Torſtenſon mit 16 Reiterregimentern vorausgegangen war. Eilenburg und Torgau kamen ſchnell in ſeine Gewalt, Leipzig wurde von mir belagert. Die ganze nördliche Hälfte von Deutſchland erkannte mich als Sieger an. Auch Leipzig hätte fallen müſſen wäre mir nicht durch einen falſchen Spion die Nachricht hinterbracht worden, daß ein ſtarkes kaiſerliches Heer im Anzuge ſey, weßhalb ich den ſchon ertheilten Befehl zum Sturme zurücknahm, die Belagerung aufhob und mich bei Torgau aufſtellte. Der Kurfürſt hat aber durch jene Täuſchung ſeinem Lande einen ſchlechten Dienſt geleiſtet; denn als ich erfuhr daß die Kaiſerlichen ſich erſt vereinigen wollten verwüſtete ich das ganze Land. — Solche Angriffszüge müſſen glaube ich doch auch etwas beweiſen.

Aber ich war immer in Bewegung, und meine zahlreichen Reiterſchaaren durchſtreiften mit kecker Zuverſicht ganze Länder, ohne ſich an die feindlichen Beſatzungen zu kehren die ihnen ja doch nichts anhaben konnten."

Götz. „Und wie endete dieſer Angriffszug? Gallas, Hatzfeld und ich zogen ruhig über Leipzig an die Elbe, überſchritten ſie bei Pretſch, nöthigten die tapferen Schweden zum Rückzuge gegen die Oder, und ſchloſſen den Herrn Feldmarſchall bei Landsberg an der Warthe ſo eng ein, daß es mir heute noch räthſelhaft iſt, wie es ihm möglich wurde zu entkommen."

Baner. „Ich dächte das Räthſel wäre euch Herren ſchon damals gelöst worden. Ihr glaubtet eurer Sache ſo gewiß zu ſeyn, daß eure Müßiggänger bereits Karrikaturen zeichneten, und die Unverſchämtheit hatten mir ein ſolches Spottbild zuzuſchicken. Das ganze ſchwediſche Heer ſtack in einem Sacke, den die drei Herren Generale oben zuſchnürten. Als ich euere unbedeutende Wachſamkeit getäuſcht hatte und in der Nacht glücklich durchgekommen war, ſchickte ich euch durch einen Trompeter das Bild wieder zurück, dem ich noch eine Perſon hinzugefügt hatte, mich ſelbſt nämlich, wie ich mit dem Schwerte ein großes Loch in den Sack machte und ganz gemächlich wieder heraus ſchlüpfte. Ich hätte nur euere langen Geſichter ſehen mögen!"

Götz. „Wir hatten dennoch große Urſache mit dem Erfolge ſehr zufrieden zu ſeyn; denn das ſchwediſche Heer war bereits in einen ſo traurigen Zuſtand verſetzt worden, daß es bis an die Oſtſeeküſte, zum Theil ſogar bis auf die Inſel Rügen zurückweichen, und Mecklenburg und Pommern uns überlaſſen mußte. Das beweist doch wohl daß dergleichen große Angriffszüge ſelten glücklich enden."

Wallenſtein. „Obſchon ich damals vom Kriegsſchauplatze bereits abgetreten war, entnehme ich doch aus dieſen Mittheilungen, daß Feldmarſchall Baner in den Feldzügen 1635 und 1636 ſich eigentlich auf der Defenſive befand, ſo offenſiv auch ſein Verfahren geweſen ſeyn mag. Sachſen und Brandenburg hatten ſich vom Bunde mit Schweden losgeſagt, waren deſſen Feinde geworden und ergriffen die Offenſive. Aber die Mittel, welche der ſchwediſche Feldherr zur Vertheidigung von Mecklenburg und Pommern anwendete, ſind von eigenthümlicher Art geweſen; auch war ihre Wirkung nicht ganz ſicher. Erſt nach dem Siege bei Wittſtock tritt Schweden wieder in das Verhältniß der Offenſive, welche der

Herr Feldmarſchall mit einer Kühnheit ausgeführt hat die faſt an Tollkühnheit grenzt; denn ſo groß auch der Zulauf zu den ſchwediſchen Fahnen in dieſer Zeit geweſen ſeyn mag, ſo ſtand doch die ganze Heeresmacht nicht im Verhältniß zum Raume. Wollte der Feldmarſchall den ungeheuren Rückſchlag vermeiden, der ihn im Herbſte 1637 traf und Schwedens Einfluß beinahe ganz vernichtet hätte, ſo mußte man ſich auf einen kleineren Kriegsſchauplatz beſchränken; die Oder und die Weſer oder Saale hätten vielleicht die äußerſten Grenzen ſeyn ſollen. Darin beſteht ja eben die Gefahr der Offenſive, daß man nur zu leicht über ſeine Kräfte geht, und ſich dann auf einmal von großer Schwäche befallen ſieht die man nicht gern eingeſteht. Wenn der Vertheidiger nicht die Faſſung verliert und einen ſolchen Zuſtand zu benutzen verſteht, wird er das Verlorne ſtets mit leichter Mühe wieder gewinnen können. Mich däucht daß der Feldzug 1637 darüber ſehr belehrend iſt."

Baner. „Nun ſo werden die folgenden Feldzüge die Ueberlegenheit des Angriffs um ſo leichter beweiſen. Zu Anfang des Jahres 1638 war ich in Mecklenburg und Pommern auf einige Küſtenplätze beſchränkt und konnte mich kaum rühren. Im Innern Deutſchlands waren nur Landsberg an der Warthe und Erfurt in unſerer Gewalt. Doch hatte ſich General King mit Hilfe der treuen Heſſen in Niederſachſen behauptet; dagegen war aber der Herzog von Lüneburg von uns abgefallen. Der Tod des alten Herzog Bogislaw verſchaffte uns die Erbſchaft Pommerns, und wir beſtrebten uns nun das Erbrecht durch Waffengewalt geltend zu machen. Mein edler Freund und Waffenbruder, der Feldmarſchall Torſtenſon, deſſen Rath und Beiſtand ich manchen meiner Siege verdanke, entwarf hierzu folgenden Plan. Bis zum Monat Juli, wo die in Schweden vorbereiteten Verſtärkungen erſt mitwirken konnten, ſollte jede Schlacht ſelbſt jedes Gefecht vermieden werden, ſobald nicht ein beträchtliches Uebergewicht auf unſerer Seite war. Nächſtdem ging aber unſer Streben dahin den Kaiſerlichen keine Ruhe zu laſſen, ſie durch Bedrohung einzelner wichtiger Punkte oder abgeſonderter Truppencorps zu häufigen Märſchen und Gegenmärſchen zu nöthigen, ihren Unterhalt zu erſchweren, ſie überhaupt auf jede Weiſe zu ſchwächen, um wenigſtens nach und nach ein Gleichgewicht der Kräfte herbei zu führen; denn Gallas ſtand uns mit 60,000 Mann gegenüber, und ſo viel konnten wir auch bei den größten Anſtrengungen nicht zuſammen bringen. Der Erfolg entſprach unſeren

Erwartungen. Wir errangen über die Kaiserlichen viele kleine Vortheile, die in ihrer Totalität von Bedeutung wurden und unsere Wagschaale wieder steigen ließen. Gallas rechnete nicht so, er achtete diese Ereignisse sehr gering, trieb mit seinen Kräften und Unterhaltsmitteln eine schlechte Wirthschaft, hatte nirgends für Magazine gesorgt, und sah sein Heer durch Krankheit und Desertion zusammenschmelzen, ohne sich über die möglichen Folgen zu beunruhigen. Wie wir später erfuhren hatte er Anfang Juli nur noch 20,000 Mann unter den Fahnen, die im ganzen Lande vereinzelt waren. Jetzt erhielt ich aus Schweden eine Verstärkung von 14,000 Mann und 96 Geschützen, was mein Heer auf etwas über 30,000 Mann brachte. Ich verlegte die neuen Truppen in die festen Plätze, zog meine alten erprobten Banden zusammen und ging nun allmälig zur Offensive über. Vor dem Schlusse des Jahres hatte ich die Kaiserlichen aus Mecklenburg und Pommern vertrieben, und zwar meist durch große Ueberfälle mit meiner Reiterei welche Torstenson ausführte."

Herzog Georg. „Man gestatte mir eine kurze Bemerkung. Durch die erwähnten Verhältnisse wird ganz und gar nicht bewiesen, daß die Offensive eine Alles überwältigende Kraft habe, oder stärker als die Defensive sey. Letztere hat sich dabei viel glänzender bewährt, denn ein beklagenswertherer Zustand als der, in welchem sich das schwedische Heer Anfang 1638 befand, ist kaum denkbar; gleichwohl hat sich dasselbe dem dreimal stärkeren und siegreichen Angreifer gegenüber behauptet. Das ist gewiß ein sehr zu beachtendes Resultat! Was den Umschwung der Verhältnisse in der zweiten Hälfte des Jahres betrifft, so darf er weniger befremden wenn man erwägt, daß zwei Heerführer, wie die berühmten Feldmarschälle Baner und Torstenson die, als eine moralische Person betrachtet, die glänzendsten Feldherrntalente in sich vereinigten, dem unfähigen Gallas gegenüber standen."

Herzog Bernhard. „Mit Gunst Herr Vetter so unfähig war Gallas nicht; ich habe viel gegen ihn gekämpft und muß seinen Talenten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er war es, der bei Nördlingen den König von Ungarn bestimmte unseren Angriff abzuwarten, und der ihm den schicklichsten Moment bezeichnete selbst zum Angriffe überzugehen. Im Feldzuge 1635 glaubte ich durch meine Maßregeln hinter dem Mittelrheine vollkommen sicher zu seyn. Gallas täuschte mich aber durch sehr geschickte Demonstrationen, und nöthigte mich ganz wider Willen zum Rückzuge

nach Lothringen. Im Herbſte 1636 ſetzte er mir in Hochburgund ſehr heftig zu und entriß mir faſt alle gemachten Eroberungen. Aber ſeine Indolenz nach erfochtenem Siege brachte ihn oft um die Früchte deſſelben, ſo ging es ihm auch in Burgund.

„Der Charakter eines Feldherrn kommt im Kriege nicht weniger in Betracht als ſein Anführertalent. Aus dieſem Grunde muß ich aber auch einräumen, daß den beiden Feldmarſchällen ein großes Uebergewicht zugeſprochen werden kann, was den Hergang der Sache genügend erklärt. Der edle Torſtenſon, den eine unwürdige Behandlung während ſeiner Gefangenſchaft in Ingolſtadt, wo er ſechs Monate lang wie ein Miſſethäter in einem feuchten Gewölbe zubringen mußte, der Geſundheit für immer beraubt hatte, vereinte ſchon in ſich allein alle Tugenden eines vollkommenen Feldherrn. Er verwendete große Maſſen von Geſchütz und Reiterei mit gleicher Geſchicklichkeit, und führte das Fußvolk mit gutem Erfolg. Die Kühnheit und Siegeszuverſicht des edlen Baner hingegen, verbunden mit ſchnellem Ueberblick und geſchickter Handhabung der Truppen die ihm willig in den Tod folgten, verdient die ehrenvollſte Anerkennung. Zwei ſolchen Feldherrn zu widerſtehen, die noch dazu in der brüderlichſten Eintracht handelten, möchte Keinem aus unſerer Mitte gelungen ſeyn. Als der Ruf ihrer Thaten bis in mein entlegenes Elſaß drang, fühlte ich mich obſchon ſehr krank aufs Neue belebt, und hätte man mir damals nicht franzöſiſches Gift beigebracht, ſo würde des Kaiſers Herrſchaft in Deutſchland 1640 ein Ende gehabt haben. — Doch ich bitte meinen edlen Freund Baner in ſeiner Erzählung fortzufahren."

Baner. „Kaum war ich wieder im Vortheil, ſo ſtrömten mir die Ueberläufer ſchaarenweiſe zu, und ich konnte meine Offenſive nach einem großen Maßſtabe organiſiren. Wrangel erhielt Befehl den Kaiſerlichen die feſten Plätze von Pommern wieder zu entreißen, und dann über Landsberg und Frankfurt in Schleſien vorzudringen. Pfuel mußte ſchon im Januar (1639) ins Brandenburgiſche einfallen und Berlin nehmen. Königsmark wurde mit einer Reiterſchaar nach Thüringen geſchickt, entſetzte Erfurt, vereinigte ſich in Heſſen mit General King, und trieb die Kühnheit ſo weit daß er ſich mit 6000 Reitern bis Schweinfurt vorwagte, und die geiſtlichen Kurfürſten in ſtarke Contribution ſetzte. Mir ſelbſt blieben nach ſo beträchtlichen Entſendungen nur 10,000 Mann Fußvolk und 8000 Reiter übrig, mit denen ich durch Sachſen nach Böhmen zu ziehen

gedachte. Wir hatten uns auf vier Wochen mit Fleiſch und trockenem Gemüſe verſehen und verließen die Gegend von Perleberg Ende Januar. Mein Torſtenſon zog mit 9 Regimentern Reiterei einen Tagemarſch voraus, und ſorgte für Alles was unſere Operationen erleichtern, den Erfolg ſichern konnte.

„Wir überſchritten die Elbe unweit Dömitz und wendeten uns zuerſt gegen Braunſchweig, um die Herren Herzöge für ihren Abfall von Schweden ein wenig zu züchtigen, und die niederſächſiſchen Fürſten von ähnlichen Schritten abzuſchrecken, weßhalb Torſtenſon bis Nienburg ſtreifen mußte. Dann ging's im raſchen Zuge über Halberſtadt nach Halle. Anfangs glaubten wir hier auf ernſten Widerſtand zu ſtoßen, aber der Schrecken hatte ſich aller Gemüther bemächtigt. Gallas dem nur 8000 Mann gefolgt waren hielt nirgends Stand, und Marazin der uns zuvor an der Elbe hatte aufhalten wollen, führte ſeine Truppen ebenfalls tiefer nach Sachſen hinein. So ging es denn ohne Raſt und Aufenthalt über Naumburg und Zeitz nach Chemnitz, wo wir die Sachſen tüchtig aufs Haupt ſchlugen, obſchon nur meine Reiterei dabei thätig war. Dann ſollte Freiberg erobert werden, weil Torſtenſon einen geſicherten Waffenplatz in dortiger Gegend haben wollte bevor wir in Böhmen einfielen. Die Beſatzung von Freiberg machte uns aber viel zu ſchaffen, und leiſtete einen eben ſo geſchickten als erfolgreichen Widerſtand. Kein Tag verging an welchem wir nicht in unſerem Lager überfallen wurden, es war als kämen die Sachſen überall aus der Erde gekrochen — was auch wirklich durch Hilfe der zahlloſen unterirdiſchen Gänge geſchah, — nirgends war man vor ihren Kugeln ſicher. Die Soldaten, zum Aberglauben geneigt, glaubten den Feind mit dem Teufel im Bunde und wurden eingeſchüchtert. Die Belagerungsarbeiten ſchritten nicht vorwärts. Mir wurde die Zeit lang.

„Da beſtürmte ich Torſtenſon ſeine Bedenklichkeiten aufzugeben und mich gewähren zu laſſen, denn obſchon ich der Oberfeldherr war, handelte ich doch nie gegen ſeine Anſichten. Wir zogen von Freiberg ab und gegen Dresden. Durch Drohungen ſuchte ich den Kurfürſten einzuſchüchtern was aber nicht gelang. Hierauf nahm ich Pirna, ließ den Sonnenſtein belagern und fiel ohne erſt auf die Uebergabe jener Feſte zu warten, in Böhmen ein. Stahlhanske ging mit 9 Reiterregimentern voraus. Bei Brandeis ſtieß er auf kaiſerliche und ſächſiſche Reiterei von etwa gleicher Stärke; er griff ſie an, ſchlug ſie, nahm die beiden Anführer, die Generale

Montecuculi und Hoffkirchen, gefangen und zerstreute den Rest. Den 1. Juni stand ich mit meinem Heere vor Prag! Merken Sie sich das Datum, meine Herren, nehmen Sie die Landkarte zur Hand und gestehen Sie die Ueberlegenheit der Offensive ein!

„Aber damit war ich noch nicht zufrieden. Während ich das Geschütz erwartete um Prag tüchtig zu beschießen, mußte Stahlhanske mit der Reiterei über Tabor bis Budweis vordringen. Wrangel hatte inzwischen Schlesien erobert und fiel in Mähren ein. Königsmark trieb sein Wesen in Franken und der Oberpfalz. Leslie hielt die Sachsen im Zaum. Hätte uns Herzog Bernhard in Schwaben die Hand bieten können so war der Kaiser verloren. Wie stark meine Heeresmacht damals gewesen seyn mag, kann ich so genau nicht sagen; wir hatten zwar beträchtlichen Zulauf, wer aber sich ein hübsches Sümmchen zusammengeplündert hatte, der suchte sein Schäfchen auch ins Trockene zu bringen und kehrte heim. Indeß hatte ich wohl etwas über 100,000 Mann unter den Fahnen, was nicht viel sagen will, wenn man erwägt, daß wir uns rechts bis an den Rhein, links bis an die Oder ausdehnten, und auf mehreren Punkten vorwärts bis an die Donau streiften, in Sachsen aber immer ein starkes Corps zurücklassen mußten. Bei Leitmeritz hatte ich gegen 30,000 Mann.

„Meine Eroberungen hatten eine solche Ausdehnung bekommen, daß ich selbst nicht recht wußte wie das enden würde. Ich berieth mich mit Torstenson, der es sehr beklagte daß wir Prag und den Sonnenstein bei Pirna, wegen Mangels an Belagerungsgeschütz, nicht in unsere Gewalt bringen konnten. Es blieb uns am Ende nur die Wahl, Böhmen und Mähren entweder freiwillig zu verlassen oder das Land zu verheeren. Gegen letztere Maßregel sträubte sich Torstensons menschenfreundliches Herz. Aber er mußte doch zugeben, daß eine freiwillige Räumung des Landes uns bald wieder mächtige Feinde zuziehen würde, denn schon waren der Erzherzog Leopold und General Hatzfeld eifrig bemüht in Oesterreich und Baiern ein ansehnliches Heer zusammen zu bringen, und in der Lausitz machten uns die Sachsen bereits ein böses Spiel. Außerdem stand auch noch zu befürchten, daß unsere Heeresmacht schnell und beträchtlich zusammenschmelzen werde sobald wir den Rückzug antraten, und wer vermochte dann all die Folgen zu übersehen?

„Unter solchen Umständen mußte jede weitere Rücksicht auf Menschlichkeit schweigen, und das Land wurde nun planmäßig verheert, um dem

Feinde die Mittel zum Unterhalte und zu seinen Rüstungen zu entziehen. Alles was nur einem Heere von Nutzen seyn kann, Lebensmittel, Futter Wagen, Pferde, Tuch, Leder, Leinwand, Holz und Eisen, wurde weggenommen oder vernichtet, so weit nur unser Arm reichte. Selbst das Getreide und die Bäume auf den Feldern wurden nicht verschont. Natürlich gab es dabei blutige Kämpfe mit Stadt- und Landbewohnern, in deren Folge über 1000 Dörfer in Brand gesteckt wurden. Manche Stadt mußte alles Geld und Silberzeug hergeben um Brandstiftung und Plünderung zu verhüten. Es war ein grausames Mittel, das muß ich selbst gestehen; aber der Krieg hatte damals alle seine Furien losgelassen, die Menschheit sich in eine Gesellschaft bewaffneter Teufel verwandelt, man strebte nur nach gegenseitiger Vernichtung, — und hatten es die Kaiserlichen in Pommern und Hessen anders gemacht? — Auch Torstensons Gemüth gewöhnte sich bald an die Greuelscenen, er nährte im Stillen die Hoffnung daß Kaiser Ferdinand, durch die namenlosen Leiden seiner Unterthanen erschüttert, endlich die Hand zu einem dauerhaften Frieden bieten werde den wir Beide redlich wünschten, da das zwanzigjährige Leben im Felde, nur selten durch einige Monate Ruhe unterbrochen, auch in dem Herzen des eifrigsten Kriegers die Sehnsucht nach häuslicher Ruhe immer stärker werden ließ.

„Die Friedenshoffnungen gingen zwar nicht in Erfüllung, wir erreichten aber durch das Verheerungssystem wichtige Zwecke. Die kaiserlichen Feldherren waren lange nicht im Stande in Böhmen festen Fuß zu fassen, denn es gebrach ihnen an den nothwendigsten Dingen, und die Kraft des Landes wurde auf viele Jahre hinaus so erschöpft, daß ich geneigt bin zu glauben das Ende des Krieges sey durch unsere Verheerungen beschleunigt worden. Erst im Herbste rückte Erzherzog Leopold bis Prag vor, wagte aber nicht mich anzugreifen, obschon ich mich damals durch Entsendungen nach Sachsen und Schlesien geschwächt hatte. Dem tapfern Leopold mag im Stillen das Herz geblutet haben, als er die Verwüstungen in Böhmen mit eigenen Augen sahe und mich doch nicht angreifen durfte, weil der neue kaiserliche Hofkriegsrath ihm untersagt hatte — Schlachten zu liefern. Man hoffte mit Gewißheit ich würde Böhmen von selbst verlassen, und darin hat man sich in Wien auch nicht getäuscht, ich marschirte aber erst gegen Ende März 1640 ab nachdem alle Vorräthe aufgezehrt waren. Die Erkrankung Torstensons und ein Unfall der meine Reiterei

bei Plauen traf, bewogen mich bis Erfurt zurückzugehen, wo franzöſiſche und heſſiſche Truppen zu mir ſtießen. Piccolomini war mir mit dem kaiſerlichen Heere nachgefolgt, es kam aber zu nichts Entſcheidendem, weil man jetzt wirklich Friedensunterhandlungen anknüpfte.

„Ich glaube alſo doch durch die That bewieſen zu haben, daß eine kräftig durchgeführte Offenſive unwiderſtehlich iſt, und es fehlte mir vielleicht nur eine größere politiſche Gewalt, um dem Kaiſer damals in Wien Friedensbedingungen vorzuſchreiben. Aber ſolche Züge, wie die meinigen, darf man nicht unternehmen ohne eine ſehr zahlreiche und gute Reiterei, die allenfalls auch Städte mit Hartnäckigkeit zu vertheidigen verſteht, was ich oft von ihr gefordert habe.“

Derfflinger. „Was der hochachtbare Feldmarſchall, dem ich in dieſen Feldzügen manchen Reiterdienſt geleiſtet, ſo eben geſprochen hat glaube ich beſtätigen zu dürfen. Wenn ich aus meinen ſpäteren Erfahrungen keine neuen Beweisgründe dafür geltend mache, ſo geſchieht es nur deßhalb weil ich als General des großen Kurfürſten von Brandenburg oft gegen Schweden kämpfte, und über dieſen Krieg mich hier nicht gern ausſprechen möchte. Aber auch auf unſeren Zügen am Rheine gegen die Franzoſen habe ich immer wahrgenommen, daß es beſſer ſey anzugreifen als ſich angreifen zu laſſen, ſelbſt wenn man der Schwächere iſt.“

Königsmark. „Meine Reiterzüge in Franken und Niederſachſen würden nicht ſo glücklich ausgefallen ſeyn, hätte ich jemals anders als angriffsweiſe verfahren wollen. Ich ſiegte ſtets durch Ueberraſchung und entzog mich drohenden Gefahren durch ſchnelles Ausweichen. Meine Reiter kämpften zu Pferde und zu Fuß, wie es die Umſtände gerade mit ſich brachten, und ich bin oft halbe Jahre lang ohne alles Fußvolk geweſen, deſſen Langſamkeit mir ſtets hinderlich war.“

Torſtenſon. „Am Schluſſe unſerer Diskuſſion ſey es mir erlaubt auch meine Anſichten auszuſprechen. Ich verdanke der Reiterei zu glänzende Erfolge als daß ich ihre Wichtigkeit verkennen dürfte, wir haben aber den Mangel an Fußvolk und Geſchütz oft ſchmerzlich empfunden, und am Ende möchte es ſchwer ſeyn zu entſcheiden, in welchem Verhältniſſe dieſe Waffengattungen zu einander ſtehen müſſen. Im Kriege kommen ſo vielerlei Unternehmungen vor, daß man nicht immer zum Voraus wiſſen kann ob es vortheilhafter ſey, mehr Fußvolk oder mehr Reiterei oder mehr Geſchütz zu haben. Aber vergeſſen wir nicht, daß das Waffen-

verhältniß nur nebenbei berührt worden ist, obschon es mit dem Hauptgegenstande unserer Diskussion sehr nahe verwandt seyn dürfte. Ich erlaube mir also noch einmal auf die Hauptfrage zurück zu kommen.

„Zu Gunsten der Offensive und Defensive sind von den edlen und hochachtbaren Herren sehr triftige Gründe angeführt worden, der Gegenstand scheint mir aber nicht erschöpft. Es hat in jenem Kriege Perioden gegeben, in denen bald die eine bald die andere Kriegsform die stärkere war, ohne daß sich gerade wesentliche Veränderungen im Gebrauche der Truppen nachweisen lassen. Hieraus darf man mit einiger Sicherheit folgern: daß die Ueberlegenheit der Offensive oder auch der Defensive mehr durch persönliche Verhältnisse, also durch zufällige Umstände herbeigeführt wird, die Streitfrage mithin definitiv nicht zu entscheiden ist.

„Betrachtet man den Krieg vom höchsten Standpunkte, so springen die politischen Beziehungen sehr stark in die Augen und müssen zuerst berücksichtigt werden. Wer den Beistand von Bundesgenossen entbehren kann bewegt sich in der Offensive viel freier, ist auch in der Defensive weit unabhängiger als wer auf solchen Beistand hauptsächlich angewiesen ist. Der König von Dänemark und die Stände des niedersächsischen Kreises vermochten deßhalb nichts gegen Tilly und den Herzog von Friedland, von denen ein Jeder mehr Selbstständigkeit hatte als der König.

„Gustav Adolph befand sich anfangs ganz in derselben vielleicht in einer noch beschränkteren Lage, daher sein vorsichtiges Auftreten in Pommern und Mecklenburg, das Vermeiden jeder Angriffsschlacht bei entschiedener Offensive im Allgemeinen. Erst nach dem Siege bei Breitenfeld änderten sich des Königs Verhältnisse; er war nicht mehr der bloß helfende Bundesgenosse, welcher Bitten und Schmeichelreden anwenden mußte um Verstärkungen zu erlangen, er erhob sich zum Protektor des Bundes und betrachtete die einzelnen Glieder desselben als seine Vasallen. Doch würde er ohne die Eifersüchteleien zwischen Ferdinand und Maximilian das politische Uebergewicht nicht erlangt haben; auch verlor der Kaiser mit Wallenstein eine Hauptstütze seiner Macht. Der Rücktritt desselben an die Spitze des Heeres mit fast unbeschränkter Gewalt, selbst in politischen Angelegenheiten, stellte indeß bald eine Art Gleichgewicht wieder her. Nach dem Tode Gustav Adolphs entstand eine politische Krisis, die mit dem Abfalle Sachsens und Brandenburgs endete. Von dieser Zeit an wurden die Einwirkungen der Politik auf das kriegerische Verfahren der Parteien

immer ſchwächer, und die Angelegenheiten erhielten bald einen rein militäriſchen Charakter. Die Erörterung der Streitfrage wird dadurch leichter.

„Es kann in der That nicht ganz beſtritten werden daß zu der Zeit, als Feldmarſchall Baner die Oberbefehlshaberwürde bekleidete, die Offenſive einen ungewöhnlichen Grad von Stärke erhielt, und deßhalb auch die ſtärkere Form genannt zu werden verdiente. Die große Lobrede welche vorhin meinen damaligen Leiſtungen gehalten wurde, kommt mir aber nicht zu. Mein edler Freund Baner hatte zuweilen ganz geniale Inſpirationen, ſeine Anſichten waren klar, ſein Wille kräftig, ſeine Handlungsweiſe entſchieden; er bedurfte dieſerhalb meines Rathes nicht. Ich ordnete gewöhnlich nur die inneren Angelegenheiten des Heeres, ſorgte für deſſen Bedürfniſſe und für ſichere Nachrichten vom Feinde. Dadurch enthob ich den Feldherrn mancher kleinlichen Sorge, und vollzog ſeine Aufträge nur vielleicht deßhalb beſſer als mancher Andere, weil ich mit ſeinen Ideen und Abſichten ganz vertraut und gewöhnlich auch vollkommen einverſtanden war.

„Unſere Siege knüpften ſich aber noch an andere Bedingungen. Der Feldmarſchall übte einen faſt unbegrenzten Einfluß auf die Soldaten, von welchen er die größten Anſtrengungen fordern durfte. Wir Beide und alle Generale aus Guſtav Adolphs Schule waren von Jugend an zu großer Thätigkeit gewöhnt, und die *größere Thätigkeit* im Kriege iſt es hauptſächlich die glückliche Erfolge herbeiführt, wenn Muth und Talent auf beiden Seiten ſich gleich ſind. In dem Heere des Kaiſers und der Ligue hingegen war eine gewiſſe *Langſamkeit* und *Sorgloſigkeit* anzutreffen, die nach Tillys, Wallenſteins und Aldringers Tode immer mehr überhand nahm. Hätte man den General Werth an die Spitze geſtellt, ſo würden unſere großen Angriffszüge vielleicht weniger glücklich geendet haben. — Unter ſolchen Umſtänden war der Vortheil immer auf unſerer Seite, wir mochten angreifen oder uns vertheidigen.“

Derfflinger. „Wie groß das Vertrauen zu dem tapferen Feldmarſchall Baner war, und wie mächtig ſein Einfluß auf die Thatkraft des Heeres, habe ich nach deſſen Tode (den 10. Mai 1641) recht deutlich kennen gelernt. Es fehlte nicht viel, ſo hätte die Soldateska ihre Offiziere verjagt und ſich nach allen vier Winden zerſtreut. Wir wußten uns damals nicht anders zu helfen, als daß wir um die ſchleunige Rückkehr des edlen Torſtenſon baten, welcher todtkrank in Schweden lag. Seine Ankunft ſtellte ſchnell das ganze Vertrauen wieder her.“

Torſtenſon. So war es allerdings, und ohne dieſen moraliſchen Beiſtand würde ich es nicht haben wagen dürfen, dem Kaiſer noch einmal die Spitze zu bieten, denn unſere Heeresmacht war nach des edlen Baners Tode ſchnell bis auf ein kleines Häuflein zuſammen geſchmolzen. Da General Stahlhanske ſich noch in Schleſien behauptete, ſuchte ich vor Allem mich mit ihm zu vereinigen. Im April 1642 ging ich bei Werben über die Elbe, nahm Jüterbogk und Luckau, zog Stahlhanske an mich und ſchritt dann zur Belagerung von Glogau; denn es lag mir viel daran die Oder in meine Gewalt zu bringen, um das Geſchütz leichter fortſchaffen zu können und in der Nähe einige feſte Stützpunkte zu haben. Ich hatte jetzt erſt 19,000 Mann, aber zahlreiches Geſchütz und erwartete davon noch mehr auf der Oder. Glogau fiel; auch Schweidnitz mußte ſeine Thore öffnen, nachdem ich den Herzog von Lauenburg aus dem Felde geſchlagen hatte. Dann ſendete ich meine Streifparteien nach Böhmen, fiel mit der Hauptmacht in Mähren ein und eroberte Olmütz. Gern wäre ich in einem Zuge bis Wien vorgegangen, aber der Erzherzog Leopold und Piccolomini zeigten ſich bei Brünn in ſolcher Stärke, daß ich für Schleſien beſorgt war und dahin zurückkehrte, um mich dem General Wrangel zu nähern, der mir Verſtärkungen aus Pommern zuführte. Ich war auf einige Zeit in die Defenſive zurückgeworfen worden, befand mich aber nicht ſchlecht dabei; während meine Truppen in einer ſtarken Stellung zwiſchen der Oder und Neiße ruhten und neue Kräfte ſammelten, ſchwächte ſich der Feind durch die fruchtloſe Belagerung von Glogau. Der Entſatz wurde mir nach Wrangels Ankunft nicht ſchwer, doch durfte ich mich jetzt (im September) nicht noch einmal ſo weit vorwagen, weßhalb ich es vorzog eine Stellung bei Schmiedeberg zu nehmen, die den Feind in Zweifel ließ ob ich in Böhmen oder Sachſen einfallen würde.

„Die Schnelligkeit mit der ich mich in den ſechs Monaten bewegte, hatte meine Truppen ſehr herunter gebracht; es fehlte an Geld und Bekleidungsſtücken. Dies bewog mich die Winterquartiere in Sachſen zu nehmen, wo ich das Fehlende ergänzen konnte; hieraus d. h. aus der immer fühlbarer werdenden Erſchöpfung unſerer Hülfsquellen, erklärt ſich die ſcheinbare Planloſigkeit meiner Unternehmungen. Bei Zittau, das ich den 3. October eroberte, fand ich die Gegend ebenfalls ausgeſogen, weßhalb ich ſchnell nach Torgau marſchirte, hier die Elbe überſchritt und dann Leipzig belagerte. Der kaiſerliche Feldherr hatte ſich ſchon früher nach

Böhmen zurückgezogen, ging aber über Dresden nun wieder vor und gegen Leipzig. Auf der Ebene bei Breitenfeld kam es noch einmal zur Schlacht, mit demſelben glücklichen Erfolge für die ſchwediſchen Waffen. Der Mangel an Geld war damals ſo groß, daß ich nicht einmal die Soldaten belohnen konnte, welche Fahnen erobert hatten. Doch nun verbeſſerte ſich unſere Lage ſchnell, denn Leipzig öffnete nach kurzem Widerſtande die Thore und mußte unſere leeren Kaſſen füllen.

„Jetzt hatte ich wieder einmal freies Spiel in Sachſen, denn die kaiſerlichen Truppen gingen bis Böhmen zurück, und die ſächſiſchen waren damals zu ſchwach um ſich in's freie Feld wagen zu dürfen. Sobald die nothwendigſten Bedürfniſſe meines Heeres befriedigt waren, brach ich gegen Freiberg auf und ſchloß dieſe feſte Stadt ſchon am 27. December ein. Hier war ich aber nicht glücklicher als im Jahre 1639, weßhalb ich die Belagerung den 17. Februar (1643) wieder aufhob, bei Strehla über die Elbe und dann bis Bautzen ging, wo ich meinen Truppen einige Wochen Ruhe gönnte.

„Zu dieſer Zeit traten Verhältniſſe ein, die auf die weitere Führung des Krieges den größten Einfluß hatten. Der Reichskanzler hatte mir im Vertrauen mitgetheilt, daß der König von Dänemark vom Kaiſer bearbeitet werde, Schweden den Krieg zu erklären, hierzu aber keine große Luſt bezeige, weßhalb ich meine ferneren Unternehmungen darnach einrichten ſolle. Der Erzherzog Leopold und Fürſt Piccolomini hatten den Dienſt des Kaiſers verlaſſen, und Gallas war wieder Oberbefehlshaber geworden jedoch mit ſehr beſchränkter Macht. Günſtiger zu einem Einfalle in Böhmen konnten die Verhältniſſe kaum ſeyn. Gallas ſtand mit etwa 20,000 Mann bei Prag; Olmütz wurde von den Kaiſerlichen belagert. Das hielt mich aber nicht ab mit den 25,000 Mann, die ich zuſammen bringen konnte, gerade auf Kolin loszugehen von wo ich einen Theil meiner Reiterei bis über Iglau hinausſtreifen ließ, mit der Hauptſtärke mich aber plötzlich gegen Olmütz wendete um dieſen Platz zu befreien, was ohne Gefecht gelang, worauf ich ganz Mähren in Contribution ſetzte.

„Bei dieſer Gelegenheit muß ich mir über Gallas auch eine Bemerkung erlauben, ohne welche das Folgende kaum verſtändlich ſeyn dürfte. Dieſer General war allerdings ſehr unterrichtet und geſchickt, zugleich aber ſo indolent und unvorſichtig im Glück, daß er keinen errungenen Vortheil zu benutzen verſtand. Durch häufige Unfälle war er zaghaft geworden und

hatte das Vertrauen der Truppen verloren; man nannte ihn ſpottweiſe nur den „Heerverderber.“ Dieſem Feldherrn gegenüber durfte ich mir jetzt Alles erlauben, wäre er auch doppelt ſo ſtark geweſen, und ſo brachte ich denn bald ganz Mähren in meine Gewalt.

„Mehr als jemals machte ich mir Hoffnung den Kaiſer zum Frieden zu nöthigen. Da ging mir eines Tages (October) vom Reichskanzler der geheime Befehl zu: die Dänen zu entwaffnen bevor ſie Schweden gefährlich werden könnten. Gleichzeitig erhielt ich die Weiſung, meine Märſche ſo einzurichten daß Niemand den Zweck derſelben errathen könne. Einen ſchwierigeren Auftrag hat nicht leicht ein Heerführer erhalten. Dieſen Befehl und meine Dispoſitionen übergab ich verſiegelt meinem vertrauteſten Adjutanten, mit der Beſtimmung ſie dem älteſten General zuzuſtellen, für den Fall daß mir etwas Menſchliches begegnen ſollte, und blieb nun der alleinige Bewahrer des Geheimniſſes. Ich nahm 16,000 Mann der beſten Truppen mit mir, wendete mich anfangs nach Schleſien dann nach Sachſen, machte Miene in Baiern einzufallen um den Franzoſen dort die Hand zu bieten, marſchirte aber nach Zerbſt; hier ließ ich das Gerücht ausſprengen, ich wolle die Winterquartiere im Halberſtädtiſchen beziehen, brach jedoch plötzlich nach Havelberg auf. Während dieſer Kreuz- und Querzüge wurde mir nichts ſo ſchwer als die Geheimhaltung meiner Abſichten, wovon zum größten Theile das Gelingen abhing. Bisher hatte ich immer noch triftige Gründe für die angeordneten Bewegungen finden können. Dieſer letzte Marſch erregte aber unter den Generalen und Truppen ſo große Unzufriedenheit, daß ich mich genöthigt ſah das wahre Ziel zu bezeichnen, und nun auch ſofort auf dem kürzeſten Wege nach Holſtein aufzubrechen. Zur Beſchleunigung des Marſches wurde das Geſchütz und Gepäck auf der Elbe eingeſchifft, und am 12. December (1643) erreichten wir Oldeslohe.

„Unſere Erſcheinung kam den Dänen ſehr unerwartet. Nach wenigen Monaten hatte ich ganz Jütland in meiner Gewalt und verſtärkte mich aus Schweden. In Wien hatte man von dem Zwecke meiner Bewegungen keine Ahnung gehabt; man ließ einen Theil der Truppen nach Baiern aufbrechen, der andere ſollte die verlornen feſten Plätze in Mähren und Schleſien wieder erobern. Erſt ſpäter entdeckte der Hofkriegsrath daß er von mir arg getäuſcht worden ſey, und nun erhielt Gallas Befehl mit 30,000 Mann nach Jütland zu marſchiren, wo er jedoch nicht vor Ende Juli ankam weil Königsmark, den ich mit 4000 Reitern in Sachſen zurückgelaſſen

hatte, den Marsch der Kaiserlichen vielfach verhinderte. — Der dänische Reichsmarschall Bilde hatte die Absicht durch Besetzung der Eider, in Verein mit dem kaiserlichen Heere, mir den Weg nach Holstein gänzlich zu sperren, und zu diesem Zwecke viele Verschanzungen, Verhaue, Ueberschwemmungen und dergleichen anbringen lassen. Die Idee war so übel nicht, doch zeigte ich ihm daß mein Angriff stärker sey als seine Vertheidigung; ich vereinigte im August alle meine Truppen bei Rendsburg, brach hier durch und marschirte ohne Aufenthalt bis Boitzenburg, wo ich auf das linke Elbufer ging. Es möchte nicht leicht ein Marsch unter ähnlichen Verhältnissen ausgeführt worden seyn. Gallas stand mir ganz nahe als ich die Vertheidigungslinie an der Eider durchbrach, ich griff ihn aber nicht in der Flanke an, weil ich ihn von seinen Verbündeten abzuziehen suchte. Zu diesem Zwecke überschritt ich die Elbe, fest überzeugt, daß ihm die Dänen nicht über diesen Fluß folgen würden, da sie sich zwar auf eine Landesvertheidigung, nicht aber auf einen Feldzug außer Landes eingerichtet hatten.

„So kam es auch. Gallas mußte sich nach Magdeburg werfen, wo er keine Vorräthe fand, das schwere Geschütz zurückließ und sich nach Bernburg wendete. Nunmehr faßte ich den Vorsatz das kaiserliche Heer ganz zu Grunde zu richten. Ich umringte dasselbe bei Bernburg, dann bei Wettin und schnitt ihm alle Zufuhr ab, wobei ich die Umsicht und Thätigkeit des Generals Königsmark besonders rühmen muß. Anfang October gelang es zwar dem General Gallas mich zu täuschen und mit den Truppen nach Magdeburg zu entkommen — der einzige Ausweg den ich ihm gelassen hatte, — seine Lage wurde aber dadurch nicht gebessert denn ich schloß ihn hier abermals ein. Der Hunger wüthete bald so sehr unter der Besatzung, daß die Soldaten haufenweise zu mir übergingen. Zwar konnte ich nicht hindern daß die Reiterei, durch mehrere sächsische Regimenter verstärkt, an einem sehr nebeligen Morgen sich durchschlug; ich verfolgte sie aber mit meiner Reiterei, überfiel sie unweit Jüterbogk, brachte 60 Offiziere, 1600 Reiter, 3500 Pferde in meine Gewalt und zerstreute den schwachen Rest. Königsmark hielt inzwischen Magdeburg eingeschlossen, ich aber wendete mich hierauf gegen Leipzig, eroberte Pegau, Zeitz, zerstreute alle sächsische Truppen und bezog dann an der böhmischen Grenze Winterquartiere. Gallas hatte sich den 23. December mit der Besatzung von Magdeburg durchgeschlagen, brachte aber nur 2000 Mann nach Böhmen.

„Daß ich ungeachtet der ſtrengen Kälte ſchon Anfang Februar (1645) mit 16,500 Mann und 80 Geſchützen in Böhmen einfiel, die Kaiſerlichen den 6. März bei Jankau ſchlug, hierauf Olmütz entſetzte, Brünn belagerte und den Brückenkopf vor Wien erſtürmte, erwähne ich nur um zu zeigen was man ſelbſt mit ſo ſchwachen Kräften leiſten kann, wenn der Gegner ganz entmuthigt iſt. Es ſcheint überhaupt weniger ſchwer zu ſeyn Eroberungen zu machen als dieſelben zu behaupten; zu Erſterem gehört Glück und Unternehmungsgeiſt, zu Letzterem eine unausgeſetzte Sorgfalt und Thätigkeit, ein umſichtiges Erwägen der gegenſeitigen Verhältniſſe und die Gabe künftige Ereigniſſe zu errathen. Dieſe Eigenſchaften findet man ſelten vereint, am wenigſten bei ſolchen Feldherren, welche den Freuden der Tafel und anderen Vergnügungen ungebührlich huldigen; ſie lieben das Nachdenken nicht und überlaſſen gern Alles dem Glücke, oder ihren Untergebenen."

Herzog Bernhard. „Die letzten Feldzüge des edlen Torſtenſons ſind allerdings vom überraſchendſten Erfolge geweſen, und ich nehme keinen Anſtand die Ueberlegenheit der Offenſive anzuerkennen, wenigſtens in dieſer letzten Periode des Krieges. Aber ich bin dieſerhalb nicht geſonnen meine früher geäußerten Anſichten als irrthümlich zu bezeichnen, ſo wenig Ueberwindung es mir auch koſten würde der Wahrheit ein ſolches Opfer zu bringen. Feldmarſchall Torſtenſon hat die Haupturſache der Siege ſeiner Kriegspartei ſehr richtig angegeben, nur hätte auch noch bemerkt werden ſollen, daß von 1640 ab die Theilnahme der Bevölkerung am Kriege immer ſchwächer wurde, da man des Krieges herzlich müde war und ihm durch ernſten Widerſtand nicht neue Nahrung geben wollte. Hierdurch verloren die Städte, deren hartnäckige Vertheidigung früher das offenſive Vorſchreiten ſo ſehr erſchwerte, einen großen Theil von ihrer Wichtigkeit, die Defenſive mithin auch einen großen Theil von ihrer intenſiven Kraft. Freiberg widerſtand zwar allen Angriffen der Schweden, aber die Sachſen thaten in der letzten Zeit im Allgemeinen ſehr wenig, ſonſt hätte der ſchwediſche Feldherr nicht wagen dürfen mit einem ſo ſchwachen Heere wiederholt in Böhmen und Mähren einzufallen."

Herzog Georg. „Ich ſchließe mich dieſer Meinung an und füge dem noch hinzu: daß das Kraftvermögen eines Heeres nicht ausſchließlich durch die Zahl und Güte der Streiter bedingt wird. Es kommt auch [illegible] an, daß ein Heer auf dem Kriegsſchauplatze die Mittel zu ſeinem

Unterhalte finde. Nach den planmäßigen Verheerungen in Sachſen, Böhmen und Mähren war aber das Land ſo erſchöpft, daß man nur noch mit kleinen Heeren von höchſtens 20,000 Mann operiren konnte, und ſelbſt dieſe fanden kaum die nothdürftigſten Mittel zum Unterhalte. In Niederſachſen und im Heſſiſchen war es nicht viel beſſer, weßhalb ich mich veranlaßt fand bei meiner Reiterei alle Handpferde abzuſchaffen, was ſie zwar zu ſchnellen Angriffszügen auf große Entfernungen — auf welche ich mich ohnehin nicht einlaſſen durfte — weniger befähigte, weil die Pferde mehr zu tragen hatten und nicht gewechſelt werden konnten, dagegen aber den Unterhalt und die taktiſche Verwendung der Reiterei ſehr erleichterte."

Königsmark. „Was den letzten Punkt betrifft, ſo bin ich mit dem edlen Herzog nicht einverſtanden. Ohne Handpferde würde ich niemals im Stande geweſen ſeyn ſo raſche Züge auszuführen, wie mein Oberfeldherr mir unaufhörlich vorſchrieb und wobei ich oft 6 bis 8 Meilen den Tag auf ſchlechten Wegen zurücklegen mußte. Auch würde ich manche Stadt nicht in meine Gewalt gebracht haben, denn ich bediente mich bei ſolchen Expeditionen der Handpferde gewöhnlich um das nöthige Fußvolk mitzunehmen. In der Nähe des Feindes beſtieg jeder Reiter ſein beſtes Pferd, und die Handpferde wurden mit den Troßbuben unter ſchwacher Bedeckung zurückgelaſſen. Ich erinnere mich keines Falles, daß ich dadurch in meinen Angriffsbewegungen weſentlich behindert worden wäre."

Werth. „Auch mir haben die Handpferde gute Dienſte geleiſtet, und ich würde deren Abſchaffung nicht zugegeben haben. Dieſe Pferde hinderten mich überall weniger als die vielen Munitions- und Packwagen, welche ja auch dem Heere überall folgen mußten."

Baner. „Wir wären alſo nun darüber einverſtanden, daß der Angriff ſtärker ſey als die Vertheidigung, obſchon ich zugeben muß, daß in der letzten Periode unſeres Krieges eine geordnete Defenſive faſt zu den Unmöglichkeiten gehörte, und daß man ſich nur durch die Offenſive noch erhalten konnte. Aber ich wiederhole es, auch unter weniger ungünſtigen Verhältniſſen wie die damaligen wird die Offenſive immer das Uebergewicht behaupten. Im Kriege kann nur die Anwendung der äußerſten Gewalt zu großen Reſultaten führen; man muß einen großen entſcheidenden Zweck mit Energie und Beharrlichkeit verfolgen. Die Gefahr im Falle des Mißlingens wächst dadurch, das iſt wahr; aber dieſe Vorſicht

auf Koſten des Zwecks zu vermehren iſt keine Kunſt, das iſt eine falſche Kunſt und der Natur des Krieges entgegen. Für große Zwecke im Kriege muß man auch Großes wagen."

Die Sitzung wurde zwar noch nicht aufgehoben, das Weitere iſt aber von geringerer Bedeutung. Gern hätte auch ich meine Anſichten geltend gemacht, dies durfte ich aber ohne beſondere Aufforderung nicht wagen. Endlich mußte ich ſtillſchweigend bekennen, daß Baners Schlußworte aus meinen Schriften entlehnt waren, und daß er meine eigenen Lehrſätze zur Unterſtützung ſeiner Behauptung ſehr geſchickt angewendet hatte. Ueberhaupt will ich auch gar nicht in Abrede ſtellen, daß in der letzten Zeit des dreißigjährigen Kriegs die Offenſive zur ſtärkeren Form erhoben wurde und die Defenſive aller ſoliden Grundlagen entbehrte. Aber die Verhältniſſe waren damals von ſo eigenthümlicher Art, daß man nicht berechtigt iſt allgemein gültige Schlüſſe daraus zu ziehen. Jeden Falls ſcheint eine ſehr ſorgfältige Erwägung der Verhältniſſe und Umſtände vorausgehen zu müſſen, bevor ein Feldherr ſich entſchließt wie er ſein Verfahren im Kriege einzurichten gedenkt.

Sechster Brief.

Olymp, den 5. Juni 1835.

Meine Bekanntſchaften im Olymp erweitern ſich täglich und werden immer intereſſanter. Die einſeitigen Anſichten über die Leiſtungen mancher Feldherrn, die wir auf der Erde unter die ſehr mittelmäßigen zu zählen uns herausnahmen, verlieren ſich bald wenn man ſie über ihre Verhältniſſe ſelbſt ſprechen hört, und machen am Ende ſtiller Bewunderung Platz. Die Kriegsgeſchichtſchreiber laſſen ſich durch ihre theoretiſchen Unterſtellungen leicht zu ſchiefen Urtheilen verleiten, und raiſonniren dann durch Sophismen in die Geſchichte hinein und aus ihr wieder heraus, wie es gerade mit ihren Anſichten übereinſtimmt. Wer aber nicht pedantiſch an der Form klebt, und mit forſchendem Blicke die Natur des Krieges unterſucht, kann unmöglich lange in Zweifel bleiben daß nur ein ſehr kleiner

Theil der Beweggründe, welche die Feldherren bei der Wahl ihrer Operationen bestimmen, zur öffentlichen Kenntniß kommt, weil die Mehrzahl dieser Gründe von der Art ist daß sie verschwiegen werden müssen.

Nächst der Natur des Krieges ist es aber vornehmlich die Unvollkommenheit des Menschen, welche das Auffinden der wahren Beweggründe so überaus schwierig macht. Man darf nicht voraussetzen, daß jeder Feldherr immer aus lauter zureichenden Gründen, also völlig systematisch handelt. Bald läßt er sich durch eine Art natürlichen Instinkts leiten und trifft, ohne sich der eigentlichen Gründe klar bewußt zu seyn, zufällig das rechte Mittel. Bald folgt er nur dem Rathe Anderer, oder höheren Befehlen die ihn zu Handlungen veranlassen, welche mit den vorangegangenen Schritten nicht so leicht in Einklang zu bringen sind, und gewisse Uebergangsperioden herbeiführen die alle Merkmale der Planlosigkeit an sich tragen. Auch die äußeren Eindrücke bleiben nicht ohne Rückwirkung, denn wenige Feldherrn haben ein so hartes Gemüth, daß sie bei großen Drangsalen der Truppen ihren Vorsätzen immer treu zu bleiben vermöchten, oder das was sie als nothwendig erkannt, auch rücksichtslos durchzuführen die Willenskraft haben.

Bei dem mir angebornen Streben die Wahrheit zu erforschen, kannst Du leicht denken, mein Freund, daß ich hier jede Gelegenheit benutze, mir über zweifelhafte Verhältnisse aus früheren Kriegen die gewünschte Aufklärung zu verschaffen. Ich verkehre deßhalb viel mit den berühmten Generalen der Vorzeit, wobei Scharnhorst mich gewöhnlich begleitet. Auch Gneisenau ist ein Freund solcher Exkursionen, und ich verbringe manchen Abend in ihrer Gesellschaft. Durch Merkurs Gefälligkeit bin ich in Besitz eines Exemplars des olympischen Adreßkalenders gekommen, aus dem ich leicht ersehen kann ob die Person, welche ich zu besuchen wünsche, sich auch wirklich in den olympischen Vorstädten oder zur Zeit noch auf Tenare befindet. Mit den Bewohnern des Letzteren dürfen wir nicht ohne besondere Erlaubniß verkehren. Wer aber den Olymp bewohnt ist leicht zu finden.

Wie es in den höheren Regionen zugeht, erfahren wir nur sehr unvollständig durch Merkurs „olympischen Beobachter" und durch die „Hof- und Staatszeitung." Andere Nachrichten haben wir nicht. Dafür entschädigen wir uns desto mehr durch geselligen Verkehr, auch fehlt es uns nicht leicht an Neuigkeiten von eurem Erdballe, womit uns die Ankommenden sehr reichlich versehen, wenn man sich nur sonst die Mühe geben

will ſie auszufragen. Oeffentliche Luſtbarkeiten wie Jagden, entfernte Ausflüge, Concerte, Schauſpiele, Maskenbälle u. ſ. w., können nur von den Göttern und Göttinnen veranſtaltet werden, und wer dazu nicht eingeladen wird hat auch keinen Zutritt. Dagegen zeichnen ſich dieſe Feſte durch Originalitäten aller Art aus; doch davon ein anderes Mal wenn ich Beſſeres nicht zu ſchreiben habe. Für heute mußt Du mir im Geiſte in eine Verſammlung folgen, welche Minerva ſelbſt veranſtaltet hatte, um einige wichtige Fragen in Bezug auf Krieg und Kriegführung zur Diskuſſion zu bringen.

Der Verſammlungsort war ein großer Pavillon, äußerlich wie der Invalidendom zu Paris geſtaltet, im Innern aber eben ſo geſchmackvoll als dem Zwecke entſprechend dekorirt. Doch ich übergehe heute dieſe Einzelnheiten mit Stillſchweigen, und will nur im Vorbeigehen bemerken, daß die Geladenen völlig vermummt erſcheinen mußten, zu welchem Zwecke in den Vorzimmern ſchwarze Dominos mit Barets und Geſichtsmasken bereit lagen. Wäre die Ausſchmückung des Saales weniger reich und geſchmackvoll geweſen, ſo hätte man allenfalls glauben können es ſolle hier ein Vehmgericht gehalten werden. Mir kam die ganze Anordnung etwas ſeltſam vor, doch mußte ich mich ſtillſchweigend bald damit einverſtanden erklären, nachdem Minerva die geheimnißvolle Sitzung mit einer Rede eröffnet hatte, in welcher ſie zu beweiſen ſuchte, daß die Freiheit der Diskuſſion durch perſönliche Rückſichten nur beeinträchtigt werde, mithin an Schärfe gewinnen müſſe, ſobald kein Sprecher den Andern kenne.

Minerva eröffnete der Verſammlung, daß ſie alle Privatvereine zu wiſſenſchaftlichen Zwecken unter ihren beſonderen Schutz genommen habe, ſich aber auch die Protokolle über alle Verhandlungen zur Durchſicht ausbitte. Sie ermahnte zugleich die künftig entſtehenden Vereine vorzugsweiſe ſich mit Erörterung der Haupturſachen des glücklichen oder unglücklichen Ausganges einzelner Schlachten, ganzer Feldzüge oder Kriege zu beſchäftigenen; dabei aber nicht außer Acht zu laſſen, ob in der gewählten Kriegsperiode der Angriff ſtärker als die Vertheidigung geweſen, oder umgekehrt. Um jedoch in Beziehung auf den letzteren Geſichtspunkt eine ſolide Baſis für die Diskuſſion zu bekommen, müßten heute vor Allem die Begriffe und Merkmale des Angriffs und der Vertheidigung feſtgeſtellt werden, was bei ähnlichen Verhandlungen über den dreißigjährigen Krieg, die nachträglich zu ihrer Kenntniß gekommen, unbeachtet geblieben ſey.

Hierauf baten mehrere der Anweſenden um das Wort, und es entſpann ſich eine Diskuſſion, von welcher Du im Folgenden ein kurzes Reſumé erhältſt.

Politiſch betrachtet iſt ein Vertheidigungskrieg ein ſolcher, in welchem man überhaupt für ſeine Erhaltung oder Unabhängigkeit kämpft. Ein Angriffskrieg iſt ein ſolcher, in welchem man den Gegner entweder vollſtändig niederwerfen will, um ihm ſpäter jede beliebige Bedingung des Friedens vorſchreiben zu können, oder in welchem man ihm nur einzelne Theile ſeines Gebiets zu entreißen, ihn in einen unbehaglichen Zuſtand zu verſetzen ſucht, damit er ſich bei den einzuleitenden Friedensunterhandlungen deſto nachgiebiger zeige. Die erſte Kriegsart macht die Aufbietung großer und nachhaltiger Kräfte nothwendig, iſt auch ohne Theilnahme der Bevölkerung, ſey es auf direkte oder indirekte Weiſe, nicht gut durchzuführen. Bei der letzteren Kriegsart, d. h. bei dem Angriffe mit beſchränktem Ziele, reicht man mit wenigen Kräften aus, und die gegenſeitige Erbitterung iſt ſelten in einem hohen Grade wahrzunehmen.

Ein Feldzug iſt ſtrategiſch defenſiv, wenn man ſich darauf beſchränkt, den Gegner auf einem beſonders auserwählten und vorbereiteten Kriegsſchauplatze zu bekämpfen, durch deſſen Behauptung das Objekt der Vertheidigung zugleich mit beſchützt wird. Er iſt ſtrategiſch offenſiv, ſobald man darauf ausgeht, dem Gegner im Innern ſeines Landes große Niederlagen beizubringen und ſich daſelbſt auf die Dauer feſtzuſetzen. Ob dabei Angriffs- oder Vertheidigungsſchlachten geliefert werden, ändert nichts in der Sache. Wer die ſtrategiſche Defenſive angenommen hat, kann ſeine Schlachten und Gefechte eben ſo gut angriffsweiſe liefern, als man es bei der ſtrategiſchen Offenſive in ſeinem Intereſſe finden kann, ſich vom Gegner angreifen zu laſſen.

Eine Schlacht oder ein Gefecht iſt taktiſch defenſiv, wenn man die Annäherung und theilweiſe auch den Aufmarſch des Gegners in ruhiger, wo möglich verdeckter Stellung erwartet, was jedoch den Gebrauch der Feuerwaffen, ſobald dieſelben wirkſam werden können, ſo wie einzelne Anfälle mit einem Theile der Reiterei nicht ausſchließt. Das Abwarten des feindlichen Angriffs bezieht ſich alſo nur auf die zurückgehaltene Thätigkeit der Hauptmaſſe. Eine Schlacht iſt taktiſch offenſiv, ſobald man den Gegner aus der gewählten Stellung durch Waffengewalt zu vertreiben ſucht, wobei jedoch auch Fälle eintreten können, daß einzelne Truppentheile

(Brigaden, selbst Divisionen) in gewissen Momenten des Gefechts sich auf die Behauptung einzelner Punkte beschränken, während die übrigen Truppen im Vorschreiten bleiben.

Ueberhaupt durchdringen sich Angriff und Vertheidigung so mannichfach im Kriege, daß eine völlige Scheidung derselben nach den vorherrschenden Tendenzen geradezu ein Unding seyn würde. Die Bewegung ist kein ausschließliches Prädikat des Angriffs, denn auch der Vertheidiger bewegt sich, nur seltener und auf kürzeren Strecken. Der Waffen bedienen sich Beide auf gleiche Weise.

Die Bestimmungsgründe für die Wahl des Angriffs oder der Vertheidigung können unter gewissen Umständen ganz dieselben seyn, weßhalb nur im concreten Falle darüber abzusprechen ist. Wer bessere und geübtere Truppen, geschicktere Anführer als der Gegner hat, im Besitze guter Karten oder einer genaueren Kenntniß der Gegend ist, hat die meisten Ansprüche auf den Sieg, er möge nun selbst angreifen oder den Angriff des Gegners abwarten. Das Letztere scheint jedoch dem Schwächeren größere Vortheile zu gewähren, weil man in diesem Falle mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß der Gegner bei Entwickelung seiner Streitkräfte viel Blößen geben werde, die man dann mit Nachdruck benutzen muß. Sollte sich aber der Gegner in einer unverhältnißmäßig ausgedehnten Stellung befinden, so dürfte der Angriff vorzuziehen seyn, da ein großer Theil seiner Kräfte unter solchen Umständen gar nicht mitwirken kann. (Leuthen.)

Der Besitz vortheilhaft gelegener Festungen und verschanzter Lager weist jedoch auf die Vertheidigung hin, weil dergleichen Punkte einen Theil der feindlichen Kräfte absorbiren, ihre Mitwirkung aber für den Vertheidiger verloren seyn würde, wenn er sich ganz von ihnen entfernen wollte. Eben so kann die Schwierigkeit der Verpflegung in den angrenzenden Provinzen ein Grund seyn, sich auf die Vertheidigung zu beschränken, weil man in diesem Falle Nachtheile vermeidet, denen sich der Feind dann unterwerfen muß. Die Verpflegung der Heere ist aber eben so wichtig als ihre Stärke, denn letztere verwandelt sich ohne gnügende Verpflegung sehr bald in Schwäche. Daher muß sich die Kopfzahl eines Heeres nicht allein nach der Größe des Raumes richten, in welchem es handelnd auftreten soll, sondern zugleich auch nach den herbeizuschaffenden Unterhaltsmitteln. Wer mit 100,000 Mann durch die syrischen Wüsten ziehen wollte, würde darin umkommen; 20,000 Mann können sich aber bei gehörigen Vorbereitungen

darin erhalten, und ſind dann mehr werth als eine zehnfach ſtärkere Macht, denn ſie werden länger ſchlagfähig bleiben.

Auch die Theilnahme der Bevölkerung am Kriege kann ein Beſtimmungsgrund werden. Es iſt ein ſehr gewagtes Unternehmen, mit geringer Uebermacht in einem Lande vordringen zu wollen, deſſen Bewohner entſchieden feindſelige Geſinnungen gegen uns äußern. Die Verpflegung der Truppen wird nicht nur unendliche Schwierigkeiten haben, ſondern man wird auch zu ſtarken Entſendungen genöthigt ſeyn, ſowohl um die Verbindung zwiſchen den getrennten Corps und mit den eigenen Hilfsquellen zu erhalten, als um den Nachſchub und alle Arten von Transporte zu ſichern. Man wird alſo für das Gefecht ſelbſt ſchwächer, und das urſprüngliche Uebergewicht ſich bald ausgleichen ſehen.

Nicht minder große Nachtheile hat der damit in Verbindung ſtehende Mangel an ſicheren Nachrichten über des Feindes Stärke, Abſichten und Bewegungen, ſo wie die Schwierigkeit den Feind über das in Ungewißheit zu laſſen, was wir gegen ihn im Schilde führen. Nur ſelten hat man ausreichende Mittel die Bevölkerung durch ſtrenge Maßregeln ſo einzuſchüchtern, daß ſie ſich jeder Theilnahme an feindſeligen Handlungen gegen uns enthält. In ſehr kultivirten und induſtriellen Ländern iſt ein ſolches Einſchüchterungsſyſtem leichter durchzuführen, als in unwegſamen Ländern mit dünner und an Entbehrungen gewöhnter Bevölkerung. In jedem Falle muß man aber Strenge mit Milde paaren, die Böſen abzuſchrecken, die Guten für ſich zu gewinnen ſuchen. Gerechtigkeit, gute Mannszucht und reiche Geldquellen ſcheinen unerläßliche Bedingungen zu ſeyn.

Welche Wahl man aber auch ergriffen haben möge, ſo darf man bei Durchführung der Offenſive und Defenſive niemals vergeſſen, daß nur umſichtige und raſtloſe Thätigkeit, vereint mit der unerläßlichen Schonung der Truppen, zum erwünſchten Ziele führen könne. Auch muß man das Vertrauen zu der gewählten Kriegsform auf jede Weiſe zu beleben ſuchen, denn das Vertrauen iſt die Mutter großer Thaten."

Der Verlauf der Debatte war übrigens ungemein lebhaft, und man konnte ſich über die charakteriſtiſchen Merkmale der Vertheidigung lange nicht verſtändigen. Die Einen verwarfen das Stillſtehen, die Anderen das Entgegengehen des Vertheidigers geradezu. Jene führten als Grund an, daß die Wörter Angriff und Vertheidigung nur conventionelle Begriffe enthielten, und daß es Unſinn ſey dem Vertheidiger theoretiſche Vorſchriften

über ſein formelles Verhalten machen zu wollen, da er ſich ohnehin ſchon durch die Verhältniſſe in der Freiheit des Handelns beſchränkt ſehe. Die Anderen hingegen behaupteten, daß die Wörter Angriff und Vertheidigung zwei Gegenſätze andeuteten, und das formelle Verfahren mithin auch ganz verſchieden ſeyn müſſe; das Stillſtehen ſey aber das einzige unterſcheidende Merkmal, wolle man dieſes verwerfen, ſo entſtehe daraus eine Verſchmelzung der Begriffe, was gegen alle Theorie ſey.

Das Wort „Theorie" veranlaßte eine rieſige Geſtalt zur heftigſten Replik. Aus dem Inhalte der Rede zu ſchließen war es ein Römer der ſich das Wort erbat und den Sprecher vor ihm durch das Gewicht der Gegengründe zu Boden ſchmetterte. „Die Theorie, ſagte der rieſige Mann, iſt Zweck nur für den Gelehrten, für den Handelnden hingegen ein Mittel ſeine Anſichten über Etwas ſchneller zu ordnen. Ob die Theorie des Kriegs ein ſtreng ſyſtematiſches Gebäude aufrichtet, oder darauf verzichtet, iſt dem Handelnden welcher davon Gebrauch machen will ganz gleichgiltig, wenn ſie ihm nur die Mittel zur Erreichung ſeiner Zwecke an die Hand gibt. Man hat zwar hier behauptet, daß der Vertheidiger nicht die Befugniß habe, ſeinen Gegner gelegentlich auch anzugreifen, weil er dann aufhöre Vertheidiger zu ſeyn. Eine unpraktiſchere Anſicht iſt aber gewiß noch nie zu Tage gefördert worden!

„Soll eine Lehre der Vertheidigung Vertrauen erwecken, ſo muß ſie nothwendig den Praktiker befriedigen, denn für angehende Logiker oder Philoſophen iſt ſie doch wohl nicht geſchrieben worden. Nun wird aber ſeltſamer Weiſe uns vorgepredigt, daß die defenſive Strategie nur ihre Verbindung zu ſichern, die defenſive Taktik nur ihre Stellung zu behaupten, daß ſie ſich überhaupt ganz paſſiv zu verhalten habe. Welcher vorurtheilsfreie Soldat wird jemals hierzu ſeine Einwilligung geben? — Ich bin in Italien, Spanien und Afrika manches Jahr auf die Vertheidigung beſchränkt geweſen, hatte auf die Sicherheit meiner Verbindung oft ſehr zarte Rückſichten zu nehmen; es iſt mir aber niemals in den Sinn gekommen unbeweglich wie eine Bildſäule zu bleiben. Nahm ich irgendwo eine feſte Stellung, ſo geſchah es nur um den Feind entweder zum Angriffe, oder zum Vorbeigehen zu verleiten. Im erſten Falle beſchäftigte ich ihn mit wenig Truppen, hielt die Maſſe möglichſt zurück, und fiel über ihn her nachdem ſeine Ordnung gebrochen war, wenn ich es nicht für angemeſſener hielt das Gefecht ganz abzubrechen, um ihm

anderswo entgegentreten zu können. Im anderen Falle verließ ich plötzlich meine Stellung, nicht aber um mich zurückzuziehen, sondern um den Feind nun selbst in der Flanke anzugreifen, was mir um so leichter war, da ich mich vorher mit dem Terrain auf das sorgfältigste bekannt gemacht hatte. Lag es in meinem Interesse jedes Gefecht zu vermeiden, so theilte ich mein Heer in zwei Haufen, wovon der Eine dem Feinde gegenüber, der andere ihm stets zur Seite blieb, bereit ihn anzufallen sobald dem Stoße nicht mehr auszuweichen war.

„Nahm ich eine Vertheidigungsschlacht im offenen Felde an, so schickte ich dem Angreifer eine Wolke von Schleudersteinen, Pfeilen und Wurfspießen entgegen, und schwächte ihn dadurch schon vor dem eigenen wirksamen Waffengebrauche. Beim wirklichen Zusammentreffen der Massen trug ich Sorge, daß die vorderen Kämpfer von den hinteren oft abgelöst wurden, oder sich in die offenen Räume des Mitteltreffens ziehen konnten bevor etwas entschieden war. Hier leistete ich nun mit vereinter Macht den hartnäckigsten Widerstand, wobei ich niemals wahrgenommen habe, daß unsere Vertheidigung ein Ausholen ohne Hieb gewesen sey. Wir schlugen vielmehr recht herzhaft drein, und in meinen Triariern bewahrte ich immer noch eine Schaar frischer im Kampfe erprobter Streiter, deren noch unversehrt gebliebene Spitzen und Schneiden dem Feinde doppelt verderblich wurden, nachdem seine Waffen bereits abgestumpft, die Schilde, Helme und Panzer zerhauen, die Spieße zersplittert, die Kräfte erschlafft waren.

„Die Neueren, welche ihre Schlachten fast nur durch die Feuerwaffen entscheiden, deren Wirkungen so verheerend sind, haben noch viel weniger Ursache angriffsweise zu verfahren, um größere taktische Erfolge zu erringen; denn der Vorrückende muß sein Feuer ganz oder theilweise einstellen, weil man gleichzeitig nicht schießen und auch marschiren kann, während der Stillstehende durch Nichts im Schießen gehindert wird. Ich würde mich daher nur bei entschiedener Ueberlegenheit zum Angriffe entschließen, wenn mir das freistünde. — Das Mißtrauen gegen die Vertheidigung ist nur durch das fehlerhafte Verfahren der Vertheidiger entstanden. Wer sich ganz frei und regungslos auf sanft abfallende Höhen postirt, sich ungebührlich ausdehnt, wenig oder nichts in Reserve behält, und seine Schwäche gleichsam zur Schau stellt, der wird trotz des Vortheils früherer und nicht unterbrochener Feuerwirkung unfehlbar geschlagen, sobald der

Angreifer nur mit etwas Entſchloſſenheit zu Werke geht. In dieſer ganz zweckwidrigen Verfaſſung ſind faſt alle Vertheidigungsſchlachten geliefert worden, die einen unglücklichen Ausgang hatten.

„Wollen die Theoretiker ſich nützlich machen — was man doch wohl vorausſetzen darf — ſo müſſen ſie dem Schwächeren lehren, wie er dem Stärkeren mit Erfolg widerſtehen könne, ohne gerade eines zeitraubenden und koſtſpieligen Apparats von Schanzen und anderer örtlichen Vertheidigungsanſtalten bedürftig zu ſeyn. Kein erfahrner Anführer wird aber zugeſtehen, daß der Schwächere ſein Heil nur im Angriffe finden könne. Ein ſolches Verfahren wird immer die Ausnahme von der Regel bleiben müſſen.

„Wenn man nun aber ſieht wie einzelne Theoretiker, aus Vorliebe zum Syſtematiſiren, der Vertheidigung alle Selbſtſtändigkeit abzuſprechen bemüht ſind, indem ſie dieſelbe als einen an Händen und Füßen gefeſſelten, oder wie vom Schlagfluſſe gelähmten Kämpfer darſtellen, der Alles geduldig über ſich ergehen läßt, für ſich ſelbſt nichts durchzuſetzen vermag und am Ende „Hilfe beim Gegner,“ d. h. beim Angriffe ſuchen muß; — ſo wird man zu der Vermuthung berechtigt, daß ſolche Theoretiker den Vertheidiger nur deßhalb ſo hilflos darſtellen, weil ſie ſich unfähig fühlen ihn zu überwinden, wenn er in ſtärkerer Form erſchiene.“

So ſprach der vorurtheilsfreie Römer, und Minerva nickte ihm Beifall zu. Mein Nachbar zur Rechten liſpelte ein Bravissimo in den Bart und drückte mir kräftig die Hand. Als die Sitzung aufgehoben wurde folgte ich dem Nachbar auf dem Fuße, und entdeckte in der Garderobe daß es der Feldmarſchall Gneiſenau geweſen war, der mich ſchon früher erkannt hatte. Gern hätte ich auch den Römer aufgeſucht, er verſchwand aber in einem Seitengange und kam nicht wieder zum Vorſchein.

Du kannſt nun Deinen theoretiſchen Freunden erzählen, wie man im Olymp über dieſe Verhältniſſe denkt, und ſie vor Irrthümern warnen die, wenn ſie jemals Wurzel in den Köpfen der Menge faſſen ſollten, die verderblichſten Folgen für Deutſchlands Selbſtſtändigkeit haben könnten; denn die Deutſchen werden noch manches Mal in den Fall kommen Vertheidigungskriege führen zu müſſen.

Siebenter Brief.

Olymp, den 25. Auguſt 1835.

Die Möglichkeit, mein theurer Freund, Dir briefliche Nachrichten von hier zugehen laſſen zu können, gewährt mir zwar einen hohen Genuß, doch erzeugt die Unmöglichkeit dergleichen auch von Dir zu empfangen und Deine Anſichten über meine wiſſenſchaftlichen und geſchichtlichen Mittheilungen zu vernehmen, auch einiges Mißbehagen. Indeß verſicherte mich neulich Merkur, daß ich nun bald in die Klaſſe derjenigen Verſtorbenen aufrücken werde, denen es zuweilen geſtattet wird kurze Ausflüge nach der Erde zu machen, um die Ihrigen ungeſehen zu beobachten, im Traume ihnen zu erſcheinen, und überhaupt in eine nähere Beziehung zu ihnen zu treten.

Oft haben wir in kritiſchen Lagen zu einander geſagt: „Vielleicht kommt guter Rath uns über Nacht.“ Wir ſchliefen troſtlos ein und wachten hoffnungsvoll wieder auf. Wie das eigentlich zuging, begriffen wir nicht. Die Eitelkeit redete uns zwar vor, daß die beſſere Erkenntniß über Nacht eine Folge unbemerkter Seelenthätigkeit, alſo immer ein Produkt unſerer geiſtigen Kraft geweſen ſey. Aber jetzt weiß ich's beſſer. Der gute Rath über Nacht kam nicht von uns ſelbſt, denn im Schlafe iſt nur die Phantaſie nicht aber der Geiſt, am wenigſten die kritiſche Vernunft thätig; er kam von unſerem Schutzgeiſte, der aus den Höhen des Olymp zu uns hernieder geſtiegen war, ſich unſerer Rathloſigkeit erbarmte, uns erleuchtete. Aber nur wenige Menſchen erfreuen ſich der göttlichen Gnade auf dieſe Weiſe; es ſind immer nur die Beſcheidenen, die ihre menſchliche Unvollkommenheit in Demuth erkennen, Rath und Hilfe nur vom Urheber alles Guten erwarten, und dafür auch dankbar ſind. Dein edles Gemüth iſt mir ein ſicherer Bürge, daß auch Du zu dieſen Ausgezeichneten gehörſt, und Dein hell erleuchteter Geiſt läßt mich vermuthen, daß Du ſchon längſt in ſolchen Beziehungen zu unſeren früher Verſtorbenen geſtanden haſt. Wenn das was ich vor Jahren zur Anregung Anderer in ſtiller Einſamkeit niedergeſchrieben, wirklich ſo gut und zweckmäßig iſt wie die Recenſenten in den Berliner, Darmſtädter und Wiener Militärzeitſchriften verſichern, ſo bin ich weit entfernt zu glauben daß dies nur allein mein Verdienſt ſey. Gewiß haben auch mich die Geiſter Derer erleuchtet, von welchen und

über welche ich ſchrieb, und was dabei Irrthümliches vorgekommen ſeyn mag, iſt vielleicht nur durch boshafte Geiſter hineingetragen worden, die entweder an den betreffenden Perſonen, oder vielleicht auch an mir ſelbſt Rache nehmen wollten.

Auch was ich Dir jetzt brieflich mittheile wird noch mancher Berichtigung bedürfen, ehe es zur vollſtändigen Wahrheit ſich geſtaltet, denn obſchon wir in dieſen hellen Räumen viel weniger den Täuſchungen unterworfen ſind als ihr Erdbewohner, ſo haben wir doch denjenigen Grad der Erleuchtung noch nicht erlangt, welcher uns in allen Dingen vollkommen klar ſehen läßt. Der Weg zur Vollkommenheit iſt ſehr weit, und wir müſſen die einzelnen Grade immer erſt verdienen. Zuweilen werden ſelbſt hier noch Rückſchritte gemacht, und ich befürchte ſogar daß unſer Seydlitz, der ſich des Irdiſchen nur mit großer Mühe zu entſchlagen vermag, eheſtens eine retrograde Bewegung machen wird, ſo ſehr Mars ihn auch in Schutz nimmt.

Du wirſt Dich entſinnen, mein Freund, daß Seydlitz von Münchhauſen eingeladen wurde ihn fleißig auf Tenare zu beſuchen, wo dieſer phyſikaliſche Experimente mit Dampfpferden anſtellen wollte. Seydlitz nahm bald darauf vier Monate Urlaub, hielt nach Ablauf deſſelben um Verlängerung an, und wollte zuletzt gar nicht wieder kommen. Mars ſchickte mehrmals in ſein Quartier, wurde über das lange Wegbleiben ſeines Lieblings ſehr ungeduldig, und trug vor acht Tagen dem General Scharnhorſt auf nach Tenare zu gehen, um zu ſehen was Seydlitz dort eigentlich mache.

Scharnhorſt hatte Erlaubniß erhalten mich mitnehmen zu dürfen, und ſo reiſten wir denn mit Kurierpferden ab, d. h. mit den Sonnenroſſen. Die Fahrt ging ſchnell und nach wenig Minuten waren wir am Ziele. Zum Unglück ging aber der Styx noch ſtark mit Eis, was er im Sommer oft zu thun pflegt, während im Winter ſein Waſſer ſo heiß iſt daß man Straußeneier darin hart ſieden kann. Charon hatte deshalb die fliegende Fähre in eine Felſenbucht bringen laſſen, und wir mußten zwei Tage am dieſſeitigen Ufer verweilen bevor wir übergeſetzt werden konnten. Dieſe Unterbrechung war uns allerdings nicht angenehm, denn der Aufenthalt bei dieſem mürriſchen Patron hatte etwas Schauerliches. Doch gibt es keine Widerwärtigkeit in der ganzen weiten Welt, die nicht auch ihr Gutes hat; ſo war es auch hier, und ich will Dir vorerſt erzählen

was wir geſehen und erfahren haben; zu Seydlitzens Abenteuern komme ich noch Zeit genug.

Unweit der Ueberfahrt ſtürzt ſich der Styx aus einem natürlichen Tunnel in ein großes Felſenbecken von ungeheurer Tiefe, worauf ſein Lauf etwas gemäßigter wird. Am Ueberfahrtspunkte iſt er ungefähr ſo breit wie der Rhein bei Bingen: die Tiefe beträgt vierzig Berliner Fuß, die Schnelligkeit acht Ellen in der Sekunde. Die Eisſchollen waren über zwei Ellen dick, dunkelgrün aber nicht durchſichtig.

Als wir in ſtille Betrachtung über dieſen ſeltſamen Strom der Unterwelt verſunken waren, gewahrten wir unfern von uns zwei Männer in lebhaftem Wortwechſel; es waren die Naturforſcher Linnée und Cuvier, welche kleine Stücken Eis losſchlugen und in ein Kohlenbecken warfen. Linnée hatte behauptet das Waſſer ſchmecke ſalzig, Cuvier ließ ſich aber nicht ausreden daß es ſüß ſchmecken müſſe und baute allerhand Hypotheſen darauf. Beide hatten Unrecht, denn als der Schmelzungsproceß vorüber und das Eis flüſſig war, verwandelte es ſich augenblicklich in eine breiartige Subſtanz, etwa wie Froſchlaich, und hatte die Farbe und den Geſchmack vom Caviar.

Wir waren inzwiſchen näher getreten ohne von den beiden Gelehrten bemerkt worden zu ſeyn, deren Erſtaunen uns höchlichſt ergötzte. Doch bald erhob ſich ein neuer Streit, und Jeder wollte zuerſt erklären was die in der Flüſſigkeit befindlichen kleinen linſenförmigen Körper enthielten. Bevor ſie ſich darüber verſtändigen konnten trat Charon hinzu und löſte das Räthſel. „Dieſer Froſchlaich, ſagte er, iſt nichts anderes als eine beſondere Gattung von Kobolds ſaamen „Muckereier“ genannt. Durch einen unterirdiſchen Kanal ſtrömt ein kleiner Arm des Styx der Oſtſee zu, und tritt vorzugsweiſe in das friſche Haff. Sobald das Eis dort ſchmilzt verwandelt ſich der Froſchlaich in Myriaden von Inſekten, welche man „Muckerfliegen“ nennt. Dieſe Fliegen haben ihren Hauptſitz in Königsberg, wo ſie des Nachts in allerlei Geſtalten ihr unheilvolles Weſen treiben. Meiſt erſcheinen ſie als Wölfe in Schafskleidern, reden frommen Unſinn und ſuchen die Einfältigen zu bethören. Wenn ſo eine abgeſtandene Muckerſeele von mir übergeſetzt ſeyn will, werfe ich ſie gewöhnlich in das große Felſenbecken dort, denn ſelbſt auf Tennare will man ſie nicht dulden. Die beiden Herren da (indem Choron auf die Naturforſcher wies) werden dieſem Geſchmeiße in ihrer Naturgeſchichte noch ein beſonderes Kapitel

widmen müſſen, denn als Vater Noah ſeine Arche baute und bevölkerte, gab es noch kein ſolches Inſektengeſchlecht, das iſt eine ganz neue Erfindung.“

Linnée ſchüttelte bei dieſer Erzählung bedenklich das Haupt. Cuvier hingegen zog aus ſeiner Reiſetaſche eine ſchöne Auſtermuſchel von der Größe eines Suppentellers hervor, die er in der benachbarten Bucht gebrochen haben wollte, und fragte Charon: ob dieſe Amphibie, oder was es ſonſt vorſtelle, auch ſchon zu Noahs Zeiten bekannt geweſen ſey. „Beim Styx — rief der Fährmann aus — damals haben wir noch keine Amphibien gehabt; es gab kein Zwitterding, kein Neutrum. Jedes wußte beſtimmt wozu es auf der Welt war, wir ſtanden mit uns ſelbſt niemals im Widerſpruch. Das Geſchlecht der Amphibien iſt aus den Fehlſchlüſſen der Philoſophen entſprungen, die in dem Beſtreben das Wahre heraus zu finden, die Wahrheit ſelbſt verloren haben, und mit einer künſtlich erzeugten Wahrheit ihr Spiel treiben, zum Aerger aller Vernünftigen. Minerva, welche den Teufelsſpuk nicht länger mit anſehen mochte, hat es durch vieles Bitten bei Onkel Pluto endlich dahin gebracht, daß er einige der tollſten Philoſophen in Thiere verwandelte. Die große Auſter, welche Herr Cuvier hier aufgefiſcht hat, iſt ein Amphibiolith, war aber urſprünglich ein Philoſoph, der durch die Amphibolie ſeiner Reflexionsbegriffe, d. h. durch ihre Doppelſinnigkeit, Verwechſelung und falſche Stellung, ſich das Anſehen tiefer Gelehrſamkeit gab, bei der Gaslampe betrachtet aber nur die Wahrheit verdrehte. Zur Strafe dafür wurde er in dieſe Auſter verwandelt, und die Zeit ſeiner Erlöſung iſt noch ſehr fern.“ — Ich fühlte bei dieſer Offenbarung ein entſetzliches Grimmen in den logiſchen Eingeweiden, und dachte an die Möglichkeit einer ähnlichen Verwandlung, tröſtete mich aber ſchnell damit, daß meine Verwandlung bereits eingetreten ſeyn müſſe, hätte ich einer ſolchen Wahrheitsverdrehung mich jemals ſchuldig gemacht.

Cuvier ſchien unter uns das meiſte Intereſſe an dem Geſpräche zu nehmen, und fragte Charon ſogleich ob er des Nachts auch Gasbeleuchtung habe, und woraus ſein Gas bereitet werde? „Die Gasbeleuchtung, erwiderte dieſer, iſt in Tenare ſchon lange eingeführt, denn bei der neuen Dislokation der Verſtorbenen, zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts nach eurer Zeitrechnung, mußten alle Talgſiedereien und Oelraffinerien abgeſchafft werden, weil das Fegefeuer viel tiefer zu liegen kam. Durch

dieſe Neuerung hatte ich großen Verluſt, denn die ganze Beleuchtung von Tenare war mir unter ſehr vortheilhaften Bedingungen in Pacht gegeben. Ich reichte deshalb eine Beſchwerdeſchrift bei Pluto ein, der mich an Merkur verwies, und dieſer hat das Gas erfunden. Was die Zubereitung betrifft, ſo richtet ſich das nach dem Gebrauche. Im Freien brenne ich Steinkohlengas, in den obern zehn Hallen von Tenare habe ich Verſuche mit Maikäfergas gemacht, die recht befriedigend ausgefallen ſind. Im Olymp wollen ſie aber immer etwas Beſonderes haben, und da muß ich meine Zuflucht zu anderen Ingredienzen nehmen. Das beſte und angenehmſte Licht geben die aus Lügen und Windbeuteleien bereiteten Gaſe, woran ich keinen Mangel empfinde, denn die Verfertiger dieſer traveſtirten Wahrheiten kommen alle in mein Reich. Bevor ich ſie nun überſetze, müſſen die Lügner und Windbeutel ihr ganzes Gas ausſchwitzen, ich komme alſo ſehr wohlfeil dazu."

Ich hatte mich inzwiſchen von meinem Schrecken wieder erholt, und wünſchte noch mehr von den Philoſophen zu hören, weshalb ich dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben ſuchte. Auch Linnée war begierig noch mehr zu erfahren; er hatte unter anderen Thieren eine Gattung ſehr großer Krebſe mit geflügelten Schwänzen wahrgenommen, und fragte Charon: ob das etwa auch verwandelte Philoſophen wären? „Allerdings, ſagte der Fährmann, das ſind die Hypotheſenmänner. Die Krebsgeſtalt deutet an, daß die Wahrheit durch ſie keine Fortſchritte macht, in ihrem Laufe ſogar aufgehalten wird, und Stillſtand iſt bekanntlich Rückgang." — „Aber die geflügelten Schwänze?" fiel Linnée ein. — „Nun damit hat man andeuten wollen, daß dieſe Herren durch Hilfe der willkürlichen Hypotheſen ſich die Mühe erſparen wollten die Wahrheit zu erforſchen; es ſind meiſt philoſophirende Geſchichtſchreiber, welche über magere Thatſachen eine fette Brühe gießen."

„Dann habe ich unten am Ufer," fuhr Linnée zu fragen fort, „ſehr große Käfer geſehen die ſich immer auf einem Punkte herumdrehten, ſind das vielleicht auch Philoſophen?" — „Ja freilich," gab Charon zur Antwort, „das ſind ſolche welche die Leute durch ihre Syllogismen in Verlegenheit zu ſetzen ſuchten. Wenn Jupiter ein großes Diner gibt, muß ich ihm ſtets einige Tauſend ſolcher Käfer zum Deſſert liefern; ſie ſchmecken wie die feinſte Chocolade, und haben die Eigenſchaft demjenigen, welcher davon ißt, das Errathen von Räthſeln zu erleichtern, was Jupiter ſehr liebt."

Die Nacht war unter dieſen Geſprächen hereingebrochen, und wir baten Charon um ein Obdach und Abendbrot. Er ſetzte uns ſpartaniſche Suppe vor, die mich aber ſo lebhaft an den Muckerbrei erinnerte, daß ich vor Ekel keinen Löffel eſſen konnte. Hierauf wurden Philoſophenkäfer aufgetragen, und nachdem der Lethebecher einige Male die Runde gemacht hatte, verſanken wir in einen tiefen Schlaf. Ein Glas Nektar am andern Morgen gab uns aber die ganze Erinnerungskraft wieder.

Indeß ging der Styx immer noch ſo ſtark mit Eis, daß Charon uns nicht überzuſetzen wagte. Scharnhorſt wurde über den längeren Aufenthalt unwillig, fand aber bald eine Zerſtreuung, und ich nicht minder. Es erſchienen nämlich zwei Männer am Ufer, die mit trotziger Stimme die Ueberfahrt verlangten. „Wes Geiſtes Kinder ſeyd Ihr denn," brummte der Fährmann ſie an. „Wir ſind vom Geiſte der Wahrheit beſeelt," erwiderte der Eine, „mit einem Worte: wir ſind Philoſophen, und wiſſen folglich auch daß beim Ueberſetzen keine Gefahr iſt." — Charon flüſterte mir zu: „da gibt es wieder etwas für meinen Gaſometer, aber die will ich anlaufen laſſen," und knüpfte hierauf mit ihnen folgendes Geſpräch an.

Charon. „Was für eine Sorte von Schlüſſen macht Ihr denn eigentlich?"

Erſter Philoſoph. „Ich mache gehörnte Schlüſſe." [1]

Charon. „Nun ſo will ich Dir beweiſen, daß Du ein Mann ohne Geiſt biſt. [2] — Du willſt vom Geiſte der Wahrheit beſeelt, mit einem Worte ein Philoſoph ſeyn. Die Aufgabe der Philoſophie iſt: die Wahrheit zu erforſchen, aufzufinden. Was aber erſt erforſcht, geſucht, gefunden werden muß, das hat man noch nicht; folglich biſt Du noch nicht im Beſitze der Wahrheit und noch viel weniger im Beſitze des Geiſtes der Wahrheit, von welchem Du beſeelt ſeyn willſt."

Erſter Philoſoph. „Verdammt ſey der gemeine Schifferknecht mit ſeiner einfältigen Logik."

[1] Der gehörnte Schluß lautet: „Was du nicht verloren haſt, das haſt du noch; du haſt keine Hörner verloren, folglich biſt du gehörnt."

(Der Verfaſſer.)

[2] Faſt jedes Wort in dieſem Zwiegeſpräch enthält eine Anſpielung auf die verkehrte Logik der neueren Afterphiloſophen. Was außerdem über Angriff und Vertheidigung geſagt wird, bezieht ſich auf S. 190 der „Theorie des großen Krieges," in welcher der Begriff von Vertheidigung nicht nur ganz willkürlich conſtruirt worden iſt, ſondern auch das, was General von Clauſewitz darüber geſagt hat, eine weſentliche Entſtellung erleidet.

(Der Herausgeber.)

Charon. „Gleichfalls Herr Philoſoph. — Aber wie ſteht es denn mit der Weisheit des Anderen, iſt der auch nichts weiter als Philoſoph?“

Zweiter Philoſoph. „Ich bin eigentlich ein Militär, aber ein philoſophiſcher.“

Charon. „Das heißt alſo, eigentlich ein Militär und uneigentlich ein Philoſoph, und wird Deinem Landesherrn lieber geweſen ſeyn, als wenn Du eigentlich Philoſoph und uneigentlich Militär, aber dennoch Offizier geweſen wäreſt. Da muß ich nun ſchon auf eine paſſende Verwandlung denken, wenn Minerva dieſes Correctionsmittelchen vielleicht anwenden ſollte. Wie biſt Du denn auf den Einfall gekommen, Dich zum Philoſophen ſtempeln zu wollen?“

Zweiter Philoſoph. „Wer bei uns jetzt Anſpruch auf höhere Bildung machen will, muß durchaus den philoſophiſchen Studien obliegen.“

Charon. „Biſt Du dadurch bedeutend klüger geworden?“

Zweiter Philoſoph. „Das wollt ich meinen! Ich kann Alles beweiſen was ich behaupte, wäre es auch noch ſo abgeſchmackt und widerſinnig.“

Charon. „Nun ſo laß einmal Deine Weisheit hören.“

Zweiter Philoſoph. „Zuvor ſage mir, lieber Charon, wer dieſe beiden Herren ſind, denn ich bedarf eines ebenbürtigen Gegners.“

Charon. „Dieſe Herren da bekleideten auf Erden einen hohen militäriſchen Rang; und ſind im Olymp gut angeſchrieben; ihre Gegenwart iſt ein Zufall, denn ſie reiſen im höchſten Auftrage, aber incognito.“

Zweiter Philoſoph. „Alſo Standesgenoſſen, deſto beſſer. Haben Sie Philoſophie ſtudiert, mein Herr?“ redete mich der Zweite an.

Ich. „Was ich jemals dachte oder ſchrieb, glaube ich in philoſophiſchem Geiſte behandelt zu haben; die Redeformen der philoſophiſchen Schule habe ich aber ſtets für etwas Unweſentliches gehalten; der Kern der Philoſophie galt mir mehr als die Schaale.“

Zweiter Philoſoph. „Die Schaale iſt ein Theil des Ganzen, wenn aber dem Ganzen ein Theil fehlt, ſo iſt es unvollſtändig, mithin unvollkommen. Wer Nüſſe eſſen will, muß zuvor die Schaale zerknacken, ſonſt kann er die ſüße Frucht nicht genießen. Das Nüſſeknacken iſt aber ein Hauptgeſchäft der Philoſophen, Sie werden mich ſchon verſtanden haben, und ich will Ihnen ſogleich ein Pröbchen meiner Geſchicklichkeit darin geben. Haben Sie die Werke des verſtorbenen Generals von Clauſewitz geleſen?“

Ich. (Faſt hätte ich mich verrathen, doch rief ich meine ganze Verſtellungskunſt zu Hilfe und ſagte): „Ja, mein Herr, und zwar mit großer Aufmerkſamkeit.“

Zweiter Philoſoph. „Ich habe im Leben eine große Hochachtung vor dieſem General gehabt, denn wir dienten in demſelben Heere. Was ſagen Sie aber zu ſeiner Behauptung, daß die Vertheidigung die ſtärkere, der Angriff die ſchwächere Form des Krieges ſey?“

Ich. „Ich kann nicht bergen, daß dies auch meine Anſicht iſt.“

Zweiter Philoſoph. „Nun ſo will ich Ihnen zeigen, worin die Vorzüge der philoſophiſchen Bildung beſtehen.“ — „Angriff und Vertheidigung ſind zwei ganz verſchiedene Handlungen, iſt das nicht wahr?“

Ich. „Allerdings, ſo iſt es.“

Zweiter Philoſoph. „Wenn Sie mich alſo angreifen, ſo vertheidigen Sie ſich nicht, und wenn Sie ſich vertheidigen, ſo greifen Sie mich nicht an.“

Ich. „Der Tendenz nach iſt dies ganz richtig.“

Zweiter Philoſoph. „Werden Sie es aber zweckmäßig finden ſich angreifen zu laſſen? Scheint es Ihnen nicht vortheilhafter mir im Angriffe zuvor zu kommen?“

Ich. „Das hängt zwar von mancherlei Umſtänden ab, namentlich auch von der Beſchaffenheit des Kampfplatzes, vom Geiſte der Truppen und ihrer Anführer; doch würde ich ſelten mich nur ſtehenden Fußes wehren, ſondern den Gegner ebenfalls angreifen.“

Zweiter Philoſoph. „Und wann würden Sie das thun?“

Ich. „Sobald ich wahrnehme, daß ich meinen Zweck dadurch ſicherer erreiche, oder daß der Widerſtand auf der Stelle zu ſchwach iſt.“

Zweiter Philoſoph. „Glauben Sie überhaupt, daß die Vertheidigung durch Gegenangriffe bedeutend verſtärkt wird?“

Ich. „Ganz gewiß, ſie ſoll ſogar ihre Hauptſtärke darin ſuchen.“

Zweiter Philoſoph. „Nun ſo haben Sie dadurch ſelbſt eingeſtanden, daß die Vertheidigung am ſtärkſten iſt, wenn ſie eigentlich am ſchwächſten iſt, oder vielmehr wenn ſie gar nicht mehr iſt, und müſſen ſich überwunden erklären.“

Ich. „Mit nichten, mein Herr, denn Sie haben den Begriff der Vertheidigung in ſeiner beſchränkteſten Bedeutung angenommen, und

überhaupt ein Spiel mit Worten getrieben. Was Sie hier von der Vertheidigung ſagen, läßt ſich eben ſo gut auf den Angriff, ja ſelbſt auf die ganze Lehre vom Kriege anwenden. Wenn Ihre Schlüſſe nicht ſtärker ſind als dieſer, ſo könnte man mit gleichem Rechte davon ſagen: Ihre Logik ſey am ſtärkſten, wenn ſie am ſchwächſten iſt, oder in leeres Geſchwätz ausartet. Dergleichen logiſche Spitzfindigkeiten ſind recht gute Verſtandesübungen für angehende Schüler, eignen ſich auch wohl zur Unterhaltung von Damengeſellſchaften, ziemen ſich aber nicht für Männer unſeres Berufs und in ſo wichtigen Angelegenheiten wie der Krieg."

Charon. „Nun ihr Herren ereifert euch nur nicht um ſolche Lumpereien und kommt zum Frühſtück; ich habe hier eine Sendung Nüſſe erhalten vom feinſten Geſchmack. Wir ehrlichen Leute mit geſundem Hausverſtande wollen uns die ſüßen Kerne recht gut ſchmecken laſſen, die beiden philoſophiſchen Nußknacker da mögen ſich mit den Schaalen begnügen, das ſey vorläufig ihre Strafe." — Er gab ihnen hierauf einen befehlenden Wink, und ſie ſchlichen beſchämt hinter uns her.

Gegen Mittag verminderte ſich der Eisgang, und wir beſtürmten nun Charon mit Bitten die Fähre wieder aufzuſtellen, damit wir unſere Reiſe fortſetzen könnten. Durch Hilfe ſeiner dienſtbaren Geiſter war der pont volant in einigen Stunden hergeſtellt, und wir kamen wohlbehalten auf Tenare an. Unſere beiden philoſophiſchen Begleiter wurden in die neunte Vorhalle verwieſen, wir aber ließen uns bei Donna Venus melden, welcher wir vom Mars ein Handbillet zuzuſtellen hatten.

Die Göttin empfing uns mit der ihr eigenthümlichen Grazie, und theilte uns auf Befragen mit, daß Seydlitz ſich noch in Arkadien befinde.

Die Sonnenpferde wurden wieder eingeſpannt, und bald waren wir am Ziele. Die Hirten wieſen uns ſchnell zurecht. Auf einer ungeheuren Prairie hielten Seydlitz und Münchhauſen Wettrennen mit lebendigen Pferden, und waren ſehr vergnügt. Auch wir freuten uns den Verlornen wiedergefunden zu haben und wollten uns ſeiner ſogleich in aller Freundſchaft bemächtigen, aber das ging nicht nach Wunſch. „Hört einmal an ihr Herren, ſagte Seydlitz, jetzt kann ich euch noch nicht folgen denn ich bin ſehr beſchäftigt. Der Baron hat eine Entdeckung gemacht, die von der höchſten Wichtigkeit iſt, wir ſind aber damit noch nicht ganz im Reinen und müſſen noch einige Zeit experimentiren. Ihr wiſſet, daß das Fußvolk jetzt viel beſſer und beweglicher auch widerſtandsfähiger als ſonſt

iſt, daß die Reiterei einen großen Theil ihrer früheren Ueberlegenheit verloren, und nur noch einen höheren Grad von Schnelligkeit voraus hat. Nun haben ſie auf der Erde ſogar Eiſenbahnen und Dampfwagen erfunden, und es wird nicht lange mehr dauern, ſo wendet man dieſe Mittel zum ſchnellen Fortkommen auch im Kriege, namentlich für das Fußvolk an, welches dadurch den Vortheil noch größerer Schnelligkeit erhält. Das wurmt mich, und ich habe mich mit Münchhauſen ſchon lange berathen, wie man den Pferden mehr Schnelligkeit und Ausdauer beibringen könne. Anfangs wollten wir die Zucht veredeln, weil die guten und ſchlechten Eigenſchaften doch meiſt im Blute enthalten ſind, konnten uns aber darüber nicht vereinen, denn Münchhauſen gab dem engliſchen, ich dem arabiſchen Vollblut den Vorzug.

„Da erzählte der Baron eines Tages, wie er ſonſt bei Parforcejagden ſeinen Pferden ſogenannte Jagdpillen eingegeben habe, um ſie zu größerer Ausdauer zu befähigen. Ich ſelbſt habe erfahren, daß man in Berlin Erbſenkuchen für die Pferde anfertigen läßt, womit ſie im Felde gefüttert werden ſollen, wenn kein Hafer oder Heu zu erlangen iſt. Das brachte mich auf den Einfall, Pillen von comprimirter Luft machen zu laſſen, durch deren Fütterung ich die Pferde in lebendige Dampfmaſchinen zu verwandeln hoffe. Dieſe Idee theilte ich Münchhauſen mit, der ſogleich darauf einging und die Fabrikation der Pillen übernehmen wollte. Die Sache hatte aber ihre beſonderen Schwierigkeiten, denn obſchon der Luftverdichtungsprozeß auf Tenare ſehr leicht von Statten ging, ſo brauchten wir doch zu unſeren Experimenten lebendige Pferde, mußten alſo auf die Erde herabſteigen und zwar in eine wenig bewohnte Gegend, damit unſer Geheimniß nicht gleich an den Tag käme. Wir entſchieden uns für das abgelegene Arkadien, und ich machte der ſchönen Venus ſo lange den Hof, bis ſie uns Päſſe dahin verſchaffte.

„In Arkadien angekommen, mußten wir vor allen Dingen eine ſolche Pillenfabrik anlegen und uns Pferde verſchaffen. Da wir aber nicht genug Geld hatten, gründete Münchhauſen eine Luftverdichtungsgeſellſchaft auf Actien. Das einfältige Hirten- und Bauernvolk gab ſein Geld willig dazu her, denn der Baron, dem es auf eine Lüge mehr oder weniger nicht ankommt, verſprach den Leuten eine Dividende von 20 Procent, beſtimmte aber wohlweislich keinen Zahlungstermin.

„Jetzt ſind wir nun ſchon ſo weit gekommen, daß jedes gemeine

Landpferd die Schnelligkeit des beſten engliſchen Wettrenners erhält, wenn es nur an eine ſolche Pille riecht. Sobald wir aber in der Pillenfabrikation größere Fortſchritte gemacht haben werden, die Pillen zu wohlfeileren Preiſen anfertigen und ſie in gehöriger Anzahl den Pferden verabreichen können, bin ich feſt überzeugt, daß unſere Pferde der Schnelligkeit einer Locomotive gleich kommen werden, und dann habe ich meinen Zweck erreicht. Bis dahin, ihr Herren, ſtört mich nicht in meinem Beginnen, und ſagt nur dem guten Herrn Mars, daß er mich bei ſeinem Hofſtaate einſtweilen à la suite ſetzen möchte."

Scharnhorſt und ich erſchöpften die ganze Kunſt unſerer Beredtſamkeit, ihn zur Sinnesänderung zu bewegen, aber vergebens. Der Lügen-Baron hatte Seydlitzen ganz umſtrickt, und betrog ihn nicht weniger als die Actionäre. Wir traten alſo die Rückreiſe allein an. Mars empfing uns zwar nicht ungnädig, meinte aber, daß er es dem Flüchtling entgelten laſſen werde, und daß ſeine Canoniſirung — ſo nennt man hier die Verſetzung in den eigentlichen Götterhimmel — leicht ein Jahrhundert ſpäter eintreten dürfte.

Achter Brief.

Olymp, den 10. November 1835.

Vor Kurzem ließ mir Türenne ſagen, daß es ihm angenehm ſeyn würde, wenn ich ihn beſuchen wolle. Ich ſäumte nicht lange und habe mich mit dem Marſchall recht gut unterhalten. Unſer Geſpräch begann mit unbedeutenden Dingen, nahm aber bald eine recht intereſſante Wendung. Der Vicomte erkundigte ſich nach meinen früheren Dienſtverhältniſſen, nach dem Gange den meine wiſſenſchaftliche Bildung genommen, nach den Schriftſtellern deren Werke ich zuerſt geleſen, die mich am meiſten angeſprochen und auf meine Anſichten den größten Einfluß gehabt hätten, und dergleichen mehr. Er lächelte als ich das Bedauern ausdrückte, keine rein wiſſenſchaftliche Erziehung erhalten, und den beiden erſten Feldzügen als ein Knabe von etwa 14 Jahren beigewohnt zu haben.

„Der Nachtheil einer unwiſſenſchaftlichen Erziehung," bemerkte Türenne, „ſcheint eben nicht ſehr groß geweſen zu ſeyn; man pflegt zwar die Wiſſenſchaft eine Amme zu nennen, deren Milch den Menſchen eine frühere Reife des Geiſtes beibringe; das iſt aber eine Redensart wie viele andere, ſie enthält eben ſo viel Wahrheit als Irrthum. Der Geiſt im Menſchen iſt ein göttlicher Hauch, ein Lichtfunke, welcher durch äußere Veranlaſſung oder inneren Antrieb früher oder ſpäter zur mächtigen Flamme auflodert, und nur im Wohlleben zuweilen verliſcht ohne je geleuchtet zu haben. Man glaube nicht daß das Streben, den Geiſt von früheſter Kindheit in wiſſenſchaftliche Formen einzuzwängen, von guten Folgen ſey, die Entwickelung der Geiſteskraft wird dadurch eben ſo geſtört, wie die des Körpers durch Schnürleiber."

Aber ohne Uebung der Geiſteskraft, erwiderte ich, wird dieſe auch nicht erſtarken, der Geiſt muß doch etwas haben, was er verarbeiten kann, es muß ihm eine Richtung gegeben werden.

Türenne. „Darin haben Sie ganz recht, General; wer bürgt aber dafür, daß dieſes Etwas und dieſe Richtung immer das ſey, was dem Menſchen wahrhaft erſprießlich iſt? Welcher Vater kann ſich rühmen, daß weder er noch die Lehrer ſeiner Söhne dabei keine Mißgriffe gethan haben? Und wäre es nicht vielleicht beſſer geweſen, den Geiſt des Knaben ſich ſelbſt zu überlaſſen, ſtatt ihm eine falſche Richtung zu geben? — Doch Sie mißdeuten meine Worte, ich will nicht daß ein Knabe ohne Unterricht aufwachſe, das verträgt ſich nicht mit dem Stande unſerer heutigen Bildung, ich wünſche nur daß man der Entwickelung ſeines Geiſtes keine zu engen Schranken ſetze. Der Geiſt will Freiheit der Bewegung mehr noch als die Glieder, und was er früher vielleicht verſäumte, das holt er ſpäter um ſo ſchneller nach, wenn er überhaupt nur den Trieb der Thätigkeit in ſich verſpürt. Ohne dieſen Trieb wird aber auch die ganze Schulbildung keine Früchte tragen. Man lehre den Knaben das Gute vom Böſen, das Rechte vom Unrechten, das Wahre vom Falſchen unterſcheiden, und benutze hierzu die täglichen Vorfälle und Ereigniſſe als Stoff für die Betrachtung. Auf dieſe Weiſe übe man die Urtheilskraft. Eine ſolche Bildung gilt mehr als alle Bücherweisheit, ſie erzieht den Menſchen zum Vernunftweſen, und das muß er doch vor Allem werden, ehe man ihn für einen beſonderen Beruf bilden kann."

Ich. „Dieſe Erziehungsmethode möchte auch nicht ohne Schwierigkeiten ſeyn, und den guten Erfolg eben ſo wenig verbürgen.“

Türenne. „Weit mehr als jede andere, mein lieber General, nur darf man die Sache nicht übereilen wollen. Die Reſultate werden zwar weniger glänzend, gewiß aber befriedigender ausfallen. Ich könnte Ihnen viele Männer aus meiner Bekanntſchaft nennen, die bei guten Anlagen und ſorgfältiger Vorbildung ſich ſpäter kaum bis zur Mittelmäßigkeit erhoben, während Andere, die man gänzlich verwahrloſt hatte, ſich bald ſelbſt die Bahn brachen und den höchſten Flug nahmen. Es verhält ſich damit genau ſo, wie mit den glücklichen Erfolgen im Kriege. Nicht die Kenntniß aller Grundſätze und Klugheitsregeln führt zum Siege; es iſt die klare Einſicht in die Verhältniſſe, die richtige Würdigung der eigenen und feindlichen Kräfte, die entſchloſſene Beharrlichkeit in Ausführung der Entwürfe, die größere Thätigkeit überhaupt.

Ich. „Aber mich dünkt, daß ein ſtreng wiſſenſchaftlich gebildeter Verſtand in allen dieſen Lagen und Verhältniſſen der beſte Führer ſey.“

Türenne. „Zuweilen ja, aber nicht unbedingt. Die Wiſſenſchaft kann eben ſo wohl unſere Verbündete als unſere Feindin ſeyn oder werden, je nachdem ſie das Spiel des Geiſtes, des Idealen, des Schöpferiſchen im Menſchen erleichtert oder erſchwert, und Letzteres geſchieht nicht ſelten. Was ich hier Ungünſtiges von der Wiſſenſchaft ſage, bezieht ſich hauptſächlich auf ihre Formen. Durch ſie wird das geiſtige Fluidum zurückgehalten, eingedämmt; es ſtrömt zwar ſtärker in beſtimmten Richtungen, als wenn es ſich nach Gefallen ausbreiten kann; weil aber dieſe künſtliche Eindämmung häufig nur eine architektoniſche Verzierung des Wiſſens iſt, ſo wird auch der geiſtige Strom nicht immer dahin geleitet, wo er wahrhaft nützlich werden kann; er unterſpült häufig das ganze Fundament unſeres empiriſchen Wiſſens, und geräth ſonach in Conflikt mit der geſunden Vernunft.

„Doch laſſen Sie uns auf einen anderen Gegenſtand übergehen. Sie äußerten Ihr Bedauern, den erſten Feldzügen als Knabe beigewohnt zu haben. Auch ich befand mich in gleicher Lage, ſo wie meine erſte Erziehung ebenfalls keine ſehr wiſſenſchaftliche war. Das hat mir wenigſtens den Vortheil gebracht, daß ich den Kampfplatz nicht mit wiſſenſchaftlichen Vorurtheilen betrat. Mein Vater ſtarb als ich nur erſt das zwölfte Jahr erreicht hatte, und ſicherlich mit der Ueberzeugung daß aus mir nicht viel

werden würde, denn Geist und Körper wetteiferten bei mir in Trägheit; nur die Gabe der Beobachtung war mir eigen, wie das gewöhnlich bei geringer Selbstthätigkeit der Fall ist. Aber der dadurch mir unwillkürlich aufgedrungene Stoff häufte sich bald so sehr an, daß ich mich endlich entschloß meine Gedanken und Vorstellungen etwas zu ordnen. Die Strenge meiner beiden mütterlichen Oheime Moritz und Heinrich von Nassau, welche später meine Erziehung übernahmen und mich in ihrem Heere als Hauptmann anstellten, mag viel dazu beigetragen haben, mehr aber noch die eiserne Nothwendigkeit. Als Neffe berühmter Feldherrn mußte ich durch die That zeigen, daß ich der verliehenen Hauptmannsstelle nicht unwürdig sey, und so wurde ich durch die Verhältnisse selbst zu größerer Thätigkeit des Geistes gezwungen. Das Talent der Beobachtung bildete sich immer mehr aus, mit ihm zugleich das Talent aus den erkannten Fehlern oder Versäumnissen Anderer, insbesondere des Gegners, Nutzen zu ziehen. Die frühzeitige Bekanntschaft mit dem Kriegerleben lehrte mich das Element desselben kennen, den Krieg; mein ganzes Dichten und Trachten ging bald dahin die Natur des Krieges zu ergründen, und das wird stets die beste Basis für jede Theorie des Krieges bleiben, die ohne eine solche nur zu leicht auf Abwege geräth. Haben Sie an sich selbst nicht ähnliche Erfahrungen gemacht?"

Ich war durch diese Frage ein wenig überrascht, und wußte noch nicht wie ich sie beantworten sollte, als der Kammerdiener den Feldmarschall Derfflinger meldete, welcher ihm auf dem Fuße folgte. „Willkommen, mein wackerer Feldmarschall!" — rief ihm Türenne entgegen — „das ist auch Einer, dem in der Jugend die wissenschaftliche Ammenmilch versagt blieb, und er ist trotz dem ein ausgezeichneter Feldherr geworden, der mir bei Straßburg sehr gefährlich hätte werden können."

Derfflinger. „Meine Amme ist eine thatenreiche Erfahrung gewesen, aber ich muß am Ende doch gestehen, daß ich den Unterricht zuweilen sehr theuer bezahlt habe. Gern hätte ich mich später etwas wissenschaftlich herausgebildet; die Bücher, welche man mir empfahl, waren aber alle so unmenschlich gelehrt geschrieben, daß ich sie entweder nicht verstand, oder den wissenschaftlichen Unsinn mit meinen Erfahrungen nicht in Einklang bringen konnte. Ich machte mir deßhalb selbst meine Theorie, und diese hat mich später niemals im Stiche gelassen. Aber wovon ist denn eigentlich hier die Rede gewesen, Ihr Herren?"

Türenne. „Der General Clauſewitz bedauerte, daß er keine wiſſenſchaftliche Bildung genoſſen habe, bevor er in den Kriegsdienſt trat, und ich ſuchte ihn zu überzeugen, daß das kein großer Nachtheil ſey, wenn man nur ſonſt Kopf und Herz auf dem rechten Flecke ſitzen habe."

Derfflinger. „Nun das iſt drollig genug. Der ausgezeichnetſte Schriftſteller über den Krieg, der ſo erhaben darüber denkt daß man zur Bewunderung hingeriſſen wird, und ſo klar darüber ſchreibt daß man augenblicklich ſelbſt mit ſich ins Klare kommt, bedauert in der Schule nichts gelernt zu haben; und der ausgezeichnetſte franzöſiſche Feldherr des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſucht ihm zu beweiſen, daß man auch ohne ſolche Vorkenntniſſe ſich zum geſchickten Heerführer bilden könne. Treibt Ihr mit einander Scherz, oder wollt Ihr mich zum Beſten haben?"

Ich. „Mit Gunſt, Herr Feldmarſchall, wir waren vor Ihrem Eintreten im ernſteſten Geſpräche begriffen, und ich möchte gern auch Ihre Anſichten über den Werth der wiſſenſchaftlichen Bildung hören.

Derfflinger. „Die will ich Euch mit kurzen Worten ſagen, nur müßt Ihr mir verſprechen, keine unrichtigen Schlüſſe daraus zu ziehen, weil ich das nicht vertragen kann. — Es gibt der Beiſpiele nicht wenige, daß Männer in irgend einem ſchwierigen Fache ganz Ausgezeichnetes geleiſtet haben, ohne dazu wiſſenſchaftlich herangebildet worden zu ſeyn. Das beweist aber nur, daß ſie dazu ganz außerordentlich befähigt waren, und durch ungewöhnliche Anſtrengungen den Gipfel des Ruhmes erreichten. Eine wiſſenſchaftliche dem Zwecke völlig entſprechende Vorbildung würde ihnen die Sache ſehr erleichtert, den Weg zum Ziele bedeutend abgekürzt haben. Was aber den Krieg betrifft, ſo leidet das in ſofern eine Beſchränkung, weil deſſen Führung eine Kunſt ganz eigenthümlicher Art iſt, die nicht wie andere menſchliche Künſte erlernt werden kann, und alles Strengwiſſenſchaftliche von der Hand weist. Den Krieg muß man entweder im Kriege oder am Kriege ſelbſt ſtudiren, die Grundſätze für ſein Handeln ſich ſelbſt bilden, denn die Gegner und die Verhältniſſe ſind ſo unendlich verſchieden, daß ſelbſt in ähnlich ſcheinenden Fällen eine gleiche Verfahrungsart nicht gleiche Reſultate liefert. Ich ſpreche hier nur von der Theorie des großen Krieges. In den untergeordneten kriegeriſchen Handlungen iſt die Wiſſenſchaftlichkeit von größerem Nutzen, da gibt es Grundſätze und Verhaltungsregeln, denen man ſich faſt unbedingt anvertrauen darf. Der Feldherr aber, welcher ſich von Theorien leiten laſſen

wollte, würde übel ankommen, er muß ſich ſelbſt Geſetz und Regel geben und dieſe aus den jedesmaligen Umſtänden ableiten."

Der Vicomte und ich waren mit dieſer Erklärung vollkommen zufrieden, und ich freute mich, daß der alte Feldmarſchall, deſſen Klarheit der Anſichten von allen ſeinen Zeitgenoſſen gerühmt wird, obſchon er erſt in ſpäteren Jahren ſich wiſſenſchaftliche Bildung aneignete, die ſelbſt gemachten Erfahrungen ſo richtig und vorurtheilsfrei zu würdigen verſtand. Ich habe auf meinem Wege durchs Leben wenig Männer unſeres Standes gekannt, die nicht entweder Alles der Erfahrung, oder dem Talent, oder der Wiſſenſchaft verdanken wollten. Daß dieſe drei Momente kriegeriſcher Befähigung in der Regel zuſammen wirken, ſich wechſelſeitig ausgleichen und ergänzen müſſen, wollten nur die Wenigſten anerkennen. Als ich noch Direktor der allgemeinen Kriegsſchule in Berlin war, brachte ich wie Du weißt dieſen Gegenſtand in den Conferenzen mehrmals zur Sprache, konnte aber mit meinen Anſichten nicht durchdringen. Die Vorliebe für materielles und poſitives Wiſſen, welches in Cadettenſchulen vielleicht an ſeinem Platze ſeyn mag, behielt immer das Uebergewicht, und die wahrhaft geiſtige Erziehung, wie ſie mir ſelbſt als junger Offizier von Scharnhorſt zu Theil wurde, konnte nicht Wurzel faſſen. Für mich hatte das faſt gegen Abſicht und Willen den Vortheil, daß ich meine eigene Gedankenwelt mehr kultivirte, um wenigſtens durch meine literariſche Thätigkeit das zu bewirken, was mir in meiner amtlichen Stellung nicht möglich war. Bin ich dem Staate und der Armee dadurch nützlich geworden, ſo habe ich meinen Dienſtpflichten wenigſtens indirekt Genüge geleiſtet, obſchon Andere der Meinung waren, daß ich nur im eigenen Intereſſe arbeitete; ich konnte ja nichts Beſſeres thun als — ſchreiben.

Von der Liebenswürdigkeit des Marſchalls Türenne kannſt Du Dir kaum einen Begriff machen, und das iſt keine der geringſten von den nothwendigen Eigenſchaften eines Feldherrn, der ja nicht bloß befehlen, ſondern ſeine Untergebenen im vollen Sinne des Worts beherrſchen ſoll. Mancher glaubt dieſe Herrſchaft gleich mit der Ernennung zum Oberbefehlshaber zu erhalten, oder ſich dieſelbe durch ſtolzes und barſches Benehmen verſchaffen zu können, aber weit gefehlt. Innere Tüchtigkeit und äußere Liebenswürdigkeit, verbunden mit einem rechtſchaffenen und feſten Charakter, das nur gibt uns die Herrſchaft über den großen Haufen, der in dieſer Beziehung immer einen ſehr richtigen Takt im Urtheil hat. Dem

Vicomte war die Liebenswürdigkeit noch ganz beſonders vonnöthen, denn die unaufhörlichen Eingriffe Mazarin's und Louvois in ſeine Feldherrnrechte erſchwerten deren Ausübung ungemein.

Derfflinger hatte dem Marſchall nur einige Male am Rheine gegenüber geſtanden, ſprach aber mit großer Bewunderung von deſſen Feldherrntalent. Im Laufe des Geſprächs kam es zwiſchen Beiden zu einigen kleinen Neckereien, namentlich in Bezug auf Türenne's Unthätigkeit bei Straßburg 1674, als ihm der große Kurfürſt die Schlacht anbot, wie man damals zu ſagen pflegte.

Derfflinger fragte ihn unter Anderem: „wie es denn gekommen ſey, daß er nach Ankunft des Kurfürſten im Elſaß ohne Schwertſtreich vor uns gewichen, nachdem er kurz zuvor den Herzog von Lothringen bei Sinzheim und den Herzog von Bournonville bei Entzheim (auch Enſisheim genannt) mit ſolchem Ungeſtüm angegriffen habe?"

Türenne. „Zu dieſer vorſichtigen Unthätigkeit hatte ich ſehr gute Gründe. Nach Ankunft der Brandenburger waren die Deutſchen über 50,000 Mann, wir hingegen kaum 24,000 Mann ſtark, dies würde mich zwar nicht abgehalten haben, Euch dann und wann mit einem Angriffe zu beehren, denn Ihr Brandenburger ſtandet ja faſt allein uns gegenüber, und die anderen Truppen immer weit zurück. Aber ich war meiner Sache gewiß und wollte mich keinem möglichen Unfalle ausſetzen. Ich wußte daß die Schweden ſehr bald mit Macht in Brandenburg einfallen würden, und daß der Kurfürſt, vor deſſen Feldherrntalent ich große Hochachtung hatte, nur wenige Monate im Elſaß verweilen könne. Ich wußte ferner, daß Bournonville ihn eben ſo wenig unterſtützen werde als der Herzog von Lothringen, der Eine aus Eiferſucht und böſem Willen, der Andere aus zu großer Nachgiebigkeit gegen den kaiſerlichen Feldherrn. Hatte ich da wohl ernſte Folgen zu fürchten? Uebrigens kannte ich die Mißhelligkeiten im deutſchen Hauptquartiere ganz genau; ich wußte ſtets was im Kriegsrathe beſchloſſen worden war, und was davon wirklich zur Ausführung kommen werde, denn ich hatte ſehr gute Spione in Eurer Umgebung. Es handelte ſich alſo nur darum einige Monate Zeit zu gewinnen, was nur durch drohende Stellungen in Eurer Nähe und ſtetes Ausweichen bei Eurem Vorrücken zu bewirken war."

Derfflinger. „Das hätte Euch aber doch theuer zu ſtehen kommen können, wenn wir den Bournonville endlich zwangen bei einem Angriffe

ſich uns anzuſchließen, und an Stachelreden habe ich es nicht fehlen laſſen, der Herzog war aber unempfindlich gegen Schimpf und Spott."

Türenne. „Vor dem Herzoge war ich ſicher; ich ſtand mit ihm auf einem ſehr vertrauten Fuße. Eher war etwas vom Lothringer zu befürchten, der die Scharte von Sinzheim auszuwetzen hatte. Aber er wollte damals vom Kurfürſten auch keine Befehle annehmen, und dies war mir ein ſicherer Bürge ſeiner Unthätigkeit. Uebrigens hattet Ihr bei Eurem Heer ein ganzes Dutzend regierender Fürſten und Prinzen von Geblüt als Befehlshaber der einzelnen Reichscontingente; wie war da Schnelligkeit und Uebereinſtimmung im Handeln zu erwarten? Aus derſelben Urſache mußte es Euch auch bald an Unterhaltsmitteln fehlen, denn das übergroße fürſtliche Gefolge nahm das Beſte für ſich in Beſchlag und ließ die Truppen darben. In einem ſehr weſentlichen Punkte hatte ich mich aber dennoch geirrt. Ich wußte, daß die Schweden ſchon im November Brandenburg mit einem Einfalle bedrohen würden, und hoffte mit Zuverſicht daß Euer Kurfürſt ſpäteſtens im December den Rückmarſch antreten werde. Zu meiner großen Verwunderung verlegte er aber ſeine Truppen in der Gegend von Colmar in Kantonirungen. Nun mußte ich andere Maßregeln ergreifen. Ich zog Verſtärkungen an mich, umging die Vogeſen und marſchirte auf Befort, von wo aus ich das vereinzelte Reichsheer angreifen und ſchlagen wollte. Die Ausſichten auf Erfolg waren nicht ungünſtig, denn ich hatte jetzt über 30,000 Mann unter meinen Befehlen, die Deutſchen aber waren durch Krankheiten und Deſertion ſehr zuſammengeſchmolzen und zählten weniger. Hierzu kam noch Bournonvilles Ungehorſam und Unredlichkeit."

Derfflinger. „Dem Letzteren allein habt Ihr die Eroberung des Elſaſſes zu verdanken, ſeine Schlechtigkeit überſtieg alle Grenzen. Euer Anmarſch, Vicomte, war gut eingeleitet, und nöthigte uns das Heer bei Türkheim zu vereinigen. Hier konnten wir Eurem Angriffe mit aller Ruhe entgegenſehen, denn die Fechte deckte unſere Front, Colmar die linke, Türkheim die rechte Flanke. Aber Bournonville verdarb Alles durch ſeine Böswilligkeit. Als der Kurfürſt mit den höheren Befehlshabern den muthmaßlichen Kampfplatz beſichtigen wollte, weigerte ſich der Herzog ihn zu begleiten. Ich ward über dieſe Unverſchämtheit ſo erbittert daß ich zu Bournonville ſagte: „Er müſſe wie jeder Andere ſeine Schuldigkeit thun und dürfe nicht wie ein altes Weib daheim ſitzen bleiben." Das wirkte;

ich hoffte er würde mich ob dieſer beleidigenden Worte zur Verantwortung ziehen, und ich würde ihm dann den Degen nach Herzensluſt durch den Leib geſtoßen haben; aber dieſer Menſch hatte kein Gefühl für Ehre und Schande. Zum Unglück war ihm als kaiſerlichen Befehlshaber der rechte Flügel eingeräumt, mithin die Beſetzung Türkheims übertragen worden; er unterließ ſie aber und die Franzoſen konnten ungehindert einziehen. Dadurch verlor unſere Stellung alle Haltbarkeit. Mit 48 Dragonern meines Regiments, einer Abtheilung münſterſcher Dragoner welche abſitzen mußten, und einigen hundert kaiſerlichen Musketieren unter General Schulz, ſuchten wir zwar durch Beſetzung einiger Mühlen die Franzoſen am Debouchiren zu hindern, erſtürmten auch ſogar einen Kirchhof mit dem Säbel in der Fauſt; aber die Franzoſen waren hier zu ſtark, und es gelang dem Kurfürſten nur mit großer Mühe ſie durch ſein zweites Treffen am weitern Vorrücken zu hindern. — Den ſchlimmſten Streich ſpielte uns Bournonville in der Nacht. Der Kurfürſt hatte befohlen, daß das Gepäck Abends 10 Uhr nach Schlettſtadt abfahren, das Heer aber bis zum andern Morgen ſtehen bleiben und am hellen Tage den Rückzug antreten ſollte, weil es nicht überwunden war; er ſelbſt wollte mit den Brandenburgern warten bis die übrigen Truppen einen Vorſprung hätten. Bournonville verſprach genaue Folge zu leiſten, und ohne wiederholten ausdrücklichen Befehl vom Kurfürſten nicht von der Stelle zu weichen. Aber ſollte man es glauben? ſchon um 11 Uhr Abends trat er mit allen Truppen den Rückzug an, und ſetzte uns dadurch den Gefahren einer Niederlage aus, wenn es Euch, Herr Vicomte, gefallen hätte uns mit Tagesanbruch anzugreifen. Ihr dürft alſo auf dieſen Sieg nicht ſehr ſtolz ſeyn."

Türenne. „Ich weiß recht gut wem ich jenen Sieg verdanke, wir wollen uns aber deßhalb nicht ereifern, ſondern lieber gute Lehren aus den Ereigniſſen ziehen. Wenn die Leute, welche uns ſo ſchön vordemonſtriren wie man Schlachten liefern und gewinnen müſſe, etwas vorurtheilsfreier dabei zu Werke gingen und auf ihre armſeligen Regeln weniger Werth legten, ſo würden ſie finden, daß die meiſten Schlachten auf ganz andere Weiſe gewonnen werden als dadurch, daß man eine Flanke bedroht, einen Flügel umgeht oder die Mitte durchbricht. Die Beſitznahme von Türkheim brachte mir einigen Gewinn, das iſt gewiß, ich konnte aber wenig Nutzen daraus ziehen, denn mein Geſchütz war noch zurück, und ich hätte die Stadt bei einbrechender Dunkelheit vielleicht wieder verloren, wenn ſie mit

hinlänglicher Macht angegriffen wurde, denn Eure Dragoner gingen mit unerhörter Dreistigkeit zu Werke. Aber gesetzt auch es gelang mir Türkheim zu behaupten, so standen meine Angelegenheiten am anderen Morgen nicht viel besser, denn ich mußte bei Fortsetzung des Angriffs aus Türkheim debouchiren und mit der Reiterei über die Fechte gehen. Beides war gefährlich, weßhalb ich es auch am Schlachttage unterließ, und abzuwarten beschloß was mein Gegner thun werde."

Derfflinger. „Und wenn wir nun die Stellung nicht verlassen hätten?

Türenne. „Dann würde ich stehen geblieben seyn, ein Schwert hätte das andere in der Scheide gehalten, und die Kraft des Willens würde am Ende den Sieg davon getragen haben, wie das so oft zu geschehen pflegt. Auch das übersehen die meisten Theoretiker, und schreiben dann die Folgen der geheimnißvollen Einwirkung einer Flankenstellung, oder Gott weiß welchem geometrischen Verhältnisse zu, das in der Wirklichkeit vielleicht von Niemand wahrgenommen wurde, auf dem gezeichneten Schlachtplane sich aber recht gefährlich ausnimmt."

Ich. „Wie war es aber möglich, daß der Kurfürst noch so lange jenseits des Rheines verweilen konnte, nachdem er von dem schwedischen Einfalle Kunde hatte?"

Derfflinger. „Das will ich Euch sagen. Der Kurfürst hatte eine hohe Meinung von seinen Pflichten als Reichsmitglied und wollte sie treu erfüllen; er hatte aber auch ein großes Vertrauen zu seinen Brandenburgern, und diese vertrauten wiederum ihrem großen Kurfürsten. Wo aber Pflichtgefühl und gegenseitiges Vertrauen im Bunde stehen, da braucht man niemals wegen des Ausgangs bange zu seyn, was auch über uns kommen möge. Hätte man damals unseren Kurfürsten zum Oberfeldherrn des deutschen Reiches mit unbeschränkter Vollmacht ernannt, und den kleinen Reichsfürsten verboten in Person beim Heere zu erscheinen, wenn sie ihm nicht unbedingten Gehorsam leisten wollten, so würde es nicht viel Mühe gekostet haben den Franzosen das Elsaß wieder zu entreißen, das sie ohnehin nur der Uneinigkeit verdanken welche der dreißigjährige Krieg über Deutschland gebracht hatte, und diese Uneinigkeit hat uns weit mehr geschadet als die Folgen der materiellen Verluste, von welchen man sich leicht wieder erholt wenn man mit seinen Kräften frei schalten kann."

Türenne. „Die Einheit des Oberbefehls war für mich allerdings

ein günstiger Umstand; aber lassen wir das jetzt, ich möchte lieber ohne alle Nebenbetrachtungen erfahren, weßhalb der Kurfürst sein Land, das von den Schweden hart mitgenommen wurde, so lange ohne Schutz ließ."

„Derfflinger. „Friedrich Wilhelm war ein wahrhaft großherziger Fürst. Er war überzeugt, daß die Mißhandlung seiner Unterthanen durch die Schweden eine Erbitterung hervorrufen würde, die seinen großen Absichten nur günstig seyn konnte, denn er hatte nichts Geringeres im Sinne als den Schweden bei dieser Gelegenheit ganz Pommern zu entreißen. Auch wollte er den Reichsständen durch sein Beispiel zeigen, daß ein Reichsfürst sein eigenes Interesse dem allgemeinen unterordnen müsse; die gefährlichsten Reichsfeinde waren damals die Franzosen und nicht die Schweden, jene mußten also ganz besonders im Auge behalten werden. Da aber das Reichsoberhaupt keine Anstalten getroffen hatte, das Land des Kurfürsten gegen die Schweden sicher zu stellen, während dieser seiner Reichspflicht Genüge leistete, so mußte er am Ende doch zurückmarschiren; denn sobald das Oberhaupt seine Verbindlichkeiten gegen die Glieder des Reichs nicht erfüllt, sind auch diese nicht mehr gehalten ihre Pflichten gegen das Oberhaupt zu erfüllen. So war unser alter deutscher Brauch, und es ist das ein gar guter Brauch, weil er die ganze Masse in gegenseitiger Verbindlichkeit erhält, sie zu einem Ganzen constituirt, ihr die moralische Festigkeit giebt."

Türenne. „Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges scheint Ihr auch nicht so gedacht zu haben, lieber Feldmarschall, Ihr kämpftet ja damals in den Reihen der Schweden, und verdankt Euere Erhebung der Uneinigkeit unter den Reichsgliedern."

Derfflinger. „Das war keine hübsche Bemerkung, Vicomte. Es ist kein Mensch frei von politischen Irrthümern, und Ihr seyd es so wenig gewesen als ich, denn ihr habt ja Krieg gegen Euren eigenen König geführt, und zwar als Oberbefehlshaber, während ich den Schweden nur als Reiteroberst diente, was weniger bedeuten will. Jeder Mensch folgt seiner besseren Ueberzeugung. Ob die Reichsfürsten damals gegen das Oberhaupt des Reichs gefehlt haben, oder umgekehrt, das mögen die Herren mit ihrem Gewissen ausmachen. Wenn aber ein schlichter Reitersmann, der nichts als seinen Kopf und Degen hat, Dienste bei einem Heere nimmt das mit anderen deutschen Heeren gemeinschaftlich handelt, so ist das kein politisches Verbrechen. Nachdem ich so viele Jahre den

Jammer mit angesehen, den jener unselige Krieg über Deutschland gebracht hatte, lernte ich den Werth der Einigkeit unendlich höher schätzen, und der große Kurfürst schien mir der rechte Mann zu seyn sie in Deutschland neu zu begründen, deßhalb widmete ich ihm meine Dienste, deßhalb waren wir so zu sagen ein Herz und eine Seele."

Türenne. „Lassen wir die politischen Beziehungen auf sich beruhen, erzählt mir lieber, wie es dem Kurfürsten gelang die Schweden so schnell zu vertreiben."

Derfflinger. „Wir fielen mit Blitzesschnelle über sie her, bevor sie nur eine Ahnung haben konnten. Der Kurfürst hatte gleich nach seinem Abmarsche von Schweinfurt das Gerücht aussprengen lassen, er sey schwer erkrankt; das machte die Schweden sicher, sie zerstreuten sich im ganzen Havellande, und glaubten von unserer Ankunft zeitig genug unterrichtet zu werden, um uns an der Elbe oder Havel mit Macht entgegen treten zu können. Darin täuschten sie sich aber gewaltig. Den $^{11}/_{21}$ Juni (1675) kam der Kurfürst in Magdeburg an, zog hier nähere Erkundigungen ein und gönnte den Truppen einen Rasttag. Am $^{13}/_{23}$ früh 2 Uhr wurde gegen Rathenow aufgebrochen. Voran zogen 6000 Reiter, meist Küraſsiere, dann folgten 1000 auserlesene Musketiere auf 80 Leiterwagen, hierauf 14 Geschütze mit doppelter Bespannung, und 40 Wagen mit Munition und Kähnen zum Ueberſetzen und zum Brückenschlagen. Der Regen fiel in Strömen, nur mühsam schleppten wir die Geschütze und Wagen fort, aber ein kräftiger Wille läßt sich durch keine Schwierigkeiten abschrecken, sobald es wichtigen Zwecken gilt. Den $^{14}/_{24}$ Abends standen wir vor Rathenow, das von 6 Compagnien Schweden besetzt war. Die Stadt liegt auf dem rechten Havelufer, die Zugbrücken waren aufgezogen, alle Zugänge waren gesperrt. Hier galt es kühne Entschlossenheit. Die Musketiere wurden auf Kähnen übergesetzt, 600 Mann sollten das Mühlenthor, 400 das Pförtchen beim Eisenhammer erstürmen, meine Dragoner gegen das Havelthor losreiten. Ich führte selbst den Vortrupp, mein Oberstlieutenant Uckermann folgte mit einem stärkeren Trupp. So ging's den $^{15}/_{25}$ früh im dichten Morgennebel im Gallop auf die Havelbrücke los. Ich gab mich für einen schwedischen Offizier aus, der von brandenburgischen Reitern verfolgt werde, nannte einige Namen schwedischer Offiziere und bewirkte durch meinen Ungestüm die Niederlassung der Zugbrücke. Jetzt erst zogen wir die Säbel und hieben die schlaftrunkene Brückenwache

nieder. Damit hatten wir aber noch wenig gewonnen, denn die nächſte Zugbrücke war ebenfalls aufgezogen, und der entſtandene Waffenlärm verhinderte eine abermalige Täuſchung. Ich ließ hierauf 100 Dragoner abſitzen und befahl ihnen ſich, es gehe wie es wolle, der Brücke zu bemächtigen; ſie erhielten aber ein wirkſames Musketenfeuer, Uckermann ward an meiner Seite getödtet, wir konnten nicht über die Havel. Endlich hatte General Götz mit ſeinen 600 Musketieren das Mühlenthor geſprengt, war in die Stadt gedrungen und kam mir hier zu Hilfe. Wir jagten durch die Straßen auf den Markt, wo die Beſatzung noch im Sammeln begriffen war, und hieben nieder was ſich zur Wehre ſetzte, der Reſt wurde gefangen.

„Durch die Einnahme von Rathenow durchbrach der Kurfürſt die Mitte der feindlichen Stellung, die ſich von Brandenburg bis Havelberg erſtreckte und für 19,000 Mann viel zu ausgedehnt war. Der linke Flügel konnte ſehr leicht abgeſchnitten werden, wenn man ihm bei den Diſiléen von Fehrbellin oder Nauen zuvorkam, und das war auch des Kurfürſten Abſicht. Aber ohne Verſtärkung von Fußvolk durfte man es nicht wagen, des Feindes Rückweg zu verſperrrn, denn dieſer war zu erfahren im Kampfe und hatte zahlreiches Geſchütz. Die Commandanten von Berlin und Magdeburg wurden daher durch Eilboten aufgefordert, alles entbehrliche Fußvolk gegen Nauen abrücken zu laſſen, und die Oberſtlieutenants Kanofsky, Henning und Strauß erhielten Befehl, mit ihren leichten Reitern im Rücken des Feindes alle Brücken und Stege über die zahlreichen Gewäſſer abzubrechen, die Dämme zu durchſtechen und dem Feinde alle nur denkbare Hinderniſſe in den Weg zu legen. Dieſe Maßregel war um ſo nothwendiger, da der feindliche Feldherr ſich jetzt zum Rückzuge anſchickte, und mit ſeinem Bruder, dem General Waldemar Wrangel, bei Ruppin ſich vereinigen zu wollen ſchien. — Den 16. Abends 9 Uhr erreichten wir bei Barnewitz den Nachzug des feindlichen linken Flügels, und lagerten in der Nacht ihm dicht gegenüber; ſtarker Regen, aufgeweichter Boden und große Ermüdung der Truppen hinderten uns Etwas gegen ihn zu unternehmen. Mit Tagesanbruch ging es weiter. General Lütke, der in der Gegend genau bekannt war, zog mit 300 Küraſſieren voran, konnte aber dem feindlichen Nachzug durchaus nichts anhaben, weil dieſer mit großer Geſchicklichkeit manövrirte. Meine Dragoner mußten nachrücken und abſitzen, um den Feind aus Nauen zu vertreiben, aber

dieſer leiſtete hartnäckigen und ſehr geordneten Widerſtand. Der Kurfürſt wurde darüber ungeduldig und befahl dem General Lütke mit 1200 Küraſſieren den Feind zu umgehen; er ſuchte ſich zwar den beſten Weg über das Luch, aber die Pferde ſanken bis an den Bauch in den Schlamm und viele blieben darin aus Mattigkeit liegen. Nichts deſtoweniger arbeitete Lütke ſich durch, konnte aber bei aller Anſtrengung den Feind nicht mehr erreichen.

„Der entſcheidende 18. Juni brach an, und ſchon am frühen Morgen trabte der Prinz von Heſſen Homburg mit 1200 Küraſſieren den Schweden nach, um ſie wo möglichſt feſt zu halten, bis der Kurfürſt mit den übrigen Truppen und dem Geſchütz herangekommen ſeyn würde, was ihm auch durch einige Angriffe gelang. Man hat hinterdrein eine Fabel erſonnen und erzählt, der Prinz ſey damals ſehr verliebt geweſen, und habe ſich nur aus jugendlicher Unbeſonnenheit zu dieſen Angriffen hinreißen laſſen, weßhalb ihm der Kurfürſt ſogar mit Todesſtrafe gedroht hätte, und dergleichen mehr. Prinz Friedrich war aber damals kein verliebter Jüngling, er zählte bereits 43 Jahre, hatte 16 Jahre früher im ſchwediſchen Dienſte vor Kopenhagen einen Fuß verloren, und galt für einen eben ſo umſichtigen als entſchloſſenen Reitergeneral. Deßhalb wurde ihm auch dieſer ſchwierige Auftrag zu Theil, und der Kurfürſt würde ſelbſt am meiſten gefehlt haben, wenn er einen jungen zu kühnen Unbeſonnenheiten geneigten Offizier mit einer ſo wichtigen Sendung beauftragt hätte. Wenn aber der Stärkere zurückgehen will und der Schwächere ihn daran hindern ſoll, kommt es natürlich bald zum Gefecht, und ſo war es auch hier; eben ſo natürlich war es daß der Prinz um Unterſtützung bitten mußte, damit der Feind ihm nicht entſchlüpfe, und wiederum natürlich daß der Kurfürſt ſie nicht ſogleich bewilligte, denn wer nicht ſelbſt zur Stelle iſt denkt ſich die Sache immer anders und glaubt, daß der Zweck auch mit geringeren Mitteln erreicht werden könne.

„Inzwiſchen war der Kurfürſt mit der übrigen Reiterei unbemerkt heran gekommen, und hatte ſich mit dem Prinzen Friedrich vereinigt. Die Schweden hatten 1½ Meilen vor Fehrbellin auf einer etwa 2000 Schritt breiten, von Brüchern begrenzten Erdzunge Halt gemacht, weil die zerſtörte Brücke hinter ihnen erſt wieder hergeſtellt werden mußte. Sie zählten hier 7000 Mann Fußvolk, 4000 Reiter und 38 leichte Geſchütze, ſtanden in zwei Treffen, das Fußvolk in der Mitte, und hatten einen

5 Fuß tiefen und 12 Fuß breiten Graben vor der Front (die ſogenannte Lümmner Landwehr), welcher nur an zwei Stellen zu durchreiten war. Unſere ganze Macht beſchränkte ſich auf 5600 Reiter mit ermüdeten Pferden und 10 Geſchützen; von den Musketieren konnten 500 Mann in zwei Stunden, die übrigen erſt ſpäter eintreffen; was von Berlin erwartet wurde kam nach bereits erfochtenem Siege an. — Der Kurfürſt hielt Kriegsrath. Ein Angriff ſchien uns ſehr gewagt, obſchon der Feind nur einen kleinen Theil ſeiner Geſchütze aufgefahren hatte; ich ſchlug eine Umgehung vor, aber unſer Kriegsherr entſchied ſich für ein anderes Verfahren. In unſerer linken Flanke befand ſich ein Sandhügel, auf welchem die Geſchütze aufgefahren wurden und den Feind ſchräg mit großer Wirkung beſchoſſen. Zur Deckung dieſer Batterie waren meine und die Bomsdorffſchen Dragoner beſtimmt, welche abſaßen und drei Haufen bildeten, dahinter hielt das Regiment Anhalt; die übrigen Regimenter bildeten zwei Treffen mit Verſagung des rechten Flügels. Hätte General Wrangel alle ſeine Geſchütze ins Feuer gebracht und ruhig Stand gehalten, ſo konnten wir ihm nichts anhaben und hätten die Ankunft unſeres Fußvolks abwarten müſſen. Aber er befahl ſeinem rechten Flügel unſere Batterie zu nehmen, und das wurde ſein Verderben. Die Dragoner hielten den Angriff ſtandhaft aus; und nachdem das Handgemenge zwiſchen den Geſchützen recht lebhaft geworden war, fiel ich mit zwei Regimentern über die in Unordnung gekommenen ſchwediſchen Reiter und Musketiere her, während der Kurfürſt und Prinz Friedrich die übrigen Regimenter an den Graben führten, und die von mir geworfenen ſchwediſchen Regimenter ſo nachdrücklich verfolgten, daß das ganze Fußvolk, welches inzwiſchen ſeinen rechten Flügel zurückgenommen hatte, mit in die allgemeine Unordnung verwickelt wurde. Wrangel verlor bei dieſer Gelegenheit alle Geiſtesgegenwart und trat den Rückzug nach Fehrbellin an. Wir lagen den Schweden tüchtig in den Eiſen, das Beſte mußten aber hier die Geſchütze thun, weshalb der Kurfürſt die Konſtabler auf Handpferde ſetzen ließ, damit ſie den Geſchützen ſchnell folgen könnten. So wurde der Feind abwechſelnd beſchoſſen und von der Reiterei angegriffen, bis er Fehrbellin erreichte, wo wir ihn in Ruhe laſſen mußten. Als die Brücke endlich hergeſtellt war ſetzte er den Rückzug fort, ich aber verfolgte ihn mit der ganzen Reiterei, ſo lange die Pferde noch fort konnten. Durch dieſen Sieg hatten wir die ganze Mark befreit."

Ich erlaubte mir die Frage: wie es möglich geweſen ſey, den viel ſtärkeren Feind unter ſo ungünſtigen Terrainverhältniſſen zu überwinden: erhielt aber vom Feldmarſchall die lakoniſche Antwort, daß er dies ſelbſt nicht genau angeben könne. „Der Teufel weiß wie es zuging, ſetzte er hinzu, wenn aber einmal irgendwo große Unordnung eingeriſſen iſt, da wird Vieles möglich was Euere Schriftgelehrten geradezu beſtreiten. Wir Alle wollten ſiegen oder ſterben, die Schweden aber wollten abziehen und Alles mitnehmen, was ſie in Brandenburg zuſammen geplündert hatten, überdieß wurden ſie von uns überraſcht und mögen wohl nicht geglaubt haben, daß wir es wagen würden ſie anzugreifen. Das Unerwartete gelingt im Kriege am leichteſten, und man muß zuweilen ſelbſt das Unwahrſcheinliche verſuchen, ſobald man Beſſeres nicht zu thun weiß. In dieſer Lage befanden wir uns. Wären wir geſchlagen worden, ſo hätte man uns vielleicht Unbeſonnenheit zum Vorwurf gemacht: wir ſiegten aber und hinterdrein fand das Jedermann ſehr rühmlich. Das iſt der gewöhnliche Gang der öffentlichen Meinung, die über Ruhm und Schande immer vernünftig abſpricht."

„Die brandenburgiſchen Truppen, bemerkte Türenne, müſſen von einem ganz vorzüglichen Geiſte beſeelt geweſen ſeyn, ſonſt würden ſie nach einem ſolchen Gewaltmarſche zu ſo großen Anſtrengungen nicht mehr fähig geweſen ſeyn." — „Der Menſch, erwiderte Derfflinger, kann unglaublich viel wenn er muß, und mehr noch wenn er will." — Türenne: „Aber die Pferde?" — Derfflinger: „Die kannten keinen anderen Willen als den unſerigen, und mußten was wir wollten." — Türenne: „Das möchte ich von unſerer Reiterei nicht behaupten." Derfflinger: „Das glaube ich gern. Ihr Franzoſen verſteht dieſe Thiere auch nicht zu behandeln. Bei Euch ſind der Reiter und ſein Pferd zwei ganz verſchiedene Weſen die einander feind ſind. Bei uns findet zwiſchen dem Reiter und ſeinem Pferde die größte Annäherung ſtatt. Der Reiter pflegt ſein Pferd mit Sorgfalt und theilt im Nothfall den letzten Biſſen Brod mit ihm: das Pferd erkennt in ihm ſeinen Wohlthäter und ſeinen Herrn zugleich, es leiſtet willig was dieſer von ihm fordert. In Folge dieſer gegenſeitigen Annäherung fordert aber der Reiter nicht mehr als das Thier möglicher Weiſe leiſten kann, und dieſes leiſtet was nur in ſeinen Kräften ſteht, und das iſt in der That mehr als man glaubt."

„Als wir 1675 die Schweden aus Pommern vertrieben, ihnen ſelbſt

die Insel Rügen entrissen hatten, brach plötzlich General Horn — ein unberühmter Vetter des berühmten Feldmarschalls — mit 16000 Schweden in Ostpreußen ein, wo nur wenig Truppen von uns standen. Diese Diversion durchkreuzte alle Plane des Kurfürsten; es galt hier schnellen Entschluß und kräftige That. Ich befand mich gerade in Berlin, um mich von den Strapatzen des Feldzugs ein wenig zu erholen, denn ich war damals schon 73 Jahre alt. Aber der Kurfürst wünschte daß ich ihn auf jenem denkwürdigen Zuge begleiten möchte, und da war ich schnell wieder bei Kräften. Wir zogen in der Eile an Truppen zusammen was entbehrt werden konnte. Von jedem Regimente zu Fuß wurden 60 Mann ausgelesen, mit dem doppelten Bedarf an Offizieren. Am 30. December (alten Styls) brach ich mit 4000 Küraſſieren, 1500 Dragonern, 3500 Musketieren und 34 Geschützen von Berlin auf, und kam den 10. Januar (1679) bei Marienwerder an. In diesen 12 Tagen legten wir 60 deutsche Meilen zurück. Die Geschütze wurden bei diesem Marsche auf Schlitten gebracht, die Musketiere ebenfalls gefahren, so auch die Reiter deren Pferde nicht mehr fort konnten; letztere erholten sich jedoch schnell wieder, nachdem sie einen oder zwei Tage zur Hand gegangen waren. — Sobald Horn von unserem Anmarsche Kunde erhielt, wich er in großer Eile bis Insterburg zurück, vom General Görtzke verfolgt der etwa 4000 Reiter dort befehligte. Da der Kurfürst inzwischen die Meldung erhalten hatte, daß das schwedische Heer durch Krankheiten und Desertion bereits auf die Hälfte zusammengeschmolzen sey, beschloß er dasselbe ganz zu vernichten, ließ den Obersten Treffenfeld mit 2800 Reitern zum General Görtzke stoßen, und befahl diesem den Feind möglichst aufzuhalten. Die benachbarten Landräthe aber wurden angewiesen, alle vorhandene Schlitten und Zugpferde den 16. Januar bei dem Amte Karben am frischen Haff zusammen zu bringen, wo das Fußvolk und Geschütz nebst Gepäck abermals zu Schlitten gebracht, und auf der 7 Meilen langen Eisfläche nach Königsberg gefahren wurden. Die Reiterei marschirte gegen Tilsit. Am 19. Januar wurde eine ähnliche Schlittenfahrt über das kurische Haff gemacht bis Gilge, von wo das Fußvolk und Geschütz den Landweg nach Tilsit einschlug. Aber noch vor dessen Ankunft daselbst erreichte Treffenfeld den Feind, und brachte ihm durch einen ungestümen Angriff so ansehnliche Verluste bei, daß General Horn eilig den Rückzug nach Coadjuten antrat.

„Der Kurfürst änderte nunmehr seine Marschrichtung und zog gegen Heidekrug, ein schlechtes Nest auf der Hälfte des Wegs von Tilsit nach Memel, in der Hoffnung dem Feinde dort zuvorzukommen. Aber der schwedische Feldherr war unterwegs von Treffenfeldt und Görtzkes Reitern eingeholt, angegriffen und geschlagen worden, und hatte sich von Coadjuten rechts nach Samogitien gewendet, wo er in ein ihm ganz unbekanntes, unwegsames Land kam, dessen Bewohner alle Nachzügler totschlugen. Treffenfeldt war ihm mit 1600 Reitern gefolgt, Görtzke hingegen bei Heidekrug zum Kurfürsten gestoßen. Dieser brach den 22. Januar zur weiteren Verfolgung auf, wurde aber durch den Boten irre geführt und kam am anderen Abend nur bis Landrehnen. General Horn stand an diesem Tage bei Wainuw und hätte wohl am nächsten Tage erreicht werden können: aber der Kurfürst ward jetzt inne, daß auch die allerbesten Truppen durch solche Gewaltmärsche, bei großer Kälte und Mangel an Unterhaltungsmitteln, zu Grunde gerichtet werden müssen, und gab hier die Verfolgung mit dem Ganzen auf. Nur General Schöning wurde dem Feinde mit 1600 Reitern nachgesendet, und trieb ihn bis Büren vor sich her, 8 Meilen vor Riga, in welche Stadt der General Horn von seinem ganzen Heere nicht mehr als 1000 Mann zurückbrachte, die sich in dem kläglichsten Zustande befanden.

„So entrigte jener Verfolgungszug, auf welchem das brandenburg'sche Heer in 25 Tagen, einschließlich der Ruhetage, nicht weniger als 110 deutsche Meilen zurückgelegt hat, bei einer Kälte die selbst das Haff gefrieren ließ, bei abwechselndem Regen und Schneegestöber, meist sehr unzureichenden Nahrungsmitteln, überhaupt aber auf schlechten Landstraßen und Waldwegen."

Türenne war dem ganzen Zuge Schritt vor Schritt auf der Karte gefolgt, unterbrach den mit allem Feuer eines Jünglings erzählenden Feldmarschall nur selten mit einer Frage über die Landesbeschaffenheit, und hörte ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Als Derfflinger geendet hatte, wurde er von uns beiden mit Fragen über die inneren Einrichtungen jenes Heeres bestürmt, das so Ungeheures geleistet hatte, und er blieb uns keine Antwort schuldig, denn er bekleidete damals fast alle höhere Kriegsämter. Auch Türenne mußte nachher über die Verfassung des französischen Heeres unter seinen Befehlen manche Auskunft geben: für heute kann ich Dir aber nichts darüber mittheilen, denn

Merkur hat ſchon zweimal bei mir anfragen laſſen ob meine Epiſtel nicht bald fertig ſey, da der geheimnißvolle Eilbote, den er an die Ufer der Spree zu ſenden habe, nicht länger mit der Abreiſe zögern dürfe. Alſo genug für heute.

Neunter Brief.

Olymp, den 2. Januar 1836.

„Ein Krieg, begann Derfflinger ſeine Erzählung, welcher dreißig Jahre hindurch mit großer Erbitterung geführt wurde, faſt alle Völker Europas in gegenſeitige Berührung brachte, die ausgezeichnetſten Feldherrn hervorrief; mußte nothwendig zu vielen Verbeſſerungen im Heerweſen Anlaß geben und manches Vorurtheil beſeitigen. Was von alten Offizieren und Soldaten noch übrig geblieben war, ſtand mit einem reichen Schatze von Erfahrungen da, und derjenige Landesherr welcher dieſes geiſtige Kapital zu nützen wußte durfte ſich für die Folgezeit reichliche Zinſen davon verſprechen. Kurfürſt Friedrich Wilhelm begriff dies beſſer als mancher ſeiner Nachbarn; er zog viele Offiziere und Soldaten, welche bisher unter ſchwediſchen Fahnen gefochten, in ſeine Dienſte und würdigte mich ſeines beſonderen Vertrauens, namentlich was die Bildung der Reiterei betraf.

„Im Laufe jenes unheilvollen Krieges hatten zahlloſe Mißbräuche ſich eingeſchlichen; die Disciplin war erſchlafft, der Wille der Oberſten unumſchränkt.

„Vor Allem mußte alſo der Kurfürſt darauf bedacht ſeyn, vollkommene Herrſchaft über ſeine Truppen zu gewinnen. Er änderte deßhalb das bisher überall gültige Werbeſyſtem, nach welchem die Oberſten ihre Regimenter gleichſam in Lehen hatten, alle Offiziersſtellen nach Gutdünken beſetzten und die inneren Angelegenheiten nach Willkür ordneten. Die Werbung der Soldaten und die Beſetzung der Offizierſtellen wurde jetzt als ein ausſchließliches Recht des Landesherrn in Anſpruch genommen; von ihm allein gingen die Belohnungen und Strafen aus, und die Oberſten waren nur die Vollſtrecker ſeines Willens. Die Verpflichtung des Adels und der Städte zu perſönlicher Truppenſtellung wurde nach und nach in

eine Geldabgabe verwandelt, wodurch der Kurfürſt hinſichtlich der Werbung freie Hand behielt und die groben Mißbräuche deſto leichter abſtellen konnte. Er entwarf neue Kriegsgeſetze und handhabte ſie mit unerbittlicher Strenge. Dieſe neuen Einrichtungen fanden anfangs viele Widerſprüche, aber der kräftige Wille des Kurfürſten überwand nach wenigen Jahren alle Schwierigkeiten, und die Freigebigkeit, mit welcher er treue Dienſte belohnte, vermehrte auch die Zahl der treuen Diener, auf die er in den Tagen der Gefahr mit um ſo größerer Zuverſicht zählen konnte.

„Die Reiterei bildete die Hauptſtärke des brandenburgſchen Heeres, und erfreute ſich der beſonderen Gunſt des ritterlichen Kurfürſten, der ſie oft zum Siege führte. Jeder Reiter hatte Pferd, Waffen, Ausrüſtung und Bekleidung auf eigene Koſten anzuſchaffen, aber nach allgemeinen Vorſchriften. Die einzelnen Schwadronen waren gleichfarbig bekleidet, nicht ſo die Regimenter; man geſtattete in Kleinigkeiten dem Reiter gern eine gewiſſe Freiheit, und fragte nicht darnach, ob einer 4 oder 5 Zacken am Spornrade hatte, ob eine Schnalle etwa einen Zoll höher oder tiefer ſaß; wenn nur die Leute zuverläſſig im Dienſt, entſchloſſen und tapfer waren. Die Küraſſiere trugen über dem Ledercollet einen Bruſt- und Rückenharniſch, auf dem Kopfe eine eiſerne Pickelhaube; die Dragoner waren ohne Harniſch und trugen Hüte mit einer aufgeſchlagenen Krämpe. Die Bewaffnung beſtand durchgehends in Pallaſch, Piſtolen und einem längeren Feuergewehr, ein Theil der Dragoner führte halbe Piken. Die Aufſtellung geſchah in drei Gliedern. Die Schwadronen waren 120 Reiter ſtark, in der Schachtordnung gewöhnlich durch frontgleiche Abſtände getrennt, doch hielten die Schwadronen des hintern Treffens ſtets auf die Lücken des Vordertreffens; man nannte das die Aufſtellung in halbvollen Linien, wovon nur bei Mangel an Raum abgegangen wurde. Ein Regiment hatte 3 bis 8 Schwadronen oder Geſchwader. Bei Angriffen ſollte vorzugsweiſe der Säbel, das Piſtol nur bei der Verfolgung gebraucht werden. Der längeren Feuergewehre bediente man ſich meiſt nur, wenn die Reiterei wegen Mangels an Fußvolk abſitzen mußte, was man im Nothfall auch von den Küraſſieren verlangte. Die Reiter ſetzten ihren Stolz darein, zu jeder Verwendung im Gefecht tauglich zu ſeyn, kämpften ſie aber zu Fuß, ſo verlangte man von ihnen nicht daß ſie die taktiſchen Künſte des Fußvolkes nachahmen ſollten, man war zufrieden wenn ſie ſich ihrer Waffen mit allem Nachdruck bedienten, und da ſie immer nach

ſchneller Entſcheidung zu ſtreben gewohnt waren, geſchah dies aus eigenem Antriebe.

„Das Fußvolk bildete Regimenter von 2 Bataillonen zu 4 Compagnien, jede Compagnie beſtand aus 150 Mann in 3 Züge getheilt; doch unterlag dieſe Formirung aus ökonomiſchen Rückſichten mancher zeitweiligen Veränderung. Die Bekleidung war durchgehends blau und gleichförmig; 100 Mann waren mit Musketen, 50 mit Picken bewaffnet. Die Aufſtellung geſchah in 6 Gliedern. Das vordere und hintere Glied beſtand gewöhnlich aus Pikenieren, zuweilen bildeten dieſe aber auch den mittleren Zug. Wenn in dieſem Falle gefeuert werden ſollte, ließen die fünf vorderſten Glieder ſich auf ein Knie nieder, das ſechste ſchoß zuerſt, dann das fünfte u. ſ. f.; ſobald das erſte Glied Feuer gegeben hatte, ſollte das ſechste wieder geladen haben, war aber ſelten damit fertig geworden. Früher hatte das vorderſte Glied zuerſt gefeuert, und war dann hinter die Front gelaufen um wieder zu laden, was immer viel Unordnung und Zeitverluſt verurſachte und deßhalb außer Brauch kam. Patronen nebſt Taſchen wurden erſt 1670 eingeführt, und von dieſer Zeit an die deutſchen Schlöſſer allmälig durch franzöſiſche erſetzt. Bisweilen nahmen die Regimenter fahrbare ſpaniſche Reiter mit ins Feld.

„Das Geſchützweſen war nach ſchwediſchem Muſter gebildet. Anfangs hatte der Kurfürſt, außer einigen kleinen Feldmörſern und ſchweren Geſchützen, nur ſogenannte ſchwediſche leichte Stücke; dies waren eiſerne Vierpfünder, das Rohr wog 625 Pfund, hatte 4 Fuß Länge, wurde mit 1¼ Pfund Pulver geladen und trieb die Kugel auf 800 bis 1000 Schritte. Vorzugsweiſe ſchoß man Kartätſchen daraus, d. h. Musketenkugeln in leinenen Beuteln oder blechernen Büchſen. Später führte ich Dreipfünder ein, die aber nicht mehr wie die ſchwediſchen Stücke mit 2 Pferden, ſondern mit 4 Pferden beſpannt wurden, auch etwas länger waren. Auf jedes Regiment zu Fuß rechnete man 2 leichte Stücke. Oft gab der Kurfürſt ſeiner Reiterei eine Anzahl Geſchütze bei, deren Beſpannung dann vermehrt, die Bedienung auf die Handpferde der Reiter geſetzt wurde. Die ſchweren Geſchütze blieben gewöhnlich in Reſerve, doch brachte man ſie in der Schlacht ſehr bald in die Feuerlinie und beſetzte damit die wichtigſten Punkte.

„Im Allgemeinen war die Geſchützzahl in Verhältniß zur Truppenzahl ſehr beträchtlich und mußte es auch ſeyn, weil das Fußvolk immer

noch viel Zeit zum Laden brauchte und ſein Feuer keine große Wirkung hervorbrachte. Als der Kurfürſt nach der Schlacht bei Fehrbellin das in Magdeburg zurückgelaſſene Fußvolk heranzog, hatte er auf 18,000 Mann 75 Geſchütze. Unſer Verbündeter, der König von Dänemark, hatte vor Wismar bei einer gleich ſtarken Truppenzahl 54 Kanonen und 7 Mörſer. Als wir zur Belagerung von Stettin ſchritten, brachte der Kurfürſt 206 Kanonen und 40 große Mörſer zuſammen. In meiner Eigenſchaft als Feldzeugmeiſter war ich immer bemüht die Geſchütze zu erleichtern und beweglicher zu machen, ſtieß aber bei der Büchſenmeiſterzunft auf große Schwierigkeiten und konnte mit meinen Anſichten nicht durchdringen."

Türenne. „Auch ich bin auf Erleichterung der Feldgeſchütze ſtets bedacht geweſen, habe aber die Vorliebe für ſchwere Geſchütze nicht überwinden können."

Ich. „Nichts in der Welt iſt ſo ſchwer zu beſiegen als Vorurtheile. In Bezug auf den fraglichen Gegenſtand würde allerdings vorerſt zu ermitteln ſeyn, bis zu welchem Grade die Geſchütze erleichtert werden können, ohne dadurch ihre Wirkſamkeit weſentlich zu beeinträchtigen. Es iſt aber ungemein ſchwierig hierin die rechte Mitte zu treffen, denn es kommen dabei alle Hauptzweige der Kriegskunſt in Betracht; die Boden- und Wegbeſchaffenheit des Kriegsſchauplatzes hat darauf nicht minder Einfluß. Erwägt man jedoch, daß ein höherer Grad von Beweglichkeit der Artillerie auch mehr Gelegenheit giebt ſich wirkſam zu zeigen, ſo ſcheint die größere Treffweite der Geſchütze wenigſtens bei den Kanonen von untergeordneter Bedeutung zu ſeyn, und man würde nur bei Kartätſchſchüſſen darnach zu trachten haben, daß der Durchmeſſer des Streuungskegels ſich möglichſt vermindere, was ſich vielleicht durch eine andere Conſtruction der Kartätſchbüchſen bewirken ließe."

Das Geſpräch lenkte ſich ſodann auf die Wahl der Perſonen bei Beſetzung der höheren Befehlshaberſtellen in der Artillerie. Derfflinger erzählte, daß Torſtenſon Oberſter eines Regiments zu Fuß geweſen ſey, als ihn Guſtav Adolph zum Directeur des ſchwediſchen Geſchützweſens mit dem Auftrage ernannt habe, daſſelbe zu reorganiſiren; ſpäter wurde er zum Reichsfeldzeugmeiſter befördert, und es iſt bekannt daß er die ſchwediſche Artillerie zur beſten in Europa machte. Nächſtdem befehligte er immer auch ein ſtarkes Truppencorps, und bei Baners großartigen Zügen war er deſſen beſter Reitergeneral, den in der Folge weder

Stahlhanske noch Königsmark an Schnelligkeit und Kühnheit übertrafen. Derfflinger ſelbſt hatte ſtets in der Reiterei gedient, wurde aber vom Kurfürſten mit vielem Bedacht zum Generalfeldzeugmeiſter, ja ſelbſt zum Inſpecteur aller brandenburgiſchen Feſtungen ernannt. — Daß ich der Artillerie ebenfalls nicht angehörte iſt bekannt, weßhalb ich bei meiner Ernennung zum Inſpecteur in dieſer Waffe großes Bedenken äußerte, die aber der König ſehr bald niederſchlug.

Türenne war ganz entſchieden der Meinung, daß dergleichen Verſetzungen von einer Waffengattung zur andern ihre großen Vortheile hätten, die von den damit verbundenen Nachtheilen ſtets überwogen würden, vorausgeſetzt daß man in der Wahl der Perſonen ſehr umſichtig zu Werke gehe. Ein höherer Befehlshaber bei der Artillerie brauche weder Stückgießer noch Pulvermüller, ein Reitergeneral eben ſo wenig ein geſchickter Sattler, Hufſchmied, Pferdebändiger oder Fechter zu ſeyn, und der Infanteriegeneral könne der ſpeziellen Fertigkeiten noch leichter entbehren. Was aber jedem Einzelnen vonnöthen, das ſey die Kenntniß von den Eigenthümlichkeiten und von der Gebrauchsweiſe einer Waffengattung, die man ſich bei hinlänglicher Kriegserfahrung und geſundem Menſchenverſtande ſehr leicht erwerbe.

Ich. „Der höhere Grad von Ausbildung, welchen die drei Hauptwaffen gegenwärtig erreicht haben, dürfte einen Waffentauſch bei höheren Befehlshabern jetzt minder zuläſſig machen als in früheren Zeiten. Zum zweckmäßigen Gebrauche einer Waffengattung im Kriege gehört nicht blos techniſche Kenntniß, ſondern auch techniſche Erfahrung in derſelben. Ich würde deshalb den Uebertritt von einer Waffe zur andern nur im langen Frieden geſtatten, und zwar höchſtens bis zum Stabsoffizier, den Regimentscommandeur jedoch ausgeſchloſſen.“ — Da die beiden alten Herren auf ihrer entgegengeſetzten Meinung beharrten, erſuchte ich Türenne uns nun auch einen kurzen Abriß von dem Zuſtande des franzöſiſchen Heeres unter ſeinen Befehlen zu geben, wovon ich Dir das Weſentlichſte mittheilen will.

„Auch Frankreich,“ erzählte uns Türenne, „verdankt den Schweden die weſentlichſten Verbeſſerungen in ſeinem Heerweſen, obſchon auf etwas indirekte Weiſe. Das Truppencorps, welches Herzog Bernhard von Weimar für Rechnung der Krone Frankreich ſeit 1636 unterhielt, beſtand zwar aus Deutſchen, war aber nach ſchwediſchen Grundſätzen organiſirt

und eingeübt, und diente nach Bernhards Tode in jedem Betracht uns zum Muſter. Den Werth einer Truppe muß man jedoch niemals nach Aeußerlichkeiten beurtheilen, ſondern mehr nach den eingewurzelten Gewohnheiten und Gebräuchen. Sind dieſe gut, ſo erhalten ſie ſich unglaublich lange, ſelbſt bei dem Wechſel der höheren Befehlshaber, denn ſie werden den Leuten zur anderen Natur. Eben ſo ſchwer iſt es aber auch üble Gewohnheiten auszurotten, und wir hatten damals deren noch ſehr viele die in das Leben tief eingriffen.

„Ein Hauptübelſtand war die ungemeſſene Vermehrung der Offizierſtellen, und ihre Beſetzung durch Günſtlinge der königlichen Maitreſſen und ihres weitverzweigten Anhanges. In Bernhards kleinem Heere waren die Compagnien zu Fuß und zu Pferde immer 100 bis 150 Mann ſtark. Louvois hingegen ſetzte ſie oft auf die Hälfte herab, nur um über mehr Hauptmannspatente verfügen zu können. Mit Ernennung der Oberſten und Generale ging es nicht viel beſſer. Hofgunſt galt mehr als perſönliche Verdienſte. Auf dieſe Weiſe erhielten wir eine Menge junger und unwiſſender Offiziere, welche die ganze Indolenz, Putzſucht und Frivolität des Hofes zu Verſailles in das Lager brachten, und zu ernſten Dingen nicht zu brauchen waren. Ihre Toilette nahm unglaublich viel Zeit in Anſpruch, und wenn dieſe jungen Herren in ihren ungeheuren Allonge-Perrücken einher ſtolzirten, mit Spitzenmanſchetten und Bändern geſchmückt, glichen ſie eher Komödienhelden als ehrlichen Kriegsleuten. Ohne den ritterlichen Sinn, der ſie meiſt beſeelte und dem franzöſiſchen Charakter eigen iſt, wäre es mir unmöglich geweſen mit ſolchen Offizieren viel auszurichten. Aber nachdem ich ſie einige Male recht in das Feuer geführt hatte, ſtreiften ſich dieſe Lächerlichkeiten nach und nach ab. In den Kämpfen mit den deutſchen Reichsheeren würden wir ſtets haben unterliegen müſſen, hätten wir nicht den Vortheil der Einheit im Oberbefehl auf unſerer Seite gehabt. Zwar legte mir Louvois durch ſeine oft ſehr abgeſchmackten Inſtructionen manche Hinderniſſe in den Weg, ich handelte aber nur dann darnach, wenn ſie mit meinen Anſichten übereinſtimmten, und kümmerte mich nach errungenem Siege wenig um den miniſteriellen Zorn.

„Ueber unſere Militärorganiſation iſt nicht viel Rühmliches zu ſagen, ſie war einem ſteten Wechſel unterworfen und ſelten zweckmäßig. Die Reiterei bildete Regimenter von 2 bis 3 Schwadronen, jede aus 3 bis

4 Compagnien beſtehend. Kürassiere und Dragoner führten durchgängig Säbel, Piſtolen und Musketons. Die Bruſt- und Rückenharniſche kamen bei Erſteren allmälig außer Brauch, und Letztere verloren die Gewohnheit im Nothfall zu Fuß zu kämpfen immer mehr. Die Aufſtellung zum Gefecht geſchah in drei Gliedern, meiſt geöffnet. Es blieb dem Ermeſſen der Oberſten überlaſſen, ob ſie den Feind mit Feuer oder Schwert angreifen laſſen oder empfangen wollten. Angriffsbewegungen im Gallop waren ſelten und geſchahen dann mit wenig Ordnung.

„Das Fußvolk ſtellte ſich in ſechs Gliedern auf, die Pikeniere, welche den dritten Theil der Mannſchaft ausmachten, ſtanden gewöhnlich in der Mitte. Die Schutzwaffen kamen allmälig in Wegfall. Nach Erfindung der neuen Bajonnetflinten wurden die Grenadiere zuerſt damit bewaffnet und ſpäter in Compagnien vereinigt, welche den rechten Flügel ihrer Regimenter oder Bataillone einnahmen. Die Vorliebe für die Piken erſchwerte die allgemeine Einführung jener Feuerwaffe, ungeachtet ihrer augenſcheinlichen Vorzüge.

„Unſer Geſchützweſen hat in der langen Zeit meiner Feldherrnlaufbahn wenig erhebliche Fortſchritte gemacht. Man ſchleppte den Heeren ſehr lange und ſchwere Geſchütze in geringer Anzahl nach, und konnte ſich nicht zu der Anſicht erheben, daß man im Felde leichtere Geſchütze bedürfe als vor feſten Plätzen. Aber in der Belagerungskunſt übertrafen wir alle unſere Gegner.

„Nach dieſer freimüthigen Aufdeckung der Mängel unſeres Heerweſens wird man mich natürlich fragen, wie es zuging, daß wir dennoch große Vortheile über unſere Gegner errangen. Zum Theil habe ich das ſchon im Eingange angedeutet, muß aber noch Folgendes hinzufügen. Ich hatte vor vielen meiner Gegner den Vortheil einer viel größeren Erfahrung voraus, ſtudirte ſorgfältig meinen Kriegsſchauplatz, die Gewohnheiten des Feindes; ich war wachſam und thätig, und ſparte kein Geld um ſichere Nachrichten zu erlangen. Je nach Umſtänden ging ich mit Kühnheit oder temporiſirend zu Werke, und blieb ſelbſt nach mißlungenen Angriffen dem Feinde immer ſo nahe als möglich, wodurch ich ihm imponirte und meine Truppen vor Entmuthigung bewahrte, die ein fortgeſetzter Rückzug immer zur Folge hat. Die Wahl guter Stellungen war mir beſonders eigen, doch bediente ich mich ihrer weniger um große Landſtrecken zu vertheidigen als den Feind in ſeinen Operationen zu ſtören. Hatte ich eine Provinz

zu vertheidigen, so ging ich fast immer angreifend zu Werke, besonders gegen die Heere verbündeter Mächte. Einem eigentlichen Kriegssysteme habe ich niemals gehuldigt, mein System war: kein System zu haben, und das ist stets das beste; denn ein Feldherr muß seinem Gegner alle Tage neu erscheinen, ein sich oft wiederholendes Verfahren bringt zuletzt keine erhebliche Wirkung mehr hervor.

„Sie, General Clausewitz, denken zwar von meiner Vertheidigung des Rheines nicht sehr günstig, und können in Bezug auf die Verfahrungsart ganz Recht haben; aber ich erreichte meinen Zweck und das ist genug. Hätte mir ein Anderer gegenüber gestanden, dann würde ich vielleicht auch anders gehandelt haben; im Kriege muß man sich aber stets nach den Umständen richten."

Wir baten hierauf den Vicomte um sein Urtheil über den Prinzen Condé und den Marschall Luxemburg. Anfangs wollte er sich über Beide nicht aussprechen, doch äußerte er sich nachher wie folgt: „Condé war schnell und kühn, wenn es galt den Gegner anzugreifen, schonte aber keine Menschen und bezahlte seine Siege unverhältnißmäßig theuer. Er verstand es meisterhaft die Truppen mit sich fortzureißen, und schritt überall selbst mit Todesverachtung voran. Die Gefahr hatte so großen Reiz für ihn, daß er sich oft muthwillig darein stürzte. Ruhige Ueberlegung und sorgfältige Erwägung der Umstände war nicht nach seinem Geschmack, und er verdankt seine Siege mehr jenem französischen Ungestüm als der geschickten Einleitung. — Der Herzog von Luxemburg war ein Mann von großem Muthe, richtigem Blicke, ruhiger Ueberlegung und schneller That. Aber seine Vorliebe für Spiel, Weiber und andere Zerstreuungen machte ihn unfähig, den Gang eines ganzen Feldzugs mit gebührender Aufmerksamkeit zu leiten. Er verstand besser einen Sieg zu erkämpfen als ihn zu benutzen. Ein lächerlicher Aberglaube begründete in ihm manches verderbliche Vorurtheil. Die Vergnügungssucht hat ihn wie viele andere Feldherrn um einen großen Theil seines Ruhmes gebracht. Wer an der Spitze eines Heeres steht, hat gerade nicht die Verpflichtung wie ein Karthäusermönch zu leben, soll aber auch eben so wenig die Zeit mit Lustbarkeiten vertändeln. Das Beispiel des Oberbefehlshabers wirkt zu mächtig auf die Unterbefehlshaber, als daß es gleichgültig seyn könne; giebt dieser aber selbst den Ton der Frivolität an, dann kann er mit Sicherheit darauf rechnen, daß seine Untergebenen ihn darin noch zu

übertreffen ſuchen werden, denn der große Haufen iſt immer mehr geneigt die Laſter als die Tugenden ſeiner Vorgeſetzten nachzuahmen."

Derfflinger machte hier den Einwurf, daß ſehr ſtarke Geiſter zu dergleichen Exceſſen faſt immer geneigt wären, weil ſie die Kraft in ſich fühlten, die Folgen begangener Fehler leicht wieder unſchädlich zu machen.

„Das mag ſeyn, erwiederte Türenne, es geſchieht aber ſtets auf Koſten des Zwecks der erreicht werden ſoll, und mit ſtärkerem Verbrauch der uns überwieſenen Mittel. Ein Fehler bleibt immer ein Fehler, ſollte er auch auf die glänzendſte Weiſe wieder gut gemacht werden, und da ein Feldherr ohnehin ſchon vielen Irrthümern ausgeſetzt iſt, die ihn nöthigen können unverhältnißmäßig große Opfer zu bringen, ſo muß er ſich ſchon dadurch angeſpornt fühlen alle Fehler zu vermeiden, welche durch Leichtſinn oder Unachtſamkeit entſtehen."

Schließlich glaubte ich noch die Frage an den Marſchall richten zu müſſen: wodurch die Rheinpfalz 1674 eine ſo harte Züchtigung verdient habe? und erhielt darauf folgende Antwort. „Es gehörte damals noch zu den Kriegsgebräuchen ein Land, welches man nicht mehr behaupten konnte, zu verwüſten, damit der Gegner an Mitteln zur Fortſetzung des Krieges Abbruch erleide. Dieſe Maßregel war unſtreitig ſehr grauſam; aber iſt die Vernichtung eines feindlichen Heeres ein gelinderes Mittel? Sind die Soldaten nicht auch Menſchen? Jener Vandalismus iſt jedoch in meinen Augen verwerflich, denn die Truppen verwildern dadurch auf eine Weiſe, daß man einen großen Theil der Herrſchaft über ſie verliert, was ſchlimme Folgen haben kann. Mein hartes Verfahren gegen die armen Pfälzer hat mir manche ſchlafloſe Nacht gekoſtet; allein ich handelte nach höheren Befehlen, und konnte nicht immer verhindern daß man die meinigen überſchritt."

Derfflinger erzählte hierauf, in welchem Grade die Verwilderung der Truppen im dreißigjährigen Kriege zugenommen habe, nachdem jenes Verheerungsſyſtem bald von dieſer bald von jener Partei angewendet worden ſey. Die Mißhandlungen der Menſchen ſind damals mit wahrhaft teufliſcher Bosheit ausgeübt worden, und es ſträubt ſich das Haar ſobald man nur daran denkt. Bei Anwendung von ſolchen Gewaltmitteln, wie der Krieg ſie gebieteriſch fordert, mag es allerdings ſchwer ſeyn die Grenzlinie zwiſchen Grauſamkeit und nothwendiger Härte zu beſtimmen;

es iſt aber jedenfalls auch eine wichtige Aufgabe der Heerführer, alle Grauſamkeiten im Kriege möglichſt zu verhüten, und es ſollte wenigſtens der Wehrloſe verſchont bleiben.

Zehnter Brief.

Olymp, den 2. Mai 1836.

Seydlitz iſt von ſeinen Irrfahrten endlich zurückgekehrt, und hat die Ueberzeugung davon getragen, daß Münchhauſen zu den unglücklichen Projektmachern gehört. Als die Arkadier ſahen, daß ihr mühſam erſpartes Geld zu ſo luftigen Zwecken verwendet werde, weigerten ſie ſich die verlangten Einzahlungen zu leiſten, klagten den Baron wegen Betrugs an, und ließen die ganze Sache gerichtlich unterſuchen. Dadurch kamen Münchhauſens Geheimniſſe der Experimentalphyſik an den Tag, weil er ſich anders nicht zu rechtfertigen wußte, und kaum erfuhren dieß einige Mitglieder des Londoner und Pariſer Jockei-Clubs, ſo kauften ſie den Arkadiern alle Actien zu geringen Preiſen ab, und vereitelten durch ihre Oppoſition das ganze Unternehmen, um es ſpäter auf eigene Rechnung auszubeuten. Du wirſt zwar nicht glauben wollen daß an der Geſchichte etwas Wahres ſey; aber vergiß nur nicht daß ſie ſich im Olymp und auf einer Terra incognita zugetragen hat, wo geheimnißvolle Kräfte walten und Dinge möglich ſind, von welchen euere Weisheit ſich noch nichts träumen läßt.

Mars ſchmollte eine Zeit lang mit Seydlitz, ſeine Schweſter Bellona hat ihn aber bald verſöhnt, und ſo iſt denn der Friede wieder hergeſtellt ohne drückende Bedingungen für unſeren Landsmann. Minerva hat ihm jedoch ſagen laſſen, daß er ſich in Zukunft öfter bei ihren Abendgeſellſchaften einfinden, den Diskuſſionen mehr Aufmerkſamkeit ſchenken ſolle, indem er durch Mittheilungen aus dem reichen Schatze ſeiner Erfahrungen als Reitergeneral der Mit- und Nachwelt ſich nützlicher machen könne, als durch die Theilnahme an jetzt noch unausführbaren Dampfprojekten. Sie hat hinzugefügt daß zwar die Zeit nicht mehr fern ſey, wo die Anwendung

der Dampfkraft eine völlige Revolution in den ſocialen Verhältniſſen der Menſchen herbeiführen und auch den Gang des Kriegs weſentlich beſchleunigen werde, daß man aber ſeiner Zeit nicht allzuweit vorauseilen dürfe, weil das Gute und Nützliche dadurch eher gehindert als befördert werde.

Wie ſehr übrigens der Spekulationsgeiſt auch hier überhand nimmt, davon kannſt Du Dir keinen Begriff machen. Merkur der mir mancherlei mittheilt was Andere nicht erfahren, erzählte mir erſt kürzlich daß mehrere Phyſiker, Chemiker und homöopathiſche Aerzte ſich zu einer geheimen Geſellſchaft conſtituirt hätten, um allerhand wichtige Verſuche zu machen. Nach Hahnemann's angeblicher Entdeckung: „daß das Gold in quintillonfacher Verdünnung eine ſtaunenerregende Wirkung auf den Menſchen äußere, und ſchon das bloße Riechen an eine Goldpille die Verrückten vernünftig und die Vernünftigen verrückt mache," glauben dieſe Leute durch ihre Goldpräparate, bei Zuſatz anderer Ingredienzen, ganz eigenthümliche Wirkungen hervorzubringen. Ein Theil der Geſellſchaft hat ſich die Aufgabe geſtellt, die moraliſchen Fähigkeiten im Menſchen zu verändern; ein anderer Theil will ſich mit dem Intellectuellen beſchäftigen. Die Miſchungsverhältniſſe ſind natürlich ein Geheimniß, doch ſollen die bereits angeſtellten Verſuche ſehr befriedigend ausgefallen ſeyn.

So hat man z. B. die Bemerkung gemacht, daß eine Miſchung von Gold und Queckſilber den höchſten Grad von Wankelmuth und Unbeſtändigkeit, eine Miſchung von Gold und Eiſen hingegen eine bis zur Halsſtarrigkeit geſteigerte Feſtigkeit des Charakters erzeugt. Assa foetida mit Goldpulver vermiſcht ſoll philoſophiſch, flüſſiger Moroxit mit Goldtinktur ſoll hiſtoriſch, Platina mit pulveriſirten Auſterſchaalen ſoll kritiſch machen u. dergl. m.

Was wir in alten Chroniken von Wundern geleſen haben, iſt am Ende doch die reine Wahrheit geweſen, hat ſich wirklich zugetragen, iſt aber nur von den Wundermännern ſelbſt erkannt worden. Schon neulich, als ich bei Charon war, ging mir ein ſolcher Gedanke durch den Sinn. Du wirſt Dich der großen Auſter und der geflügelten Krebſe erinnern, die wir am Ufer des Styx entdeckten.[1] Gewiß ſind das nicht die einzigen vorhandenen Exemplare geweſen, und man darf vorausſetzen, daß Jupiter in einer Anwandelung von Unwillen dergleichen Metamorphoſen in größerer

[1] Siebenter Brief.

Zahl und Mannichfaltigkeit vorgenommen hat. Wenn nun Jemand ein Viertelhundert ſolcher Philoſophenauſtern äße, ſo kann allerdings der Fall eintreten, daß er allmälig den geſunden Menſchenverſtand verliert und denſelben philoſophiſchen Albernheiten huldigt, deren Urheber zur Strafe in Auſtern verwandelt wurden. — Eine gleiche Bewandniß kann es mit den Krebſen haben. Denke Dir einen Gourmand, der in der Krebsſaiſon jeden Abend ein halbes Dutzend ſolcher Thiere verſpeist, die in gerader Linie von einem Hypotheſenkrebſe abſtammen; ſoll und muß er da nicht eine ſtarke Vorliebe für Hypotheſen bekommen? — Du kennſt die ſchwarzen Stachelnüſſe, womit wir uns oft als Knaben bewarfen; auch dieſe Frucht habe ich hier in ungewöhnlich großen Exemplaren geſehen, und Merkur hat mich verſichert daß Jupiter alle diejenigen Mathematiker, welche in große Einſeitigkeit verfallen und jede andere minder poſitive Wiſſenſchaft gering achten, ſchon ſeit Jahrhunderten in ſolche Stachelnußſträucher verwandelt habe. Der Genuß dieſer Früchte entwickelt ſicherlich auch große mathematiſche Talente, und wer weiß ob nicht die alle Begriffe überſteigenden Leiſtungen im Kopfrechnen, die man an ſogenannten Wunderkindern wahrgenommen hat, nur auf dieſe Weiſe möglich geworden ſind? Eben ſo wahrſcheinlich iſt es aber, daß des Diogenes Philoſophie nicht ſo armſelig ausgefallen ſeyn würde, hätte er beſſere Nahrung, Kleidung und Wohnung gehabt, oder überhaupt zu ſchätzen gewußt.

Man ſollte in der Wahl der Nahrungsmittel ſehr vorſichtig ſeyn, und den Folgen der Aſſimilirung eifriger nachſpüren. Wir waren ſonſt immer der Meinung, daß der Muth ſeinen Urſprung entweder im Herzen oder im Kopfe haben müſſe, weil er ſich ausſchließlich durch kühne Entſchlüſſe offenbart, die man ſchwerlich für ein Produkt der Verdauung halten wird, obſchon die Verbindung zwiſchen Kopf und Magen nicht abgeleugnet werden kann. Einige Philoſophen behaupten aber gleichwohl, daß der Muth aus dem Magen komme, folglich muß es wahr ſeyn, denn ſie ſind ja die **Hohenprieſter** der Wahrheit. Wie das eigentlich zugeht erklären ſie uns **zwar nicht**, und die vielfach gemachte Wahrnehmung daß der Eine bei gefülltem, der Andere bei leerem Magen tapfer oder weiſe, oder keines von beiden iſt, daß der Wein den Einen luſtig, den Andern traurig, den Dritten thatkräftig, den Vierten träge macht — ſcheint die Richtigkeit ihrer Schlußfolgerungen gar nicht zu alteriren. Es muß alſo die Wirkung von Speiſe und Trank auf Geiſtes- und Gemüthskräfte durch

die geheimnißvollen Beſtandtheile dieſer Nahrungsmittel hervorgebracht werden, und Hahnemann dürfte mit ſeinen Goldpillen am Ende doch Recht behalten.

Aber der Verſtand ſchwindelt mir, ſobald ich an alle die möglichen Folgen einer Ausbildung der Chemie in dieſer Richtung denke, und es muß mit der Zeit eine ganz neue Gattung von Aerzten entſtehen, die Doctoren par excellence. Hat man einmal ergründet, welche Wirkung dieſe oder jene Ingredienz auf den Geiſt oder das Gemüth des Menſchen äußert, ſo wird man Pillen, Pulver und Flüſſigkeiten erfinden, die nach und nach allen menſchlichen Bedürfniſſen entſprechen. Die Knaben und Jünglinge werden nicht mehr Schulen und Univerſitäten beſuchen, die Gelehrten nicht mehr bei der Oellampe und dem Waſſerkruge mit großer Anſtrengung neue Wahrheiten erforſchen, oder die alten und längſt vergeſſenen in beſtaubten Folianten aufſuchen, um ſie für Neuigkeiten auszugeben, ſondern man wird das Alles in Zukunft viel bequemer haben. Statt lateiniſch zu lernen wird man nur einige Dutzend Ciceropillen zu verſchlucken brauchen, und dieſen Autor dann ſo gut verſtehen als ſey man lateiniſch zur Welt gekommen. Durch Hilfe einiger pythagoräiſchen Pulver wird man ſchnell ein großer Mathematiker werden, wenn anders die Stachelnüſſe unwirkſam bleiben ſollten; und während man jetzt ſich noch die Mühe giebt, der lieben Jugend ihre dürftigen Kenntniſſe ſpielend beizubringen, wird man ſie nachher blos mit Bonbons zu füttern brauchen, um ſie zu Univerſalgenies heranzubilden. Die Chemiker, welche dergleichen Pillen und Bonbons verfertigen, ſind dann die wahren Doctoren der Weltweisheit in der umfangreichſten Bedeutung des Wortes. — Was man aber nachher mit der lieben Zeit anfangen wird, iſt eine andere Frage, die ich mir hier nicht zu beantworten getraue, denn nach allen mir bekannten philoſophiſchen Kunſtſchlüſſen iſt alsdann die Möglichkeit gegeben, durch Anwendung ſolcher Mittel zu jedem Amte und Berufe in kurzer Zeit ſich vollkommen tüchtig zu machen, ſobald man nämlich jene Mittel bezahlen kann. Der Unbemittelte und Arme wird dann freilich unwiſſend bleiben, was wiederum zur Folge haben wird, daß künftig nur eine Ariſtokratie denkbar iſt, d. h. die Geldariſtokratie. Wer ſich das Weisheitsfutter nicht erkaufen kann, fällt ohne Widerrede der dienenden Klaſſe anheim.

Man ſollte meinen, daß eine ſo ungemeſſene Uſurpation nothwendig zu großen Gewaltthätigkeiten gegen die Reichen führen müſſe. Aber werden

dieſe nicht zugleich auch alle die geheimen Mittel an ſich kaufen, durch welche man liſtig und tapfer wird? Werden ſie den Armen etwas anderes zu kaufen übrig laſſen, als Feigheitspulver und Unterwürfigkeitspillen? Können dieſen armen Teufeln nicht alle Mittel abgeſchnitten werden, ſich jemals gefürchtet zu machen?

Auch die erhabene Kunſt der Kriegführung wird ſich dann jener Einfachheit zu erfreuen haben, welche ihr einige neuere Kriegskünſtler ſchon jetzt andichten. Zwar werden die Wagenzüge im Rücken einer Armee ſich nicht vermindern, denn außer den gewöhnlichen Vorräthen an Munition, Waffen, Ausrüſtungs- und Bekleidungsgegenſtänden, die man den Truppen nachfährt oder in ihrer Nähe aufbewahrt, wird es noch großer Vorräthe an Pillen und Tinkturen bedürfen, um ſich ein Uebergewicht an Muth, Standhaftigkeit, Ausdauer ꝛc. zu verſchaffen, wovon ja bei nicht zu großem Unterſchiede der Stärke bekanntlich der Erfolg abhängt. Aber in dieſem neuen Zuwachs an Impedimenten beſteht eben der große Vortheil. Man braucht in Zukunft nur ſich in Beſitz der Fäſſer und Kiſten zu ſetzen, welche den materiellen Inbegriff aller guten phyſiſchen, moraliſchen und intellektuellen Eigenſchaften einer Truppe enthalten, oder den Inhalt derſelben ungenießbar machen, um ſich ein ſolches Uebergewicht zu verſchaffen, daß der Sieg ja ſelbſt die vollſtändigſte Vernichtung des Gegners unzweifelhaft wird. Das ganze Geheimniß der Strategie, welches bis jetzt nur wenige ergründet und die Wenigſten zur klaren Anſchauung gebracht haben, wird alsdann darin beſtehen: die Verbindung des Feindes mit ſeiner Feldapotheke zu unterbrechen, und die Strategie ſelbſt wird ſich auf den einfachen Begriff einer Lehre von der Verbindung reduziren, während ſie in unſeren Tagen noch das Erhabenſte der Kriegführung enthält. Zwar hat ſchon Heinrich von Bülow einen ſolchen Lehrſatz aufgeſtellt und allerlei Folgerungen daraus abgeleitet; er irrt ſich aber in den Vorausſetzungen wie in den Folgerungen. Die Zeiten ſind für eine ſolche Vereinfachung noch nicht reif, und es müſſen die Armeen zuvor in eine viel größere Abhängigkeit von ihrer Baſis verſetzt werden. Hiernach mit rückſichtsloſer Conſequenz zu ſtreben, iſt ein großes Verdienſt der Wiſſenſchaft, die ja dadurch vereinfacht und poſitiver wird. Alle die großen Feldherren, welche durch Annahme eines modificirten Requiſitionsſyſtems, durch Verminderung der Bedürfniſſe ihrer Truppen, durch Verſtärkung ihrer Hauptbaſis und durch ähnliche Anordnungen jene Abhängigkeit zu

vermindern, ſich vielmehr eine größere ſtrategiſche Freiheit zu verſchaffen ſuchten, haben gewiß ſehr Unrecht gehandelt. [1]

Sollten die erwähnten Verſuche der Chemiker von Erfolg ſeyn, ſo ließe ſich vielleicht auch mancher Nationalcharakter verbeſſern, man brauchte nur die erforderlichen Ingredienzen in hinreichender Quantität in die Bäche und Flüſſe des Landes zu werfen. Auch würde dann der Beſitz der Waſſerſcheiden eines Landes, dem viele Theoretiker einen geheimnißvollen Werth beilegen, von großer politiſcher Wichtigkeit ſeyn, und der ſtrategiſche Weisheitsſpruch: „wer im Beſitz der Quellen eines Fluſſes iſt, beherrſcht auch deſſen Mündung," mit der Zeit einen praktiſchen Sinn erhalten, welchen nüchterne Kriegsleute bisher darin vermißt haben. Mit dem alten deutſchen Rhein würde man freilich in einige Verlegenheit kommen. Aber bei der Donau und ihren größeren Nebenflüſſen könnte ein ſolches Experiment den Deutſchen im Südoſten zu einer Macht verhelfen, welche der des großen Römerreichs wenig nachſtehen würde. Natürlich habe ich dabei auch das ſchwarze Meer im Auge, und da ein großer Theil ſeiner Waſſermaſſen dem Mittelmeere zufließt, würde daſſelbe allmälig auch zu einem deutſch-öſterreichiſchen Elemente werden.

Der Kopf ſchwindelt mir ſelbſt in der olympiſchen Morgenluft, wenn ich die ganze Folgenreihe der Möglichkeiten ſolcher geheimnißvoller Einwirkungen auf die Anwohner dieſer Flüſſe und Meere überblicke. Abgeſehen davon daß man Ruſſen, Türken und Griechen auf chemiſchem Wege in höchſt liebenswürdige Menſchen umwandeln könnte, ſo würde man am Ende durch Anwendung chemiſcher Mittel feindliche Flotten vernichten können, ohne dazu mehr als einiger kleinen Schiffe zu bedürfen, die, mit den erforderlichen in Fäſſer gefüllten Ingredienzen verſehen, ſich jenen nur zu nähern brauchten, um durch Entleerung der Fäſſer einen Sturm zu erregen, in welchem alle feindlichen Schiffe zu Grunde gehen müßten, während man ſelbſt dabei ungefährdet den ruhigen Zuſchauer abgäbe. Macbeths Hexen ſind jedenfalls ſchon im Beſitz ſolcher Geheimmittel geweſen, die ſie aber nur im Dienſte hölliſcher Geiſter angewendet haben. Willſt Du unſere Freunde an der Donau nicht aufmerkſam machen, daß die dauerhafteſten Eroberungen auf dem friedlichen Wege der Civiliſation

[1] Es wird dem Leſer nicht entgangen ſeyn, daß der „Verſtorbene" hier einige zu anmaßliche Lehrſätze der Strategie perſiflirt.

Der Herausgeber.

zu erringen ſind? Die Wahrung derſelben wird freilich nach wie vor den „intelligenten Bajonetten“ ꝛc. anvertraut werden müſſen; aber — doch ich breche hier kurz ab und überlaſſe das Weitere deinem genialen Kopfe.

Eilfter Brief.

Olymp, den 1. Juni 1836.

Von jeher war es mir eine liebe Gewohnheit, den Tag meiner Geburt entweder in ſtiller Einſamkeit zuzubringen, den Selbſtbetrachtungen mich ganz überlaſſend, oder auch den kleinen Kreis meiner wahren Freunde um mich zu verſammeln, austauſchend mit ihnen Empfindungen und Gedanken. So laſſ' mich denn auch heute die erſten Worte an Dich richten, Du Theurer, denn es iſt mir mehr als je ein Bedürfniß mich auszuſprechen über einen Gegenſtand, der uns Beiden ſehr nahe am Herzen liegt.

Du haſt Dich der Mühe unterzogen einen Theil meiner hinterlaſſenen Schriften herauszugeben, und wirſt damit eben ſo Dank als Undank ernten. Dank nur von den Wenigen, welchen es wahrhaft darum zu thun iſt ſich für ihren künftigen höheren, kriegeriſchen Beruf zu bilden, und dabei ohne wiſſenſchaftliche Vorurtheile an das ſchwierige Werk gehen. Undank hingegen von allen Denen die, obſchon durch ihre Stellung und übel verhehlten Anſprüche auf ſo ernſte und gründliche Studien angewieſen, in der kleinen Anzahl mühſam erlernter aber ſchlecht verdauter Grundſätze und Regeln der Kriegführung die Quinteſſenz alles kriegeriſchen Wiſſens erblicken, ohne ſich in konkreten Fällen auf ihre Benutzung zu verſtehen, und welche jetzt von mir ſich ſagen laſſen müſſen, daß dieſes Bettelthum von Regeln durchaus kein ſicherer Leitſtern iſt in dem klippenvollen Elemente des Krieges.

Aber beruhige und tröſte Dich mit mir, mein Freund. Des Menſchen Thun iſt eine Ausſaat von Verhängniſſen, und verkannt zu werden das gewöhnliche Loos Derer die es redlich meinen: darüber darfſt Du Dich nicht grämen. Fahre nur fort wie bisher, mich und meine Anſichten in Schutz zu nehmen, denn Du weißt ja ſelbſt mit welchen geiſtigen Anſtrengungen ich nach Wahrheit geforſcht habe, daß ich mißtrauiſch

gegen dieſe Wahrheit ſo lange blieb, bis ſich etwas Erhebliches nicht mehr gegen ſie einwenden ließ und ich ſie endlich als vollgiltig betrachten durfte. Früher oder ſpäter werden auch Andere die jetzt noch daran zweifeln zu dieſer Erkenntniß kommen, man darf bei Wahrnehmung des Gegentheils nicht ſogleich alle Geduld verlieren. Das Licht der Wahrheit wird dennoch einmal ſiegreich durchdringen und unſer Streben gerechtfertigt erſcheinen.

Es hat Zeiten gegeben, in welchen die Könige ſogenannte Weltweiſe zu ihren täglichen Geſellſchaftern wählten; man hat aber auch geſehen, daß ſie ſich mit ſogenannten Narren unterhielten, und hellſehende Beobachter behaupten daß die Narren mehr Wahrheit geſprochen haben als die Philoſophen. Auch im gewöhnlichen Leben findet man oft daß die Schale der Menſchen beſſer iſt als ihr Kern, oder auch umgekehrt, wiewohl ſeltener; man darf ſich alſo nicht verwundern auf närriſche Philoſophen und philoſophiſche Narren zu ſtoßen, und nur von den Letzteren können jene Wahrheiten geſprochen worden ſeyn. Aber es iſt niemals ein gutes Zeichen der Zeit, wenn der Philoſoph ſich in die Narrenkappe hüllen muß um ſeine Wahrheiten an den Mann zu bringen, oder wenn ein Mann den Philoſophen ſpielt, während er nur die Schale und nicht den Kern der Philoſophie gekoſtet hat und den Schein noch für die Wahrheit hält.

Was mich heute zu dieſer ſeltſamen Einleitung veranlaßt, mein Freund, das ſind die vielfach ſich widerſprechenden Urtheile über meine Schriften, die ich faſt täglich vernehmen muß ohne ſie ſelbſt widerlegen und berichtigen zu können. Einer eurer ausgezeichnetſten Militärſchriftſteller hat meine Lehre vom Kriege die einzig wahre Philoſophie des Krieges genannt; Andere ſprechen dem von mir befolgten Ideengang allen philoſophiſchen Zuſammenhang, alle innere Conſequenz ab, und tadeln mich daß ich dem Leſer ſo wenig poſitive Lehren darbiete; ſie haben aber Alle unrecht.

Noch niemals iſt es mir in den Sinn gekommen eine Philoſophie des Krieges ſchreiben zu wollen, denn ich bin ein zu großer Verehrer der Philoſophie und des Krieges, als daß ich beide zuſammen kuppeln möchte, und die Verſuche welche andere Schriftſteller in dieſer Richtung gemacht, haben mich nur noch mehr von einem ſolchen Vorhaben abgeſchreckt; denn nur zu deutlich geht daraus hervor, daß ſie entweder Stümper in der Philoſophie, oder ſehr einſeitige Kriegstheoretiker geblieben ſind. Auch ich würde etwas Vollkommenes in dieſem Genre nicht hervorgebracht haben,

weil ich es für unmöglich halte; deshalb beschränkte ich mich auf Betrachtungen über den Krieg, denen man philosophischen Geist nicht ganz absprechen kann.

Dabei habe ich mich aber des Systematisirens mit Wohlbedacht enthalten, weil die Kunst der Kriegführung dadurch eine zu große Beschränkung erleiden würde. Die Kriegsysteme haben auf mich immer denselben Eindruck gemacht wie die Gärten zu Versailles. Man mag es bequem finden sich überall regelrecht auf symmetrisch geordneten Pfaden zu bewegen, und dabei nirgends auf Felsen, Moräste oder andere Naturerscheinungen zu stoßen. Aber wie gering ist da die Ausbeute für Geist und Herz! Diese hohen und künstlich zugestutzten Hecken erscheinen mir immer wie kleine chinesische Mauern, über welche man nicht hinweg zu sehen wagt aus Besorgniß unerfreuliche Entdeckungen zu machen, oder hinter welchen man sich völlig sicher glaubt. Der Anblick solcher Regelmäßigkeit kann uns wohl überraschen aber nicht fesseln, denn sie ist das Abbild der Beschränktheit des menschlichen Geistes. — Wie ganz anders ist der Eindruck den ein englischer oder deutscher Park auf uns macht. Man sieht zwar daß auch hier die Kunst ihre bildende Hand im Spiele gehabt hat, aber es ist die Natur nicht zur Unnatur umgestaltet worden, die Bäume streben in stolzer Pracht gen Himmel, breiten ihre Aeste und Zweige nach Willkür aus und erquicken den müden Wanderer durch ihren Schatten. Bei jedem Schritte vorwärts gewahrt man die lieblichste Mannichfaltigkeit der Natur, und dennoch verschlingt sich Alles zur erhabensten Einheit.

Gerade so verhält es sich auch mit den Kriegstheorien. Wo der innere Zusammenhang so klar am Tage liegt, daß man ihn ohne Mühe mit Händen ergreifen kann, da hat die systematische Scheere der Natur des Krieges Gewalt angethan, um die Unzulänglichkeit des Systems nicht ahnen zu lassen. Alle Hindernisse der Bewegung sind aus dem Spiele gelassen, alle Leidenschaften der Menschen in systematische Fesseln gelegt, die Massen bewegen sich schulgerecht wie Schachfiguren; da ist kein unzeitiger Halt, kein banges Zaudern, keine kühne Uebereilung, kein verwegenes Beginnen wahrnehmbar, und aus dem Anfange läßt sich auch das Ende mit mathematischer Bestimmtheit vorhersagen. Ein solcher Führer auf der schlüpferigen Bahn des kriegerischen Ruhmes wird vom großen Haufen zwar am liebsten zum Freunde erkoren; aber er ist zugleich auch der unsicherste Führer, ein falscher Freund.

Sind das die Früchte philoſophiſcher Studien, dann möchte man wünſchen die Kriegsleute hielten ſich fern von aller Philoſophie, die ja den meiſten ihrer Jünger nur als Schminke und Pommade dient. Der wahre Philoſoph weiß nichts von allen den Dingen, welche die falſchen Propheten zu wiſſen glauben oder vorgeben, er philoſophirt wo Andere docîren, er erhebt den Geiſt zum reinen Weſen der Idee, wo ihn Andere zum Buchſtaben des Syſtems herabziehen. Zu eiliges Vordringen nach dem Ziele, zu begieriges Streben nach poſitiven Lehrſätzen, iſt bei wiſſenſchaftlichen Forſchungen weder lobenswerth noch rathſam, und man darf ſelbſt auf allgemein herrſchende Anſichten nur dann ſeine Ueberzeugung bauen, wenn zuvor der Grund und die Wahrheit allſeitig unterſucht worden iſt.

Das Denken iſt ein geiſtiges Gebären, ein Erzeugen der Ideen aus dem verborgenen Vorrathe vieler aber noch dunkler, unſicherer und verworrener Vorſtellungen. Dieſe Geburtswehen durch Erweckung zum Zweifeln und Nachdenken zu erregen, und durch Auffindung der Wahrheit vermittelſt entwickelnder Fragen — gleichſam durch Entbindung der im Geiſte ſchlummernden oder als Embryonen liegenden Gedanken — zu ſtillen war des Sokrates große Kunſt und Meiſterſchaft, und wenn ich mich jemals zum Jünger eines Philoſophen hätte machen wollen, ſo würde das Sokrates geweſen ſeyn. Viele ſeiner Gegner machten ihm zwar den Vorwurf, daß er durch dieſe Zweifelserweckung ſeine Zuhörer nur in Verlegenheit ſetze, mit ihnen nur einen muthwilligen Scherz treibe, niemals aber eine eigene Ueberzeugung aufzuſtellen pflege. Aber man thut ihm unrecht, er hat durch dieſe philoſophiſche Procedur die wichtigſten Wahrheiten zur Evidenz gebracht, und ſeine eifrigſten Schüler erkannten, daß ſie durch ſein Fragſyſtem weit mehr Wiſſenſchaft in ſich entdeckt hätten als ſie ſelbſt zu beſitzen geglaubt. Durch ſyſtematiſches Fragen kann Alles aus dem Menſchen herausgefunden und entwickelt werden, weil alles Wiſſen und jede Einſicht urſprünglich ſchon in ihm liegt, und die Belehrung durch Fragen gleichſam nur ein erneuertes Bewußtwerden, oder ein erwachendes Wiedererinnern iſt. Auch wenn man dadurch nicht immer zu poſitiven Reſultaten gelangen ſollte, erntet man doch den Vortheil beſcheidener und vorſichtiger im Urtheilen zu werden, ſeine eigene Unwiſſenheit zu erkennen und einzugeſtehen, was mehr werth iſt als falſches und eingebildetes Wiſſen.

Nur der beſcheidene Zweifler an der Richtigkeit irgend welcher Behauptung iſt der echte Wahrheitsforſcher. Aber zwiſchen Descartes berühmt gewordenes Cogito, ergo sum, und den Univerſalbeweiſen einiger neuen Afterphiloſophen, liegt noch ein ungeheures Feld das der geſunde Menſchenverſtand immerhin bebauen mag. Wiſſenſchaft und Philoſophie ſind und bleiben die höchſten und letzten Bildungsmittel, welche dem Leben und Wirken, dem Geiſte und Charakter des Menſchen vollendete Klarheit, ſiegreiche Energie, und im Innerſten tief beglückende Harmonie und Begeiſterung verleihen. Daß aber der Begriff des Wiſſenſchaftlichen nicht allein oder hauptſächlich im Syſtem und ſeinem fertigen Lehrgebäude beſteht, ſollte in unſeren Tagen nicht mehr einer Auseinanderſetzung bedürfen. Alles was eine relative Wahrheit oder Wirkſamkeit beſitzt, wird ſeinem ganzen Weſen nach verkehrt und verſchoben, muß ſich in irgend welchem Grade unwahr und ungenügend erweiſen, ſobald daran die Forderung geſtellt wird: ſich als ein Unbedingtes auszuweiſen. Und was in abſtraktem Sinne oder allgemeinſter Bezüglichkeit ganz unbedenklich erſcheinen mag, muß eben deshalb in der Anwendung auf konkrete Fälle von entgegengeſetzter Beſchaffenheit unfehlbar zu den abweichendſten Erſcheinungen und Conſequenzen führen.

Syſtem iſt daher auch in meinen hinterlaſſenen Schriften auf der Oberfläche gar nicht zu finden, und ſtatt eines fertigen Lehrgebäudes findet der Leſer nichts als Werkſtücke. Die wiſſenſchaftliche Form liegt in dem Beſtreben das Weſen der kriegeriſchen Erſcheinungen zu erforſchen, ihre Verbindung mit der Natur der Dinge zu zeigen aus denen ſie zuſammengeſetzt ſind. Der philoſophiſchen Conſequenz glaube ich nirgends ausgewichen zu ſeyn; wo dieſe aber in einem gar zu dünnen Faden ausläuft, habe ich es vorgezogen ihn abzureißen und an die entſprechenden Erſcheinungen der Erfahrung wieder anzuknüpfen. Denn ſo wie manche Pflanzen nur Früchte tragen wenn ſie nicht zu hoch in den Stengel ſchießen, ſo müſſen in praktiſchen Künſten die theoretiſchen Blätter und Blumen der Erfahrung, ihrem eigenthümlichen Boden, nahe gehalten werden. Unſtreitig wäre es ein Fehler aus den chemiſchen Beſtandtheilen des Weizenkorns die Geſtalt der Aehre erforſchen zu wollen, da man nur auf das Feld zu gehen braucht um die Aehren fertig zu ſehen. Anſchauung iſt oft beſſer als Erforſchung.

Unterſuchung und Beobachtung, Philoſophie und Erfahrung dürfen einander nie verachten noch ausſchließen; ſie leiſten einander gegenſeitige

Bürgſchaft. Die von mir aufgeſtellten Lehrſätze ſtützen ſich daher mit dem kurzen Gewölbe ihrer inneren Nothwendigkeit entweder auf die Erfahrung, oder auf den Begriff des Krieges ſelbſt, als einen äußeren Punkt, und entbehren alſo der Widerlagen nicht. Daß dies bei vielen militäriſchen Schriftſtellern nicht der Fall iſt, beweiſen die vielen Beiſpiele, wo in ihrem Raiſonnement das pro et contra ſich gegenſeitig ſo verſchlingen, daß nicht einmal wie bei den beiden Löwen in der Fabel — die Schwänze übrig bleiben.

Die Theorie des großen Krieges oder die ſogenannte Strategie hat außerordentliche Schwierigkeiten, und man kann wohl ſagen daß ſehr wenig Menſchen von den einzelnen Gegenſtänden deutliche, d. h. bis auf das Nothwendige in beſtändigem Zuſammenhange zurückgeführte Vorſtellungen haben. Für Oberbefehlshaber eine ſolche Theorie ſchreiben zu wollen wird ſtets ein fruchtloſes Bemühen bleiben. Beim Handeln folgen die meiſten einem bloßen Takt des Urtheils der mehr oder weniger gut trifft, je nachdem mehr oder weniger Genie und Thatkraft in ihnen iſt, oder die Verantwortlichkeit einen ſtärkeren oder ſchwächeren Gegendruck ausübt. So haben alle große Feldherren gehandelt, und darin lag zum Theil ihre Größe und ihr Genie, daß ſie mit dieſem Takte immer das Rechte trafen; ſo wird es auch für das Handeln immer bleiben, und dieſer Takt reicht dazu vollkommen hin. Aber wenn es darauf ankommt nicht ſelbſt zu handeln, ſondern in einer Berathung oder durch Belehrung Andere zu überzeugen, dann darf der Nachweis des inneren Zuſammenhanges nicht fehlen.

Die großen Schwierigkeiten eines ſolchen philoſophiſchen Aufbaues der Kriegskunſt, und die vielen ſchlechten Verſuche die darin gemacht wurden, haben die meiſten Leute dahin gebracht zu ſagen: „es iſt eine ſolche Theorie nicht möglich, denn es iſt von Dingen die Rede die kein ſtehendes Geſetz umfaſſen kann.“ Ich würde dieſer Meinung beiſtimmen und jeden Verſuch einer Theorie aufgegeben haben, wenn ſich nicht eine Anzahl von Sätzen ohne Schwierigkeit ganz evident machen ließe. Bei dem heutigen Stande der Kriegskunſt zähle ich dazu die folgenden:

1) daß die Vertheidigung die ſtärkere Form des Krieges mit dem negativen Zweck, der Angriff die ſchwächere mit dem poſitiven Zweck iſt;

2) daß die großen Erfolge die kleinen mit beſtimmen, daß man alſo die ſtrategiſchen Wirkungen auf gewiſſe Schwerpunkte zurückführen kann;

3) daß eine Demonſtration eine ſchwächere Kraftverwendung iſt als ein wirklicher Angriff, daß ſie alſo durch die Verhältniſſe beſonders bedingt ſeyn muß;

4) daß der Sieg nicht blos in der Eroberung des Schlachtfeldes, ſondern in der Zerſtörung der phyſiſchen und moraliſchen Streitkraft beſteht, und daß dieſe meiſtens erſt im Verfolgen des weichenden Feindes bewirkt wird;

5) daß der Erfolg immer da am größten iſt, wo man den Sieg erfochten hat, daß alſo das Ueberſpringen von einer Operationslinie und Richtung auf die andere nur als ein nothwendiges Uebel betrachtet werden kann, dem man ſich ohne die allertriftigſten Gründe nicht ausſetzen darf;

6) daß die Berechtigung zum Umgehen nur von der Ueberlegenheit überhaupt, oder von der Ueberlegenheit der eigenen Operationsbaſis und ihrer Verbindungslinien über die des Gegners entſtehen kann;

7) daß die Flankenſtellungen alſo auch durch dieſelben Verhältniſſe bedingt werden;

8) daß ſich jeder Angreifende im Vorgehen ſchwächt.

Aber alle dieſe Lehrſätze, die man vielleicht noch durch einige vermehren könnte, reichen doch immer noch nicht hin ein vollſtändiges Kriegsſyſtem, oder vielmehr eine ſtrengſyſtematiſche Kriegstheorie darauf zu gründen. Es ſind das nur die großen Lineamente einer Theorie, und man wird in jedem konkreten Falle die zahlloſen Nebenumſtände, deren Einwirkung ſo verſchieden ſeyn kann, immer wieder aufs Neue in Betracht ziehen müſſen. Die Theorie iſt ja nichts als ein vernünftiges Nachdenken über alle Lagen, in welche man im Kriege verſetzt werden kann, die gefährlichſten dieſer Lagen muß man ſich aber am häufigſten verſinnlichen, dies führt zur Vertrautheit mit der Gefahr, welche man dadurch aus Gründen der Vernunft verachten lernt. Auch wird man die Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs keineswegs immer auf ſeiner Seite haben, und oft Etwas *gegen* die Wahrſcheinlichkeit zu unternehmen genöthigt ſeyn, wenn man nämlich nichts Beſſeres thun kann. Wollte man ſtatt deſſen an jedem glücklichen Erfolge verzweifeln, ſo hörte unſere vernünftige Ueberlegung gerade da auf, wo ſie am nothwendigſten wird. Aus dieſem Grunde muß man ſich aber mit dem Gedanken eines ehrenvollen Unterganges vertraut machen, damit es in gefährlichen Lagen nicht an der nöthigen Ruhe und Feſtigkeit fehle, ohne welche Nichts gelingt.

Bei allen Unternehmungen im Kriege bleibt immer die Wahl zwiſchen der kühnſten und vorſichtigſten. Einige glauben die Theorie müſſe immer zum Vorſichtigſten rathen, und empfehlen daher nur Angriffe gegen des Feindes ſchwächſte Stellen. Der Grundſatz: „man verwende die Stärke gegen die Schwäche“ gilt ihnen demnach als oberſtes Geſetz. Materiell betrachtet iſt das auch ganz richtig; in formeller Hinſicht unterliegt aber dieſer Satz oft einer ſehr falſchen Deutung, indem man nur gegen des Feindes Flanke wirken zu müſſen glaubt, was ſtrategiſch zuweilen gar nicht zuläſſig, und taktiſch — z. B. bei ſtark geſchützten Flanken — ohne alle genügende Wirkung iſt. Ziehen wir aber das moraliſche Element mit in den Kalkül dann wird der ganze Lehrſatz unhaltbar. Wenn die Theorie Etwas räth, ſo liegt es in der Natur des Krieges daß ſie das Entſcheidendſte, alſo das Kühnſte rathen würde. Man kann hier aber nur nach dem Maßſtabe der eigenen Kühnheit wählen.

Die unaufhörlichen Verirrungen des menſchlichen Geiſtes liefern den deutlichſten Beweis, wie weit das Menſchengeſchlecht von ſeinem Bildungsziele noch entfernt iſt, und ich habe Urſache zu befürchten, daß die neuere Philoſophie durch das Abſolute ihrer Lehren ein ſchlechter Wegweiſer ſeyn werde. Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution ſetzte man nicht blos Könige, ſondern auch die Gottheit ab, und erhob die „Vernunft“ auf den göttlichen Thron. Später erkannte man das Daſeyn Gottes für eine Wahrheit. Kann es größeren Unſinn geben?

Aber man darf ſich deshalb über die damaligen Franzoſen nicht ſehr luſtig machen, aus Furcht in ähnliche Fehler zu verfallen, denn die Eitelkeit des Menſchen iſt oft ſtärker als ſeine Vernunft, und Ehrlichkeit und Beſcheidenheit ſind ſeine ſeltenſten Tugenden, er will immer beſſer und gelehrter erſcheinen als er wirklich iſt. Wären die Philoſophen ehrlich und beſcheiden genug einzugeſtehen, daß alles menſchliche Wiſſen nur Stückwerk ſey, und ſuchten ſie die Wahrheit durch ſokratiſche Zweifel zu erforſchen, dann ließe ſich von ihrem Streben viel Gutes erwarten. Aber ihre Eitelkeit läßt das nicht zu, und ſo werden ſie ganz unwillkürlich von Beweis zu Beweis fortgeriſſen, bis ſie endlich ſelbſt bewieſen haben, was ſie nicht haben beweiſen wollen, nämlich die Unzulänglichkeit menſchlicher Beweiskraft in Bezug auf Alles was iſt.

Der philoſophiſche Geiſt wird mit dem Menſchen geboren, er äußert ſich im Gebrauche ſeiner Vernunft zur Entwickelung der Kenntniß, zur

Beobachtung der Erſcheinungen, zur Ergründung der Urſachen, wodurch letztere erklärt werden können. Die Theorie des Krieges muß in einem ſolchen Geiſte geſchrieben ſeyn, auch dürfen ihre Lehrſätze nicht anders als ſyſtematiſch geordnet erſcheinen wenn die ganze Lehre klar werden ſoll. Man hüte ſich aber noch weiter zu gehen und ein förmliches Syſtem des Denkens und Handelns im Kriege conſtruiren zu wollen, weil an dieſer Klippe die ganze Theorie Schiffbruch leiden würde.

Das Beſtreben eine poſitive Lehre des Krieges aufſtellen zu wollen, muß nothwendig auf allerhand Abwege führen, denn um auf lauter gewiſſe und poſitive Reſultate zu kommen, würde man nur das in Betracht ziehen dürfen was einer Berechnung unterworfen werden kann. Man würde ſich folglich auf die Betrachtung materieller und formeller Gegenſtände beſchränken müſſen, wie z. B. Ueberlegenheit der Zahl, Bedürftigkeit und Schlagfähigkeit der Truppen, Geſtalt der Baſen und Operationslinien ꝛc. Aber eine ſolche Grundlage der Theorie iſt verwerflich, denn ſie würde ſich von Hauſe aus mit dem Geiſte in Oppoſition ſetzen, weil ſie das Genie von der Regel ausſchließt. Was das Genie thut, muß gerade die ſchönſte Regel ſeyn, und die Theorie kann ſich keine beſſere Aufgabe ſtellen als zu zeigen: wie und warum das Genie ſo handelte. Sie muß alſo mehr unterſuchend und betrachtend, als poſitiv belehrend auftreten, ſonſt gerathet ſie auf Irrwege.

Natürlich wird jede Theorie von dem Augenblicke an, wo ſie das Gebiet geiſtiger Größen berührt, unendlich ſchwieriger. Aber die kriegeriſche Thätigkeit iſt nie allein gegen die Materie gerichtet, ſondern immer zugleich gegen die geiſtige Kraft welche dieſe Materie belebt, und Beide von einander zu trennen iſt unſtatthaft. Die geiſtigen Größen ſieht man aber nur mit dem inneren Auge, dieſes iſt in jedem Menſchen anders, und oft bei demſelben Menſchen in verſchiedenen Augenblicken verſchieden.

Da die Gefahr das allgemeine Element iſt in dem ſich im Kriege Alles bewegt, ſo iſt es auch vorzüglich der Muth, das Gefühl der eigenen Kraft, wodurch das Urtheil anders beſtimmt wird. Es iſt gewiſſermaßen die Kryſtalllinſe durch welche die Vorſtellungen gehen ehe ſie den Verſtand treffen. Und doch kann man nicht zweifeln, daß dieſe Dinge ſchon durch die bloße Erfahrung einen gewiſſen objektiven Werth bekommen müſſen.

Jeder kennt die moraliſchen Wirkungen des Ueberfalls, des Seiten- und Rückenangriffs; Jeder ſchätzt den Muth des Gegners geringer,

ſobald dieſer den Rücken gewandt hat, und wagt ganz Anderes beim Verfolgen als beim Verfolgtwerden. Jeder beurtheilt den Gegner nach dem Rufe ſeiner Talente, nach ſeinen bekannten Eigenſchaften, Thaten und Erfahrungen, und richtet ſich darnach. Jeder wirft einen prüfenden Blick auf den Geiſt und die Stimmung ſeiner und der feindlichen Truppen.

Alle dieſe und ähnliche Wirkungen haben ſich in der Erfahrung erwieſen, ſind immer wiedergekehrt, und berechtigen dadurch ſie in ihrer Art als wirkliche Größen gelten zu laſſen. Und was iſt wohl von einer Theorie zu halten, welche dieſe Größen unbeachtet laſſen wollte? — Aber freilich iſt die Erfahrung ein nothwendiger Stammbrief dieſer Wahrheiten. Mit pſychologiſchen und philoſophiſchen Klügeleien reicht man dabei nicht aus.

Die Hauptſchwierigkeit einer Theorie des Krieges liegt in den Haupteigenthümlichkeiten ſeiner Natur, die man zuvor ergründet haben muß.

Die erſte dieſer Eigenthümlichkeiten beſteht in den geiſtigen Kräften und Wirkungen. Das feindſelige Gefühl welches die kriegführenden Maſſen belebt, die Eindrücke der Gefahr, der Umfang des Einfluſſes den dieſe Gefahr ausübt, werden bald mehr oder weniger groß ſeyn. Doch kommen auch noch andere Gemüthskräfte in Thätigkeit, und wenn gleich bei der Maſſe der Streiter alle die kleinlichen Leidenſchaften durch den eiſernen Ernſt des kriegeriſchen Berufs allmälig zum Schweigen gebracht werden, und die Mehrzahl zu jener Einfachheit des Charakters gelangt, die immer der beſte Repräſentant des Kriegerſtandes geweſen iſt; ſo iſt das doch anders bei den höheren Befehlshabern, denn je höher Einer ſteht um ſo mehr muß er um ſich ſehen. Da entſtehen alsdann Intereſſen nach allen Seiten, und ein mannichfaltiges Spiel der Leidenſchaften, der guten ſowohl wie der böſen. Neid und Edelſinn, Hochmuth und Beſcheidenheit, Zorn und Rührung, alle können nach und nach oder auch gleichzeitig bei Mehreren als wirkſame Kräfte in dem großen Drama erſcheinen.

Auch die Eigenthümlichkeiten des Geiſtes und Gemüths der Handelnden ſind von hohem Einfluß, und ein überſpannter Kopf wird ganz andere Mittel ergreifen, als ein Mann von einem kalten und kräftigen Verſtande. Aus dieſer Mannichfaltigkeit der geiſtigen Individualität entſpringt natürlich auch eine große Mannichfaltigkeit der Wege die zum Ziele führen, und dieſe Mannichfaltigkeit iſt es vorzüglich welche dem Spiele mit Wahrſcheinlichkeit und Glück einen ſo ungleichen Antheil an den Begebenheiten einräumt.

Die zweite Eigenthümlichkeit im kriegeriſchen Handeln iſt die lebendige Rückwirkung, und die daraus entſpringende Wechſelwirkung der Geiſtes- und Gemüthskräfte. Ich ſpreche hier gar nicht von der Schwierigkeit eine ſolche Rückwirkung zu berechnen, denn dieſe liegt ſchon in der erwähnten Schwierigkeit die geiſtigen Kräfte als Größen zu behandeln, ſondern weil die Wechſelwirkung ihrer Natur nach aller Planmäßigkeit entgegenſtrebt. Die Wirkung welche irgend eine Maßregel auf den Gegner hervorbringt, iſt das Individuellſte was es unter allen Datis des Handelns giebt; jede Theorie aber muß ſich an Klaſſen von Erſcheinungen halten, und niemals kann ſie den eigentlichen individuellen Fall in ſich aufnehmen; dieſer bleibt überall dem Urtheil und Talent anheimgegeben. Es iſt alſo natürlich daß in einem Handeln wie das kriegeriſche, welches ſo häufig in ſeinem auf allgemeine Umſtände gebauten Plan durch unerwartete individuelle Erſcheinungen geſtört wird, überhaupt mehr dem Talent überlaſſen bleiben muß, und von einer theoretiſchen Anweiſung weniger Gebrauch gemacht werden kann als in jedem anderen.

Eine dritte Eigenthümlichkeit des Krieges — und zugleich eine der größten Schwierigkeiten für die Lehre von demſelben — iſt die Ungewißheit aller Data, weil alles Handeln gewiſſermaßen im Dämmerlicht verrichtet wird, was noch dazu nicht ſelten den Dingen einen ganz fremden Anſchein giebt. Was dieſe ſchwache Beleuchtung an vollkommener Einſicht entbehren läßt, muß das Talent errathen, oder es muß dem Glück überlaſſen bleiben. Es iſt alſo wieder das Talent oder gar die Gunſt des Zufalls welchen in Ermangelung einer objektiven Weisheit vertraut werden muß.

Bei dieſer Natur des Gegenſtandes müſſen wir eingeſtehen, daß eine poſitive Lehre vom Kriege geradezu unmöglich iſt. Der Handelnde würde ſich in allen jenen Fällen, wo er auf ſein Talent verwieſen iſt, mit ihr im Widerſpruche befinden, und ſo vielſeitig auch dieſe Theorie aufgefaßt ſeyn möge, ſo würde doch immer dieſelbe Folge eintreten daß das Talent und Genie außer dem Geſetze handeln, und die Theorie zum Gegenſatz der Wirklichkeit wird.

Man könnte ſich bei dieſer die menſchliche Eitelkeit etwas demüthigenden Entdeckung vielleicht damit tröſten daß man einer Theorie des Krieges nicht nothwendig bedürfe, weil Talent und Genie — ohne welche Niemand zu höheren Befehlshaberſtellen berufen werden ſollte — der Regeln am

leichteſten entbehren können. Aber die große Anzahl der übrigen Befehlshaber aller Grade darf eben ſo wenig ohne Theorie bleiben, denn ſie würde ſonſt unfähig ſeyn in den vielen Fällen, wo genügende Befehle und Inſtructionen nicht ertheilt werden können, nach Zwecken und Umſtänden zu handeln, zeitgemäß und folgerichtig in die Haupthandlung einzugreifen, die Schritte des Gegners zu beobachten, ſeine Abſichten zu errathen u. dergl., was oft ſogar in den Dienſtbereich eines Subalternoffiziers fällt. Es iſt daher auch, wenn von der nothwendigen Bildung der Offiziere im Allgemeinen geſprochen wird, ſehr unverſtändig zu behaupten: „das Wiſſen brauche ſich nur nach der Stelle zu richten, ein Mehreres ſey überflüſſig und ſogar ſchädlich.“ Die Thätigkeit im Kriege hat mit ſolcher Fabrikarbeit nichts gemein, ſie iſt ebenfalls etwas ganz Eigenthümliches, und ſelbſt eine ſcheinbar geringfügige Handlung macht oft die umſichtigſte Beurtheilung der allgemeinen Verhältniſſe nöthig, wenn ſie geſchickt ausgeübt werden ſoll. Wie will man nun die Grenze des Wiſſens für jede Klaſſe von Offizieren bezeichnen?

Aller dieſer Schwierigkeiten ungeachtet, darf man die Aufſtellung einer vernünftigen Kriegstheorie gleichwohl nicht für unmöglich halten, und es zeigen ſich uns in der That zwei Auswege für die Möglichkeit einer ſolchen Theorie.

Zuerſt iſt das, was ich von der Natur der kriegeriſchen Thätigkeit im Allgemeinen ſagte, nicht auf dieſelbe Weiſe von der Thätigkeit einer jeden Stelle zu verſtehen. Nach unten hin wird der Muth perſönlicher Aufopferung allerdings mehr in Anſpruch genommen, aber für den Verſtand und das Urtheil ſind die Schwierigkeiten unendlich viel geringer. Das Feld der Erſcheinungen iſt viel geſchloſſener, Zwecke und Mittel ſind in der Zahl beſchränkter, die Data beſtimmter, meiſtens ſogar in wirklichen Anſchauungen enthalten. Je weiter wir aber hinaufſteigen um ſo mehr nehmen die Schwierigkeiten zu, bis ſie im oberſten Feldherrn ihren höchſten Grad erreichen, ſo daß bei ihm faſt Alles dem Genius überlaſſen bleiben muß.

Aber auch in Bezug auf die einzelnen Thätigkeiten ſind die Schwierigkeiten nicht überall dieſelben, ſondern ſie nehmen ab je mehr die Wirkungen ſich in der materiellen Welt äußern, und zu je mehr ſie in die geiſtige übergehen und zu Motiven werden die den Willen beſtimmen. Darum iſt es leichter die innere Ordnung, die Anlage und Führung eines Gefechts

theoretiſch zu beſtimmen, als den Gebrauch welchen man von den möglichen Reſultaten deſſelben zu machen gedenkt. Dort ringen nur die phyſiſchen Waffen mit einander, und wenn auch der Geiſt dabei nicht fehlen darf, ſo muß doch der Materie ihr Recht gelaſſen werden. In der Wirkung der Gefechte aber, wo die materiellen Erfolge zu Motiven werden, hat man es nur mit der geiſtigen Natur zu thun. Mit einem Worte: die Taktik wird viel weniger Schwierigkeiten einer Theorie haben als die Strategie.

Der zweite Ausweg für die Möglichkeit einer Theorie iſt der Geſichtspunkt, daß ſie nicht nothwendig eine poſitive Lehre, d. h. eine Anweiſung zum Handeln zu ſeyn braucht. Ueberall wo eine Thätigkeit es größtentheils immer wieder mit denſelben Dingen zu thun hat, mit denſelben Zwecken und Mitteln, wenn auch mit kleinen Veränderungen und einer noch ſo großen Mannichfaltigkeit der Combinationen, müſſen dieſe Dinge ein Gegenſtand vernünftiger Betrachtung werden können. Eine ſolche Betrachtung iſt aber der weſentlichſte Theil jeder Theorie, und hat auf dieſen Namen ganz eigentlich Anſpruch. Unterſucht die Theorie die Gegenſtände welche den Krieg ausmachen, unterſcheidet ſie ſchärfer was auf den erſten Blick zuſammen zu fließen ſcheint; giebt ſie die Eigenſchaften der Mittel vollſtändig an, zeigt ſie die wahrſcheinlichen Wirkungen derſelben; beſtimmt ſie klar die Natur der Zwecke, trägt ſie überall das Licht einer verweilenden kritiſchen Betrachtung in das Feld des Krieges: dann hat ſie den Hauptgegenſtand ihrer Aufgabe erfüllt. Sie wird dann demjenigen ein Führer, der ſich aus Büchern mit dem Kriege vertraut machen will; ſie hellt ihm überall den Weg auf, erleichtert ſeine Schritte, erzieht ſein Urtheil und bewahrt ihn vor Abwegen.

Bilden ſich aus den Betrachtungen welche die Theorie anſtellt von ſelbſt Grundſätze und Regeln, ſchließt die Wahrheit von ſelbſt in dieſe Kryſtallform zuſammen, ſo wird die Theorie dieſem Naturgeſetz des Geiſtes nicht widerſtreben, ſie wird vielmehr, wo ſich der Bogen in einen ſolchen Schlußſtein endigt, dieſen noch hervorheben. Aber ſie thut dies nur um dem philoſophiſchen Geſetze des Denkens zu genügen, um den Punkt deutlich zu machen nach welchem die Linien alle hinlaufen, nicht um daraus eine algebraiſche Formel für das Schlachtfeld zu bilden; denn auch dieſe Grundſätze und Regeln ſollen in dem denkenden Geiſte mehr die Hauptlineamente

ſeiner eingewohnten Bewegungen beſtimmen, als ihm in der Ausführung den Weg einzäumen.

Unter dieſem Geſichtspunkte wird die Möglichkeit einer vernünftigen und befriedigenden, niemals mit der Wirklichkeit in Widerſpruch tretenden Theorie der Kriegführung gegeben, und es wird nur von der verſtändigen Behandlung abhängen, ſie mit dem Handeln ſo zu befreunden, daß der widerſinnige Unterſchied zwiſchen Theorie und Praxis ganz verſchwinde, den oft eine unvernünftige Theorie hervorgerufen, und womit ſie ſich von dem geſunden Menſchenverſtande wie von der Erfahrung losgeſagt hat, den aber eben ſo oft Beſchränktheit des Geiſtes und Unwiſſenheit zum Vorwand gebraucht, um ſich in der angebornen Ungeſchicklichkeit recht gehen zu laſſen.

So habe ich mir die Sache gedacht, und meine Belehrung über das Kriegführen in dieſem Sinne auch bearbeitet. Eine vollſtändige Theorie, oder wohl gar ein Syſtem des Krieges zu liefern, kam mir nie in den Sinn. Wäre mir Zeit übrig geblieben mein angefangenes Werk zu vollenden, ſo würde Vieles am Ende kürzer und beſtimmter ausgedrückt worden ſeyn. Doch hoffe ich daß das bereits Gegebene hinreichen werde den Weg zu bezeichnen, welchen die Theorie des Krieges einſchlagen muß um ihrem Zwecke zu entſprechen, und dann wird es nicht an genialen Köpfen fehlen, die den Gang meiner Ideenverbindungen richtig auffaſſen und umſichtig verfolgen. [1]

Zwölfter Brief.

Olymp, den 12. September 1836.

Der alte Feldmarſchall Derfflinger iſt doch in der That ein merkwürdiger Mann und einer von den Wenigen, von welchen ich über Deutſchlands Verhältniſſe und Zuſtände in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts befriedigende Auskunft erhalten kann; ich benutze daher oft die

[1] Man kann es dem „Verſtorbenen" nicht verargen, daß er hier in nuce und meiſt mit denſelben Worten wiederholt, was bereits im erſten Theile ſeiner hinterlaſſenen Werke ausführlicher geſchrieben ſteht, da es ſchwer ſeyn möchte etwas Gediegneres über dieſen Gegenſtand zu ſagen. Der Herausgeber.

Gelegenheit mich mit ihm zu unterhalten und kehre ſelten ohne gute Belehrung heim. Nächſt ihm beſpreche ich mich jetzt viel mit dem wackeren Grafen Rüdiger von Starhemberg, den heldenmüthigen Vertheidiger Wiens, ein Mann von echtem deutſchen Schrot und Korn. Auch ſein damaliger Waffengefährte, der edle Herzog Karl von Lothringen, nimmt oft Theil an unſeren Converſationen, und hat durch ſeine Liebenswürdigkeit nach und nach alle die Vorurtheile vertilgt, die ich in Folge ſeines kraftloſen Benehmens im Feldzuge 1674 gegen ihn gefaßt hatte. Damals ſchmeichelte er ſich noch mit der Hoffnung, der Kaiſer werde ihn in das Erbe ſeiner Väter wieder einſetzen, das ihm Ludwig XIV. ſo ſchnöde vorenthielt, und glaubte deshalb zu größter Nachgiebigkeit gegen den kaiſerlichen Günſtling und Oberfeldherrn Bournonville ſich verpflichtet, bis endlich deſſen Schlechtigkeit offenbar wurde. Später aber als Herzog Karl ſich immer mehr überzeugte, daß Ludwig viel größere Mittel und Neigung habe noch mehr deutſche Länder in ſeine Gewalt zu bringen, als Leopold ſie ihm wieder zu entreißen, gab er jede Hoffnung auf und betrachtete ſich nur als General im Dienſte des Kaiſers. Von dieſer Zeit an ging in ſeinem ganzen Weſen eine merkwürdige Veränderung vor; er widmete ſich den Wiſſenſchaften und kriegeriſchen Studien mit noch größerem Eifer, zeigte bei vielen Gelegenheiten eine ſeltene Umſicht und Beharrlichkeit, und würde bei etwas mehr perſönlichem Ehrgeize noch Größeres vollbracht haben.

Kürzlich recapitulirten wir zuſammen die Hauptmomente des dreißigjährigen Krieges, mit den ſich daran knüpfenden politiſchen Folgen, und erkannten aufs Neue, welchen unermeßlichen Schaden die Fürſten Deutſchlands durch ihre damalige Selbſtſucht und Uneinigkeit unſerem armen Vaterlande zugefügt haben. Und welches waren die guten Folgen die aus jenem Kriege entſprangen? Sie ſind kaum durch ein Mikroſcop wahrzunehmen, und gleichen den verlornen Brodkrumen der Arbeiter unter den koloſſalen Trümmern eines zuſammengeſtürzten Pallaſtes. Die Eiferſucht und Feindſchaft unter den deutſchen Fürſten blieb dieſelbe, und wenn ſie ſich über Etwas verſtändigten, ſo betraf dies nur die Maßregeln zur Erpreſſung größerer Abgaben von ihren Unterthanen, um den Aufwand für die im Solde bleibenden Truppen zu erſchwingen, und einer eben ſo verderblichen als lächerlichen Prunkſucht zu fröhnen, die ſchon damals alle Schranken überſtieg, ſpäter aber immer weiter um ſich griff. Deutſchland glich einem blödſinnigen, an Händen und Füßen gelähmten Menſchen,

unfähig einen Willen zu haben noch weniger ihn durchzuſetzen. Nur in einzelnen Gliedern regte ſich einiges Leben, und wir dürfen es mit Stolz ſagen: es war unſer großer Kurfürſt der hier den Arzt machte; aber für die Wohlfahrt von ganz Deutſchland zu ſorgen, dazu fehlten ihm natürlich die Mittel, und ſo blieb jede Verbeſſerung im Staatsleben nur elendes Stückwerk.

Deutſchland hatte durch die traurigen Folgen jenes unheilſchwangeren Krieges ſo ſehr an aller politiſchen Bedeutung verloren, daß Frankreichs ehrgeiziger Beherrſcher nothwendig ein großes Uebergewicht erlangen mußte, und dieſes auch bald geltend zu machen ſuchte. Ludwig XIV. zog alſo den größten Vortheil aus dem dreißigjährigen Kriege, und ſeine Unverſchämtheit ging ſo weit, daß er an Leopolds Stelle deutſcher Kaiſer zu werden trachtete. Nachdem dieſes Projekt durch die ſtarken Widerſprüche der Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen geſcheitert war, brachte Ludwig eine Art Rheinbund zu Stande und warf ſich zum Schutzherrn eines großen Theiles von Deutſchland auf. Das Parlament trug ſchon damals darauf an, die Oſtgrenze Frankreichs bis an den Rhein vorzurücken, und das Streben Ludwigs und ſeines Miniſters Louvois war auch fortwährend darauf gerichtet. Deutſchlands Fürſten würden allein dies ſchwerlich gehindert haben, denn ihre Uneinigkeit war zu groß. Zum Glück gab es aber in den vereinigten Niederlanden einen Fürſten der, obſchon damals mit geringer Macht bekleidet, dennoch im hohen Selbſtgefühl erklärte: „eher werde er im letzten Graben ſterben, als ſich dem Könige von Frankreich unterwerfen.“ Es war der edle Wilhelm von Oranien.

Hätte Ludwig nicht zu viele Kriege gleichzeitig begonnen, und dieſelben überhaupt mit etwas mehr militäriſcher Umſicht geführt, ſo würde er bei den großen Vortheilen der Einheit des Willens doch am Ende ſeine Zwecke erreicht haben. Denn Spanien war bereits in gänzliche Ohnmacht verſunken, Holland wurde durch innere politiſche Spaltungen, England durch religiöſe Zwiſtigkeiten und Jakobs gänzliche Unfähigkeit zum Regieren abgehalten, den ferneren Angelegenheiten Europas die nöthige Aufmerkſamkeit zu widmen, und dem Streben Ludwigs nach einer Univerſalmonarchie in Zeiten Einhalt zu thun. Nur Schweden zeigte ſich thätig und machte von Zeit zu Zeit Verſuche, den früheren Einfluß auf Deutſchland wieder zu erringen, wodurch es mit Frankreich leicht in Conflikt gerathen konnte. Dagegen befanden ſich Polen und die Türkei bereits in einem Zuſtande

innerer Auflöſung, während Rußland in aller Stille ſich zu konſolidiren trachtete. Die ſüdliche Halbinſel Europas blieb ohne Einfluß und ſollte erſt ſpäter wieder zu einiger Bedeutung gelangen.

So war denn Deutſchland den Angriffen zweier unverſöhnlicher Feinde blosgeſtellt, die keine Gelegenheit vorbei gehen ließen ſich an unſerem Herzblute zu laben, nämlich die Türken und Franzoſen, und es giebt in unſerer Geſchichte kaum etwas Demüthigenderes, als die ſogenannte zweite Belagerung Wiens durch die Türken 1683, und die aus franzöſiſchem Uebermuthe anbefohlene Verheerung der Pfalz im Jahre 1689. Solche Ereigniſſe können wir Deutſche uns nicht oft genug in das Gedächtniß zurückrufen, da die Menſchen und folglich auch die Regierungen nur zu ſehr geneigt ſind, den Schein für Wahrheit zu halten und ſich in verderbliche Sicherheit einzuwiegen und ein Bundesſtaat wie der deutſche ſehr ſtarker Anregungen bedarf, um die zur Wahrung ſeiner politiſchen Selbſtſtändigkeit beſchloſſenen Maßregeln mit Energie durchzuführen. Laß mich alſo heute einige Augenblicke bei dieſen Ereigniſſen verweilen, mein Freund, den Grund dazu wirſt Du leicht errathen.

Kaiſer Leopold I. war ein tugendhafter, frommer und nebenbei auch ſehr gelehrter Fürſt, ſeiner hohen Stellung aber durchaus nicht gewachſen; überdies hatte die Kaiſerwürde in Deutſchland damals bereits alle Achtung verloren, und wurde höchſtens in Betreff der Hofetiquette an Reichstagen berückſichtigt. Sein Sohn Joſeph war noch ein zartes Kind von fünf Jahren, und ſein Vetter Karl II. von Spanien von ſo ſchwächlicher Geſundheit, daß man eine Nachkommenſchaft von ihm, oder ein langes Leben nicht hoffen zu dürfen ſchien.[1] Gründe genug, das bereits durch den weſtphäliſchen Frieden erſchütterte perſönliche Anſehen des Kaiſers im In- und Auslande immer mehr zu ſchwächen. Hierzu kam noch daß er in allen Dingen kraftlos handelte, die Reichsfürſten nicht zu Freunden, die Ungarn aber zu Feinden hatte und ihres gänzlichen Abfalls jeden Augenblick gewärtig ſeyn mußte.

Sultan Mahomed IV. ſtand ſeiner unkriegeriſchen und ausſchweifenden Lebensweiſe wegen noch viel weniger in der Gunſt ſeines Volkes,

[1] Karl II., geboren den 6. November 1661, war ſo überaus ſchwächlich, daß man ihn als kleines Kind in eine mit Baumwolle gefüllte Schachtel legen mußte, weil er ſelbſt die zarteſten Wickeln nicht ertragen konnte. Vor dem zehnten Jahre betrat er kein einzigesmal den Fußboden, ſondern ward bis dahin von den Damen des Pallaſtes umhergetragen.

Der Herausgeber.

und hatte ebenfalls manche feindlich geſinnte Partei zu fürchten. Der ehrgeizige und habſüchtige Großvezier Kara Muſtapha überredete ihn aber, daß ein gewaltiger Kriegszug nach Deutſchland und die Einnahme Wiens das beſte Mittel ſey, ſich in der Volksgunſt wieder zu befeſtigen und die geheimen Feinde zum Schweigen zu bringen. Dieſer Krieg wurde alſo beſchloſſen und Muſtapha zum Oberbefehlshaber ernannt. Mit 200,000 Mann, den zahlreichen Troß nicht gerechnet, zog derſelbe über Adrianopel nach Belgrad wo er den 12. Mai 1683 ankam. Seit langer Zeit hatte kein Sultan ein ſo zahlreiches, mit allen Kriegsbedürfniſſen reichlich verſehenes Heer nach Deutſchland geſendet, weshalb die Beſtürzung groß und allgemein war.

Vergeblich waren die Bemühungen des kaiſerlichen Geſandten, Grafen Caprara, das drohende Ungewitter durch Verhandlungen abzuwenden. Je eindringlicher deſſen Gegenvorſtellungen waren deſto übermüthiger wurden auch des Sultans Forderungen. Des Kaiſers Anſehen war bereits ſo tief geſunken, daß Mahomed die Unverſchämtheit hatte zu verlangen: „Oeſterreich ſolle der Pforte einen jährlichen Tribut zahlen, wegen der vorgenommenen Kriegsrüſtungen Entſchädigung leiſten, die Grenzfeſten ſchleifen, alles Land zwiſchen der Theiß und Waag an die Pforte abtreten, die Inſel Schütt, die Plätze Raab, Comorn, Szathmar, Murany, Trentſchin und Neutra dem Grafen Tököly, als künftigen Fürſten von Ungarn, übergeben und dieſem gleichen Rang wie dem Fürſten von Siebenbürgen zugeſtehen.“

Wenn noch jetzt jeder deutſche Mann nicht ohne tiefe Beſchämung dieſe Forderungen leſen kann, ſo darf man dabei auch nicht überſehen, daß dieſelben in der Macht des Sultans und der Ohnmacht des Kaiſers eine Art Rechtstitel fanden, denn in der Politik galt von jeher nur der Stärke trotzig Recht. Darin liegt aber eben das Schmachvolle für uns Deutſche daß, nachdem wir uns dreißig Jahre hindurch gegenſeitig und meiſt für fremdes Intereſſe zerfleiſcht hatten, immer noch keine Einigkeit in das Ganze kommen, kein gemeinſames Intereſſe Wurzel faſſen wollte. Kaum war der eine Krieg zu Ende, ſo ſuchte man wieder Anläſſe zu einem neuen Kriege. Einer ließ dabei den Anderen im Stiche, Jeder wollte im Trüben fiſchen und zog in dem gewagten Spiele doch immer den Kürzeren; nur Frankreich gewann dabei. Nächſtdem waren nur ſehr wenige Fürſten darauf bedacht die kaum verharrſchten Wunden zu heilen,

welche der Krieg ihrem Lande geſchlagen hatte. Die religiöſen Verfolgungen nahmen auf's Neue überhand; die Abgaben wurden immer drückender; für geiſtige und leibliche Wohlfahrt der Unterthanen geſchah wenig oder nichts; und wenn man auch ernſtlich daran dachte wenigſtens einigen deutſchen Ländern wieder einige Wehrhaftigkeit zu geben, ſo war man doch nicht ſehr umſichtig in der Wahl der Mittel und verſchwendete große Summen auf den Unterhalt von Söldnern, deren Kriegstüchtigkeit und Treue wenig Bürgſchaft leiſtete. Auf den Reichstagen wo das Wohl des Reiches berathen und geſichert werden ſollte, vertändelte man die Zeit mit lächerlichen Formalitäten, Luſtbarkeiten und Wortklaubereien. — Daß Kara Muſtapha von dieſen Zuſtänden genaue Kunde hatte iſt keinem Zweifel unterworfen, und hierauf gründete ſich ſein kühner Plan ein dem Sultan zinsbares Reich zu erwerben, ſich ſelbſt aber die neue Statthalterſchaft.

Die Hiobsbotſchaft von dem Friedensbruche des Sultans nöthigte den Kaiſer ſchleunige Hilfe von den deutſchen Fürſten zu fordern, auch ſchloß er ein Bündniß mit dem ritterlichen Könige von Polen, Johann Sobieski, welcher ihm 40,000 Mann zuzuführen verſprach. Der Kaiſer ſelbſt wollte 60,000 Mann ſtellen, als aber die Truppen am 1. Mai unweit Preßburg gemuſtert werden ſollten, zählte man nur 33,000 Mann mit 90 Geſchützen, der Reſt befand ſich noch zum Theil in entlegenen Provinzen, ſelbſt am Rheine. So war denn Leopold meiſt auf fremde unſichere Unterſtützung angewieſen. Wie viel Truppen Sobieski wirklich mitbringen werde, war bei dem bekannten Ungehorſam ſeiner Magnaten noch ſehr zweifelhaft; und von den deutſchen Fürſten ließ ſich ebenfalls ſchneller und kräftiger Beiſtand nicht erwarten, da ſich der Kaiſer um ihre Achtung gebracht hatte. Der edle Kurfürſt von Sachſen, Johann Georg III., war der einzige welcher allen Privatgroll vergaß und bei der erſten Aufforderung mit Beſtimmtheit erklärte: „man müſſe Kaiſer und Reich eiligſt und kräftig unterſtützen.“ Er entſchloß ſich, 12,000 Mann der beſten Truppen in Perſon gegen die Türken zu führen; ſeinem Beiſpiele folgte der junge Kurfürſt von Baiern, Maximilian Emanuel, der ein gleichſtarkes Contingent ſtellte, und die Stände von Würtemberg, Schwaben und Franken waren bald auch erbötig mit 9000 Mann ſich dem Zuge nach Wien anzuſchließen. So ſchwach war die Reichshilfe bei dieſer dringenden Gefahr! Aber konnte es nach den Erfahrungen, die der

Kurfürſt von Brandenburg und die norddeutſchen Stände einige Jahre früher am Rheine gemacht, wohl anders ſeyn?

Indeß mußte vor Ankunft dieſer Truppen doch etwas geſchehen, um den Türken zu zeigen daß man den im Uebermuthe hingeworfenen Fehdehandſchuh nach ritterlicher Weiſe aufzuheben entſchloſſen ſey. Der Kaiſer ernannte ſeinen Schwager, den Herzog Karl von Lothringen, zum Oberbefehlshaber der öſterreichiſchen Truppen, eine Wahl die in jeder Beziehung glücklich zu nennen war, und erwartete von deſſen Feldherrntalenten daß er wenigſtens die Hauptſtadt retten werde, deren Befeſtigung man eben ſo ſehr vernachläſſigt hatte als alle übrigen Sicherheitsanſtalten im Reiche. Charakteriſtiſch jedoch nicht ſehr erbaulich iſt der Auftrag, welchen der neue Feldherr vom kaiſerlichen Hofkriegsrathe erhielt. Mit den 33,000 Mann ſollte er die 200,000 Türken ſo viel als möglich am Vorrücken hindern; nach Comorn, Leopoldſtadt und Raab hinreichende Beſatzung werfen; die 65 Meilen lange Grenze von Pettau bis zum Jablunkapaſſe vertheidigen; Wien gegen jede feindliche Unternehmung ſichern, doch aber einer Schlacht nicht ausweichen wenn etwa der Feind ſie anbieten ſollte. — Man wird in der That verſucht zu glauben daß ein Jeder, der im Hofkriegsrathe Sitz und Stimme hatte, veranlaßt worden ſey dem Feldherrn irgend ein Verfahren anzurathen; daß man dann die verſchiedenen Rathſchläge zu Protocoll genommen, und dieſes in Geſtalt eines Operationsbefehls dem Herzoge zugefertigt habe; denn die Beſchränktheit kann ſo Verkehrtes nur zu Stande bringen wenn ſie — kollegialiſch handelt.

Herzog Karl erkannte die Unmöglichkeit ſo Widerſprechendes zu vollziehen, und that nur das Allernothwendigſte; er ſetzte Raab, Comorn und Preßburg in beſtmöglichſten Vertheidigungsſtand, und brach mit dem Heere gegen Gran auf, wich aber, nachdem er ſich überzeugt, daß dieſe Feſtung eine ſtarke türkiſche Beſatzung habe und der Großvezier bereits gegen Stuhlweißenburg im Anmarſche ſey, in ein verſchanztes Lager zwiſchen der Raab und der Rabnitz zurück, wo er an die Feſtung Raab ſich ſtützend das Weitere erwarten wollte. Doch entſendete der Herzog den Palatinus Eſterhazy mit 8000 Ungarn zur Beſetzung der Päſſe an der Waag, und den Fürſten Lubomirski mit 4000 ſchon früher eingetroffenen Polen gegen Trentſchin zur Deckung der nördlichen Grenze.

Der Großvezier war inzwiſchen bis Eſſegg vorgerückt wo er zwölf Tage raſtete. Eine ſolche Zeitverſäumniß würde ſehr zu tadeln ſeyn, hätte er

nicht die Schwäche ſeines Gegners gekannt, deſſen Verſtärkungen erſt nach Monaten eintreffen konnten. Nach einem ſo großen Marſche war auch ein langer Halt nöthig, um die Ankunft des Belagerungsgeſchützes zu erwarten, ohne welches man Wien doch nicht mit Erfolg hätte angreifen können. Ueberdies rechtfertigte Kara Muſtapha dieſen Aufenthalt durch die darauf begonnenen energiſchen Operationen. Denn anſtatt dem Rathe Tekélys zu folgen, welcher im Sinne unſerer heutigen Metheriker auf die Eroberung von Raab antrug, um vor der Fortſetzung des Marſches die rechte Flanke durch feſte Punkte geſichert zu haben (Neuhäuſel war ihnen in der Gewalt der Türken, entſchloß er ſich kurz zum Marſche gegen Wien und kehrte ſich wenig an die feindlichen Feſtungen, deren Beſatzungen bei ſolcher Uebermacht leicht im Zaume gehalten werden konnten. Einige Tauſend Tartaren, welchen 6000 Spahis zur Unterſtützung nachfolgten, umgingen den Neuſiedler See auf der Südweſtſeite und näherten ſich ſo dem Rücken der Stellung des Herzogs. Hätte dieſer eben von einer ganz neuen Theorie Kunde gehabt, nach welcher man gerade die Gegend am beſten vertheidigt in der man ſich nicht befindet (weil nach derſelben Anſicht die örtliche Vertheidigung nichts taugen ſoll, ſo würde er in ſeinem Lager hinter der Raab wahrſcheinlich ruhig ſtehen geblieben ſeyn. Der Herzog mag aber in dieſer Beziehung bereits ſolche Erfahrungen gemacht haben, denn er trat ohne Zögern den Rückzug an. Das Fußvolk ließ er durch die Inſel Schütt über Preßburg und das Marchfeld auf dem linken Donauufer nach Wien marſchiren; mit der Reiterei zog er auf dem rechten Ufer über Wieſelburg und Hainburg dahin. Hinter letzterem Orte warfen ſich die am Neuſiedler See vorbeigegangenen Tartaren und Spahis mit ſolchem Ungeſtüm auf den Vortrab der kaiſerlichen Reiterei, daß ein großer Theil des vorausgeſchickten reichen Gepäcks in ihre Hände fiel. Am folgenden Tage (8. Juli nahm der Herzog eine Stellung bei Fiſchament, das türkiſche Hauptheer überſchritt die Raab.

Als Kaiſer Leopold von dieſem Unfalle Meldung erhielt, verließ er mit ſeiner Familie die Stadt und ermahnte die Bürger zur hartnäckigſten Vertheidigung, indem er ihnen baldigen Entſatz verſprach. Die vorauseilenden Tartaren waren ſo kühn daß ſie, unbekümmert um die 8000 Reiter mit denen der Herzog bei Fiſchament ſtand, nicht nur bis Wien ſondern bis in die Gegend von Linz ſtreiften, in der Hoffnung den Kaiſer

gefangen zu nehmen, welcher jedoch seinen Weg auf dem linken Donauufer genommen hatte und dadurch der Gefahr entging.

Kaum war der Kaiser fort, so begann auch ein allgemeines Flüchten der reichen Bewohner Wiens, und es sollen in der kurzen Zeit eines halben Tages über 60,000 Menschen die Stadt verlassen haben. Befremdend ist das nicht wenn man erwägt, daß diese grenzenlose Bestürzung ihren Grund in der gänzlichen Vernächlässigung der Festungswerke und in der Schwäche der Besatzung hatte. Aber völlig unbegreiflich ist diese Vernachlässigung, da die Türken seit hundert Jahren im Besitze von Gran und Ofen geblieben waren, Wien also den Gefahren einer Belagerung fortwährend ausgesetzt war. Man hatte in der Palliſadirung der Contre-Escarpe nicht einmal die zahlreichen Lücken ergänzt, die Graben waren an manchen Stellen völlig ausgetrocknet, auf den Wällen standen nur 10 Geschütze!!!

Die ganze Besatzung von Wien bestand zu dieser Zeit nur aus 1000 Mann Fußvolk vom Regimente Kaiserstein, der sogenannten Stadtwache (Bürgersoldaten) und einigen hundert Artilleristen; das Fußvolk des Herzogs, durch Krankheiten und die zurückgelassenen Besatzungen bis auf 13,000 Mann geschwächt, war noch mehrere Tagemärsche zurück und seine Ankunft sogar problematisch; doch rückten 9 Schwadronen Küraſſiere schon am 9. Juli in die Stadt und beruhigten durch ihr Erscheinen die Gemüther in etwas. Aber es gab in Wien einen Helden, der unter solchen Umständen mehr galt als die stärkste Besatzung, nämlich den Feldzeugmeister Grafen Rüdiger von Starhemberg, damals 48 Jahr alt, welchen der Kaiser zum Commandanten ernannt hatte. Durchgreifend, kräftig fast bis zur Härte, in seinen Befehlen bestimmt und kurz, war er ganz der Mann dessen die bedrängte Stadt in so gefährlicher Lage bedurfte. Ihm zur Seite stand ein Rath von vier höheren Staatsbeamten.

Sobald Leopold seine Residenz verließ, begann auch Starhembergs außerordentliche Thätigkeit. Die wehrhaften Bürger wurden am Fliehen gehindert, bewaffnet und in Compagnien vereint, ihnen schlossen sich die Studenten und zurückgebliebenen Hofbedienten an, woraus ein Corps von 8000 Mann gebildet wurde. Alles was nur zur Handarbeit tauglich war, selbst Geistliche, Weiber und Kinder, mußte Hacke, Axt, Schaufel und Schubkarren zur Hand nehmen, die Palliſadirungen, Bettungen und Wälle in Stand setzen, das Pflaster aufreißen, Vorräthe in Sicherheit

bringen, Lebensmittel herbeiſchaffen u. ſ. w. Starhemberg ſelbſt, alle höhere Offiziere und der vornehmſte Adel, legten dabei Hand ans Werk und befeuerten die Menge durch ihr Beiſpiel zur angeſtrengteſten Thätigkeit. Bereits am 16. Juli ſtanden 300 Geſchütze auf den Wällen, auch kam vor der Einſchließung Wiens ein Munitionstransport von Krems an, wodurch einem ſehr gefühlten Bedürfniſſe abgeholfen wurde.

Zum großen Glücke für die armen Wiener hatte Kara Muſtaphas Energie bald wieder nachgelaſſen, denn er brauchte 7 Tage, um die nur 16 Meilen lange Strecke von der Raab bis Wien zurückzulegen, und erſchien mithin erſt am 14. Juli vor der Hauptſtadt, wo er mit dem größeren Theile ſeines Heeres bereits am 12. eingetroffen ſeyn konnte, wenn es ihm darum zu thun war das Fußvolk des Herzogs Karl, welches erſt am 13. eintraf, von Wien abzuſchneiden. Dieſe Verſäumniß wurde ihm verderblich, denn die Beſatzung wuchs dadurch auf 22,000 Mann Fußvolk einſchließlich der Bürgertruppen. Der Herzog blieb mit der Reiterei bis zum 16. in der Leopoldſtadt, ging aber an dieſem Tage auf das linke Donauufer, warf die Brücke hinter ſich ab und marſchirte nach dem Biſamberge, um das Marchfeld im Auge zu haben. Ein türkiſches Streifcorps ſchwamm jedoch durch die Donau, griff des Herzogs Nachtrab an und brachte ihm einigen Verluſt bei, der leicht vermieden werden konnte, wenn man ſo etwas für möglich gehalten hätte. Als die Spahis von der „Spinnerin am Kreuz“ gegen die ſüdlich gelegenen Vorſtädte anrückten, ließ Graf Starhemberg dieſelben in Brand ſtecken. Aber dieſe Vorſichtsmaßregel hätte beinahe den Fall der Hauptſtadt verurſacht. Ein Sturmwind trieb die Flammen aus der noch brennenden Roßau in den Schottenhof; dieſer wurde ebenfalls vom Feuer ergriffen und brannte mit Kirche und Kloſter nieder. Der Brand näherte ſich jetzt dem Zeughauſe, in welchem große Pulvervorräthe lagerten. Schon wurde der dahin führende von der heißen Juliſonne ausgetrocknete hölzerne Verbindungsgang mit Funken bedeckt. Die Gefahr einer gewaltigen Exploſion war dringend, und dieſe würde jede ernſte Vertheidigung unmöglich gemacht haben. Da eilte der junge Guido von Starhemberg, der nachmalige berühmte Feldherr und damals noch Hauptmann, herbei und begoß die nächſten Pulvertonnen mit Waſſer. Mit dem Degen in der Fauſt zwang er die Arbeiter ihm in dieſer gefährlichen Arbeit beizuſtehen, ließ die zur Pulverkammer führenden Fenſter zumauern, und wich nicht eher vom Platze als bis

wenigſtens die größere Gefahr beſeitigt war, und der Bürgermeiſter Liebenberg (zugleich Oberſt der Bürgertruppen) die weiteren Sicherheitsanordnungen traf. Im Volke war damals die Meinung vorherrſchend, das Feuer im Schottenhofe ſey durch Uebelthäter entſtanden, welche durch die im türkiſchen Heere befindlichen Ungarn hierzu veranlaßt worden wären. In der That wurde auch ein in Weibertracht herumſchleichender Jüngling ergriffen, vom Volke aber ſogleich zerriſſen.

Es iſt nicht meine Abſicht, Dir mein Freund, den ganzen Verlauf der nun beginnenden Belagerung hier nochmals ins Gedächtniß zu rufen. Aber die vertraulichen Mittheilungen der Zeitgenoſſen über die allgemeineren Verhältniſſe und einzelne Vorfälle ſind von der Art, daß ich ſie Dir nicht vorenthalten mag; die Nutzanwendung wird ſich leicht von ſelbſt ergeben, und ich begnüge mich nur einige allgemeine Betrachtungen an jene denkwürdigen Ereigniſſe zu knüpfen.

Die Angriffe der Türken, hauptſächlich zwiſchen dem heutigen Burg- und Schottenthore, waren überaus ungeſtüm, doch fehlte es ihnen an geſchickten Ingenieuren, und die Verzweigung ihrer Annäherungsgraben entſprach nicht immer dem Zwecke; auch ihre Minen, wovon ſie häufigen Gebrauch machten, hatten ſelten die beabſichtigte Wirkung. Deſto heftiger waren die wiederholten Sturmangriffe. Nachdem aber der vierzigſte Tag verfloſſen war, welchen Zeitraum der Koran als die längſte zuläſſige Dauer einer Belagerung bezeichnet, und die gemachten Fortſchritte noch keineswegs dem gewünſchten Erfolge entſprachen, wurden die Janitſcharen von Kleinmuth befallen und wollten durchaus nicht wieder an die Blutarbeit gehen. Sie kündigten ſogar den Gehorſam auf, und konnten nur dadurch zur Erfüllung ihrer Pflicht zurückgebracht werden, daß der Großvezier und ſeine erſten Paſcha's ihre Zelte in den Laufgraben ſelbſt aufſchlugen, worauf Beſchießung und Stürme mit neuer Wuth begannen.

Die Vertheidigung zeigte ſich hier dem Angriffe faſt überlegen, obſchon Starhemberg mit ungewöhnlichen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte. Vom Anfange an mit nur wenigen Ingenieur- und Artillerieofficieren verſehen, verlor er die beſten davon ſehr früh; ſeine ohnehin nicht ſehr gefüllten Pulvermagazine waren durch ausbrechende Feuer mehrmals in Gefahr aufzufliegen, und konnten nur mit größter Anſtrengung gerettet werden; Zufuhr von Munition war nach Beſetzung der Donauinſeln durch die Türken nicht mehr zu erwarten. Endlich koſtete die Abwehr ſo vieler

heftiger Stürme ſehr viel Menſchen, die durch Minen gelegten Breſchen wurden aber immer größer. Dagegen blieb der gute Geiſt der Soldaten und Bürger unausgeſetzt derſelbe; ja die Kampfluſt der letzteren nahm mit der Größe der Gefahren ſo ſehr zu, daß ſie oft Ausfälle auf eigene Hand machten, und Starhemberg ſich genöthigt ſahe dergleichen freiwillige Unternehmungen bei Todesſtrafe zu verbieten. Nicht minder ſtreng war er bei Vernachläſſigungen. Ein Lieutenant, der während ſeines Wachdienſtes die Türken nicht gehindert hatte ſich am Fuße der Löwelbaſtei einzugraben, erhielt die Wahl, entweder mit nur 24 Mann den Feind aus dieſer Stellung zu vertreiben, oder von Henkershand zu ſterben. Er zog das erſtere vor und ſtarb bei dieſem Ausfalle den Heldentod.

Auch der Herzog von Lothringen löste ſeine Aufgabe mit eben ſo vieler Geſchicklichkeit als Erfolg. Es lag ihm ob die Türken an jeder wirkſamen Unternehmung auf dem linken Donauufer zu hindern, und die Annäherung der Entſatztruppen zu ſichern. Da ſeine Nähe den Türken höchſt unbequem war, ſuchten ſie ihn bald zu vertreiben; doch ſchlug er nicht nur alle Angriffe ab, ſondern überfiel ſogar den Grafen Tökölh, welcher den Polen entgegengehen ſollte und ſich bereits Preßburgs bemächtigt hatte, nun aber zum Rückzuge gegen die Waag genöthigt wurde.

Während dieſer Ereigniſſe rüſtete ſich Sobieski zu dem verſprochenen Hilfszuge. Aber der Mangel an Geld, der Ungehorſam vieler ſeiner Unterbefehlshaber, die aus den entlegenen Provinzen herbeizueilen ſäumten, die Betrügerei eines gewiſſen Menzynski, der ihm zerlumptes Bauernvolk ſtatt der verlangten Koſaken und überdies in ſehr geringer Anzahl ſendete; vielleicht auch der Glaube daß die Gefahr Wiens noch nicht ſo groß ſey, da der Kaiſer ſich mehr mit Feſtſtellung des gegen den polniſchen Wahlkönig zu beobachtenden Ceremoniels, als mit dem ſchnellen Entſatze ſeiner Hauptſtadt zu beſchäftigen ſchien — Alles dies zuſammengenommen verzögerte den Aufbruch der Polen ungemein, und als endlich die Mahnungen dringender wurden, entſchloß ſich der König mit den vorhandenen 25,000 Mann abzumarſchiren. Er kam den 25. Auguſt mit der Vorhut bei Olmütz, den 4. September bei Tuln an der Donau an, wo unter dem Schutze des Herzogs von Lothringen Brücken gebaut wurden; zwei Tage ſpäter trafen die übrigen Truppen unter dem Fürſten Jablonowski ein, aber die 25,000 Polen hatten ſich durch Deſertion bereits auf 18,000 vermindert,

ſo groß war damals ſchon die Demoraliſation dieſes Heeres.[1] Tags darauf erſchienen auch die Sachſen, Baiern und übrigen Reichstruppen, zuſammen gegen 30,000 Mann, welche die Donau bei Krems überſchritten hatten. Mit Einſchluß der Oeſterreicher, welche Herzog Karl und andere Generale herbeiführten, erhielt das zum Entſatze beſtimmte Heer die Stärke von ungefähr 80,000 Mann (zur größeren Hälfte Reiterei) mit 186 Geſchützen. Brandenburgiſche und andere Truppen waren noch auf dem Marſche, kamen aber erſt nach dem Entſatze an. Der König von Polen übernahm den Oberbefehl; der Kaiſer wurde zwar erwartet, blieb aber außen, würde auch durch ſeine Gegenwart mehr geſchadet als genützt haben, denn die Zahl der anweſenden Fürſten, die ſich theils als Unterbefehlshaber, theils als Freiwillige oder Zuſchauer beim Heere befanden, war ohnehin ſchon übergroß.

Kara Muſtapha hatte inzwiſchen nichts gethan, den Uebergang ſeiner neuen Gegner und ihre Vereinigung am rechten Donauufer zu hindern oder auch nur zu ſtören, obſchon Tuln kaum vier Meilen von ſeinem Hauptquartiere entfernt war. Ja er hatte nicht einmal ſein Lager verſchanzen laſſen, nachdem das Anrücken der Gegner ihm bekannt wurde. Er begnügte ſich die Stürme auf Wien mit aller Energie fortzuſetzen, und ließ die Bewegungen des Entſatzheeres durch ſeine Tartaren beobachten. Hätte der Großvezier mit der Hauptmacht die ſtarke Stellung bei Kloſter Neuburg und am Kahlenberge bezogen, was er bei ſeiner großen Uebermacht und der ſehr geſchwächten Beſatzung Wiens ohne Nachtheil thun konnte, ſo ſtanden die Sachen für ihn gar nicht übel. Statt deſſen hielt er am 7. September Muſterung, fand ſein Heer nach Abzug der Entſendungen noch 168,000 Mann ſtark, und verfiel nun wieder in die alte Sicherheit. Für dieſe Geringſchätzung aller Kriegsgebräuche wurde er gebührender Maßen beſtraft.

In Wien ſchwebte man ſeit dem 5. September in wahrer Todesangſt, denn die Vertheidigungskräfte und Mittel waren faſt erſchöpft und die Hilfe ſchien noch fern. In der Nacht zum 7. verkündeten endlich die aufſteigenden Signalraketen die Ankunft der Retter. Aber es währte noch lange

[1] Nach Wagners (lateiniſcher) Geſchichte Leopolds des Großen, der ſehr genau in Zahlen iſt, ſollen die Polen in der Schlacht am Kahlenberge nur noch 12.000 Mann zu Fuß und 3000 Reiter ſtark geweſen ſeyn, wahrſcheinlich aber ohne die noch 3000 Reiter ſtarke Schaar von Lubomirski.

Der Herausgeber.

ehe ſie ſich bemerkbar machten, weshalb Starhemberg durch ſeine geheimen Boten den Herzog von Lothringen dringend erſuchen ließ, „ja keine Zeit mehr zu verlieren, denn man befände ſich bereits in der höchſten Noth.“ Die Gefahr wuchs auch wirklich mit jedem Augenblicke, und noch längere Verzögerung hätte Wiens Verluſt unfehlbar herbeigeführt.

Endlich ſchlug die Stunde der Befreiung. Das Entſatzheer war bereits am 11. September bis an den Fuß des Kahlenberges vorgegangen, wollte dieſen waldigen von Schluchten und Hohlwegen durchſchnittenen Höhenzug am folgenden Tage überſchreiten und den 13. den Türken eine Schlacht liefern. Kara Muſtapha hatte es aber doch rathſam gefunden ſich endlich der benachbarten Höhen zu bemächtigen, und ſtand den Verbündeten mit 130,000 Mann zwiſchen Nußdorf und Dornbach bereits gegenüber. Sobieski's Heer ſtieß daher ſchon am 12. früh auf den Feind, und es begann auch ſogleich der Angriff auf welchen man zum Glück nicht ganz unvorbereitet war.

Das verbündete Heer ſtellte ſich in zwei Treffen auf und hatte noch ein drittes in Reſerve. Reiterei und Fußvolk waren untermiſcht um ſich beſſer unterſtützen zu können, was man den Türken gegenüber damals faſt zu allen Zeiten beobachtete. So lange man ſich noch in dem durchſchnittenen Terrain befand ſollte das Fußvolk vorangehen, die Reiterei aber in der Ebene hauptſächlich deſſen Flanken decken. Der linke Flügel rückte an der Donau vor, ſollte den erſten Angriff machen, ſich Wiens ſo viel als möglich zu nähern ſuchen und wenigſtens eine hinreichende Verſtärkung hineinwerfen, wenn es nicht gelänge die Türken aus dem Felde zu ſchlagen. Dieſer Flügel beſtand deshalb aus den Truppen des Kaiſers, denen Lubomirski's Reiter auch jetzt noch zugetheilt blieben; dann ſchloſſen ſich rechts die Sachſen, Baiern und übrigen Reichstruppen an, welche ſonach die Mitte bildeten; die Polen hatten den rechten Flügel. Eine ganz ſtrenge Scheidung der Contingente darf jedoch nicht vorausgeſetzt werden, und es ſcheint damals in der Schlachtordnung verbündeter Heere Regel geweſen zu ſeyn, jedem einzelnen Contingente einige fremde Truppentheile beizufügen. Noch verdient erwähnt zu werden daß der König das Terrain, welches ihm zum Schlachtfelde dienen ſollte, in Perſon vorher ſorgfältig recognoſcirt und hierauf faſt 36 Stunden verwendet hatte. Auch traf er Vorkehrungen daß die Wege in etwas beſſeren Stand geſetzt wurden. Ueber die vielen durch den anhaltenden Regen angeſchwollenen Waldbäche

wurden ſogar Brücken geſchlagen. — Die Türken nahmen von dieſen Vorarbeiten nicht die geringſte Notiz und veränderten nur ihre Front; ſie ſchätzten die Deutſchen zu gering um ſich in dem Wahnglauben irre machen zu laſſen, daß ein ſo bunt zuſammengeſetztes Heer ihnen gefährlich werden könne, und ſcheinen von deſſen ſchneller Ueberwindung im Voraus überzeugt geweſen zu ſeyn.

Die Schlacht begann früh 8 Uhr auf den Höhen bei Nußdorf und nahm gleich einen ſehr mörderiſchen Charakter an, weil die Türken die von ihnen beſetzten Höhen und Dörfer mit großer Hartnäckigkeit vertheidigten. Hauptſächlich waren es die Sachſen welche hier, unter Anführung des Feldmarſchalls von der Golz und unter den Augen ihres Kurfürſten, einen überaus heftigen Kampf ſieben Stunden lang zu beſtehen hatten, und Beweiſe von ausgezeichneter Tapferkeit an den Tag legten, wobei ſie von den Oeſterreichern nur theilweiſe unterſtützt werden konnten. Doch behaupteten ſie die mühſam errungenen Höhen. Die weiter rechts vorrückenden Truppen kamen erſt gegen Mittag, die Polen ſogar erſt um 2 Uhr ins Gefecht, da ſie auf ihrem Wege mit großen örtlichen Hinderniſſen zu kämpfen hatten. Sobieski führte ſeine Reiterei ſogleich zum Angriffe, konnte aber ungeachtet ihrer bekannten Tapferkeit die dichten Maſſen der Türken nicht überwältigen und wurde bis in die Defiléen zurückgeworfen. Ohne die außerordentliche Standhaftigkeit einiger dem rechten Flügel zugetheilten öſterreichiſchen, bairiſchen und fränkiſchen Bataillone, welche der Verfolgung der Türken Schranken ſetzten, würde dieſer Flügel in große Bedrängniß gekommen ſeyn, doch trat deſſen ungeachtet eine ſehr gefährliche Kriſis ein.

Herzog Karl zeigte ſich aber in dieſem Momente als umſichtiger Feldherr. Er brachte es durch ſeinen perſönlichen Einfluß bei dem Kurfürſten von Sachſen dahin, daß dieſer ſogleich energiſche Befehle an die Mitte gab, in Verein mit dem linken Flügel eine allgemeine Angriffsbewegung auszuführen. Die Sachſen waren hier abermals Diejenigen, welche mit größter Kühnheit vordrangen, doch wetteiferten Oeſterreicher und Baiern mit ihnen, und es zeichneten ſich namentlich ſämmtliche Dragoner ſehr rühmlich aus, da ſie zu wiederholten Malen abſaßen und die vorliegenden Angriffspunkte, denen zu Pferde nicht beizukommen war, mit Todesverachtung erſtürmen halfen. Es gelang daher den allgemeinen Anſtrengungen der Deutſchen, Nachmittags 5 Uhr bis in die Nähe von Wien

vorzudringen, wo der tapfere Prinz Ludwig von Baden an der Spitze der österreichischen und sächsischen Dragoner bei dem Schottenthore die Verbindung mit der Besatzung herstellte, die hier einen kräftigen Ausfall machte.

Die Unordnung in den türkischen Heerhaufen wurde dadurch so groß, daß der Großvezier seinem rechten Flügel bedeutende Verstärkungen zuschicken mußte. Hierdurch bekam auch Sobieski wieder etwas Luft, und nachdem die deutsche Reiterei seines Flügels und die der Mitte endlich auch herbei gekommen war, wiederholte er seine Angriffe die dieses Mal vom glänzendsten Erfolge gekrönt wurden. Unaufhaltsam rückte der König, von dem deutschen Fußvolke kräftig unterstützt, über Dornbach gegen Herrenhals vor, und drang in das türkische Lager ein wo Alles die Fluch ergriff.

Das sind die Hauptmomente der Schlacht durch welche Wien befreit wurde. Die Besatzung dieser Stadt hatte auch an diesem Tage bis Mittags die heftigsten Angriffe zu bestehen gehabt die aber dann bald nachließen. Ihr Verlust während der ganzen Belagerung betrug über 7000 Todte und eben so viel Verwundete; die Bewohner verloren gegen 20,000 Menschen, die Mehrzahl durch Hunger und Krankheiten. Die Türken hatten in den 63 Tagen vor Wien durch das sehr wirksame Feuer der Belagerten und in Folge der abgeschlagenen Stürme 35,000 Mann verloren, in der Schlacht selbst aber nur etwa 10,000 Mann. Desto größere Verluste erlitten sie jedoch auf dem Rückzuge nach der Raab, und es fielen nicht nur das ganze Lager mit seinem orientalischen Luxus, sondern auch das Gepäck, der größte Theil des Geschützes und ungeheure Kriegsvorräthe in die Gewalt der Sieger. Das türkische Heer würde bei zweckmäßiger Benutzung dieses glänzenden Sieges vernichtet, und ihm auf lange Zeit hinaus der Muth benommen worden seyn das blutige Waffenspiel mit den Deutschen wieder zu versuchen, wären nicht gleich darauf Mißhelligkeiten im verbündeten Heere eingetreten, welche energische Maßregeln unmöglich machten. Diese partie honteuse mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecken zu wollen, würde ein Verrath an Deutschlands Fürsten und Kriegern seyn, dessen sich kein Geschichtschreiber jemals schuldig machen sollte. Laß' mich also noch einen Augenblick dabei verweilen.

Wie schon gesagt der Kaiser war bei der Schlacht nicht zugegen, und kam erst zwei Tage nachher von Linz zu Schiffe an. Darüber wird ein

Kriegskundiger nicht mit ihm rechten, denn seine Gegenwart würde dem Könige als Oberfeldherrn nur lästig gewesen seyn. Aber Leopolds Benehmen gegen die Retter seiner Hauptstadt und seines Reichs gränzt fast an Undankbarkeit. Wir wollen nicht untersuchen ob der König von Polen, der Kurfürst von Sachsen oder der Herzog von Lothringen den größten Antheil an dem glücklichen Erfolge gehabt habe, waren sie doch selbst darüber weder in Zweifel noch in Uneinigkeit, da die beiden Letzteren dem Ersteren freiwillig den größten Ruhm beimaßen, obwohl derselbe so unbestritten nicht seyn dürfte, indem das polnische Fußvolk gar nichts leistete und die Reiterei sich werfen ließ, die Polen überhaupt nur ein Fünftel des ganzen Heeres ausmachten. Aber die ganze Anordnung zum Entsatz war doch das Werk Sobieski's, diese Anordnung war gut, sie war selbst schon im Geiste unserer Zeit und entsprach dem Zwecke vollkommen; das ist Verdienst genug um die gute Sache, und es mußte dem Könige auch glänzend dafür gedankt werden. Im Herzen hat dies Leopold gewiß gewollt; doch seine Rathgeber dachten wie verknöcherte Hofleute denen jedes edle Streben unbekannt geblieben ist. Die Beschränktheit des Geistes in der Umgebung des guten Leopold ging so weit, daß man mehr Zeit brauchte sich zu berathen: „mit welchen Formalitäten Kaiserliche Majestät den polnischen Wahlkönig zu empfangen habe," als Dieser selbst gebraucht hatte mit seinen fürstlichen Unterfeldherren den Angriffsplan zu besprechen. Der edle Herzog von Lothringen, welcher sich auch in jenem Rathe befand und bei der Bewerbung um die polnische Krone Sobieski's Nebenbuhler gewesen war, gab damals auf Befragen des Kaisers die schöne Antwort: „man müsse den König mit offenen Armen empfangen, weil er das Reich gerettet habe." Die Anderen dachten aber engherzig und der Kaiser glaubte seiner Würde etwas zu vergeben, wenn er — allzufreundlich sey.

Nach langen Debatten, die selbst dem Könige von Polen nicht fremd blieben, wurde denn endlich für den 15. September eine Art Heerschau verabredet, bei welcher Leopold gelegentlich seinen Dank aussprechen wollte. Man kann es Sobieski nicht verargen, daß auch er als Monarch einiges Selbstgefühl äußerte und seine Truppen bei dieser Heerschau den Deutschen nicht zur Seite sondern gegenüber stellte; war er doch ein Verbündeter des Kaisers, der die Unterwürfigkeit eines Vasallen zu zeigen keinen Grund hatte. Als Leopold vor der Front seiner Truppen erschien ritt ihm der Polenkönig entgegen; Beide begrüßten sich und wechselten

einige lateiniſche Worte mit einander, worauf Sobieski ſeinen Sohn Jakob dem Kaiſer vorſtellte, der nach deſſen Hand griff um nach damaliger Sitte ſie zu küſſen. Da aber Leopold nur leichthin mit dem Kopfe nickte und nicht einmal, was die Sitte doch auch gebot, den Hut lüftete, fühlte ſich der König tief gekränkt, richtete, um wenigſtens den Scandal zu vermeiden, noch einige gleichgiltige Worte an den Kaiſer, warf dann ſein Pferd herum und ſprengte mit ſeinem Gefolge davon. Leopold ließ ſich hierauf durch den Fürſten Jablonowski zu den polniſchen Truppen führen, die er aber eben ſo wenig eines Dankes würdigte als ihrem heldenmüthigen Anführer in der Schlacht. Was Andere über herzliche Umarmungen und halbſtündige Unterredungen zwiſchen beiden Fürſten berichtet haben, iſt nur erdichtet um Leopolds Undankbarkeit minder auffällig zu machen; was ich Dir hier darüber mittheile habe ich aus dem Munde des Königs ſelbſt.[1]

Du kannſt leicht denken daß den übrigen Fürſten kein größerer Dank zu Theil ward, denn der Kaiſer betrachtete die geleiſteten Dienſte als ſchuldige Reichspflicht. Der Kurfürſt von Sachſen, welcher durch ſeine loyale Bereitwilligkeit zum Beiſtande damals den Ton angegeben hatte, der Erſte auf dem Platze, der Thätigſte auf dem Schlachtfelde geweſen war, und ſelbſt nach dem Siege an der Spitze einer kleinen Reiterſchaar durch einen Arm der Donau ſchwamm, um türkiſche Reiter an der Niedermetzelung chriſtlicher Gefangenen zu hindern; war durch die geringſchätzende Behandlung des Kaiſers, der den deutſchen Hilfstruppen nicht einmal die nöthigen Lebensmittel verabreichen ließ, ſo erbittert, daß er ſein perſönliches Wegbleiben von der Heerſchau ſehr leicht entſchuldigen ließ, und gleich darauf mit den ſächſiſchen Truppen ohne Angabe eines Grundes abmarſchirte. Der noch ſehr jugendliche Kurfürſt von Baiern und die übrigen deutſchen Fürſten wurden kaum beachtet. Selbſt der Herzog von Lothringen hatte ſich keines beſonderen Dankes zu erfreuen. Nur Starhemberg wurde mit der Feldmarſchallswürde, mit Geldgeſchenken und anderen Gunſtbezeigungen belohnt, als ſey er allein der Verdienſtvolle geweſen.

Zu allen Zeiten, wo die Herren der Erde einen übergroßen Werth auf äußerliche Verehrung legten, waren ſie auch von einer Schaar Schmarotzern

[1] Iſt auch bereits geſchichtskundig, und in Dr. Lochners gekrönter Preisſchrift über die Theilnahme Sobieski's an der Befreiung Wiens zu leſen.

Der Herausgeber.

umgeben, welche mit eiferſüchtigen Augen darüber wachten, daß dieſe äußere Ehrfurcht nicht in Abnahme komme, ſondern wo möglich noch geſteigert werde und in knechtiſche Unterwürfigkeit ausarte. Alles was die niedrigſte Schmeichelei nur erſinnen kann, wurde von dieſen dem unmittelbarſten Hofdienſt angehörigen Menſchen angewendet, um den Glanz des Thrones zu vermehren und die Scheidewand zu erhöhen, welche die Staatswürdenträger von der Perſon des Monarchen trennte. Bei Fürſten von edlem und erhabenen Charakter, zumal bei Denen die neben dem Herrſcherſtabe auch den Feldherrnſtab führten, war der Nachtheil dieſes erbärmlichen Formenweſens gering, denn das Leben im Kriege, die Theilung der Beſchwerden und Gefahren erhebt den Geiſt über ſolche Erbärmlichkeiten. Anders aber verhielt es ſich bei Solchen, deren Sinne durch den ihnen fortwährend geſtreuten Weihrauch umnebelt waren. Wer bei ihnen leichten Zutritt haben und guter Aufnahme ſich erfreuen wollte, mußte den Dienern ſchmeicheln ſie wohl gar beſchenken. Die Unverſchämtheit der Letzteren ging oft ſo weit, daß ſie es als eine Gunſtbezeugung angeſehen wiſſen wollten, wenn ſie gegen andere ihre einfache Schuldigkeit thaten. Selbſt ohne alles wahre Verdienſt, waren ſie hauptſächlich den Verdienſtvollen abhold, und ſie feierten ihren höchſten Triumph wenn es ihnen gelang, den ſchon durch Geburt hochgeſtellten Kriegshelden durch allerhand Machinationen einigen Abbruch bei Anerkennung ihrer Verdienſte zu thun.

Doch nun zu etwas Anderem. Die übermüthigen Türken waren vorläufig abgefunden, da aber der erwähnte Undank des Kaiſers den Eifer ſeiner Verbündeten erkaltete, kamen jene bald wieder und man mußte ſich noch mehrere Jahre mit ihnen herumquälen, ehe ſie zu Paaren getrieben werden konnten, was nicht ohne bedeutende Schwächung der eigenen Kräfte möglich war. Dieſe Schwächung benutzte Ludwig, ungeachtet eines erſt kürzlich abgeſchloſſenen zwanzigjährigen Waffenſtillſtandes, zu einem neuen Kriege gegen den Kaiſer, welcher ohne vorangegangene Kriegserklärung mit einer beiſpielloſen Verheerung der Pfalz begann, die alſo nicht als eine nothwendige Kriegsmaßregel erſcheint, wohl aber als die größte Demüthigung angeſehen werden muß, welche Deutſchland von ſeinen fränkiſchen Nachbarn ſich jemals hat gefallen laſſen müſſen. Man höre, erröthe vor Schaam und zittere zugleich vor Zorn.

Im September 1688 rückten die Franzoſen unter dem Marſchall Dûras, teufliſchen Andenkens, in die Pfalz ohne irgend einen politiſchen

Grund anzugeben. Der Kaiſer verfolgte damals ſeine beſonderen Zwecke gegen die Türken und Ungarn, wobei die gutwilligſten Reichsfürſten ihn kräftig unterſtützten. Das deutſche Reich befand ſich ſonach ohne Schutz, ein Zuſtand der leider nur zu oft wiederkehrte.

Am 1. Oktober ergab ſich Worms unter Bedingung, daß in Staats- und Kirchenſachen Alles ungekränkt bleibe und nur 300 Mann einrücken dürften, für welche Frankreichs König Wohnung und Koſt zu vergüten habe. Statt 300 zogen ſogleich 1400 Soldaten ein, die Entſchädigung unterblieb, alle öffentliche Gelder wurden dagegen von den Franzoſen in Beſchlag genommen. Allen Verträgen zum Hohn ſprengte man die Feſtungswerke, ſchaffte die Kriegsvorräthe nach Landau, und vernichtete was nicht fortzubringen war. In Speier verfuhren die Franzoſen auf gleiche Weiſe, und die armen Pfälzer mußten dulden was zu hindern nicht in ihrer Gewalt ſtand. Aber dies ſollte nur ein kleines Vorſpiel ſeyn.

Am 23. Mai 1689, nachdem der Krieg bereits erklärt war, verſammelte der Kriegsintendant la Fond in Speier den Magiſtrat nebſt mehrern angeſehenen Bürgern, und machte ihnen bekannt: daß die Stadt binnen ſechs Tagen von allen Einwohnern geräumt werden müſſe. Als Grund wurde angegeben, es ſey die Räumung Speiers und vieler anderen Orte nothwendig um den Feinden Frankreichs alle etwanige Unterſtützung zu entziehen. Nun eilten zwar Bevollmächtigte der Stadt ſogleich zum Marſchall Türas, um die Nichtigkeit des Vorwandes darzuthun und das Unglück von der Stadt abzuwenden, aber vergebens, der Marſchall ſchützte beſtimmte Befehle des Königs vor, denen genau nachgekommen werden müſſe. Die unſchuldigen Einwohner mußten nun ihre Heimath verlaſſen und fanden in der Nähe weder Obdach noch Zuflucht; ſelbſt die Mitnahme ihres beweglichen Eigenthums war in ſolcher Eile und Bedrängniß kaum möglich, es mußte faſt Alles zurückgelaſſen oder um Spottpreiſe an die habſüchtigen Eindringlinge verkauft werden. — Worms hatte ein ähnliches Schickſal.

Das Maß des Unglücks war aber noch nicht voll, denn vier Tage ſpäter erklärte General Montclar: er habe Befehl erhalten die Stadt Speier nebſt allen Kirchen und Klöſtern in Brand zu ſtecken. In Worms wurde dieſelbe Eröffnung gemacht. Alle Vorſtellungen und Bitten um Schonung dieſer Städte waren fruchtlos, man wies die Wehklagenden an den Oberbefehlshaber des franzöſiſchen Heeres, Herzog von Crequi,

welcher ihnen den kurzen Bescheid gab: der König will es. Zugleich zeigte er ihnen eine Liste von zwölfhundert Städten und Dörfern in den Rheinlanden die alle noch verbrannt werden müßten, weil sich die Deutschen mit dem Prinzen von Oranien gegen den katholischen König Jakob von England verbunden hätten. Französischer Seits, wurde ironisch hinzufügt, sey ein solches Verfahren gegen Irrgläubige nicht weniger nothwendig und gerecht, als das Bemühen des deutschen Kaisers den muhamedanischen Glauben durch das Schwert zu vertilgen. — Alle Diejenigen, welche ihre der Verwüstung geweihten Wohnorte noch nicht verlassen hatten, wurden jetzt mit Gewalt vertrieben, und mit teuflischem Hohnlachen zündete man hinter ihnen die Stadt an. Binnen vier Stunden waren Worms und Speier in Schutt- und Aschenhaufen verwandelt, mit allen reichen Schätzen der Kunst und Wissenschaft. Nur der alte schöne Dom in Worms widerstand dem zerstörenden Elemente. In Heidelberg, Mannheim, Oppenheim, Kreuznach, Ladenburg, Wachenheim, Bretten, Gernsheim, Alzei, Bruchsal, Frankenthal, Pforzheim, Baden, Rastadt, Stollhofen und vielen andern Orten, verfuhren die Franzosen mit gleicher Grausamkeit, und überall erhöhten sie das Unglück der armen Pfälzer durch völlige Entzügelung ihrer viehischen Leidenschaften.

So handelte der „allerchristliche" König von Frankreich mit seinen Helfershelfern, und das mußten die Deutschen sich gefallen lassen!!! Die permanente Reichsversammlung in Regensburg hatte indeß die Zeit mit lächerlichen Verhandlungen über Rangstreitigkeiten und andere Lapalien vertändelt und ihre eigentliche Bestimmung gänzlich aus dem Gesicht verloren. Das Reich war ohne Schutz, und alle wichtige Plätze am Rheine fielen in die Gewalt der Franzosen. Abermals war es wieder der Kurfürst von Sachsen der, ohne erst eine Aufforderung zu erwarten, so schnell als möglich mit 15,000 Mann und 28 Geschützen an den Rhein marschirte, um wenigstens einigen Städten das traurige Geschick zu ersparen; ihm schlossen sich die Hessen und Hannoveraner an. Bald nachher kam auch der Kurfürst von Brandenburg auf den Platz, wendete sich jedoch an den Niederrhein.

Der Krieg, welcher sich nun zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche entspann, hat kein besonderes militärisches Interesse; aber wir Deutschen dürfen nimmermehr vergessen, welche Demüthigung uns damals von den Franzosen widerfuhr und wodurch dieselbe herbeigeführt wurde.

Wahrhaft betrübend iſt es aber, daß ſelbſt die traurigen Erfahrungen des folgenden Jahrhunderts nicht vermögend geweſen ſind unſer wahres Intereſſe zu erkennen, und daß es immer wieder deutſche Fürſten gab, welche bei der erſten Veranlaſſung gemeinſchaftliche Sache mit Frankreich gegen das übrige Deutſchland machten, ohne durch die Gewalt der Umſtände nur im mindeſten dazu gezwungen zu ſeyn. Erſt in der allerneueſten Zeit iſt man zur Erkenntniß gekommen, und wird den eingeſchlagenen Weg hoffentlich nie wieder verlaſſen.

Dreizehnter Brief.

Olymp, den 16. April 1837.

In unſerer ſtark verdünnten olympiſchen Atmoſphäre fließt das Blut zwar ſehr leicht in den Adern, doch ſind die menſchlichen Leidenſchaften deshalb noch nicht völlig abgekühlt bei uns, und es fehlt nicht an mancherlei Reibungen unter den hieſigen Notabilitäten. Die meiſten Anläſſe hierzu geben die öffentlichen Verhandlungen in der Akademie der Kriegswiſſenſchaften. Eugen und Marlborough fühlen ſich gekränkt, daß ihrer Thaten noch ſo wenig Erwähnung geſchah, wollen aber doch ohne beſondere Aufforderung nicht ſelbſt davon zu ſprechen anfangen. Der alte Fürſt Leopold von Deſſau iſt bitter böſe, daß man von ſeinem Feldherrntalent faſt gar nicht ſpricht und ihn höchſtens für einen guten Schlachtengeneral hält, der aber ſeine taktiſchen Zwecke mit unverhältnißmäßig großen Opfern erkaufe. Die Franzoſen Catinat, Villeroi, Tallard, Marſin, Boufflers, Vendôme und Conſorten geriethen neulich in eine Art Paroxismus, als Torſtenſon und Schwerin bemerkten „der ſpaniſche Erbfolgekrieg bezeichne keine ſehr glänzende Periode der Kriegskunſt, indem die Schweden und Preußen, früher und ſpäter, mit weit geringeren Streitkräften viel größere Dinge ausgeführt hätten.“ Der ſchwediſche Karl XII. macht ebenfalls Anſprüche auf Anerkennung ſeiner kriegeriſchen Leiſtungen und meint, daß man bei Beurtheilung ſeiner großen Operationen das moderne ſtrategiſche Winkelmaß nicht anlegen dürfe. „Andere Verhältniſſe, andere Grundſätze; andere Zwecke, andere Mittel;“ das iſt ſein Wahlſpruch, und er hat darin nicht Unrecht.

In Folge dieſer Streitigkeiten hat Minerva häufigere Sitzungen angeordnet, auch an allen ſchicklichen Plätzen im Verſammlungsſale die Deviſe Suum cuique in koloſſaler Schrift anbringen laſſen, die bei künftigen Verhandlungen ihre Wirkung hoffentlich nicht verfehlen wird. Ich ſehe demnach neuen intereſſanten Relationen und Diskuſſionen entgegen, und werde Dir zu ſeiner Zeit davon Mittheilung machen. Heute aber von etwas Anderem was mir perſönlich näher liegt.

Zu meiner großen Verwunderung nehme ich wahr daß Jemand die Kühnheit gehabt hat, von einem Berliner Katheder herab den von mir aufgeſtellten Satz anzufechten: daß der Krieg nichts Anderes ſey, als die fortgeſetzte Staatspolitik mit anderen (d. h. gewaltſameren) Mitteln. Ich will damit natürlich nicht geſagt haben daß es Kühnheit ſey mich anzugreifen, denn ich bin in dieſer Hinſicht noch viel kühner zu Werke gegangen, und ſehe es weit lieber daß man meine Lehrſätze angreift als ſie völlig ignorirt. Aber dieſe Kühnheit meines Gegners iſt in der That ſehr groß, indem ſie den Beweis liefert, daß er in das Weſen des Krieges (über welchen er gleichwohl eine neue Theorie aufgeſtellt, die bereits viel gläubige Jünger gefunden hat) zur Zeit noch ſehr wenig tief eingedrungen iſt.[1] Seltſamer Weiſe ſind wir Beide ganz damit einverſtanden: daß man in das Gebiet der Kriegskunſt nicht alle die dienenden Künſte ziehen dürfe, weil es ſonſt faſt keine Kunſt geben werde die nicht in gewiſſer Beziehung zur Kriegskunſt ſtehe, und daß die möglichſte Beſchränkung ihres Gebiets nur vortheilhaft ſeyn könne. — Aber wie in aller Welt will es mein Gegner anfangen die Kriegskunſt von der Staatskunſt zu trennen, da ſie doch nur in ihr wurzelt und in einem andern Boden gar nicht fortkommt? Das heißt die wiſſenſchaftliche Kunſtgärtnerei doch etwas zu weit treiben, und ſie wird dadurch der Stubengärtnerei, welche ihre Zwiebelgewächſe auch in Waſſergläſern zur Blüthe zu bringen verſteht, immer ähnlicher. Hat man jemals gehört daß ein Heerführer den anderen, ohne Befehl und angemeſſene Inſtructionen ſeines politiſchen Oberhauptes auf eigene Hand bekriegt?

Mein Gegner argumentirt freilich ganz anders und kommt ſcheinbar zu einem ſehr einfachen Reſultate: Er ſagt: „Die Aufgabe der Kriegskunſt iſt keine andere als der Sieg, und dieſer iſt wiederum nichts als das Erreichen des militäriſchen Zwecks, wie er unmittelbar aus dem Kampfe

[1] „Theorie des großen Krieges," vom General von Willisen.

hervorgeht. Durch dieſe Definition wird die Lehre vom Kriege eine Lehre zum Siege, was ſie doch wohl für Jeden ſeyn ſoll; denn eine Lehre zum Geſchlagenwerden hat wenigſtens bis jetzt noch Niemand verlangt. Die Inſtrumente zum Siege ſind die Heere, und ihre Eigenſchaften und Funktionen geben uns die Mittel an die Hand ſie dem Zwecke gemäß zu verwenden." Das iſt in wenig Worten die Quinteſſenz dieſer Theorie oder eigentlich ihre Baſis, wenn hier überhaupt von der Baſis einer Theorie der Kriegskunſt geſprochen werden kann, welche es verſchmäht den Krieg ſelbſt und deſſen Natur zuvor ins Auge zu faſſen.

Aber die Beweisführung iſt ganz im Geſchmacke der Hegelianer gehalten, bei welchen bekanntlich der Begriff die Sache ſelber iſt. Das ſieht aus wie Wein, iſt's aber nicht, denn dieſer Begriff wird erſt durch ein einſeitiges, abſtraktes Denken gewonnen; man nimmt wohl Einzelnes aus der Erfahrung auf, vertieft ſich aber nicht in dieſelbe, ſucht nicht das Ganze zu umfaſſen. Da mein Gegner den Begriff möglichſt aus dem abſtrakten allgemeinen Gedanken ſich entwickeln läßt, und Alles was nicht hierin aufgeht als ein Zufälliges, Nichtiges betrachtet, ſo tritt dieſes reine Denken mit der Erfahrung bald in direkten Widerſpruch. Auf dieſe Weiſe wird man allerdings ſchnell fertig, beſonders wenn man den Mangel an Forſchungsgeiſt dadurch zu erſetzen ſucht, daß man die eigene Theorie für die allein und abſolut erkennende Wiſſenſchaft ausgiebt; auch muß ſie ſich nothwendig viele Freunde erwerben, weil ſie in Wenigem Viel darbietet. Das iſt ja im Geiſte unſerer (oder vielmehr euerer) Zeit, und die Anleitungen: ſich in zwei Stunden zum vollkommenen Stallmeiſter, oder in vier Monaten zum tüchtigen Heerführer auszubilden, werden ſtets die beliebteſten ſeyn, ſo lange man nämlich noch nicht in den Fall gekommen iſt, die dadurch erworbenen Kenntniſſe praktiſch erproben zu können. Doch laſſen wir die Hegelianer im Schatten ihrer Weisheit, oder meinetwegen auch auf ihrer Schattenweisheit ruhen, und die Verdauung des im Uebermaße genoſſenen Selbſtgefühls gemüthlich abwarten.

Wer nicht blos in einem leichten Nachen auf der Oberfläche des kriegeriſchen Elements bei ſchönem Wetter umher gerudert, ſondern auch Stürmen getrotzt, als rüſtiger Schwimmer ſich verſucht hat, ſelbſt zu verſchiedenen Malen untergetaucht iſt, um mit der Beſchaffenheit des Grundes etwas bekannter zu werden — der muß auch gefunden haben: daß der Krieg immer von einem politiſchen Zuſtande ausgeht und

durch ein politiſches Motiv hervorgerufen wird. Ein jeder Krieg erhält alſo durch die politiſchen Conjuncturen, unter welchen er begonnen, fortgeführt und beendet wird, eine ganz eigenthümliche Färbung, welcher er ſich in keinem Momente ſeines Verlaufs ganz zu entäußern vermag, und es knüpfen ſich hieran Bedingungen, die von gleich entſchiedenem Einfluſſe auf die Schlagfähigkeit wie auf die Bedürftigkeit der Heere ſind.

Wäre der Krieg ein vollkommener, ungeſtörter politiſcher Akt, eine abſolute Aeußerung der Gewalt, wie man ihn aus ſeinem bloßen Begriffe abgeleitet hat; ſo würde er von dem Augenblicke an, wo er durch die Politik hervorgerufen iſt, an ihre Stelle treten als etwas von ihr ganz Unabhängiges, ſie verdrängen und nur ſeinen eigenen Geſetzen folgen, ſo wie eine Mine die ſich entladet, keiner anderen Richtung und Leitung mehr fähig iſt, als die man ihr durch vorbereitende Einrichtungen gegeben. So hat man ſich die Sache bisher auch wirklich gedacht, ſo oft ein Mangel an Harmonie zwiſchen der Politik und Kriegführung zu theoretiſchen Unterſcheidungen der Art geführt hat. Allein dieſe Vorſtellung iſt eine grundfalſche.

Der Krieg, wie er nun einmal wirklich geführt wird, iſt kein ſolches Aeußerſtes welches ſeine Spannung in einer einzigen Entladung löſt, ſondern er iſt das Wirken von Kräften die nicht vollkommen gleichartig und gleichmäßig ſich entwickeln, die jetzt hinreichend aufſchwellen um den Widerſtand zu überwinden, den die Trägheit und die Friction der Maſchine ihr entgegenſtellen, ein anderes Mal aber zu ſchwach ſind um eine Wirkung zu äußern. So iſt es gewiſſermaßen ein Pulſiren der Gewaltſamkeit, mehr oder weniger heftig, folglich mehr oder weniger ſchnell die Spannungen löſend und die Kräfte erſchöpfend; mit anderen Worten: mehr oder weniger ſchnell an's Ziel führend, immer aber lange genug dauernd um auch noch in ſeinem Verlaufe Einfluß darauf zu geſtatten, damit ihm dieſe oder jene Richtung gegeben werden könne, kurz um dem Willen einer leitenden Intelligenz unterworfen zu bleiben. Bedenken wir nun daß der Krieg von einem politiſchen Zweck ausgeht, ſo iſt es natürlich daß dieſes erſte Motiv, welches ihn in's Leben gerufen hat, auch die erſte und höchſte Rückſicht bei ſeiner Leitung bleibt. Aber der politiſche Zweck iſt deshalb kein despotiſcher Geſetzgeber, er muß ſich der Natur des Mittels fügen und wird dadurch oft ganz verändert, aber immer iſt er das was *zuerſt* in Erwägung gezogen werden muß. Die Politik wird ſtets den ganzen kriegeriſchen

Akt durchziehen, und einen fortwährenden Einfluß auf ihn ausüben, ſo weit es die Natur der in ihm explodirenden Kräfte zuläßt.

So ſehen wir alſo daß der Krieg nicht blos ein politiſcher Akt, ſondern ein wahres politiſches Inſtrument iſt, eine Fortſetzung des politiſchen Verkehrs, ein Durchführen deſſelben mit anderen Mitteln. Was dem Kriege nun noch eigenthümlich bleibt, bezieht ſich blos auf die eigenthümliche Natur ſeiner Mittel. Daß die Richtungen und Abſichten der Politik mit dieſen Mitteln nicht in Widerſpruch treten, das kann die Kriegskunſt im Allgemeinen und der Feldherr in jedem einzelnen Falle fordern, und dieſer Anſpruch iſt wahrlich nicht gering; aber wie ſtark er auch in einzelnen Fällen auf die politiſchen Abſichten zurückwirkt, ſo muß dies doch immer nur als eine Modification derſelben gedacht werden, denn die politiſche Abſicht iſt ja der *Zweck*, der Krieg iſt das *Mittel*, und niemals kann das Mittel ohne Zweck gedacht werden.

Je großartiger und *ſtärker* die Motive des Krieges ſind, je mehr ſie das ganze Daſeyn der Völker umfaſſen, je gewaltſamer die Spannung iſt die dem Kriege vorhergeht, um ſo mehr wird der Krieg ſich ſeiner abſtrakten Geſtalt nähern, um ſo mehr wird es ſich um das Niederwerfen des Feindes handeln, um ſo mehr fallen das kriegeriſche Ziel und der politiſche Zweck zuſammen, um ſo reiner kriegeriſch, weniger politiſch, ſcheint der Krieg zu ſeyn. Je *ſchwächer* aber Motive und Spannungen ſind, um ſo weniger wird die natürliche Richtung des kriegeriſchen Elements, nämlich der Gewalt, in die Linie fallen welche die Politik angiebt, um ſo mehr muß alſo der Krieg von ſeiner natürlichen Richtung abgelenkt werden, um ſo verſchiedener iſt der politiſche Zweck von dem Ziel eines idealen Krieges, um ſo mehr ſcheint der Krieg politiſch zu werden.

Wenn es alſo, um zur Hauptſache zurückzukehren, auch wahr iſt daß bei der einen Art Krieg die Politik ganz zu verſchwinden ſcheint, während ſie bei der andern Art ſehr beſtimmt hervortritt, ſo kann man doch behaupten daß die eine ſo politiſch ſey wie die andere. Denn betrachtet man die Politik wie die Intelligenz des perſonifizirten Staates, ſo muß unter allen Conſtellationen die ihr Kalkül aufzufaſſen hat, doch auch diejenige begriffen ſeyn können, wo die Natur aller Verhältniſſe einen Krieg der erſten Art bedingt. Nur inſofern man unter Politik nicht eine allgemeine Einſicht, ſondern den conventionellen Begriff einer der Gewalt abgewendeten, behutſamen, verſchlagenen, auch unredlichen

Klugheit verſteht, könnte die letzte Art des Krieges ihr mehr angehören als die erſtere.

Hieraus folgt nun wohl ganz einfach: Erſtens, daß wir uns den Krieg unter allen Umſtänden als kein ſelbſtſtändiges Ding, ſondern als ein politiſches Inſtrument zu denken haben; und nur mit dieſer Vorſtellungsart iſt es möglich, nicht mit der ſämmtlichen Kriegsgeſchichte in Widerſpruch zu gerathen. Zweitens zeigt uns eben dieſe Anſicht, wie verſchieden die Kriege nach der Natur ihrer Motive ſeyn müſſen und der Verhältniſſe aus denen ſie hervorgehen. — Der erſte, der großartigſte, der entſcheidendſte Akt des Urtheils nun, welchen der Staatsmann und Feldherr ausübt, iſt der daß er den Krieg, welchen er unternimmt, richtig erkenne ihn nicht für Etwas nehme oder zu Etwas machen wolle, was er der Natur der Verhältniſſe nach nicht ſeyn kann. Dies würde alſo die erſte, umfaſſendſte aller ſtrategiſchen Fragen ſeyn, und man kann dieſelbe füglich nicht umgehen, ohne ſich gleich vom Anfang her in eine falſche Lage zu verſetzen.

Sobald ſich das nicht mehr beſtreiten läßt, wird man auch eben ſo wenig behaupten können daß die ſogenannte „Lehre zum Siege“ mit einigen Kardinalregeln ausreiche, wie z. B. „Uebermacht gegen Mindermacht“ — „Suchen und Benutzen der feindlichen Schwäche“ — „Maſſen auf den entſcheidenden Punkt.“ Eine ſolche Theorie möchte aus dem Grunde ſich als völlig unzureichend erweiſen, weil es nur ſelten in der Macht eines Feldherrn ſteht ſeinen Gegner zu zwingen, bei beſagtem Experimente die andere Rolle zu übernehmen. Daran iſt aber nur die Politik ſchuld mit ihren verſchiedenartigen Einwirkungen auf den Gang des Krieges, und weil man dies ſo oft überſehen hat, ſind auch die Urtheile über die großen Feldherren der Vergangenheit und Gegenwart meiſt zu einſeitig ausgefallen. Siegen, das heißt ſeinen Zweck erreichen, hat ein Jeder gewollt; welches aber dieſer Zweck geweſen ſey, das zu unterſuchen wird oft kaum einer flüchtigen Prüfung übertragen. Bei ſorgſamerer Würdigung der Verhältniſſe, insbeſondere der politiſchen, ergiebt ſich aber nicht ſelten, daß ein gewaltſames Streben nach ſchneller Entſcheidung gar nicht im Intereſſe der kriegführenden Mächte liegt, weil die Eine nicht die Kraft, die Andere nicht den Willen hat, den Einſatz in dieſem gewagten Spiele bedeutend zu erhöhen, da ſie im unglücklichſten Falle vielleicht mehr verlieren, als im glücklichſten Falle gewinnen kann. Bei der kriegeriſchen

Thätigkeit von Bundesgenossen, denen aus räumlichen Rücksichten ein besonderer Kriegsschauplatz angewiesen werden muß, kommen noch viel persönliche Motive ins Spiel die man vielleicht zu schonen Ursache hat. Wie oft sind nicht zur Verwunderung Aller, welche die Geheimnisse der Politik eines Verbündeten nicht zu durchschauen vermochten, thatkräftige und siegreiche Feldherren abgerufen und durch geringer befähigte Generale ersetzt worden? Kurzsichtige erblickten in diesem Wechsel nur Mißgriffe oder Kabalen, während man die Absicht hatte den Gang der kriegerischen Ereignisse dadurch zu ermäßigen, da die schnellen Fortschritte des Einen mit den politischen Verhältnissen oder Absichten entweder überhaupt nicht im Einklange waren, oder letztere aus unbekannten Ursachen sich geändert hatten, mithin auch ein anderes kriegerisches Verfahren nothwendig machten, wozu nicht jeder Heerführer tauglich ist.

Wenn es Dir Vergnügen macht, mein Freund, die Discussion über diesen Theil der Kriegstheorie mit meinem Gegner fortzusetzen, so findest Du in der Geschichte der drei schlesischen Kriege hinreichende Belege, ihm durch Thatsachen anschaulich zu machen, daß seine „Lehre zum Siege“ für Friedrich den Großen sich wahrscheinlich in eine „Lehre zum Geschlagenwerden“ verwandelt haben würde, wenn er dieselbe hätte als Richtschnur nehmen wollen. Ueberhaupt will es mich bedünken, daß mein Gegner mehr witzig als scharfsinnig, mehr gewohnt ist vom willkürlich erhöhten Standpunkte herabzublicken, als sich in die Tiefe zu versenken und der Sache so recht auf den Grund zu gehen. Wäre dem nicht so, dann würde derselbe nicht bei der Combination der materiellen Dinge stehen geblieben sein, sondern auch den höheren Theil der Kriegskunst, die partie divine wie ihn Napoleon nennt, in seine Betrachtung verflochten haben, was mir bei einer „Theorie des großen Krieges“ ganz unerläßlich scheint.

So klingt z. B. nichts einfacher als der Lehrsatz: „Die Mittel zum Kriege müssen dem Zwecke entsprechen.“ Wollte man aber dabei nur die Eigenschaften des kriegerischen Instruments, des Heeres, ins Auge fassen, so würde man unwillkürlich zu dem falschen Schlusse kommen: daß der Sieg nur der Uebermacht zu Theil werde, wenigstens im Gefecht. Obgleich nun das Streben der Strategen und Taktiker immer darauf gerichtet sein muß, auf dem entscheidenden Punkte sich ein Uebergewicht zu verschaffen, weil die Wahrscheinlichkeit des glücklichen Erfolges dadurch erhöht wird, so gewinnt man doch mit der Erfahrung in den [illegible].

wenn man dieſes günſtige Verhältniß zur Bedingung machen wollte. Die Kunſt iſt nicht zum Vortheil des Stärkeren, ſondern hauptſächlich zu Gunſten des Schwächeren erfunden worden, und beſteht auch nicht in der bloßen Anwendung materieller Dinge. Das geiſtige Element tritt überall in ihr hervor, äußert ſich aber meiſt auf ſo feine Weiſe, daß man es häufig erſt nach vollkommener Würdigung der politiſchen Beziehungen wahrnimmt, und ohne dieſe das Handeln großer Feldherren in ſchwierigen Zeitläufen kaum für etwas kunſtmäßiges halten könnte, wenn man nicht die Kunſt des Krieges in außerordentlichen Dingen ſuchen will.

Laß mich einen kurzen Blick auf den Feldzug 1760 werfen, um die Wahrheit meiner Behauptung zu erhärten. Die Kritik rühmt ihn, der ſchönen Märſche und Manöver wegen, als ein Kunſtwerk ſtrategiſcher Meiſterſchaft. Soll man aber eine tiefe Weisheit darin erblicken, daß der König bald die rechte bald die linke Flanke Dauns bedroht, und ihn dadurch allmälig nach Böhmen zurückdrängt? Das kann man doch wirklich nicht ohne zugleich zu verſtehen zu geben, daß man das Kriterium der Feldherrnkunſt nur in einigen Aeußerlichkeiten ſucht. Dagegen muß man des Königs Weisheit bewundern, daß er bei ſeinen beſchränkten Kräften immer noch ein großes Ziel verfolgt, Nichts unternimmt was dieſen Kräften nicht entſprochen hätte, aber gerade genug um ſeinen Zweck zu erreichen. Dieſe Weisheit des Feldherrn iſt nicht blos in dieſem Feldzuge ſichtbar, ſondern über alle ſeine Kriege verbreitet. Das begreift man aber nur ſobald man ſtets daran denkt, daß der große König keinen anderen Kriegszweck hatte, als Schleſien in den ſicheren Hafen eines wohl garantirten Friedens zu bringen.

An der Spitze eines kleinen Staates, den übrigen Staaten in den meiſten Dingen ähnlich, und nur durch einige Zweige der Verwaltung vor ihnen ausgezeichnet, konnte Friedrich kein Alexander werden; als Karl XII. würde er ſich wie jener das Haupt zerſchellt haben, und mit Napoleon iſt er der unendlichen Verſchiedenheit der Mittel wegen gar nicht in Parallele zu bringen. Man findet daher in Friedrichs ganzer Kriegführung jene verhaltene Kraft, die immer im Gleichgewichte ſchwebt, ſich im Augenblicke großer Bedrängniß zum Erſtaunungswürdigen erhebt, und im nächſten Augenblicke wieder ruhig fort oscillirt, um dem Spiele der leiſeſten politiſchen Regungen ſich unterzuordnen. Weder Eitelkeit noch Ehrgeiz noch Rachſucht können ihn von dieſer Bahn abbringen, und dieſe

Bahn allein iſt es, die ihn an den glücklichen Ausgang des Krieges geführt hat. Nur wenn man den wunderbaren Ausgang dieſes Kampfes ſorgfältig ins Auge faßt, und den Urſachen nachſpürt die ihn herbeigeführt, wird man von der Ueberzeugung durchdrungen: daß nur des Königs ſcharfer Blick ihn alle Klippen und Sandbänke glücklich umſegeln ließ.

Das iſt die eine Seite, welche ich an dieſem großen Feldherrn, und vorzugsweiſe im Feldzuge 1760 bewundere, weil er in keinem anderen einer ſo überlegenen feindlichen Macht mit ſo geringen Opfern das Gleichgewicht gehalten hat. Die andere Seite betrifft die Schwierigkeit der Ausführung.

Die Märſche zu einer Umgehung rechts und links ſind leicht entworfen; der Gedanke ſein Häuflein immer dicht beiſammen zu halten, um dem zerſtückelten Feinde überall gewachſen zu ſeyn, ſich durch ſchnelle Bewegungen gleichſam zu vervielfältigen, iſt eben ſo leicht gefunden als ausgeſprochen; die Erfindung alſo kann unſere Bewunderung nicht erwecken, und von ſo einfachen Dingen bleibt nichts übrig als zu geſtehen daß ſie — einfach ſind.

Aber ein Feldherr verſuche es einmal dieſe Dinge Friedrich dem Großen nachzuthun. Lange hinterher haben Schriftſteller, die Augenzeugen waren von der Gefahr, ja von der Unvorſichtigkeit geſprochen, welche mit des Königs Lagern verbunden geweſen, und wir dürfen nicht zweifeln daß in dem Augenblicke, wo er ſie nahm, dieſe Gefahr dreimal ſo groß erſchien als hinterher. Eben ſo war es mit den Märſchen unter den Augen oft unter den Kanonen des feindlichen Heeres. Friedrich nahm jene Lager und that dieſe Märſche, weil er in Dauns Verfahrungsweiſe, in ſeiner Aufſtellungsart, ſeiner Verantwortlichkeit und ſeinem Charakter diejenige Sicherheit fand, die ſeine Lager und Märſche zwar gewagt aber nicht unbeſonnen machten. Aber es gehörte des Königs Kühnheit, Entſchloſſenheit und die Stärke ſeines Willens dazu, um die Dinge ſo zu ſehen und nicht von der Gefahr, von welcher man dreißig Jahre hinterher noch ſchreiben und ſprechen konnte, irre gemacht und abgeſchreckt zu werden. Wenige Feldherren würden an Ort und Stelle dieſe einfachen Mittel der Strategie, für welche ſich in den modernen Lehrbüchern kein Kapitel findet, ausführbar geglaubt haben, es war ja — wie die Leute ſagen — gegen alle Theorie!

Noch giebt es eine andere Schwierigkeit der Ausführung ins Auge

zu faſſen. Des Königs Heer iſt in dieſem Feldzuge unaufhörlich in Bewegung. Zweimal zieht er hinter Daun her und, gefolgt von Lascy, auf ſchlechten Nebenwegen von der Elbe an die Oder (Anfangs Juli und Anfangs Auguſt). Er muß in jedem Augenblick ſchlagfertig ſeyn und ſeine Märſche mit einer Kunſt einrichten, die nothwendig eine eben ſo große Anſtrengung zur Folge hat. Obgleich von Tauſenden von Wagen begleitet und aufgehalten, iſt die Verpflegung der Truppen doch höchſt kümmerlich. In Schleſien iſt das Heer bis zur Schlacht bei Liegnitz acht Tage lang beſtändig in Nachtmärſche verwickelt, immer im Auf- und Niederziehen an der feindlichen Fronte begriffen; — das koſtet gewaltige Anſtrengungen, fordert große Entbehrungen. Kann man glauben, daß ſich das Alles zugetragen habe ohne eine ſtarke Friction in der Maſchine? Kann der Geiſt des Feldherrn ſolche Bewegungen mit der Leichtigkeit hervorbringen, wie die Hand des Feldmeſſers die Bewegungen ſeines Aſtrolabiums? Durchſchneidet nicht der Anblick dieſer Mühſeligkeiten der armen hungernden und durſtenden Kampfgenoſſen tauſend Mal das Herz der Führer und des oberſten Führers? Kommen nicht die Klagen und Bedenklichkeiten darüber an ſein Ohr? Hat ein gewöhnlicher Menſch Muth dergleichen zu begehren, und werden ſolche Anſtrengungen nicht unvermeidlich den Geiſt des Heeres herunterbringen, ſeine Ordnung löſen, kurz ſeine militäriſche Tugend untergraben, wenn nicht ein mächtiges Vertrauen zu der Größe und Unfehlbarkeit des Feldherrn Alles gut macht?

Dieſe Wunder der Ausführung ſind es, welche mich ſtets mit Bewunderung erfüllt und mißtrauiſch gemacht haben gegen Theorien, die Alles hübſch regelrecht verlangen. Die Lehre von den Eigenſchaften der Truppen, von ihrer Bedürftigkeit und Schlagfähigkeit, iſt an ſich nicht zu verwerfen und verbreitet manches Licht über einzelne Zweige der Kriegführung. Wer aber die Bewahrung dieſer Eigenſchaften immer im Auge behalten wollte, dürfte das Ziel und den Zweck ſeines Strebens leicht aus dem Auge verlieren und in einem Meere banger Zweifel untergehen. Wo es überhaupt darauf abgeſehen iſt die Natur der Sachen zu ergründen und darauf weiter zu bauen, möge man es wohl beherzigen daß alle Eigenſchaften, ſchärfer ins Auge gefaßt, ſich in Verhältniſſe auflöſen. Im Kriege kommt auf philoſophiſche Wahrheiten nicht viel an; es darf mithin auch die Theorie des Krieges nicht allzuſtolz darauf ſeyn.

Ich komme nach dieſer Abſchweifung noch einmal auf Zweck und

Mittel im Kriege zurück, um die Verschiedenheit der Zwecke im Kriege besser andeuten zu können.

Hält man sich an den reinen Begriff des Krieges, so ist das Niederwerfen des Gegners allerdings der alleinige Zweck. Seine Streitkraft muß also vernichtet, das Land erobert, der Wille des Feindes gebrochen werden. Wollte man das Letztere nicht in den Kalkül aufnehmen, also nicht darauf hinarbeiten daß die feindliche Regierung und ihre Bundesgenossen zur Unterzeichnung des Friedens vermocht, das Volk zur Unterwerfung gezwungen werde, dann kann der sehr mißliche Fall eintreten, daß, während wir im vollen Besitze des Landes sind, der Kampf in seinem Innern, oder auch durch Beistand seiner Bundesgenossen von Neuem sich entzündet. Freilich kann dies Letztere auch nach dem Frieden geschehen, aber das beweist weiter nichts als daß nicht jeder Krieg eine vollkommene Entscheidung und Erledigung in sich trägt. Aber selbst wenn dies der Fall ist, so ersterben doch im Friedensschlusse selbst jedesmal eine Menge Funken die im Stillen fortgeglüht hätten, und die Spannungen lassen nach, weil alle dem Frieden zugewandte Gemüther, deren es in jedem Volke und unter allen Verhältnissen immer eine große Anzahl giebt, sich von der Richtung des Widerstandes ganz abwenden. Wie dem übrigens auch sey, immer muß man mit dem Frieden den Zweck als erreicht und das Geschäft des Krieges als beendigt ansehen, denn die weitere Benutzung des Friedens gehört ausschließlich in das Gebiet der Politik.

Aber dieser Zweck des abstrakten Krieges, dieses letzte Mittel zur Erreichung des politischen Zweckes, in dem sich alle andern zusammenfinden sollen: nämlich das Wehrlosmachen des Gegners, ist in der Wirklichkeit keineswegs allgemein vorhanden, ist nicht die nothwendige Bedingung zum Frieden, und kann also auf keine Weise in der Theorie als ein Gesetz aufgestellt werden. Es giebt eine zahllose Menge von Friedensschlüssen die erfolgt sind, ehe einer der beiden Theile als wehrlos angesehen werden konnte, ja ehe das Gleichgewicht auch nur merklich gestört war. Noch mehr, wenn wir auf die konkreten Fälle sehen, so müssen wir uns sagen daß in einer ganzen Klasse derselben das Niederwerfen des Gegners ein unnützes Spiel der Vorstellungen seyn würde, wenn nämlich der Gegner bedeutend mächtiger ist.

Die Ursache, warum der aus dem Begriffe des Krieges entwickelte Zweck nicht allgemein auf den wirklichen Krieg paßt, liegt in der Ver-

ſchiedenheit beider. Würde der Krieg geführt wie ihn der bloße Begriff giebt, ſo müßte ein Krieg zwiſchen Staaten von merklich ungleichen Kräften unmöglich ſeyn, mithin als ein Abſurdum erſcheinen; die Ungleichheit der phyſiſchen Kräfte dürfte höchſtens ſo groß ſeyn, daß ſie durch die entgegengeſetzten moraliſchen Kräfte ausgeglichen werden könnte, und das würde in Europa bei unſerem heutigen geſellſchaftlichen Zuſtande nicht weit reichen. Wenn wir alſo Kriege zwiſchen Staaten von ſehr ungleicher Macht haben Statt finden ſehen, ſo iſt es weil der Krieg in der Wirklichkeit ſich von ſeinem urſprünglichen Begriffe oft ſehr weit entfernt.

Es ſind hauptſächlich zwei Dinge welche in der Wirklichkeit, als Motive zum Frieden, an die Stelle der Unfähigkeit zum ferneren Widerſtande treten können. Das erſte iſt die Unwahrſcheinlichkeit, das zweite ein zu hoher Preis des Erfolges. — Da der ganze Krieg von dem ſtrengen Geſetz innerer Nothwendigkeit loslaſſen und ſich der Wahrſcheinlichkeitsberechnung anheimgeben muß, und da dies immer um ſo mehr der Fall iſt je mehr er ſich den Verhältniſſen nach, aus denen er hervorgegangen iſt, dazu eignet, je geringer die Motive und die Spannungen ſind; ſo iſt auch begreiflich wie aus dieſer Wahrſcheinlichkeitsberechnung das Motiv zum Frieden ſelbſt entſtehen kann. Es braucht alſo der Krieg nicht immer bis zum Niederwerfen des einen Theils ausgekämpft zu werden, und man kann denken daß bei ſehr ſchwachen Motiven und Spannungen eine leichte, kaum angedeutete Wahrſcheinlichkeit ſchon hinreicht den, gegen welchen ſie gerichtet iſt, zum Nachgeben zu bewegen. Wäre nun der Andere im Voraus davon überzeugt, ſo iſt es ja natürlich daß er nur nach dieſer Wahrſcheinlichkeit ſtreben, nicht erſt den gefährlichen Umweg eines gänzlichen Niederwerfens des Feindes ſuchen und machen wird.

Noch allgemeiner wirkt die Beachtung des Kraftaufwandes, welcher ſchon erforderlich geweſen iſt und es noch ſeyn wird, auf den Entſchluß zum Frieden. Da der Krieg kein Akt blinder Leidenſchaft iſt, ſondern der politiſche Zweck darin vorwaltet, ſo muß der Werth den dieſer hat die Größe der Aufopferungen beſtimmen, womit wir ihn erkaufen wollen. Dies wird nicht bloß der Fall ſeyn bei ihrem Umfange, ſondern auch bei ihrer Dauer. Hätten Rußland und Frankreich am Kaukaſus und in Algeriens Steppen nicht wichtige politiſche Zwecke zu verfolgen, ſo würde man die Verblendung beider Regierungen kaum begreifen können, die

Unterwerfung zweier an ſich unbedeutender Völker mit ſo großem Kraftaufwande und ſolcher Beharrlichkeit zu verſuchen. — Wird aber der Kraftaufwand ſo groß, daß der Werth des politiſchen Zwecks ihm nicht mehr das Gleichgewicht halten kann, dann muß dieſer aufgegeben werden und der Friede die Folge ſeyn, will man den Krieg nicht bloß ehrenhalber fortſetzen, um die Unzulänglichkeit der angewendeten Mittel nicht einzugeſtehen. Auch dieſe beiden neuen Kriege liefern den Beweis, daß das Niederwerfen des Feindes häufig nur eine von den Redensarten iſt, die — zu wörtlich genommen — die Begriffe leicht verwirren.

Man ſieht alſo daß in den Kriegen, wo der Eine den Anderen nicht ganz wehrlos machen kann, die Motive zum Frieden in beiden Theilen ſteigen und fallen werden, nach der Wahrſcheinlichkeit der ferneren Erfolge und des erforderlichen Kraftaufwandes. Wenn dieſe Motive in beiden Theilen gleich ſtark wären, ſo würden ſie ſich in der Mitte ihrer politiſchen Differenz treffen; was ſie in dem Einen an Stärke zunehmen, dürfen ſie in dem Anderen ſchwächer ſeyn; wenn ihre Summe nur hinreicht wird der Friede ſchon zu Stande kommen, natürlich aber mehr zum Beſten deſſen ausfallen der die ſchwächſten Motive dazu hatte.

Ich übergehe hier abſichtlich den Unterſchied, den die poſitive und negative Natur des politiſchen Zwecks im Handeln nothwendig hervorbringen muß; denn wenn dieſer auch von der höchſten Wichtigkeit iſt, ſo müſſen wir uns doch hier auf einem allgemeineren Standpunkte erhalten, weil die urſprünglichen politiſchen Abſichten im Laufe des Krieges ſehr wechſeln und zuletzt ganz andere werden können, eben weil ſie durch die Erfolge und durch die wahrſcheinlichen Ergebniſſe mit beſtimmt werden.

Es entſteht nun die Frage: wie man auf die Wahrſcheinlichkeit der Erfolge wirken kann? Zuerſt natürlich durch dieſelben Mittel welche auch zum Niederwerfen des Gegners dienen, nämlich die Vernichtung ſeiner Streitkräfte und die Eroberung ſeiner Provinzen; aber beide ſind darum nicht genau dieſelben welche ſie bei jenem Zwecke ſeyn würden. Wenn wir die feindliche Streitmacht angreifen, ſo iſt es etwas ganz anderes ob wir dem erſten Schlage eine Reihe anderer folgen laſſen wollen bis zuletzt Alles zertrümmert iſt, oder ob wir uns mit einem Siege begnügen wollen um das Gefühl der Sicherheit beim Gegner zu brechen, ihm das Gefühl unſerer Ueberlegenheit zu geben und ihm alſo für die Zukunft Beſorgniſſe einzuflößen. Wollen wir das, ſo werden wir an die

Vernichtung ſeiner Streitfähigkeit nur ſo viel ſetzen als dazu hinreichend iſt. Eben ſo iſt die Eroberung von Provinzen eine andere Maßregel, wenn es nicht auf das Niederwerfen des Gegners abgeſehen iſt. In jenem Falle wäre die Vernichtung ſeiner Streitkraft die eigentliche wirkſame Handlung, und das Einnehmen der Provinzen nur die Folge davon; ſie einzunehmen ehe das feindliche Heer niedergeworfen iſt, wäre immer nur als ein nothwendiges Uebel zu betrachten. Dagegen iſt, wenn wir es nicht auf das Niederwerfen des Feindes abſehen, und wenn wir überzeugt ſind daß der Feind den Weg der blutigen Entſcheidung ſelbſt nicht ſucht ſondern fürchtet, das Einnehmen einer ſchwach oder gar nicht vertheidigten Provinz an ſich ein Vortheil, und iſt dieſer Vortheil groß genug den Gegner über den allgemeinen Erfolg beſorgt zu machen, ſo iſt er auch als ein naher Weg zum Frieden zu betrachten. Friedrich der Große hat faſt in allen ſeinen Kriegen nach dieſen Grundſätzen gehandelt, daher die Unterlaſſung jeder energiſchen Verfolgung ſeiner geſchlagenen Gegner; und es iſt ein Beweis von großer Kurzſichtigkeit wenn Jemand daraus folgern will: „es habe dem Könige jener leitende Gedanke gefehlt der Napoleon ſo groß macht.“ Aber ſo geht es allen Theoretikern die den Krieg nach der Schablone geführt wiſſen wollen.

Nun kommen wir aber noch auf ein eigenthümliches Mittel auf die Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs zu wirken, ohne die feindliche Streitkraft niederzuwerfen, nämlich ſolche Unternehmungen die eine unmittelbare politiſche Beziehung haben. Gibt es Unternehmungen die vorzugsweiſe geeignet ſind, Bündniſſe des Gegners zu trennen oder unwirkſam zu machen, uns neue Bundesgenoſſen zu erwerben, politiſche Factionen zu unſerem Beſten aufzuregen u. ſ. w., ſo iſt es leicht begreiflich, wie dieß die Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs ſehr ſteigern und ein viel kürzerer Weg zum Ziele werden kann, als das Niederwerfen der feindlichen Streitkräfte.

Die zweite Frage iſt: welches die Mittel ſind auf den feindlichen Kraftaufwand, d. h. auf die Preiserhöhung des Sieges zu wirken. Der Kraftaufwand des Gegners liegt in dem Verbrauch ſeiner Streitkräfte, alſo in der Zerſtörung derſelben von unſerer Seite; in dem Verluſte von Provinzen, alſo in der Eroberung derſelben durch uns.

Daß dieſe beiden Gegenſtände, der verſchiedenen Bedeutung wegen, auch hier nicht allemal mit den gleichnamigen bei einem anderen Zwecke

zuſammenfallen, wird ſich bei näherer Betrachtung von ſelbſt ergeben. Daß die Unterſchiede meiſt nur gering ſeyn werden, darf uns nicht irre machen, denn in der Wirklichkeit entſcheiden oft, bei ſchwachen Motiven, die feinſten Nüancen für die eine oder die andere Modalität der Kraftanwendung. Mir kommt es hier nur darauf an zu zeigen daß, unter Vorausſetzung gewiſſer Bedingungen, andere Wege zum Ziele möglich, kein innerer Widerſpruch, kein Abſurdum, auch nicht einmal Fehler ſind.

Außer dieſen beiden Gegenſtänden gibt es nur noch drei eigenthümliche Wege, die unmittelbar darauf gerichtet ſind den Kraftaufwand des Gegners zu ſteigern. Der erſte iſt die Invaſion, d. h. die Einnahme feindlicher Provinzen, nicht in der Abſicht ſie zu behalten, ſondern um Kriegsſteuern darin zu erheben oder gar ſie zu verwüſten. Der unmittelbare Zweck iſt hier weder die Eroberung des feindlichen Landes noch das Niederwerfen ſeiner Streitmacht, ſondern bloß ganz allgemein der feindliche Schaden. Der zweite Weg iſt, unſere Unternehmungen vorzugsweiſe auf ſolche Gegenſtände zu richten die den feindlichen Schaden vergrößern. Es iſt nichts leichter als ſich zwei verſchiedene Richtungen unſerer Streitmacht zu denken, davon die eine bei weitem den Vorzug verdient wenn es darauf ankommt den Feind niederzuwerfen, die andere aber, wenn vom Niederwerfen nicht die Rede iſt und ſeyn kann, ſich vortheilhafter zeigt. Wie man zu ſagen gewohnt iſt würde man die erſte für die mehr militäriſche, die andere mehr für eine politiſche halten. Wenn man ſich aber auf den höchſten Standpunkt ſtellt, ſo iſt die eine ſo militäriſch wie die andere, und jede nur zweckmäßig wenn ſie zu den gegebenen Bedingungen paßt. Der dritte Weg, an Umfang der ihm zugehörigen Fälle bei weitem der wichtigſte, iſt das Ermüden des Gegners. Ich wähle dieſen Ausdruck nicht bloß um das Objekt mit einem Worte zu bezeichnen, ſondern weil er die Sache ganz ausdrückt und nicht ſo bildlich iſt als es auf den erſten Blick ſcheint. In dem Begriffe des Ermüdens bei einem Kampfe liegt eine durch die Dauer der Handlung nach und nach hervorgebrachte Erſchöpfung der phyſiſchen Kräfte und des Willens.

Wollen wir nun den Gegner in der Dauer des Kampfes überbieten, ſo müſſen wir uns mit ſo kleinen Zwecken als möglich begnügen, denn es liegt in der Natur der Sache daß ein großer Zweck mehr Kraftaufwand erfordert als ein kleiner; der kleinſte Zweck aber den wir uns

vorſetzen können iſt der reine Widerſtand, d. h. der Kampf ohne eine poſitive Abſicht. Bei dieſem werden alſo unſere Mittel am größten ſeyn, das Reſultat iſt mithin am meiſten geſichert. Aber dieſe Negativität darf offenbar nicht bis zur abſoluten Paſſivität gehen, denn ein bloßes Leiden wäre kein Kampf mehr; der Widerſtand aber iſt eine Thätigkeit, und durch dieſe ſollen ſo viele von des Feindes Kräften zerſtört werden daß er ſeine Abſicht aufgeben muß. Nur das wollen wir bei jedem einzelnen Akte, und darin beſteht die negative Natur unſerer Abſicht.

Unſtreitig iſt dieſe negative Abſicht in ihrem einzelnen Akte nicht ſo wirkſam, wie eine in gleicher Richtung liegende poſitive ſeyn würde, vorausgeſetzt daß ſie gelinge; aber darin liegt eben der Unterſchied daß jene eher gelingt, alſo mehr Sicherheit gibt. Was ihr nun an Wirkſamkeit im einzelnen Akt abgeht, muß ſie durch die Zeit, alſo durch die Dauer des Kampfes, wieder einbringen, und ſo iſt denn dieſe negative Abſicht, welche das Prinzip des reinen Widerſtandes ausmacht, auch das natürliche Mittel den Gegner in der Däuer des Kampfes zu überbieten d. h. ihn zu ermüden.

Hier liegt der Urſprung des, das ganze Gebiet des Krieges beherrſchenden, Unterſchiedes von Angriff und Vertheidigung. Ich will dieſen Weg hier nicht weiter verfolgen ſondern begnüge mich zu ſagen: daß aus dieſer negativen Abſicht faſt alle die Vortheile, und ſo alle die ſtärkeren Formen des Kampfes abgeleitet werden können die ihm zur Seite ſtehen, und in welcher ſich dieſes philoſophiſch-dynamiſche Geſetz, das zwiſchen Größe und Sicherheit des Erfolgs beſteht, verwirklicht. Gibt aber die negative Abſicht, d. h. die Vereinigung aller Mittel im bloßen Widerſtande, eine Ueberlegenheit im Kampfe, dann wird, wenn dieſe ſo groß iſt um ein etwaniges Uebergewicht des Gegners auszugleichen, die bloße Dauer des Kampfes hinreichen, um den Kraftaufwand beim Gegner nach und nach auf den Punkt zu bringen, daß ihm der politiſche Zweck deſſelben nicht mehr das Gleichgewicht halten kann, er ihn alſo aufgeben muß. Man ſieht hieraus daß dieſer Weg, die Ermüdung des Gegners, die große Anzahl von Fällen unter ſich begreift, wo der Schwache dem Mächtigen widerſtehen will.

Wir ſehen alſo daß es im Kriege der Wege zum Ziele viele gibt, und daß nicht jeder Fall an die Niederwerfung des Feindes gebunden iſt. Um aber dieſe verſchiedenen kürzeren Wege zum Ziele nicht unter ihrem

Werthe zu ſchätzen, ſie entweder nur als ſeltene Ausnahmen gelten zu laſſen, oder den Unterſchied den ſie in der Kriegführung bedingen für unweſentlich zu halten, muß man ſich nur der Mannichfaltigkeit der politiſchen Zwecke bewußt werden die einen Krieg veranlaſſen können, oder mit einem Blicke den Abſtand meſſen der zwiſchen einem Vernichtungskriege um das politiſche Daſeyn, und einem Kriege ſtatt findet den ein erzwungenes oder hinfällig gewordenes Bündniß zur unangenehmen Pflicht macht. Zwiſchen beiden gibt es zahlloſe Abſtufungen die in der Wirklichkeit vorkommen. Mit eben dem Rechte, womit man eine dieſer Abſtufungen in der Theorie verwerfen wollte, könnte man ſie alle verwerfen, d. h. die wirkliche Welt ganz aus den Augen ſetzen.

Dir, mein gelehrter Freund, glaube ich hiermit nichts Neues geſagt zu haben, auch findeſt Du dieſe Anſichten ſchon in meinen hinterlaſſenen Schriften entwickelt, ſogar ausführlicher noch. Es war mir aber ein dringendes Bedürfniß mich nochmals darüber auszuſprechen, weil man mich entweder nicht verſtanden hat, oder nicht verſtehen will. Wie wäre es ſonſt möglich daß mein im Eingange dieſes Briefes erwähnter Gegner ſagen könne: „Es habe ihm Anfangs geſchienen als ſey von der Vertheidigung nicht viel zu ſagen, als wiſſe man nicht einmal ob es ſo etwas in der Kriegskunſt überhaupt gäbe, oder doch geben dürfe. Er betrachte ſie in jedem Falle nur wie eine traurige Nothwendigkeit, wie eine vorübergehende Lage, deren höchſte Aufgabe ſey: ſich ſelber zu vernichten, mithin ſobald als möglich wieder Angriff zu werden.“ Später geſteht er jedoch daß er ihr faktiſches Beſtehen zwar nicht leugnen könne, ſie aber als eigenthümliche Kriegführungsweiſe ganz ausgeſtrichen habe u. ſ. w.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſer neue Kriegsapoſtel durch einen ſpäteren Ausſpruch von mir irre geführt worden iſt; denn ich habe den Kampf ſelbſt als das einzige Mittel bezeichnet ſämmtliche kriegeriſche Zwecke zu erreichen. Der Kampf geſtaltet ſich aber unendlich mannichfaltig, und dieſe Mannichfaltigkeit iſt ihm nicht klar genug geworden. Das ſichtbare Streben nach Originalität hat ihn außerdem auf viele Abwege geführt, die ihn von der Wahrheit immer weiter entfernen. Statt den Einfluß zu erörtern welchen der Charakter des Feldherrn und die kriegeriſchen Tugenden des Heeres auf den Gang des Krieges haben und haben müſſen, — der vielen anderen Verhältniſſe und Umſtände nicht

einmal zu erwähnen — hat er auf der einen Seite nur das Ziel des abſtrakten Krieges, das Niederwerfen des Gegners im Auge, auf der anderen hingegen die Bedürftigkeit und Schlagfähigkeit der Heere, und ſtellt ſich ſo gewiſſermaßen zwiſchen zwei Stühle. Das heißt die Einſeitigkeit doch etwas zu weit treiben!

Im Kriege gibt es der Hauptſachen gar viele; gerade das an ſich Untergeordnete und Unſcheinbare wird im Momente der Entſcheidung urplötzlich das Entſcheidende, und es gibt keine einzelne ſo ſchlechthin bevorzugte Richtung noch Potenz, der zu gefallen man ungeſtraft die übrigen gering halten oder im Kalkül unbeachtet laſſen dürfte. Bei der Wandelbarkeit der Umſtände, Verhältniſſe und wirkſamen Influenzen inmitten des Prozeſſes, bei der Unbeſtimmtheit des Objektes und der erſprießlichen Auskunften, muß es dem Unbefangenen wie dem Eingeweihten einleuchten, daß man überall nicht auf ein bloßes So oder So, ſondern auf ein Entweder — Oder gefaßt ſeyn müſſe. „Mißtraue jeder Regel, ſagte Scharnhorſt oft zu mir, die ſich für die allein taugliche oder oberſte ausgibt. Jede Regel hat ihre Gegenregel, ihre Klippe die ſie ſcheitern macht. Nicht gewiſſen Regeln ſondern gewiſſen Zwecken und Umſtänden gerecht zu werden iſt das Kriterium der ächten Kriegsweisheit.“ Je ſchulgerechter Dein Gegner, deſto mehr Wahrſcheinlichkeit für Dich gegen alle Regel zu ſiegen. Das „außer der Regel“ führt, weil es die wenigſte Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, nicht ſelten zu den glänzendſten, außerordentlichſten Erfolgen. Was neun und neunzig Mal hilft oder nicht ſchadet, läßt Dich zum hundertſten Male im Stich oder führt Dich deſto gewiſſer ins Verderben. — „Bedürftig und ſchlagfähig ſeyn, ſich offenſiv oder defenſiv verhalten, auf direkte oder indirekte Weiſe, taktiſch oder ſtrategiſch den Feind bekämpfen,“ ſind nicht die einzigen Doppelbezüglichkeiten auf welchen die Exiſtenz der Heere, ihre Thätigkeit, oder gar das Weſen der Kriegskunſt beruht. Schon Aktivität und Paſſivität, ſubjektive und objektive Richtung, Wirkſamkeit und Zeitgemäßheit fallen nicht mit ihnen zuſammen. Das Erkennen des Zwecks, die Einſicht in die Natur der Mittel genügt noch nicht zur Löſung kriegskünſtleriſcher Aufgaben; denn das Sachgemäße iſt eben erſt das, was die Natur der Mittel mit der Natur des Zwecks in Harmonie, in urſachlichen Zuſammenhang, in praktiſch ausreichende Verknüpfung bringt.

Vierzehnter Brief.

Olymp, den 18. April 1837.

Du wirſt etwas verwundert ſeyn, ſchon wieder meinen Poſtadler an Deinem Fenſter zu erblicken, und vielleicht irgend eine ſchlimme oder wichtige Botſchaft erwarten. Sollteſt Du aber gerade im Einſchlafen begriffen ſeyn, ſo lege die Depeſche nur immer auf den Nachttiſch und lies ſie den nächſten Morgen beim Frühſtück. Die geflügelten Kuriere koſten mich nichts, an Stoff zum Schreiben kann es hier niemals gebrechen; weshalb ſoll ich mir alſo das Vergnügen verſagen mit Dir mich zu unterhalten?

Mein letzter Brief hätte leicht dreimal ſo lang werden können, wenn ich mich über den in Rede ſtehenden Gegenſtand ausführlicher hätte ausſprechen wollen; ich brach aber kurz ab, da es nicht an Veranlaſſung fehlen wird wieder darauf zurück zu kommen. Der Krieg iſt ja ein ſo unendlich mannichfaltiges Ding, daß man eigentlich nie fertig werden kann die vielerlei Nüancen deſſelben zu ſchildern, und ich begreife in der That nicht wie Männer, die ſich zu den Hochgebildeten zählen, neue Theorien aufzuſtellen und den größten Feldherrn des vorigen Jahrhunderts der Kurzſichtigkeit bei Benutzung des Sieges zu beſchuldigen wagen können. Aber ſelten ſteht ein Theorienſchreiber ganz allein auf ſeinen Füßen, er hat immer einige Lieblinge unter ſeinen Vorgängern, und ſchenkt ihren Sentenzen ein oft nur zu unbedingtes Vertrauen. Auf dieſe Weiſe pflanzen ſich Irrthümer fort von Geſchlecht zu Geſchlecht, und obgleich ich mir viel Mühe gegeben habe dieſe Irrthümer mit der Wurzel auszureißen, ſehe ich doch zu meiner größten Betrübniß, daß das nicht das Werk eines Einzelnen ſeyn kann, er müßte ſich denn mit ſehr vielen Gleichgeſinnten dergeſtalt vereinigen, daß ſie ihn als leitendes Prinzip anerkennten.

Für heute wollen wir die Kriegstheorie und ihre modernen Apoſtel ganz auf ſich beruhen laſſen, denn ich habe Dir viel Anderes mitzutheilen, muß Dich aber erſt mit einer olympiſchen Sitte bekannt machen.

Es ſteht hier einem Jeden frei, ſeinen Geburtstag zu feiern wie es ihm beliebt; will er aber an dieſem Tage Geſellſchaft bei ſich ſehen, ſo muß er ſie unter irgend einem andern Vorwande einladen, denn die Geburtstage werden gänzlich ignorirt. Anders verhält es ſich mit den

ſogenannten Sterbetagen, und es gehört hier durchaus zur guten Sitte Diejenigen, welchen man ſeine Aufmerkſamkeit oder Hochachtung zu bezeigen gedenkt, an ſolchen Tagen feierlichſt zu beglückwünſchen. Das iſt auch ganz natürlich, denn der Sterbetag des Erdenbewohners iſt ja der Auferſtehungstag des Olympiers, der Eintritt in ein ſchöneres Leben.

Zu dieſem Zwecke begab ich mich heute früh zum Herzoge Karl von Lothringen, den Türkenbezwinger, und fand dort eine eben ſo glänzende als zahlreiche Geſellſchaft. Sobieski, die Kurfürſten von Sachſen und Baiern, Ludwig von Baden, Prinz Eugen, und eine große Menge deutſcher und franzöſiſcher Generale ſeiner Zeit, hatten ſich zur Beglückwünſchung des Helden eingefunden, der auch hier Jedermann durch ſeine Liebenswürdigkeit und durch ſein anſpruchloſes Weſen bezaubert. Mars hatte die Aufmerkſamkeit gehabt, auf einer an den Park des Herzogs grenzenden großen Wieſe ein Lager von den koſtbarſten türkiſchen Zelten aufſchlagen zu laſſen, deren Inneres mit zahlreichen Trophäen ausgeſchmückt war. Auch waren 200,000 Türken aus Tenare zu einer großen Parade herbeigeholt worden, welche Kara Muſtapha in Perſon befehligte. Die Türken ſchnitten insgeſammt grimmige Geſichter, mußten ſich aber in das Unvermeidliche fügen, und vollzogen in ihren Pumphoſen den Parademarſch mit leidlicher Ordnung, worauf ſie wieder entlaſſen wurden.

Beſondere Feſtlichkeiten hatte Mars nicht angeordnet, da der Held des Tags von dergleichen Dingen kein ſonderlicher Freund iſt. Nach der Tafel, bei welcher olympiſche Einfachheit vorherrſchte und angemeſſene Toaſte ausgebracht wurden, zerſtreute ſich die Geſellſchaft gruppenweiſe in die Zelte, und überließ ſich dem Zauber geiſtreicher Unterhaltung über die glorreiche Vergangenheit. Ich wollte mich Starhemberg und Schöning anſchließen, erhielt aber einen Wink vom Prinzen Eugen in ſeiner Nähe zu bleiben, und folgte dieſem in das Hauptzelt. Unterwegs ſagte Eugen zu mir, daß er an des Herzogs Todestage, der mit dem ſeinigen ziemlich zuſammenfalle (doch um 46 Jahre ſpäter), immer ſehr ergriffen ſey. „Der Anfang meines Schickſals, bemerkte er, iſt ganz dem Seinigen ähnlich. Wir Beide von unſerem Vaterlande verkannt, vertrieben, verachtet, fanden in einem guten Lande einen eben ſo guten Fürſten, der uns aufnahm und uns Gelegenheit gab dem neuen Vaterlande nützlich zu ſeyn. Des Herzogs Laufbahn war glänzend und groß, er ſelbſt ein Muſter der Tugend, der Ehre und des Heldenmuthes; er war mein Vater, Lehrer

und beſter Freund, und wenn es mir gelungen iſt ihm ähnlich zu werden, ſo danke ich das hauptſächlich der Sorgfalt mit welcher er meinen Geiſt zu bilden ſuchte. — Ich glaube nicht daß Herzog Karl heute viel von ſeinen Thaten ſprechen wird, denn er iſt ein Muſter der Beſcheidenheit, doch wollen wir verſuchen ihn wenigſtens zu einigen Mittheilungen zu bewegen, und zwar durch Widerſpruch oder kühne Behauptungen, das iſt noch das einzige Mittel etwas durch ihn zu erfahren." Wir traten ein und es entſpann ſich bald darauf folgendes Geſpräch.

Kurfürſt Johann Georg. „Die Türken haben heute viel militäriſche Haltung gezeigt, und wenn ſie damals ſchon ſich der europäiſchen Taktik befleißigt hätten, würden wir mit ihnen noch härtere Kämpfe zu beſtehen gehabt haben. Meint Ihr nicht auch, Markgraf Ludwig?"

Markgraf Ludwig. „Die gute Haltung unter den Waffen und in Reihe und Glied möchte noch kein giltiger Beweis für die kriegeriſche Tüchtigkeit einer Truppe ſeyn, obſchon man ſie oft dafür gelten läßt. Ich lege mehr Werth auf die Ruhe und Ordnung im feindlichen Feuer, das iſt die wahre kriegeriſche Haltung, und dieſe kann auf Paradeplätzen nicht erprobt werden. Was den Türken damals eine Art Vorzug gab, war ihr fanatiſcher Eifer, der mit der moraliſchen Nüchternheit unſerer Söldner zuweilen ſtark contraſtirte. Die Türken waren ihren alten Kriegsgebräuchen ſeit Jahrhunderten treu geblieben; wir hingegen hatten neue Formen angenommen, mit ihnen zugleich manche unnütze Spielerei, und das Vertrauen zu dieſen neuen Anordnungen mußte erſt durch eine Reihe Siege begründet werden."

Kurfürſt Maximilian. „Aber haben wir nicht die Türken hauptſächlich durch Hilfe unſerer taktiſchen Anordnungen beſiegt? War es nicht die, ſchon durch Montecuculi eingeführte, vortreffliche gegenſeitige Unterſtützung des Fußvolks und der Reiterei welche uns ein Uebergewicht gab?"

König Sobieski. „Montecuculis Einſchachtelungsſyſtem der Truppen hat mir niemals recht zuſagen wollen, und entſprach ganz ſeinem vorſichtigen Charakter. Weshalb ſitzt die Reiterei zu Pferde, wenn ſie nicht ſchneller gegen den Feind rücken ſoll als das Fußvolk? — Ich habe ſtets großen Werth auf das Letztere gelegt und es ſehr bedauert daß das meinige nicht beſſer war; ſoll aber die gegenſeitige Unterſtützung ſich recht wirkſam zeigen, ſo muß man nicht Anordnungen treffen durch welche die Reiterei gehindert wird von ihrer Kraft und Schnelligkeit Gebrauch zu machen.

Man ſtelle alſo das Fußvolk nicht in gleicher Linie mit der Reiterei auf, ſondern lieber vor oder hinter dieſelbe, je nachdem der taktiſche Zweck die Wirkſamkeit dieſer oder jener Truppengattung zuerſt in Anſpruch nimmt. Das iſt meine Anſicht."

Prinz Waldeck. „Aber beim Angriffe auf die Türken vor Wien ſcheint des Königs Majeſtät die Miſchung beider Waffen doch für etwas Nothwendiges gehalten zu haben, denn in jedem Treffen waren abwechſelnd Regimenter zu Fuß und zu Pferde eingeſchoben und haben auch gute Dienſte geleiſtet."

Kurfürſt Johann Georg. „Ihr ſprecht doch wohl nicht von den Eurigen, Vetter? Man konnte Euch ja ſelbſt durch die dringendſten Vorſtellungen zu keiner Art von Unterſtützung bewegen, und wir haben manchen harten Kampf deshalb zu beſtehen gehabt."

Herzog von Lothringen. „Da muß ich den Prinzen Waldeck in Schutz nehmen; er hatte ſowohl vom Könige als von mir die gemeſſenſten Befehle ſeine Truppen, die wir als allgemeine Reſerve betrachteten, ſo lange wie möglich außer Gefecht zu halten, da bei der großen Ueberlegenheit und Kühnheit der Türken ein Rückenangriff ſehr zu befürchten war. Die Vermiſchung des Fußvolks mit der Reiterei geſchah übrigens auf meinen beſonderen Antrag, und wurde durch die wechſelnden Terrainverhältniſſe geboten. Der König wollte anfangs das ganze erſte Treffen aus Fußvolk, das zweite aber aus Reiterei bilden, und letztere ſollte ſich, nachdem die Ebene erreicht war, durch die Lücken vorwärts herausziehen um die Türken unerwartet anzugreifen. Ich befürchtete aber daß bei dieſem Manöver Unordnung entſtehen möchte, auch war die Ebene viel zu ſehr durchſchnitten, um ſo große Reiterſchaaren mit Ausſicht auf glücklichen Erfolg verwenden zu können; es blieb daher bei meiner mit ſorgfältiger Berückſichtigung des Terrains ſchon früher entworfenen Schlachtordnung."

Markgraf Ludwig. „Ich verkenne den Werth guter taktiſcher Anordnungen keineswegs, aber er iſt immer ſehr relativ. Bis zu jener Schlacht am Kahlenberge vor Wien waren uns die Türken in vielen Stücken überlegen, und man mußte mit nicht geringer Vorſicht gegen ſie verfahren. Damals wurde aber die Kraft ihrer Janitſcharen gebrochen, ihr Selbſtvertrauen erſchüttert, und was ſie ſpäter geleiſtet haben iſt mit ihren früheren Kriegsthaten kaum noch in Vergleich zu ſtellen. Die

Urſachen liegen jedoch tiefer, und wir dürfen unſere ſpäteren Siege nur zum kleinſten Theil auf Rechnung der europäiſchen Taktik ſetzen."

Kurfürſt Maximilian. „Und was ſoll denn ſonſt den Ausſchlag gegeben haben, Vetter? Doch nicht etwa die Anordnungen des kaiſerlichen Hofkriegsrathes? Euer Oheim, der Markgraf Hermann, führte zwar den Vorſitz in dieſem hochweiſen Rathe und war ein kluger Herr; es ſcheint aber doch als habe er ſich oft überſtimmen laſſen, oder vielmehr gar keine entſcheidende Stimme gehabt, denn die Türken verdanken ihre Fortſchritte weit mehr der Unſchlüſſigkeit unſerer oberſten Heeresleitung, die ihnen immer und überall die Initiative ließ, als ihren ſonſtigen guten Eigenſchaften."

Herzog von Lothringen. „Dieſe Behauptung iſt etwas zu kühn, mein edler Vetter, und wenn ich auch nicht beſtreiten mag daß der Hofkriegsrath meine Operationen vielfach gelähmt hat, ſo gab es doch noch andere Hinderniſſe um nach meiner beſſeren Ueberzeugung handeln zu können, und dieſe Hinderniſſe wurden mir von einer Seite in den Weg gelegt, wo ich ſie gerade am wenigſten erwartet hätte. Ihr werdet mich wohl verſtanden haben, und Markgraf Ludwig hoffentlich auch. Sobald die vornehmſten Unterfeldherrn nicht ihr ganzes Anſehen aufbieten, daß im Sinne des Oberbefehlshabers gehandelt werde, vielmehr ſelbſt insgeheim ſeine Abſichten zu vereiteln ſuchen, dann entſteht eine Friction in der Maſchine, die ſtärker iſt als Mangel an Disciplin bei den Truppen. Ich berühre dieſe Verhältniſſe höchſt ungern, konnte ſie aber doch nicht ganz verſchweigen, weil hier von den Urſachen unſerer Erfolge und Nichterfolge die Rede iſt. — Aber wir dürfen auch unſere Gegner nicht gering ſchätzen, ſie verdienen unſere Achtung, trotz ihrer Barbarei. Wer unter uns erinnert ſich nicht an Kara Mahomed, den heldenmüthigen Vertheidiger von Ofen während der fruchtloſen Belagerung 1684. Ein Schuß zerſchmetterte ihm die Hand als er gerade die Minengräber einübte, doch verſäumte er die Pflichten eines thätigen Befehlshabers deßhalb keinen Augenblick, und nahm ſeine Lagerſtätte unter dem Thorbogen ſeiner Wohnung, wo er unſeren Geſchoſſen immer noch ſehr ausgeſetzt blieb. Als bald nachher eine in der Nähe krepirende Bombe ihm den Unterleib zerriß, hatte er noch ſo viel höheres Pflichtgefühl daß er die vornehmſten Paſcha's zu ſich beſchied, ſie zur Eintracht und Ausdauer ermahnte, ſeinen Nachfolger ernannte, und dieſem unter den heftigſten Schmerzen einige

allgemeine Instructionen gab, welche der Todeskampf ihm nicht einmal zu vollenden erlaubte. Ibrahim, sein würdiger Nachfolger, hat ebenfalls den kräftigsten Widerstand geleistet, uns große Verluste zugefügt, und nicht nur manchen Sturm abgeschlagen, sondern auch selbst viel kühne Ausfälle gemacht."

Markgraf Ludwig. „Die Türken waren stets ausgezeichnet in der Vertheidigung von Festungen, das muß man ihnen lassen, aber vor Ofen hat uns damals doch nur die eintretende schlechte Witterung vertrieben, ohne welche die Türken uns die Thore hätten öffnen müssen, da es ihnen schon sehr an Munition und Lebensmitteln gebrach."

Prinz Eugen. „Ihr vergeßt, Vetter, daß sie uns durch ihre guten Anstalten drei Monate lang hinzuhalten wußten, was doch nur ihnen zum Verdienst angerechnet werden darf, und daß Eueres Oheims, des Hofkriegsraths-Präsidenten, Besuch im Lager uns eigentlich erst zum Abzuge genöthigt hat. Es war ein unglücklicher Gedanke des guten Markgrafen Hermann, die ganze hohe Generalität stundenlang mit Berathungen zu quälen, um zu dem winzigen Beschlusse zu kommen die Belagerung — aufzuheben. Und es gereicht uns noch viel weniger zur Ehre daß, während die Generalität über Etwas deliberirte das der Markgraf im Stillen schon beschlossen hatte, der Pascha von Erlau mit einem starken Corps anrückte und sieben Schiffe mit reichen Kriegs- und Mundvorräthen in die Festung brachte. Die Türken handelten während wir schwatzten."

Herzog von Lothringen. „Der zuletzt gerügte Fehler fällt doch wohl nicht dem Hofkriegsraths-Präsidenten zur Last, obschon es nicht rathsam war so viele Generale von ihrem Posten mehrere Stunden abzurufen, um einer Berathung beizuwohnen die vielleicht unnütz war. Aber der Präsident mochte allerdings die Ueberzeugung haben, daß ich zur Aufhebung der Belagerung nicht geneigt sey, und deshalb schien es ihm unerläßlich sich eine starke Partei im Rathe zu bilden. Wer negative Zwecke erreichen will, darf die Entscheidung nur einem Kriegsrathe anheimstellen, energische Beschlüsse sind niemals daraus hervorgegangen."

Kurfürst Maximilian. „Da habt Ihr vollkommen Recht, Vetter, und wenn es 1686 nach dem Hofkriegsrathe gegangen wäre, hätten wir abermals einen gelehrten Rückzug machen müssen. Als ihr damals wiederholt beim Kaiser auf die Eroberung Ofens antruget, meinte der Hofkriegsrath: „Man könne die Belagerung Ofens nicht unternehmen, so lange

die Türken im Beſitze der Draubrücke bei Eſſegg wären und die Straße am rechten Donauufer frei hätten; es ſey das überhaupt nicht die Unternehmung eines Monats, und man befände ſich bereits im Juni; es ſcheine daher räthlicher in dieſem Jahre Stuhlweißenburg und Erlau zu erobern, im nächſten Jahre die Draubrücke zu zerſtören, und dann erſt zur Belagerung von Ofen zu ſchreiten." — So lautete der Weisheitsſpruch des Wiener Kriegsorakels. Wer die Zeit im Kriege nicht beſſer zu benutzen verſteht und Alles mit Bequemlichkeit abmachen will, der kommt zu keinem erheblichen Reſultate. Zum Glück hatten wir Beide richtigere Anſichten, und damals, mein alter Freund und Waffenbruder, bin ich Euch in Nichts entgegen geweſen, habe Euch vielmehr redlich unterſtützt. Ein größeres Glück noch war es, daß der Kaiſer ſelbſt die Nothwendigkeit begriff einmal ein Machtwort zu ſprechen, und Euch die Eroberung Ofens bona fide übertrug. Dieſe Waffenthat hat nicht bloß ein militäriſches, ſondern ebenfalls ein welthiſtoriſches Intereſſe, deshalb bitte ich meinen Vetter Ludwig die Geſchichte derſelben ganz kurz zu erzählen."

Markgraf Ludwig. „Der Kaiſer hatte unwiderruflich beſchloſſen, den Türken die Feſtung Ofen zu entreißen, die bereits 145 Jahre in deren Gewalt war. Das Heer, welches dem Herzoge von Lothringen zu dieſem Zwecke anvertraut wurde, belief ſich mit Einſchluß der Reichstruppen auf 94,000 Mann. Hiervon mußten jedoch 12,000 Mann nach Siebenbürgen, 10,000 Mann nach Ober-Ungarn, und 7000 Mann an die Drau entſendet werden. Die übrigen Truppen vereinigten ſich Anfang Juni bei Gran und Komorn. Um die Aufmerkſamkeit der Türken auf einen anderen Punkt zu lenken, wurde zunächſt eine Demonſtration gegen Stuhlweißenburg gemacht, was zur Folge hatte daß der dortige Paſcha die Vorſtädte abbrennen ließ, und einige tauſend Mann Verſtärkung aus Ofen an ſich zog. Am 9. Juni brach das Belagerungsheer gegen Ofen auf. Der Kurfürſt von Bayern marſchirte mit 20,000 Mann auf dem linken Donauufer über Waitzen nach Peſth, der Herzog von Lothringen mit 40,000 Mann auf dem kürzeſten Wege gegen Ofen; die übrigen Truppen ſtellten ſich zur Beobachtung von Stuhlweißenburg auf. Nirgends ſtieß man auf Widerſtand, ſelbſt nicht in Peſth, und die Türken waren überhaupt ſo beſtürzt, daß ſie nicht einmal die Schiffbrücke zwiſchen Ofen und Peſth ganz zerſtörten.

In Ofen befehligte der Paſcha Abdurrahman, ein Greis von 70 Jahren, der ſich vor Kandia und Kaminiec ausgezeichnet hatte und noch voller Jugendfeuer war. Die Beſatzung beſtand aus 16,000 Mann verſuchter Truppen, war mit Vorräthen aller Art hinlänglich verſehen, und hielt ſich hinter ihren gut unterhaltenen Werken für unüberwindlich. Die Einſchließung erfolgte am 18. Juni auf beiden Ufern zugleich, und man war gleich Anfangs ſo glücklich zwölf Schiffe mit reichen Schätzen beladen zu nehmen, die der Paſcha von Ofen hatte nach Belgrad ſenden wollen. Wenig Tage ſpäter begann die Beſchießung aus 60 großen, 30 kleineren Kanonen und 40 Mörſern, nachdem man am Johannistage die untere Stadt (nördliche Vorſtadt) erſtürmt hatte. Von nun an wechſelten Ausfälle und Stürme oft mit einander ab, ohne jedoch von beſonderem Erfolge zu ſeyn, denn die Tapferkeit der Truppen hielt ſich faſt immer das Gleichgewicht. Was den Fortgang der Belagerung beſonders erſchwerte war die Anwendung der Minen, worin die Türken damals größere Geſchicklichkeit beſaßen als alle ihre Gegner, aber auch meiſt von franzöſiſchen Ingenieuren bedient wurden. Indeß beſchädigte eine am 12. Juli auffliegende Mine die Stadtmauer an einer Stelle ſo ſehr, daß der Herzog für den folgenden Tag einen Sturm in drei Colonnen anbefahl. Schon war man bis an die Breſche vorgedrungen, als Abdurrahman eine zweite Mine auffliegen ließ, wodurch der Boden einſtürzte auf welchem ſich die Sturmcolonnen formiren ſollten; gleichzeitig warfen die Türken Pulverſäcke in die Flammen der brennenden Faſchinen, und machten einen wüthenden Ausfall. Der Moment war äußerſt kritiſch, die Verwirrung unter den Stürmenden ſehr groß, größer aber noch die Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit unſeres tapferen Generaliſſimus. Statt den Befehl zum Rückzuge zu geben, was Hunderte an ſeiner Stelle gethan haben würden, forderte er Freiwillige auf und wies die Ausfälle der Türken auf allen Punkten zurück, wodurch ein großer Theil unſerer Geſchütze und Vorräthe gerettet wurde. Wir verloren jedoch an dieſem Tage über 1400 Mann.

„Nunmehr beſchränkten wir uns eine Zeit lang auf Beſchießung der Feſtung, was inſofern beſſer war da unſere Artilleriſten, unter des geſchickten Antonio Gonzales Leitung, ein ſehr wirkſames Feuer unterhielten. Am 22. Juli wurde durch eine glühende Kugel ein türkiſches Pulvermagazin entzündet; die Exploſion war ſo heftig, daß die Donau aus ihren

Ufern trat und die Wachpoſten daſelbſt vor den andringenden Wellen flüchten mußten. An einer Stelle ſtürzte die Feſtungsmauer in der Breite von 60 Schritten ein, doch wagten wir nicht zu ſtürmen. Der Herzog ließ den Paſcha zur Uebergabe auffordern, erhielt aber eine abſchlägliche Antwort. Nun folgte am 27ſten ein neuer allgemeiner Sturm, der jedoch aller angewendeten Tapferkeit zum Trotz im Anfange auch abgeſchlagen wurde. Die Türken bekämpften uns auf den verſchiedenen Breſchen nicht bloß mit Waffen, ſondern ſchleuderten auch brennende Säcke mit Schwefel und Pech unter die Stürmenden, wovon viele Hunderte an den erhaltenen Brandwunden ſtarben. Die Verwirrung unſerer Sturmcolonnen war ſo groß, daß es der höchſten Anſtrengung des Herzogs und der übrigen Heerführer bedurfte, um die Truppen wieder zu ordnen und aufs Neue ins Gefecht zu führen. Endlich aber gelangten wir nach einem mit wahrer Raſerei durchgeführten Kampfe in den Beſitz der Vorſtädte und aller Außenwerke; einige Haufen drangen ſogar in die Feſtung ein, wurden aber dort überwältigt und niedergehauen. Bei unſerer Ueberlegenheit hätte die Feſtung vielleicht erſtürmt werden können, wenn nicht Abdurrahman die Beſonnenheit gehabt hätte den Hauptgraben der oberen Stadt mit dürrem Holz, Pech und Schwefel anzufüllen und dieſes anzünden zu laſſen, wodurch ein ſolches Feuermeer entſtand daß wir endlich von der Fortſetzung des Angriffs abſtehen mußten. Unſer Verluſt an dieſem Tage belief ſich auf 4000 Mann, darunter viel hohe Offiziere.

„Abdurrahman ward jetzt nochmals zur Uebergabe aufgefordert, ſchien auch unter gewiſſen Bedingungen nicht abgeneigt zu ſeyn, ſuchte aber im Grunde nur Zeit durch Unterhandlungen zu gewinnen, denn ſchon nahete ſich ihm Hilfe von Außen. Der Seraskier Suleyman war bereits im Mai mit 50,000 Mann nach Ungarn aufgebrochen, und ſtand um dieſe Zeit bei Eſſegg an der Drau; 15,000 Reiter unter Seidan Paſcha eilten ihm voraus. Der Herzog von Lothringen hatte ſchon längſt einige Kunde gehabt von dem Anmarſche dieſes neuen Gegners, und eben deshalb die Belagerung mit ſolchem Eifer betrieben. Um es jedoch an keiner Vorſichtsmaßregel fehlen zu laſſen, hatte er aber auch den Generalen Scherffenberg und Caraffa Befehl zugeſchickt, mit ihren Truppen aus Siebenbürgen und Ober-Ungarn ſich näher heranzuziehen. Außerdem wurden oberhalb Ofen mehrere Schiffbrücken geſchlagen, die Lagerplätze am rechten Ufer ſtark verſchanzt, und leichte Fahrzeuge mit Truppen bemannt die Donau

abwärts geſendet, um über die Stärke und Marſchrichtung des Seraskiers genaue Kunde einzuziehen.

„Faſt gefährlicher noch als dieſer neue Gegner war ein Zwieſpalt, welcher jetzt unter der hohen Generalität ausbrach. Unſer Generaliſſimus, der Herzog Karl, war feſt entſchloſſen die Belagerung mit allem Eifer fortzuſetzen, weil er die Ueberzeugung hatte daß der Seraskier ihn nur von Ofen abzuziehen ſuchen, nicht aber in ſeiner befeſtigten Stellung angreifen werde; eine Anſicht, welche ſich auf genaue Würdigung ſeines Gegners und der beiderſeitigen Verhältniſſe gründete, auch durch die Folge ſich als richtig erwieſen hat. Der Kurfürſt von Bayern, mehrere andere Reichsfürſten und ich ſelbſt waren hingegen der Meinung: man müſſe die Belagerung ſofort aufheben, dem Seraskier eine Schlacht liefern, ihn über die Drau zurückwerfen, und dann erſt das Belagerungswerk wieder vornehmen. Dieſe Anſichten entſprachen unſerem Charakter und ſogar mancher neuen Theorie. Aber bei dergleichen Suppoſitionen überſieht man nur zu oft, daß der Gegner auch einen Willen hat, und ſelten das thut was zu unſeren Angriffsplanen paßt. Zum Glück war der Herzog ein Mann der auch im Kriegsrathe die Oberbefehlshaberwürde geltend zu machen verſtand, und ſich durch unſere etwas eindringlichen Gegenvorſtellungen von ſeinem reiflich erwogenen Operationsplane nicht abbringen ließ. Wir mußten uns alſo in ſeinen Willen fügen, was uns damals um ſo größere Ueberwindung koſtete, da die Subordinationsverhältniſſe keineswegs ſo geregelt waren als jetzt, und namentlich die Kur- nnd Reichsfürſten ſich mehr als Verbündete wie als Vaſallen des Kaiſers betrachteten, mithin dem Generaliſſimus ſtrengen Gehorſam nicht ſchuldig zu ſeyn glaubten.

„Suleyman Paſcha ſchien keine große Eile zu haben, und kam erſt den 13. Auguſt bei Ofen an, nachdem er faſt acht Tage lang bei Ercſy — 4 Meilen ſüdlich von Ofen — unthätig verweilt hatte. Aber dieß that er nicht ohne triftigen Grund, wie denn ſein ganzes Verfahren das Gepräge reiflicher Ueberlegung trägt, aber auch zugleich das ſtille Bekenntniß in einer offenen Feldſchlacht uns nicht gewachſen zu ſeyn. Da der Herzog ſich durch nichts irre machen ließ und dem Seraskier nur ein ſchwaches Beobachtungscorps entgegenſtellte, rückte dieſer wie geſagt am 13ten bis an das Promontorium dicht bei Ofen vor, und nahm eine zur Schlacht herausfordernde Stellung, wobei er jedoch mehr die Abſicht hatte der ſehr geſchwächten Beſatzung eine Verſtärkung zuzuführen, als ſich einem

Angriffe auszuſetzen. Der Herzog hatte damals zwar über 60,000 Mann zu verfügen (darunter 35,000 Reiter), wollte aber vor Ankunft Scherffenbergs, der ihm 12,000 Mann zuführte, keinen Hauptſchlag unternehmen und blieb in ſeiner Stellung auf den weſtlichen Höhen von Ofen; das Corps des Kurfürſten konnte ſich in wenig Stunden mit ihm vereinigen und verblieb deshalb auf dem linken Ufer. Solche Ruhe verfehlt einem Türken gegenüber ſelten ihre Wirkung, und ſetzte den Seraskier augenſcheinlich in große Verlegenheit, zumal da auch ein Ausfall Abdurrahmans abgewieſen wurde.

„Nun ſchritt Suleyman zu einem etwas wirkſameren Mittel, und ſendete 8000 Mann durch das Buda-Oerſer Gebirge in den Rücken des kaiſerlichen Lagers, von welchen die im Paulsthale ſtehenden Reſervetruppen unerwartet und ſo heftig angegriffen wurden, daß man ſich der Türken nur mit großer Mühe erwehren konnte. Gleichzeitig hatte der Seraskier auch den rechten Flügel der Kaiſerlichen, welcher auf dem Bürgerberge ſtand, wiederholt in der Abſicht angegriffen, ſich ſpäter mit jenem Corps zu vereinigen, die Chriſten dann gegen Ofen zu drängen und ſo dem Abdurrahman Gelegenheit zu einem glücklichen Ausfalle zu verſchaffen. Aber dieſer recht gut angelegte Angriffsplan ſcheiterte an der Unerſchrockenheit unſerer Truppen, und mit Verluſt von 5000 Mann mußte ſich Suleyman am Abend gegen Ercſy zurückziehen, auch blieben 30 Fahnen, 11 Kanonen und 10 Munitionswagen in unſerer Gewalt. — Fünf Tage ſpäter erſchien der Seraskier abermals in derſelben Stellung am Promontorium, blieb einige Stunden in Schlachtordnung ſtehen und zog dann wieder ab. Er hatte alſo nur die Abſicht uns zu ermüden, ohne dabei viel aufs Spiel zu ſetzen. Am 20. und 29. Auguſt wiederholte er dieſes Manöver mit geringen Abänderungen, hatte aber den in unſerem Rücken entſendeten Truppen Befehl gegeben ſich, es koſte was es wolle, in die Feſtung zu werfen deren Lage immer hilfsbedürftiger wurde. Bei dem Angriffe am 20ſten gelang es 500 Janitſcharen in die Feſtung zu kommen, doch verloren zweimal ſo viel bei dieſem Verſuche das Leben. Der Angriff am 29. Auguſt war aber einer der heftigſten. Ein auserleſenes Corps Fußvolk und Reiterei ſuchte ſich zuerſt der Margarethen-Inſel zu bemächtigen, wurde aber durch das heftige Geſchützfeuer von dort vertrieben; hierauf ſchwammen die Reiter durch die Donau nach Altofen, um von da in die Feſtung zu bringen, da ſie aber vom Oberſten Aſti

hieran verhindert wurden, wendeten ſie ſich nach dem Ufer, wo ſie der General Mercy mit drei Dragoner-Regimentern umringte. Hier entſpann ſich ein Kampf auf Leben und Tod. Ein ſchon aus zwei Wunden blutender Türke ſtürzte ſich auf den General Mercy und ſpaltete dieſem den Kopf, gleiches Schickſal hatte ein Oberſtlieutenant an ſeiner Seite, und ſelbſt der Herzog von Lothringen würde den Streichen dieſes Wüthenden unterlegen haben, hätte ſich nicht deſſen Stallmeiſter dazwiſchen gedrängt; nachdem auch dieſer wackere Mann und noch einige Offiziere vom Gefolge des Herzogs von dem wüthenden Türken niedergeſäbelt worden waren, erreichte ihn endlich der Todesſtreich. Mit ſolchen Fanatikern zu kämpfen war in der That kein leichtes Spiel, und die Klugheitslehren der modernen Taktiker würden uns hier ſchlechte Dienſte geleiſtet haben; hier hieß es ſtets: Entweder — Oder, Ich oder Du, einen Mittelweg gab es nicht.

„An demſelben Tage wurden zwei türkiſche Boten aufgefangen, aus deren Depeſchen man erſah daß der Sultan der Beſatzung nur die Wahl ließ, entweder auf den Wällen oder unter dem Schwerte des Henkers zu fallen, daß aber auch die Beſatzung aufs Aeußerſte gebracht ſey und ſich kaum noch einige Tage halten könne. Dieſe Entdeckung und die Ankunft des General Scherffenberg beſtimmte den Herzog, die Feſtung nun im Angeſichte des feindlichen Heeres mit Sturm zu nehmen, ein Entſchluß der beſſer als Alles beweiſt daß unſer Generaliſſimus ein Mann von ſeltener Energie war.

„Der zweite September wurde zum Sturme beſtimmt. Er begann früh 6 Uhr in zwei Colonnen; die erſte, 6000 Kaiſerliche und Brandenburger vom Herzoge von Croy befehligt, rückte gegen das Wiener Thor; die zweite, 3000 Bayern unter General Beck, ſollte von der Schloßſeite eindringen; bei jeder Colonne diente die Hälfte als nächſte Reſerve. Prinz Eugen wurde beſtimmt etwanige Angriffe Suleymans abzuwehren. Der Herzog von Lothringen befahl daß die Stürmenden ſich vorzugsweiſe des Bajonets bedienen ſollten, und dieſe neue Stoßwaffe wurde hier zum erſten Male mit großem Erfolge angewendet. — Abdurrahman ſchlug den Angriff dreimal ab, wurde aber beim vierten Sturme mit 800 Janitſcharen auf der Breſche getödtet und erfüllte ſein Schickſal. Der Kampf in den Straßen und Häuſern dauerte bis tief in die Nacht hinein und endigte mit vollſtändiger Ueberwältigung der Türken. Suleyman ſcheint an dieſem Tage von bangen Zweifeln befallen worden zu ſeyn, denn er

unternahm Nichts und zog ſich am folgenden Morgen bis Stuhlweißenburg zurück. — Es iſt merkwürdig genug daß wir bei dieſem letzten Sturme nur einige hundert Mann verloren, was zum Beweiſe dienen kann, daß die gefahrvollſten Unternehmungen oft ganz gegen alles Erwarten glücklich ablaufen. Hätte Kara Muſtapha 1683 vor Wien eben ſo gedacht und gehandelt, die Sachen vielleicht anders gekommen wären.

„Der Herzog von Lothringen hätte ſich mit der Eroberung Ofens begnügen können, brach aber ſchon am vierten Tage nachher auf und drängte ſeinen Gegner bis hinter die Drau zurück; dieſer bezog jedoch nach dem Verluſte von Szegedin, welches ſich dem General Wallis nach zehntägiger Belagerung ergab, in der Gegend von Belgrad Winterquartiere."

Herzog von Lothringen. „Ich habe der Erzählung des tapferen Markgrafen nur Wenig hinzuzufügen, muß aber bemerken daß er ſeine eigenen Thaten faſt ganz mit Stillſchweigen übergangen hat. Er befand ſich bei dem Corps welches der Kurfürſt befehligte, und hat dieſen nicht nur mit gutem Rathe unterſtützt, ſondern auch bei jeder Gelegenheit rühmliche Proben von ſeltener Umſicht und Tapferkeit an den Tag gelegt."

Das Geſpräch ging nun auf minder intereſſante Gegenſtände über, und ſobald Prinz Eugen dieſe Wendung wahrnahm, winkte er mir in ein Nebenzelt und knüpfte eine ganz trauliche Unterhaltung an.

„Glauben Sie nicht," ſagte er, als wir uns geſetzt hatten, „daß der Herzog ſo ganz aus voller Seele geſprochen habe. Der Kurfürſt von Baiern ſowohl wie der Markgraf von Baden waren im Türkenkriege faſt immer ſeine Gegner, zum Glück aber unter ſich ſelbſt nicht einig, da ſie Beide nach dem Oberbefehle ſtrebten und nicht nur den Generaliſſimus, ſondern auch ſich gegenſeitig beim Kaiſer etwas zu verkleinern ſuchten. Der Herzog wußte das recht gut, und theilte mir oft in nächtlicher Stille ſeinen Kummer mit daß zwei deutſche Fürſten, deren Feldherrntalent damals noch zu wenig erprobt war, ihren perſönlichen Vortheil höher achteten als die Wohlfahrt des Ganzen. So iſt es aber immer geweſen. Seit die deutſchen Kaiſer der Gewohnheit entſagten ſich ſelbſt an die Spitze ihrer Heere zu ſtellen, die Leitung der wichtigſten Kriegsangelegenheiten einer Geſellſchaft von Männern anvertrauten, deren Beſchlüſſe, fern vom Kriegsſchauplatze gefaßt, faſt nie fördernd oft aber ſtörend einwirkten, konnte kein Feldherr etwas Großartiges durchführen. Hierzu kam nun

noch der Neid, die Eifersucht, zuweilen selbst die Schadenfreude der zahlreichen fürstlichen Unterfeldherren, welche sich wie Schlingkraut um den Commandostab des Generalissimus wanden, und jede kräftige Handhabung desselben fast unmöglich machten. Es gehörte in Wahrheit große Selbstbeherrschung, eine hohe Charakterfestigkeit, ein sehr taktvolles Benehmen dazu, um mit einer so complicirten Maschine selbst nur Gewöhnliches zu bewirken; diese Eigenschaften besaß der Lothringer in einem seltenen Grade, sie würden aber nicht ausgereicht haben, wäre er nicht zugleich der Schwager des Kaisers gewesen.

„Was die Eroberung Ofens an sich betrifft, so scheint der Markgraf absichtlich unterlassen zu haben die Wichtigkeit dieser Waffenthat genügend hervorzuheben. Gereicht es dem Hofkriegsrath schon ohnehin nicht zur Ehre, durch gröbliche Vernachlässigung aller Art die zweite Belagerung Wiens verschuldet zu haben, die leicht mit völliger Verwüstung der Kaiserstadt enden konnte, so muß man wirklich alles Vertrauen zu seinem guten Willen verlieren, wenn man erwägt wie wenig nachher geschah den Türken jede offensive Rückkehr zu verwehren. Ofen war gleichsam der Stützpunkt für alle Offensivoperationen der Türken. Diese Festung mußte ihnen also um jeden Preis entrissen werden. Aber die Anstalten welche 1684 dazu gemacht wurden waren so unzulänglich, daß der schlechte Ausgang vorherzusehen war, und so ging ein großer Theil der Wirkung des Sieges am Kahlenberge verloren."

Ich erlaubte mir hier die Bemerkung, daß die Wirkung eines Sieges wohl nicht ausschließlich auf der Benutzung desselben beruhe, und daß es dabei wohl eben so sehr auf das Verhalten des Gegners ankomme. Der kriegerische Charakter der Türken habe zwei sehr glänzende Seiten: Ungestüm beim Angriffe, Zähigkeit in der Vertheidigung, was man auch jetzt noch bei allen Völkern des Morgenlandes wahrnehme. Ueberdies würden diese hervorstechenden Eigenschaften noch durch den Absolutismus von oben und durch den Fanatismus von unten bedeutend potenzirt, während den materiellen Bedingungen glücklicher Erfolge genügend entsprochen werde. Sobald jeder einzelne Kämpfer den Tod auf dem Schlachtfelde als ein Mittel ansieht, schneller in das Paradies zu kommen und höherer Glückseligkeit — allerdings nach türkischen Begriffen — theilhaftig zu werden; sobald ferner jeder Oberbefehlshaber nur die Wahl zwischen dem Siege oder der seidenen Schnur hat, und wegen der Größe der gebrachten

Menſchenopfer niemals zur Rechenſchaft gezogen wird, da muß nothwendig eine Energie in die kriegeriſche Handlung kommen, wie ſie in einem chriſtlichen Heere niemals angetroffen werden kann. Der einzige Vorzug, der den Deutſchen übrig blieb, beſchränkte ſich mithin auf feſtere und geregeltere Formen in den verſchiedenen Zweigen der Kriegführung, von denen die taktiſchen jedoch noch ziemlich neu waren, ſich auch keineswegs immer zweckmäßig erwieſen. Aber was vermögen Formen ohne Geiſt?

„Die Debatten im Hofkriegsrathe, bemerkte Eugen, nahmen oft eine ergötzliche Wendung, man ſtritt um unweſentliche Vorfragen, und da man ſich nicht leicht darüber verſtändigen konnte, wurden auch die Operationspläne in dieſem ſchwankenden Sinne entworfen. In der Regel kam aber die Zeit zum Handeln immer früher, als man mit den Entwürfen dazu fertig wurde, der Feind erhielt nun auch eine Stimme im Rathe, und dieſe war oft ſo entſcheidend daß alle frühere Beſchlüſſe dadurch umgeſtoßen wurden. Hauptſache bleibt daß man einen vernünftigen Zweck und auch die Mittel habe ihn zu erreichen. Im Voraus beſtimmen wollen, ob und wie lange man offenſiv oder defenſiv zu verfahren habe, iſt eben ſo unnütz als zweckwidrig; denn es treten ſehr häufig Umſtände ein welche ein augenblickliches Abgehen vom urſprünglichen Operationsplane, oder auch eine gänzliche Aenderung deſſelben nothwendig machen.

„Sie haben vorhin ſehr richtig bemerkt, fuhr der Prinz nach einer kleinen Pauſe fort, daß den Türken eine gewiſſe Zähigkeit eigen iſt, wenn ſie ſich nicht ſtark genug fühlen die begonnene Offenſive fortzuſetzen, oder vielleicht auch das Eintreten günſtigerer Verhältniſſe abwarten wollen. Dieſe Zähigkeit iſt ein Hauptzug ihres Charakters und hat nebenbei noch den großen Vortheil, daß der Gegner dadurch auf eine ganz eigenthümliche Weiſe ermüdet wird. Was das Letztere ſagen will verſtehen Sie zu gut, als daß ich nöthig hätte mich weitläufig darüber auszuſprechen. Es ſcheint aber daß man ſelbſt an der Spitze von Heeren geſtanden, oder in die Lage der Feldherren ſich gründlich hineingedacht haben muß, um die Folgen einer ſolchen moraliſchen Ermüdung nach ihrem wahren Werthe ſchätzen zu können. Wir haben manchen Feldzug ruhmlos für uns, und doch nicht ohne großen Verluſt an Menſchen und Kriegsmaterial verſtreichen ſehen, weil es den Türken nicht beliebte aus ihren vielen Feſtungen an der Donau herauszutreten und uns eine Schlacht zu liefern, dagegen aber die kühnſten Streifzüge unternahmen ſobald wir des Wartens müde den

Rücken kehrten, oder die hartnäckigſte Vertheidigung leiſteten wenn wir uns endlich zum Angriffe auf ihre Feſtungen entſchloſſen. Glaubten wir vielleicht in der erſten Hälfte des Jahres die Türken durch ein Paar tüchtige Schläge abzufinden, um in der anderen Hälfte den größeren Heertheil in Deutſchland verwenden zu können, ſo ſahen wir uns immer getäuſcht und in unſeren Planen geſtört. Ein türkiſcher Feldherr hat in der Regel eine ſo feine Naſe als der beſte Spürhund, und weiß recht gut was uns am meiſten genirt. Bald liegt er wie der Dachs im Loche, bald ſtürzt er ſich wie der Tiger auf ſeine Beute; der richtige Takt zeigt ihm immer das Beſte, und der Methodismus im Operiren iſt für ihn ein hohler Begriff. Nur einen geordneten Rückzug verſteht keiner von den Herren zu machen, doch decken ſie den ihrigen durch ſchonungsloſe Verwüſtung des Landes, und erſchweren dadurch die Verfolgung mit dem Ganzen. — Aber wir müſſen jetzt zur Geſellſchaft zurück. Wollen Sie mir das Vergnügen machen mich nächſtens zu beſuchen, ſo ſollen Sie einige Proben von türkiſcher Strategie und Taktik kennen lernen." — Ich nahm die Einladung mit vielem Danke an und wir näherten uns der Geſellſchaft wieder, aus welcher die Franzoſen ſich bereits entfernt hatten.

Kaum waren wir in das Hauptzelt getreten, als Merkur mit ganz verſtörter Miene hereinſtürzte und uns sauve qui peut zurief. Wir ſahen einander ſehr verwundert an, da wir nicht begriffen welche Art von Unfall uns im Olymp begegnen könne. Merkur hörte aber nicht auf zu ſchreien: „Rettet Euch, ſonſt ſind wir verloren!" und ſank erſchöpft in einen Armſtuhl.

Noch ſtanden wir ſprachlos um den Götterboten herum, der mit den Zähnen knirſchte und die Hände rang aber Niemand Rede ſtehen wollte, als ſich plötzlich der Horizont verfinſterte, ein unterirdiſcher Donner hörbar wurde, und uns ein unheimliches Grauen überfiel. Bald vernahm man ein fernes Rauſchen, mit ſeltſamen Geheul von Menſchenſtimmen vermiſcht. Endlich packte Sobieski den Merkur bei der Schulter, riß ihn in die Höhe und ſagte: „Sprich, Du olympiſcher Schurke, was hier vorgehen ſoll, denn trügſt Du nicht ſelbſt die Schuld an der zu erwartenden Teufelei, ſo wärſt Du auch nicht ſo außer aller Faſſung." Statt der

Antwort ſchrie Merkur: „In's Schloß, in's Schloß, die Thore verrammelt, kein Augenblick iſt zu verlieren denn ſie ſind gleich hier!“

Das Rauſchen und Geheul wurde inzwiſchen immer ſtärker, und gleich darauf fing es an zu regnen, aber nicht etwa Waſſer wie bei euch, ſondern Menſchen und zwar — Türken. Die Kerls blieben aber alle wie betäubt auf dem Boden liegen, als wären ſie vom Starrkrampfe befallen. „Jetzt zaudert nicht länger Ihr Herren, ſagte Merkur, und folgt mir ſchnell in's Schloß dort will ich Euch Aufſchluß geben.“ Wir folgten ihm ſo ſchnell Jeder vermochte, verrammelten auf ſein wiederholtes dringendes Ermahnen alle Eingänge, ſtellten die Dienerſchaft gut bewaffnet dahinter, und begaben uns hierauf in den großen Geſellſchaftsſalon, wo Merkur uns nachſtehende Geſchichte erzählte.

„Es wird Euch bekannt ſeyn, Ihr Herren, daß der allerchriſtlichſte König von Frankreich, Ludwig der Vierzehnte genannt, ein großer Freund der Türken war, die er nicht nur fortwährend gegen das chriſtliche Europa, namentlich gegen Deutſchland aufhetzte, ſondern auch insgeheim unterſtützte und ſehr geſchickte Offiziere als Rathgeber nach Stambul ſendete. Als nun Mars geſtern Abend mich, des heutigen Feſtes wegen, zu ſich beſchied und nicht recht wußte welche neue Auszeichnung er dem edlen Herzoge von Lothringen an ſeinem Ehrentage erweiſen könne, ſchlug ich Sr. Hoheit die türkiſche Parade vor, weil ſo etwas noch nicht da geweſen war. Anfangs wollte der Kriegsgott nicht darauf eingehen indem er meinte: das möchte ſeine Schweſter Bellona verdrießen, die bekanntlich ſehr furieuſer Natur iſt und deshalb für die Türken und Franzoſen eine große Vorliebe hat. Ich hatte aber meine beſonderen Gründe den Türken, auf deren abgeſtorbenes Zartgefühl jetzt nicht viel Rückſicht genommen zu werden braucht, dieſe Demüthigung zu bereiten. Um meinen Zweck ſicher zu erreichen und Eueren Triumph vollſtändiger zu machen, bat ich auch noch um Erlaubniß den Marſchall Düras mit der ganzen Mordbrennerbande, die ſich damals in der unſchuldigen Pfalz ein ſo ſchändliches Denkmal geſetzt hat, zu einem kleinen Manöver vor Euch Herren zitiren zu dürfen. Das Letztere ſchlug Mars, wie ich mir leicht denken konnte, geradezu ab, denn er liebt die Franzoſen ihrer kriegeriſchen Eigenſchaften wegen ebenfalls, genehmigte aber nun deſto bereitwilliger die Türkenparade.

„Auf meinem Wege nach Tenare wo die ganze Geſellſchaft, die heute vor Euch defilirt iſt, in der ſiebenten Vorhalle ein nicht ſehr ergötzliches

Leben führt und, ſtatt in den Armen der ſchönen Houris zu ſchwelgen, ſich von häßlichen Teufelslarven umgeben ſieht, begegnete mir der Exminiſter Louvois unheilvollen Andenkens, der in einer benachbarten Zelle ſeine geheimen Memoiren zum Druck bearbeiten und die Correctur ſelbſt beſorgen muß, weil er eine ganz unleſerliche Hand ſchreibt. Ich wollte ſtillſchweigend an ihm vorübergehen, doch redete er mich an und benahm ſich dabei nach ſeiner beliebten Manier ſo impertinent hochmüthig, daß ich auf der Stelle beſchloß ihm einen Streich zu ſpielen. Mars hatte zwar ſeine Genehmigung zur Türkenparade gegeben, aber nicht beſtimmt wer ſie befehligen ſolle, und da das doch natürlich ein Türke ſeyn mußte, beſchloß ich ſogleich den Kara Muſtapha, Louvois intimſten Freund, in Requiſition zu ſetzen, wozu ich jedoch — aufrichtig geſtanden — nicht ermächtigt war. Als ich nun dem Großvezier eröffnete welche Auszeichnung ihm zugedacht ſey, weigerte er ſich zu gehorchen und verlangte den Hatcherif zu ſehen, ich aber erwiderte lakoniſch: „mündlicher Befehl von Sr. olympiſchen Hoheit, mein Lieber, durch mich überbracht, das genügt vollkommen; Ihr werdet Euch alſo unfehlbar zur Parade einfinden, ſonſt — doch Ihr verſteht mich ſchon.“ Der Türke ſchäumte vor Wuth, denn er dachte an ſeine Niederlage vor Wien, ich aber lachte ihm ins Geſicht und ging meines Weges. Nachdem ich die weiteren Befehle ertheilt hatte, kehrte ich in den Olymp zurück und freute mich zum Voraus auf den heutigen Morgen. Aber dieſe Ueberſchreitung meiner Vollmacht iſt mir übel bekommen, denn hört nur was ſich inzwiſchen zugetragen hat.

„Kara Muſtapha iſt außer ſich vor Wuth von der Parade zurückgekehrt, da keiner von Euch ihm etwas Schmeichelhaftes über die gute Haltung ſeiner Muſelmänner geſagt hat, und er nicht einmal erſucht worden iſt bei der Geſellſchaft zurückzubleiben und Theil an Eurem Feſte zu nehmen. Völlig zerknirſcht von dieſer Geringſchätzung, hat er ſich in Louvois Arme geworfen und ſeinen alten Freund und Schandgenoſſen zu blutiger Rache aufgefordert. Machtlos, wie Beide gegenwärtig ſind, mußten allerhand Schleifwege betreten werden worin der Exminiſter guten Beſcheid weiß. Dieſer geht alſo zum allerchriſtlichſten König, den er ſchnell in ſein Intereſſe zu ziehen verſteht; Ludwig, ohnehin kein Freund des edlen Lothringers, begibt ſich zu Pluto und zu Aeolus, mit denen er früher in geheimen Bunde ſtand, und fordert ſie zum Beiſtande auf. Alle drei bringen die Bellona gegen ihren Bruder in Harniſch, und die

ganze Sippschaft fordert glänzende Genugthuung für die dem Großvezier angethane Schmach. Darauf ist eine äußerst heftige Scene erfolgt, die ich Euch nicht beschreiben mag, und Mars hat sich zuletzt genöthigt gesehen seiner Schwester carte blanche zu geben. Dieses böse leidenschaftliche Weib, welches den Krieg nur aus tief eingewurzelter Rachsucht gegen das ganze Menschengeschlecht, und nicht des höheren moralischen Zweckes wegen liebt, hat man sogleich Befehl ertheilt daß Aeolus durch eine Windhose die ganze Türkenschaar noch einmal hierher führt, wo ihr gestattet ist einige Stunden lang auf gut türkisch mit Euch zu verfahren; auch ist zugleich Verfügung getroffen, daß während dieser Zeit im ganzen deutschen Viertel des Olymp der irdische Zustand wieder hergestellt seyn soll.

„Mars ließ mich rufen sobald Bellona ihn verlassen hatte. Der erzürnte Gott empfing mich mit einer Ohrfeige und entließ mich mit einem Fußtritte; denn obgleich selbst göttlicher Abkunft, muß ich doch Allen dienstbar seyn und mir manche schlechte Behandlung von meinen Vettern, sogar von den gekrönten Häuptern der Erde gefallen lassen, weil ich von Jupiter der Gewinnsucht und Bestechlichkeit beschuldigt werde. Da bin ich nun hierher geeilt um Euch wenigstens zu warnen, weßhalb der Polenkönig sehr unrecht handelte mich so hart anzulassen. Doch jetzt müssen wir sehen was zu thun ist, denn sobald die Türkenhunde aus ihrer Starrsucht erwachen, werden sie mit Rachgier über uns herfallen, und ich bin heute eben so verwundbar wie jeder von Euch."

Wir fühlten in der That, daß während Merkurs Erzählung eine wesentliche Veränderung mit uns vorging, und wenn uns auch nicht gerade Furcht befiel, so empfanden wir doch eine gewisse Bangigkeit wie bei Annäherung einer großen Gefahr. Sobieski ermannte sich jedoch schnell und sagte im huldvollsten Tone zu Merkur: „Guter Junge, ich habe Dir vorhin wehe gethan was ich jetzt sehr bereue; aber sey nicht böse und antworte kurz auf meine Frage denn die Zeit ist kostbar. Sag' an, dürfen die Türken auf uns schießen?" — Merkur. „Je nun, ob sie's dürfen das kann ich so genau nicht sagen, denn Mars hat sich mit mir in keine Erläuterungen eingelassen; ob sie's aber können das ist eine andere Frage. Zur heutigen Parade hatte ihnen Vulkan auf mein Geheiß nur die gewöhnlichen Exerzirgewehre verabreicht, bei welchen alle Bundringe und Federn locker gemacht sind damit die Gewehrgriffe recht klirren; auch haben die Wände des Laufes durch die häufigen Ladeübungen mit Tempo's

ſo ſehr gelitten, daß auf einen ſicheren Schuß nicht zu rechnen iſt. Endlich dürfte es den Türken auch an ſcharfen Patronen fehlen, denn die alten Vorräthe ſind von mir kürzlich an Abd el Kader verkauft worden, und die neue Munition ſoll nach einer neuen theoretiſchen Anleitung angefertigt werden, welche gegenwärtig der —ſchen Bewaffnungscommiſſion noch zur Begutachtung vorliegt. Wie wenig aber dergleichen collegialiſche Behörden mit ſolchen Dingen ſich zu beeilen pflegen, wißt Ihr ja aus eigener Erfahrung. Wenn nicht Louvois für Patronen geſorgt hat — woran er ſonſt immer zuletzt dachte — kommen die Türken mit leeren Taſchen, denn in ganz Tenare iſt jetzt keine einzige Kugelpatrone aufzutreiben." — Sobieski. „Nun das wäre ſo übel nicht. Jetzt aber laßt uns ans Werk gehen Freunde und den Vertheidigungsplan feſtſtellen, denn wir haben keine Zeit zu verlieren da es bereits im Lager ſich zu regen beginnt. Alle Ausfälle ſind heute bei Todesſtrafe unterſagt, man begiebt ſich dabei nur des örtlichen Schutzes und zieht den Feind unwillkürlich hinter ſich her; auch haben wir ja keine Belagerungswerke zu zerſtören. Wir wollen uns auf eine ganz paſſive Vertheidigung beſchränken, den Muſelmännern aber, ſobald ſie irgendwo einzudringen verſuchen, activ die Schädel einſchlagen, ſo wird's am beſten ſeyn. Du, mein tapferer Lothringer, befehligſt hier im Schloſſe wo Du ja ohnehin der Hausherr biſt, und wirſt in der Nachbarſchaft die Rollen ſchon zu vertheilen wiſſen; ich eile inzwiſchen ins Polenviertel um meine Getreuen zu ſammeln, und werde Euch wie vor Wien kräftig unterſtützen. Aber ich rathe Euch alle in dieſem Viertel zufällig anweſende Franzoſen feſtzunehmen, damit ſie nicht etwa gemeinſchaftliche Sache mit den Türken machen, worin ihnen nicht zu trauen iſt."

Der Polenkönig ſtürmte fort, und gleich darauf trat der Schwedenkönig Karl der Zwölfte ein, der ſeine Dienſte als Freiwilliger anbot. „Fürchtet Euch nicht vor der Uebermacht, Ihr Herren," ſagte Karl, „ſie hat wenig Gewicht ſobald es ihr an Raum fehlt ſich zu entwickeln; in ſolchen Dingen weiß ich guten Beſcheid, und wollt Ihr mir die Vertheidigung dieſes Schloſſes überlaſſen, ſo ſollen die Türken erfahren daß ich doch derſelbe Eiſenkopf bin wie bei Bender. Bleibt nur ruhig und beſonnen, den Türken imponirt man am ſicherſten durch kaltblütige Unerſchrockenheit; ſeyd nicht die Erſten beim Zuſchlagen, wohl aber die Letzten, denn wer den letzten Schlag giebt iſt allemal Sieger." — Bald nach ihm kam auch

Graf Moritz von Sachsen in den Salon und fragte ganz lustig, was es hier für einen Kampf zu bestehen gäbe. Man erzählte ihm kurzweg die Ursache der Vertheidigungsanstalten, machte aber zugleich bemerkbar daß er als Marschall von Frankreich nicht Theil an dem zu erwartenden Kampfe nehmen dürfe, und daß er die Güte haben möge sich einstweilen in ein entlegenes Gemach zu verfügen, wo für Gesellschaft gesorgt werden solle. „Nun Ihr werdet doch kein Mißtrauen gegen mich hegen?“ frug Moritz verwundert. „Das eben nicht,“ gab Eugen zur Antwort, „aber fügen Sie sich nur der erhaltenen Weisung, car cette affaire ne vous regarde pas.“

Inzwischen wurde es im Türkenlager immer lebendiger. Es bildeten sich Gruppen, ordneten sich Schaaren, sammelten sich Massen. Die ungeheuere Wiese wimmelte von Turbans und bärtigen Türkengesichtern; hier und dort wurden Roßschweife sichtbar. Mehrere Pascha's ertheilten Befehle. Bald waren die Massen in Schlachtordnung gestellt; einzelne Haufen rückten näher und schienen zum Angriffe auf des Lothringers Schloß bestimmt zu seyn. Noch sahe man aber keinen Trupp seine Gewehre laden, auch nahmen wir überhaupt eine seltsame Unruhe in der Umgebung Kara Mustapha's wahr, es schien als erwarte man eine noch ferne Hülfe. — Wir Alle standen in voller Erwartung an den Fenstern, richteten unsere Operngucker auf den Großvezier, und beobachteten sorgfältig sein gen Himmel blickendes Gesicht welches keine Miene verzog. Es war die feierlichste Stille eingetreten, die aber plötzlich durch ein allgemeines freudiges Gemurmel unterbrochen wurde. „Allah kerim!“ schrie der Großvezier, als in der Ferne eine lichte Wolke sichtbar wurde, und „Allah kerim!“ brüllte es ihm nach aus zweimalhunderttausend Türkenkehlen.

Die Wolke hatte sich indeß der Wiese genähert und löste sich in einen ganz durchsichtigen rosenfarbigen Nebel auf, in welchem eine Dame im eleganten Gig die Linie entlang fuhr und kleine Päckchen an die Türken austheilte. „Beim Styx!“ schrie Merkur, „das ist meine Mutter Maja, die den Muselmännern die fehlenden Patronen nachgefahren hat. Nun wenn auch diese mit dem bösen Feinde im Bunde ist, dann hat es mit unserer olympischen Herrlichkeit heute ein Ende und wir können die Erdenpilgerschaft noch einmal durchmachen. Wie das Mama aber beim Jupiter verantworten will ist mir ein Räthsel. Doch sehe ich recht so nimmt

die Sache jetzt eine ganz neue Wendung, denn solche wiederholte Griffe in die Patronentasche schreiben selbst die Zusätze zu den Abänderungen des neuen türkischen Exerzierreglements nicht vor, das muß wohl etwas Besonderes zu bedeuten haben, seht einmal den Türken schärfer auf die Finger, Ihr müßt das besser verstehen als ich."

Auch mir war die seltsame Manipulation der Türken bei der befohlenen Gewehrladung aufgefallen, das Abbeißen der Patronen nahm kein Ende, in den Lauf sahe ich keine bringen, wohl aber die Leute immer wieder nach frischen Patronen greifen; dabei sahen sie einander schmunzelnd an, und mit jeder neuen Patrone die sie verzehrten wurden die Gesichter fröhlicher. Die Janitscharenoffiziere suchten sich dieses Verfahren anfangs aus den Supplementheften des neuen Exerzierreglements zu erklären, welche jeden Sonntag beim Rapport ausgegeben werden; da sie aber keinen entsprechenden Paragraphen darin finden konnten, stellten sie die Leute über diese willkürlichen Zusätze zu den Abänderungen ernstlich zur Rede. Statt aller Antwort überreichten ihnen die Janitscharen einige Patronen. Schon der liebliche Geruch erheiterte die strengen Dienstgesichter der Offiziere, nachdem aber Jeder ein halbes Dutzend Patronen verzehrt hatte, wurde das Entzücken immer größer. Niemand dachte mehr daran eine Patrone in den Lauf zu bringen, alle wurden verspeist; wer mit den seinigen zuerst fertig war, griff in des Nachbars Taschen, dabei hörte man oft den Freudenruf: „Allah kerim! Maja kerim!" Zuletzt wurden die Gewehre angesetzt, die Türken umarmten sich wechselseitig und fingen an zu tanzen, und zwar mit solcher Leidenschaft als wären sie alle von der Tarantel gebissen worden. Ein Carneval zu Rom bietet kaum drolligere Scenen dar. Selbst Kara Mustapha, der alte Isegrimm, wurde von der allgemeinen Fröhlichkeit ergriffen, nahm den Turban vom Kopfe, spielte damit wie mit einem Fangball und sang dazu: „ungeheure Heiterkeit ist meines Lebens Regel," worauf er in ein schallendes Gelächter ausbrach und uns freundlich zuwinkte.

Wir waren wie versteinert, konnten uns die Ursache des türkischen Wahnsinns nicht erklären, und glaubten daß eine Kriegsliſt dahinter stecke. Aber Merkur löste uns das Räthsel. „Das ist ein Meisterstück von meiner Mutter, Ihr Herren, und es geht doch nichts über die List eines Weibes; jetzt ist mir Alles klar. Maja hat unstreitig erfahren wie sehr ich mich in der Klemme befinde; sie wird zum Jupiter gegangen

ſeyn um von ihm Hülfe zu erbitten, und dieſer mag ihr den Schlüſſel zu ſeinem geheimen Kabinet anvertraut haben — wenn ſie ihn nicht ſelbſt verſtohlener Weiſe unter dem Kopfkiſſen hervorgezogen hat. Im Kabinet ſtehen aber viele Kiſten mit Opium in Stängelchen, welche Jupiter kürzlich von dem phyſikaliſch-chemiſch-homöopatiſchen Experimentalactienvereine zum Geſchenk erhalten hat, weil die Geſellſchaft gern das Monopol in China erlangen möchte.[1] Dieſe Opiumſtängelchen hat ſie wahrſcheinlich als Patronen verpackt, der Bellona eine Naſe gedreht, den Zorn des Großveziers damit entwaffnet, uns von großer Gefahr befreit, und nebenbei ein ſehr ergötzliches Schauſpiel bereitet. — Seht nur wie toll ſich dieſe Kerls geberden, Oberons Zauberhorn kann kaum eine größere Wirkung hervorbringen als die Lachpatronen meiner Mutter. Aber das muß auch Manna in der Wüſte für die Türken geweſen ſeyn, denn in Tenare's Hallen werden ihnen ſolche Leckerbiſſen nicht verabreicht, höchſtens erhalten ſie an hohen Feſten etwas **Assa foetida** zum **dessert**, oder anſtatt des Malaga's nach der Suppe."

Nachdem der Opiumrauſch vorüber war, traten die gewöhnlichen Verzuckungen ein, bis die Türken endlich insgeſammt von der Starrſucht befallen wurden. Gerade zu dieſer Zeit kam Sobieski mit ſeinen Polen angeſprengt und wollte auf die Muſelmänner einhauen laſſen. Aber die Nachefriſt war bereits vorüber, und dieſelbe Windhoſe welche das Türkenheer auf unſere liebliche Oaſe verſetzt hatte führte es nun wieder nach Tenare zurück. — Wir dankten dem Polenkönig für die ſchnelle Bereitwilligkeit uns zu unterſtützen, der ſich ſeiner Seits über das drollige Intermezzo halb krank lachte, brachten der guten Maja ein ſtilles Dankopfer, und trennten uns vergnügter als wir gekommen waren. Unterwegs vertraute mir Prinz Eugen, daß er mit dem Ende dieſes Drama's aus dem Grunde ſehr zufrieden ſey, weil eine Feindſchaft zwiſchen der hohen Pforte und dem Hofe zu Wien, die hieraus leicht hätte entſpringen können, ihn ſehr geſchmerzt haben würde. Das Warum iſt er mir zwar ſchuldig geblieben; es läßt ſich indeß ohne Mühe errathen, wenn man die Gährung im Oſten mit kritiſchen Augen betrachtet.

[1] Siehe den zehnten Brief.

Fünfzehnter Brief.

Olymp, den 30. Juli 1837.

Seit der doppelten Türkenblamage, von welcher ich Dir in meinem letzten Briefe erzählte, ist der Friede im Olymp noch nicht wieder hergestellt worden, und die Spannung zwischen Bellona und Mars scheint täglich einen ernsteren Charakter annehmen zu wollen. Bellona hat entschieden die Partei der Türken genommen, verfährt aber dabei so leidenschaftlich, daß man geneigt ist ihr allen politischen Takt abzusprechen. Mars ist entschlossen bei erster Gelegenheit die Russen zu unterstützen, falls sie geneigt seyn sollten der Herrschaft der Türken in Europa ein Ende zu machen, und begünstigt deshalb auch Mehmed Ali. Merkur unterstützt insgeheim die Tscherkessen und seinen Liebling Abd el Kader. Nur Minerva hält sich neutral, beobachtet in aller Stille das Treiben der Anderen, und [illegible] mehr als jemals für die Deutschen zu interessiren. Von den übrigen Göttern und Göttinnen haben nur Neptun, Pluto, Venus und Bacchus einigen politischen Einfluß; sie machen es aber wie die gewissenlosen Advokaten und dienen jeder Partei. Papa Jupiter ist über diese Spaltungen in seiner Familie sehr ungehalten, denn er wird alt und liebt die Ruhe, auch ist seine Macht im Olymp nicht viel größer als die eines deutschen Kaisers im achtzehnten Jahrhundert. Doch nahm er die Maja und ihren Sohn kräftig gegen Bellona in Schutz, welche sich gar nicht zufrieden geben wollte, daß ihr Racheplan so geschickt vereitelt worden war, und Beiden mit ihrem Zorne gedroht hatte, der jetzt anderwärts sich Luft zu machen sucht. Da giebt es nun weder olympische Festlichkeiten, noch ist Minerva geneigt Versammlungen zu wissenschaftlichen Zwecken zu veranstalten. Wir sind also auf uns selbst beschränkt. Ich machte daher von der erhaltenen Einladung des Prinzen Eugen sehr bald Gebrauch, der mir Bruchstücke aus dem Feldzuge 1687 mittheilte.

„Der Fall von Ofen," begann Eugen, „war ein überaus wichtiges Ereigniß, denn die Türken selbst betrachteten diese Festung als den stärksten Strebepfeiler ihrer Vormauer gegen Deutschland. Zwar hatten sie noch Stuhlweißenburg und Erlau in ihrer Gewalt, doch konnte die erstere Festung ihnen jetzt leicht entrissen werden, und die letztere hatte nur Werth so lange der Sultan auf die Mitwirkung der Ungarn rechnen durfte, die

wiederum von den Fortschritten der Türken abhing. Mahomed IV. scheint seine Lage im Allgemeinen richtig beurtheilt zu haben und kam auf friedlichere Gedanken; da aber Kaiser Leopold vor Allem die Auslieferung des Rebellen Tököly, die gänzliche Räumung Ungarns, und sechs Millionen Gulden Entschädigung für gehabte Kriegskosten verlangte, überdies den Frieden mit der hohen Pforte nur in Uebereinstimmung mit Polen und Venedig schließen zu können vorgab, rüstete sich Mahomed zur thätigsten Fortsetzung des Krieges.

„In einem despotischen Staate ist das Oberhaupt der Hauptheber für alle Kräfte. Dieser Rolle hatte sich Mahomed IV. schon längst begeben, denn er liebte die Freuden der Jagd und des Harems mehr als kriegerischen Ruhm, und nur dieser letztere konnte sein großherrliches Ansehn aufrecht erhalten. Ein unkriegerischer Sultan war ein Zwitterding. Hierzu kam noch daß er sich durch die ausgeschriebenen drückenden Kriegssteuern, zu welchem Stambul allein 1500 Beutel beitragen mußte, immer verhaßter machte, und seines Großveziers Suleyman strenge Maßregeln den Unterschleif der Beamten abzustellen, waren ebenfalls nicht geeignet günstigere Gesinnungen zu erwecken. Ein glücklicher Feldzug gegen uns hätte den Sultan vielleicht noch retten können, aber der Sieg blieb auf unserer Seite und das führte seinen Sturz herbei. — Doch ich will Ihnen jetzt eine kurze Uebersicht von den beiderseitigen Operationen im Feldzuge 1687 bis zur Schlacht bei Mohacz geben, damit Sie die Türken besser kennen lernen, was sich schon der Mühe verlohnt da ihre Kriegführung immer sehr zweckmäßig war.

„Kaiser Leopold wollte den Feldzug mit einem Heere von 42,000 Mann Fußvolk und 22,000 Reitern in den ersten Tagen des Maimonats eröffnen, aber der Hofkriegsrath hatte die Rüstungen so saumselig betrieben, daß der Herzog von Lothringen am 1. Juni nur erst den vierten Theil dieser Truppen im Lager zu Parkany (bei Gran an der Donau) versammelt fand; ein noch schwächeres Corps stand bei Szolnok an der Theiß. Bis Mitte Juni erreichten diese beiden Corps endlich die bestimmte Stärke, und der Herzog marschirte nun, nachdem er Ofen in guten Vertheidigungsstand hatte setzen lassen, mit 40,000 Mann am rechten Donauufer aufwärts gegen die Drau, während der Kurfürst von Baiern mit 23,000 Mann von Szolnok über Szegedin ebenfalls in der Richtung auf Essegg vordrang; bei Letzterem befand ich mich. Unsere Aufgabe war eigentlich

den Großvezier, welcher mit 60,000 Mann und 170 Geſchützen bei Eſſegg ſtand, für ſeine Verbindung mit Belgrad beſorgt zu machen; doch wußte Suleyman dieſelbe durch die Donau hinreichend geſchützt, oder traute uns genug Verſtand zu ihn nicht mit getheilten Kräften anzugreifen, kurz er nahm von unſerer Demonſtration keine Notiz, weshalb wir auch bald zum Herzoge ſtoßen mußten. Dieſer hatte inzwiſchen den Brückenkopf bei Darda erſtürmt, aber auch die Ueberzeugung gewonnen daß ein gewaltſamer Uebergang hier nicht ausführbar ſey; er wendete ſich deshalb gegen Siklos, wo eine Meile ſüdlich der Stadt eine Schiffbrücke gebaut und mit doppeltem Brückenkopfe verſehen wurde. Am 13. Juli traf der Kurfürſt der die Donau bei Mohacz überſchritten hatte bei Siklos ein, und zwei Tage ſpäter ging der Herzog mit dem ganzen Heere auf das rechte Ufer der Drau, worauf der Marſch über Valpo gegen Eſſegg fortgeſetzt wurde. Wir marſchirten alſo ſenkrecht auf des Feindes linke Flanke und glaubten deshalb in ſehr großem Vortheil zu ſeyn, machten aber bald die Erfahrung, daß dergleichen geometriſche Verhältniſſe ſich nur auf dem Papiere ſo überaus vortheilhaft ausnehmen, und in der lieben Wirklichkeit oft von ſehr unbedeutendem Werthe ſind.

„Unſer Marſch führte meiſt durch Wälder und ſumpfige Gegenden und war mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Schon am zweiten und dritten Tage nach unſerem Uebergange ſtießen wir auf ſtarke feindliche Parteien, ſo daß die Vorhut ſtets in ſchlagfertiger Ordnung marſchiren mußte. Am 18. Nachmittags kamen wir in eine etwas offenere Gegend, und erblickten hier das türkiſche Heer in einem durch doppelte Graben und Palliſadirungen ſtark befeſtigten Lager, denn es hatte inzwiſchen ſeine Front verändert. Sie ſehen alſo, lieber Clauſewitz, wie wenig das eigentlich ſagen will: „den Feind in der Flanke angreifen;“ wenn man nicht geradezu aus den Wolken fällt und der feindliche Feldherr nicht alle Vorſichtsmaßregeln vernachläſſigt, wird er immer Zeit haben uns eine ſtarke Front ſtatt der gehofften ſchwachen Flanke entgegen zu ſtellen.

„Da der Herzog bei Feſtſtellung des Operationsplanes ſelbſt darauf angetragen hatte, den Feind aufzuſuchen und mit Macht anzugreifen wo man ihn fände, ſuchte er am 18. und 19. Juli die Türken durch wiederholte kleine aber immer heftiger werdende Angriffe aus ihrem Lager zu locken. Aber Suleyman wußte nicht, „daß die paſſive Vertheidigung durchaus unzureichend ſey und eines offenſiven Zuſatzes durch Bewegung

bedürfe," wenn ſie zugleich die ſtrategiſchen Verbindungen ſichern wolle, oder, was wahrſcheinlicher iſt, er glaubte nicht an dieſe neue Lehre, denn er begnügte ſich unſere Angriffe ſtehenden Fußes ſämmtlich abzuwehren. Herzog Karl kam durch dieſen türkiſchen Eigenſinn ſeines Gegners in eine ſehr ſchlimme Alternative und es blieb ihm keine andere Wahl, als entweder das feindliche Lager unter höchſt ungünſtigen Umſtänden zu erſtürmen, oder auf denſelben beſchwerlichen Wegen den Rückzug anzutreten. Für den glücklichen Erfolg eines Angriffs gab es wenig Wahrſcheinlichkeit, er entſchied ſich alſo für den Rückzug und führte ihn mit guter Ordnung in drei Colonnen aus. Am 23. Juli ſtanden wir wieder bei Siklos, am linken Ufer der Drau. Der Großvezier hielt dieſen Rückzug anfangs für eine Kriegsliſt, und ließ uns nur durch einige Schwärme Tartaren verfolgen, als er aber unſeren Uebergang erfuhr, überſchritt auch er die Drau und bezog ein Lager bei Darda, das er ſogleich befeſtigen ließ. Die Hoffnung des Herzogs, den Feind hinter ſich her zu ziehen und ihn auf günſtigem Terrain zur Schlacht zu zwingen, wurde hierdurch abermals vereitelt, weshalb er das Gerücht ausſprengen ließ: es ſolle zur Belagerung von Stuhlweißenburg und Erlau geſchritten werden, und den Marſch nach Mohacz antrat, wo wir noch eine Schiffbrücke über die Donau hatten. Aber Suleyman ließ ſich durch dieſe rückgängige Bewegung eben ſo wenig zum Nachfolgen verleiten, und wir konnten durch Demonſtrationen gegen Siklos und Szegedin ſeinen türkiſchen Gleichmuth noch viel weniger wankend machen; er widerſtand allen ſtrategiſchen und taktiſchen Verſuchungen und blieb ganz ruhig bei Darda ſtehen.

„Unter mancherlei Mißhelligkeiten zwiſchen dem Herzoge als Generaliſſimus, dem Kurfürſten von Baiern und dem Markgrafen Ludwig, welche beide für den gewaltſamen Angriff ſtimmten von dem der Herzog ſich wenig Erfolg verſprach, verſtrich die Zeit bis zum 11. Auguſt, an welchem Tage wir bis an den Berg Harſan vorrückten, nur etwa eine Meile vom türkiſchen Lager. Ließ ſich der Großvezier auch durch dieſe herausfordernde Bewegung nicht zum Angriffe reizen, dann ſollte der Rückzug angetreten werden. Sey es nun, daß Suleyman vom Sultan inzwiſchen Befehl zu einer Schlacht erhalten hatte, oder durch die eingetroffenen Verſtärkungen (ſein Heer zählte jetzt über 80,000 Mann, das unſere kaum 60,000) anderen Sinnes geworden war, kurz er ging am 12. Auguſt plötzlich in die Offenſive über.

„Wir hatten unſer Heer in zwei Treffen aufgeſtellt, im erſten bildete das Fußvolk, im zweiten die Reiterei die Mitte. Das Terrain war durchſchnitten und bedeckt und erſchwerte die freie Umſicht ſehr. Der Großvezier ließ von jedem Flügel 8000 Spahis vorgehen, die Janitſcharen in der Mitte ſich zum Angriffe formiren, den Berg Harſan (ein großer kahler Hügel mit ſanften Abhängen) nehmen und mit Geſchütz beſetzen, welches ſogleich durch Graben und Erdaufwürfe gedeckt werden ſollte. Ein Corps von 16,000 Janitſcharen rückte den Abhang herunter um jene Arbeiten zu decken. Damit aber die Geſchütze wenigſtens rechts und links vorbeiſchießen könnten, ſendete Suleyman den vorgegangenen Spahis Befehl etwas zurückzugehen. Was der Großvezier eigentlich gegen uns im Sinne hatte, iſt mir niemals recht erklärlich geweſen. Der Herzog befahl jetzt einen allgemeinen Angriff mit der ganzen Reiterei, weshalb auch der Markgraf mit den 10,000 Reitern des zweiten Treffens ſich durch die Mitte des erſten ziehen mußte. Der Herzog führte die Reiterei des rechten Flügels in Perſon gegen die Türken; mir war nach der Verwundung des Kurfürſten die des linken übertragen worden. Wir alle Drei wurden ziemlich gleichzeitig mit dem Feinde handgemein, der faſt im erſten Anlaufe geworfen wurde, doch kam ich zuerſt an das feindliche nur theilweiſe verſchanzte Lager, welches meine Dragoner zu Fuß erſtürmten. Die Beſtürzung der Türken war ſehr groß, und nach kurzem Widerſtande ergriffen ſie die Flucht. — Mir ward die Auszeichnung zu Theil dem Kaiſer die Siegesbotſchaft zu überbringen, wofür er mir ſein reich mit Diamanten beſetztes Bruſtbild ſchenkte. Die vollſtändige Unterwerfung der Ungarn war die nächſte politiſche Folge dieſes Sieges, was die Türken ſo ſehr erbitterte, daß ſie im nächſten Jahre zuerſt den Großvezier und dann auch den Sultan abſetzten.

„Was halten ſie nun von dieſer ganzen Operation, lieber Clauſewitz? Hat Suleyman verſtändig oder unklug gehandelt? Oder ſind Sie der Meinung, daß der Herzog von Lothringen anders hätte verfahren ſollen?“

Dieſe Fragen ſetzten mich wirklich in keine geringe Verlegenheit. Hinter dem grünen Tiſche urtheilt ſich's ſo leicht über die verwickeltſten Operationen, daß man gar ſchnell damit fertig zu ſeyn glaubt. Werden aber dergleichen Fragen von anerkannt tüchtigen Feldherren an uns gerichtet, noch dazu in Bezug auf Operationen an denen ſie ſelbſt Theil genommen, dann kann man ſich einer gewiſſen Befangenheit nicht erwehren,

und ſo ging es auch mir. Ich bat deshalb den Prinzen mir die Antwort zu erlaſſen und lieber in ſeiner Erzählung fortzufahren, wozu er nach einigen Gegenbemerkungen, die für die Freunde poſitiver Kriegslehren nicht ſehr ſchmeichelhaft waren, ſich auch geneigt zeigte.

„Wie wenig die kriegeriſche Weisheit zum Ziele führt, begann Eugen, wenn ſie nicht zugleich von den kriegeriſchen Tugenden des Feldherrn unterſtützt wird, davon haben wir in jener Zeit die deutlichſten Proben geſehen. Gleichwohl war das ganze chriſtliche Menſchengeſchlecht von der Cultur und Civiliſation noch nicht ſo überfeinert wie heute. Herzog Karl vereinigte alle dieſe Tugenden in ſeiner Perſon. Sein edler Charakter geſtattete ihm nicht auf perſönliche Vortheile zu ſinnen, er hatte nur den Zweck des Krieges im Auge, und war unabläſſig auf die Wohlfahrt ſeiner Untergebenen bedacht, die ihm daher auch die letzten Kräfte gern zum Opfer brachten. Das unbegrenzte Vertrauen und die treue Anhänglichkeit der Truppen ſetzten den Herzog in den Stand, mit raſtloſer Energie nach dem vorgeſteckten Ziele zu ſtreben. Dasſelbe läßt ſich aber nicht von ſeinen Nachfolgern im Oberbefehle ſagen. Der ehrgeizige Kurfürſt Maximilian Emanuel von Baiern, welchem im Feldzuge 1688 der Oberbefehl gegen die Türken übertragen wurde, weil er im Falle der Verweigerung mit ſeinen Hilfstruppen abzuziehen drohte, war ohne Zweifel einer der glänzendſten Kriegsfürſten ſeiner Zeit, der an Tapferkeit auf dem Schlachtfelde von Keinem übertroffen wurde, dem überhaupt keine Eigenſchaft mangelte die den Soldaten zieren, aber alle abgingen die den großen Feldherrn ſchmücken. Bei Angriffen auf den Gegner, ſtehe dieſer im offenen Felde oder im verſchanzten Lager, war der Kurfürſt ſtets unter den Vorderſten. Aber den Angriffsplan zu entwerfen und die Bewegungen großer Maſſen zu leiten verſtand er nicht, darum kümmerte er ſich überhaupt wenig und überließ dies den Generalen. Seinen Untergebenen, hoch oder niedrig, war er zwar ein gütiger Herr; doch war er ebenſo wenig darauf bedacht die Verdienſtvollen zu belohnen, als die Schuldigen zu beſtrafen. Für den Unterhalt der Truppen wurde daher auch wenig geſorgt. Nahmen die Kriegsereigniſſe den Kurfürſten nicht perſönlich in Anſpruch, dann überließ er ſich den Freuden der Jagd oder den Armen ſeiner Maitreſſen, die ihm viel Geld koſteten und manche Feldherrnpflicht verſäumen ließen. Bei einem gut disciplinirten Heere zeigen ſich zwar die Nachtheile der ſorgloſen Führung nicht augenblicklich; kommt aber die Zeit großer

Anſtrengungen, Entbehrungen und Unfälle, dann bricht das ganze Gebäude ſchnell zuſammen.

„Bei ſolcher Charakterbeſchaffenheit darf es nicht befremden, daß der Kurfürſt den Werth der Zeit nicht zu ſchätzen wußte. Nach den ſiegreichen Erfolgen im vorigen Feldzuge hätte man die revolutionären Zuſtände in Konſtantinopel benutzen, und den neuen Feldzug (1688) ſo zeitig als möglich eröffnen ſollen, woran nichts hinderte. Aber der Kurfürſt beeilte ſich damit ſo wenig, daß er erſt am 28. Juli bei dem Heere eintraf, deſſen Hauptquartier in Peterwardein geblieben war. Dasſelbe zählte mit den baieriſchen, ſächſiſchen und anderen Hilfstruppen 33,500 Mann. Die Eroberung der wichtigen Feſtung Belgrad (damals Griechiſch-Weißenburg genannt) war die erſte Unternehmung des Kurfürſten; ſie wurde nach hartnäckiger Vertheidigung den 6. September mit Sturm genommen, in Folge deſſen auch Semendria von den Türken geräumt. Da das Fürſtenthum Siebenbürgen ſchon früher unterworfen worden war, der Markgraf von Baden inzwiſchen auch einen erfolgreichen Zug nach Bosnien ausgeführt hatte, würde ein weiteres Vordringen an der unteren Donau wenig Widerſtand gefunden haben. Aber man hatte den Feldzug zu ſpät eröffnet, und mußte ihn jetzt vor der Zeit beendigen, weil der Einfall der Franzoſen in Deutſchland den Kurfürſten zur Rückkehr in ſein Land nöthigte. Die Truppen wurden daher in die Winterquartiere verlegt.

„Kaiſer Leopold, zufrieden daß ſein Sohn Joſeph als erblicher König von Ungarn erwählt worden war, wünſchte jetzt die Einſtellung der Feindſeligkeiten mit den Türken, und verlangte nur die Räumung von Großwardein und Temeswar. Größer hingegen waren die Forderungen ſeiner Verbündeten, und es verdient bemerkt zu werden, daß der König Sobieski von Polen dem Sultan zumuthete, die ganze Ukraine, Podolien und Beſſarabien bis an die Krimm an Polen abzutreten, alle Tartaren aus Europa zu entfernen, und den Chriſten die Feier ihres Gottesdienſtes, ſo wie die Erbauung chriſtlicher Kirchen im osmaniſchen Reiche zu geſtatten.[1] Nach fruchtloſen Unterhandlungen wurde der Krieg wieder fortgeſetzt.

„Dem Markgrafen Ludwig von Baden ward jetzt die Ehre zu Theil

[1] Wenn der König von Polen an das damals ungleich mächtigere türkiſche Reich eine ſolche Forderung ſtellen konnte, erſcheint das, was der bei weitem mächtigere Kaiſer Nikolaus für ſeine chriſtlichen Unterthanen von der wurmſtichig gewordenen hohen Pforte begehrt, wie ein Act großer Beſcheidenheit.

Der Herausgeber.

den Oberbefehl zu führen. Diese Wahl konnte eine glückliche genannt werden. An persönlicher Tapferkeit stand er seinem Vorgänger nicht nach, er übertraf ihn an Kriegskenntnissen und Erfahrung, und sein scharfunterscheidender Feldherrnblick ließ ihn die Verhältnisse schnell und sicher beurtheilen. Diese glänzenden Eigenschaften wurden aber durch eitle Ueberschätzung seiner selbst verdunkelt. Von seinen Untergebenen forderte der Markgraf blinden Gehorsam, während er selbst seinen Vorgesetzten mit Widerstreben oft auch gar nicht gehorchte, und durch eine rücksichtslose Sprache sich am kaiserlichen Hofe viel Feinde machte. Der schlechte Zustand der kaiserlichen Truppen, deren Bedürfnisse von Wien aus jetzt sehr unzureichend befriedigt wurden, verzögerte die Eröffnung des Feldzugs 1689 bis zum Juli. Der Markgraf vereinigte sein kaum 30,000 Mann starkes Heer bei Belgrad und rückte damit gegen Nissa vor. Bei Jagodin, etwa die Hälfte des Wegs, stieß er auf den Seriasker und warf ihn in voller Flucht nach Nissa zurück. Dieser Sieg konnte jedoch aus Mangel an Munition und Lebensmitteln nicht verfolgt werden. Aber einige Wochen später erfocht der Markgraf einen größeren Sieg an der Morawa über Redschik Pascha und nahm ihm 108 Geschütze ab. Der Mangel am Nöthigsten verhinderte abermals eine energische Verfolgung der Türken, die Alles hinter sich verheerten. Der Pascha gewann daher Zeit sich in dem verschanzten Lager bei Nissa festzusetzen und Verstärkungen heranzuziehen. Am 25. September wurde er dort mit 17,000 Mann angegriffen, und ungeachtet seiner mehr als verdreifachten Stärke geschlagen. Mit welcher Tapferkeit die Kaiserlichen dort kämpften können Sie daraus entnehmen, daß der Pascha seine kühn so verwegenen Reiter durch Kartätschenschüsse an der Flucht hindern mußte.

„Von hier wendete sich der Markgraf gegen Widdin, nahm dasselbe den 14. October mit Sturm, überschritt dann bei Orsowa die Donau und rückte in die Wallachei, wo die Winterquartiere bezogen wurden. Am Ende dieses Feldzugs war das ganze Donaugebiet bis Nikopolis in der Gewalt des Kaisers, auch Serbien durch den Grafen Piccolomini zum großen Theil unterworfen. Bei der großen Niedergeschlagenheit der Türken wäre ein vortheilhafter Friedensschluß leicht zu erzielen gewesen, doch versäumte man den günstigen Augenblick, und es trat bald nachher eine Reihe unglücklicher Ereignisse ein, welche die Türken mit neuen Siegeshoffnungen erfüllten.

„Im nächsten Feldzuge (1690) erhielt der Markgraf an dem kühnen und umsichtigen Großvezier Mustapha einen gefährlichen Gegner. Dieser besetzte fast alle höhere Befehlshaberstellen mit tüchtigen Männern, und brachte das türkische Heer bald wieder in Ordnung. Auf Seiten der Kaiserlichen hingegen war empfindlicher Mangel, der Mißmuth nahm zu, die Thatkraft ab. In Folge dieser ungünstigen Verhältnisse gingen Widdin, Nissa, Semendria und selbst das stolze und starkbefestigte Belgrad wieder verloren. Vor letzterer Festung hatten die bei dem türkischen Heere sich befindenden französischen Ingenieure sich sehr thätig gezeigt. Die Türken drangen sogar bis Essegg vor; hier aber leistete General Guido Starhemberg den hartnäckigsten Widerstand. Die Einfälle des Rebellenhäuptlings Tököly in Siebenbürgen vereitelte der Markgraf selbst. Aber die Angelegenheiten des Kaisers standen damals so schlimm, daß man in Wien bereits eine dritte türkische Belagerung befürchtete."

Auf mein Befragen über die Ursachen so großen Mißgeschicks auf Seiten der Kaiserlichen, bemerkte Eugen daß die Schwäche des Heeres und die große Entfernung der besetzt gehaltenen wichtigen Plätze jene Unfälle zum Theil veranlaßt hätten, daß aber die einzelnen Befehlshaber auch manche Schuld treffe, und der Fall von Belgrad hauptsächlich dem Auffliegen sämmtlicher Pulvermagazine zuzuschreiben sey, worauf der Prinz in seiner Erzählung fortfuhr.

„Dem Markgrafen Ludwig waren die erlittenen Unfälle doppelt empfindlich. Mit Belgrad allein gingen acht der besten Regimenter, 150 Geschütze und ansehnliche Kriegsvorräthe, zugleich der Hauptschlüssel von Ungarn verloren. Er eilte deshalb zum Kaiser nach Wien und brachte es durch seine eindringlichen Vorstellungen dahin, daß ihm für den nächsten Feldzug (1691) ein Heer von 85,000 Mann zur Verfügung gestellt wurde. Hiervon wurden 18,000 Mann zu Besatzungen in Oberungarn und an der Sau, 12,000 Mann, unter dem tapferen Veterani, zum Schutze Siebenbürgens bestimmt. Mit der Hauptmasse (55,000 Mann und 90 Geschütze) rückte der Markgraf über Peterwardein gegen Semlin vor, wo er das türkische Heer, fast doppelt so stark, zwischen der Donau und Sau in einem gut verschanzten und mit 200 Geschützen besetzten Lager fand, dessen Rücken durch die Festung Belgrad gedeckt wurde. Es wäre Tollkühnheit gewesen den Großvezier in einer solchen Verfassung angreifen zu wollen. Der Markgraf, mit dem ich diesen Feldzug vielfach

besprochen habe, suchte daher seinen Gegner aus dieser festen Stellung zu locken, indem er die Donau entlang bis Szlankament zurückging und hier eine vortheilhafte Stellung nahm. Aber der Großvezier folgte ihm nicht blos, sondern umging auch durch einen sehr geschickt ausgeführten Flankenmarsch die Stellung des Markgrafen und schnitt ihm jede Verbindung mit den Magazinen in Peterwardein ab. Auch hier zeigten sich die französischen Offiziere, welche Ludwig XIV. dem Sultan in großer Anzahl überlassen hatte, abermals sehr thätig, und man sah sie in ihren Uniformen die Bewegungen der Türken leiten. — Die Lage des Markgrafen war so gefährlich, daß er sich sofort zum Angriffe entschließen mußte, bevor die Türken in seinem Rücken sich noch mehr verschanzten.

Am 19. August Nachmittags 3 Uhr begann dieser ungleiche Kampf, von dessen Ausgang das Schicksal des kaiserlichen Heeres, vielleicht selbst die Erhaltung Ungarns abhing. Mit dem Feuer aus 90 Geschützen, die sich den türkischen Verschanzungen allmälig bis auf zweihundert Schritte näherten, eröffnete der Markgraf die Schlacht, während die gesammte Infanterie, vom Feldzeugmeister Grafen Souches befehligt, sich zum Angriffe formirte. Die Türken erwarteten ihn mit Ruhe; ihr überlegenes und sehr wirksames Feuer richtete unter den heranstürmenden Truppen eine große Verheerung an, und nach jedem abgeschlagenen Angriffe hieben die türkischen Reiter auf die Weichenden ein, was durch die eigene Cavallerie, deren größter Theil auf dem linken Flügel stand, nur theilweise verhütet werden konnte. Auch auf der Donau entbrannte ein Kampf zwischen den Kriegsfahrzeugen, in welchem die Türken die Oberhand behielten. Der rechte Flügel des Markgrafen war als geschlagen zu betrachten, die Mitte, bei welcher sich 6000 Brandenburger unter General Barfuß befanden, war ebenfalls sehr erschüttert, mancher tüchtige General bereits gefallen. Doch stand Feldmarschall Graf Dünewald mit 6000 Reitern noch intakt auf dem linken Flügel. Dieser, einer der besten kaiserlichen Reitergenerale, erhielt jetzt Befehl zum Vorrücken. Der Markgraf selbst leitete die Bewegung. Mit unwiderstehlicher Gewalt warfen die Küraſſiere Alles nieder was ihnen entgegen trat, jagten die Türken in ihre Verschanzungen zurück und drangen gleichzeitig mit ihnen ein.

„Jetzt begann ein mörderisches Handgemenge, an welchem sich bald auch die wieder vorrückende Infanterie betheiligte. Janitscharen und Spahis kämpften mit der Wuth der Verzweiflung und suchten sich einen Ausweg

zu bahnen. Aber ſie unterlagen dem Ingrimm der Deutſchen, welche hier blutige Rache nahmen für die ſchändliche und vertragswidrige Behandlung ihrer Waffenbrüder, nach der Uebergabe von Widdin, Niſſa und Belgrad im vorigen Jahre. Vergebens bemühte ſich der tapfere Großvezier einen etwas geordneten Rückzug anzutreten; er erlag gar bald den Säbeln der deutſchen Reiter, mit ihm fielen der Seriasker, der Aga der Janitſcharen und 18 Paſchas; beinahe 20,000 Türken bedeckten todt oder ſchwer verwundet den Kampfplatz. Das ganze Lager mit zahlloſen Trophäen und werthvollen Beuteſtücken fiel in die Gewalt der Sieger. Doch ward dieſer Sieg nicht wohlfeil erkauft. Der Verluſt an Todten und Verwundeten belief ſich auf 7300 Mann, darunter 300 Offiziere zum Theil hohen Ranges. Die Generale Graf Souches, Prinz Chriſtian von Holſtein und Prinz von Aremberg befanden ſich unter den Todten. General Starhemberg erhielt einen Pfeilſchuß in die Bruſt, der ihn vom Pferde warf, doch war er im entſcheidenden Momente wieder auf dem Platze und hat durch ſeine aufopfernde Thätigkeit großen Antheil an dieſem glänzenden Siege gehabt. (Er wurde dafür zum Feldmarſchalllieutenant befördert.)

„Ich mag es nicht gut heißen, bemerkte Prinz Eugen, daß der Markgraf einen ſo entſcheidenden Sieg nicht beſſer benutzt hat. Wenn er das ganz entmuthigte und ſeiner ausgezeichnetſten Führer beraubte türkiſche Heer mit möglichſter Kraft verfolgte, wozu er nach Abzug des Verluſtes und der Kranken wenigſtens 40,000 Mann verwenden konnte, es würde wahrſcheinlich wenig davon übrig geblieben ſeyn. Jedenfalls mußten die Türken über die Sau zurückgeworfen und von der Donau abgedrängt werden, was die Wiedereroberung von Belgrad erleichtert haben würde. Da der Sultan gleich nach der Niederlage bei Szlankament unter Englands Vermittelung Friedensunterhandlungen anknüpfte (die aber durch die Bemühungen Frankreichs vereitelt wurden), ſo läßt ſich mit Gewißheit annehmen, daß das weitere Vordringen des Markgrafen, wenigſtens bis Paſſarowitz, vom beſten Erfolg begleitet ſeyn mußte, wäre es auch nur mit den 14,000 Mann geweſen, die der Markgraf nach einigen Ruhetagen zur Belagerung von Großwardein führte, deſſen Einnahme jetzt gar nicht dringlich war. Dieſe Unterlaſſung hat ſich ſelbſt gerichtet. Die Türken räumten zwar die Stadt, behaupteten ſich aber in der Citadelle, deren Belagerung im nächſten Jahre (1692) erneuert werden mußte; ſie ergab ſich erſt am 6. Juni.

[illegible]

das Vertrauen der kaiserlichen Generale zu erwerben, und auf den Geist der Truppen vortheilhaft zu wirken. Die Rathschläge der Generale Veterani, Heißler, Bussy-Rabutin, Heister und Starhemberg, welche sich in den früheren Feldzügen bereits viel Erfahrung und Ruhm erworben hatten, wurden wenig beachtet, dafür aber auch die Befehle des Kurfürsten von ihnen nicht immer befolgt, oder wenigstens lau vollzogen. Unter so mißlichen Verhältnissen war kein günstiger Erfolg zu erwarten. Hierzu kam noch, daß der kriegerische Sultan Mustapha II. den Thron bestiegen und sich selbst an die Spitze eines Heeres von 120,000 Mann gestellt hatte, mit welchem er bei Belgrad erschien.

Die Streitkräfte des Kurfürsten beliefen sich mit Einschluß der Hilfstruppen auf 60,000 Mann, womit bei zweckmäßiger Verwendung schon etwas Erhebliches auszuführen gewesen wäre. Er hielt sich aber stets für zu schwach, und ließ in Erwartung der Ankunft entsendeter Heertheile oft den günstigen Augenblick verstreichen. Dieß zeigte sich gleich bei Eröffnung des Feldzugs, welche erst im August erfolgte. Der Sultan hatte mit einem starken Theile seines Heeres unterhalb Belgrad die Donau überschritten und war gegen Temesvar marschirt, das immer noch im Besitz der Türken war, ihnen aber jetzt entrissen werden sollte. In Folge dieser Bewegung war der Kurfürst von Peterwardein die Theiß aufwärts bis Kanissa gegangen, wo der Feldmarschall Veterani zu ihm stoßen sollte, der mit einem schwachen Corps in Siebenbürgen stand. Letzterer gehorchte aber nicht und Ersterer that nichts. Der Sultan behielt daher freies Spiel. Er rückte an die Maros, ließ Lippa mit Sturm nehmen, schloß Veterani bei Lugos ein und brachte ihm dort eine Niederlage bei. Veterani, der in diesem mörderischen Kampfe neun Türken mit eigener Hand erlegt haben soll, blieb todt auf dem Platze. Den Rest seiner Truppen führte General Truchseß nach Siebenbürgen. Als der Kurfürst diese Unglücksbotschaft erhielt, ließ er den größten Theil der Reiterei die Maros aufwärts bis gegen Deva vorrücken, ein kleinerer Theil marschirte gegen Großwardein, um Einfälle der Türken in Oberungarn zu verhüten. Die Infanterie und das Geschütz führte Starhemberg nach Peterwardein zurück. Die beiden erstgenannten Entsendungen würden sich schwerlich zweckmäßig gezeigt haben, wäre es dem Sultan Ernst gewesen sich in Siebenbürgen festzusetzen und, gestützt auf die starke Festung Temesvar, das Theißgebiet durch kühne Streifereien zu beunruhigen. Er begnügte sich

indeß mit den erlangten Vortheilen, ging wieder über die Donau zurück und ließ ſeine Gegner in Ruhe.

Ungleich wichtiger war Starhembergs Entſendung. Während der Sultan mit der Hauptmacht an die Maros zog, war der Paſcha von Belgrad bis in die Nähe von Peterwardein vorgegangen, hatte Titel genommen und konnte durch Hilfe ſeiner Donauflottille die Verbindung des Kurfürſten mit Peterwardein unterbrechen. Ueberhaupt ließ ſich im Anfange nicht beurtheilen, ob der Sultan unter Umſtänden dem Paſcha bei Titel nicht die Hand bieten werde. Jetzt zeigte ſich der große Nutzen der Befeſtigungsarbeiten, welche Starhemberg bei Peterwardein hatte ausführen laſſen. Kaum hier angekommen, entwickelte er ſofort die größte Thätigkeit, machte den Paſcha für ſeinen Rückzug beſorgt, den dieſer auch bald antrat, und ſicherte dieſe wichtige Donauſtellung gegen künftige Unternehmungen der Türken.

Der nächſte Feldzug (1696) war ebenſo thatenlos. Er ſollte zwar ſehr früh mit der Belagerung von Temesvar begonnen werden, weshalb man die kaiſerlichen Truppen ihre Winterquartiere an der Maros, Theiß, Donau und Sau beziehen ließ, während ſie bisher in entlegene Provinzen verlegt worden waren und mit ihrer Zuſammenziehung viel Zeit verloren ging. Es fehlte aber an Belagerungsgeſchütz und anderen nöthigen Bedürfniſſen. Ende Juni traf der Kurfürſt mit dem Heere bei Szegedin ein, erfuhr aber zugleich daß der Sultan ſich bereits Belgrad nähere. Als dieſer ſpäter Brücken über die Donau und Sau ſchlagen ließ, deutete dieß ebenſowohl auf einen beabſichtigten Angriff auf Peterwardein, als auf einen Marſch nach Temesvar. Um inzwiſchen doch etwas zu unternehmen, ging der Kurfürſt mit 7000 Reitern zur Recognoscirung von Temesvar vor, deſſen Werke nicht beſonders ſtark gefunden wurden. Man ſchritt daher im Auguſt zur Belagerung, die aber zwei Tage ſpäter auf das Gerücht, der Sultan ſey gegen Temesvar im Anzuge, wieder aufgehoben wurde. Eine gleichzeitige Bedrohung Peterwardeins nöthigte zu der Entſendung des Generals Heißler dahin, dem es jedoch bald gelang die Türken aus Titel und von den dortigen Donauinſeln zu vertreiben. Da jenes Gerücht ſich als unwahr erwies, ſchritt der Kurfürſt ein zweites Mal zur Belagerung von Temesvar, wurde aber jetzt durch den wirklichen Anmarſch des Sultans an der Fortſetzung gehindert. An der Bega kam es zwiſchen Beiden zur Schlacht, über welche aber nicht viel

Erhebliches zu berichten iſt. Der Kampf blieb am erſten Tage unentſchieden, wurde am andern Tage nicht erneuert, und endigte mit dem Rückzuge des Sultans, was zu Gunſten der verabreichten „deutſchen Hiebe“ ſpricht, wobei ſich namentlich die Sachſen ſehr ausgezeichnet haben ſollen. An einen dritten Angriff auf Temesvar wurde nicht weiter gedacht. Der Oberfeldherr war unzufrieden mit ſeinen Unterbefehlshabern und dieſe mit ihm, doch hatten letztere jedenfalls größere Urſache. Gleichwohl ſollte der Kurfürſt auch im nächſten Jahre den Oberbefehl führen, was indeß durch deſſen Wahl zum Könige von Polen vereitelt wurde. Jetzt kam Prinz Eugen an die Reihe, doch fand er die Truppen ſo verwildert und herunter gekommen, daß es faſt unbegreiflich ſcheint wie er in kurzer Zeit ſo Großes vollbringen konnte. Ich muß daher auf die Verhältniſſe näher eingehen.

Der gleichzeitig gegen Frankreich und die Türkei geführte vieljährige Krieg hatte in der kaiſerlichen Hofkaſſe einen ſo großen Geldmangel verurſacht, daß die Ausrüſtung und der Unterhalt der Heere mit jedem Jahre ſchlechter wurde, beſonders auf dem Kriegsſchauplatze in Ungarn, wobei bemerkt werden muß daß der Sultan damals noch über bedeutende Hilfsquellen verfügte, namentlich Serbien und Bosnien als reiche Länder gelten konnten. Den kaiſerlichen Regimentern fehlte es zur Fortſchaffung der Mehl- und Brodvorräthe, ſowie des Munitionsbedarfs, an Wagen und Pferden. Die Handwerker weigerten ſich für die Truppen zu arbeiten, weil ſie dafür nicht bezahlt wurden. Die Donauflotte, ſo wichtig auf dem dortigen Kriegsſchauplatze, war ohne hinlängliche Bemannung und Lootſen. Die Hilfstruppen verweigerten nicht ſelten den Gehorſam, weil ihnen der verſprochene Sold vorenthalten wurde. Die Sorgloſigkeit der meiſten Oberbefehlshaber theilte ſich auch den übrigen Generalen mit. Die Uneinigkeit unter denſelben untergrub die Disciplin, die Erfolgloſigkeit aller Anſtrengungen das Vertrauen der Truppen. Dieß führte zu vielen groben Exceſſen, wodurch die kaum wieder gewonnenen Bewohner von Oberungarn den Türken geneigter wurden als den Kaiſerlichen. Der Rebellenhäuptling Tököly wußte dieß geſchickt zu benutzen, und in dem durch den Parteigeiſt zerwühlten Ungarlande ſich neuen Anhang zu verſchaffen. Vorläufig erlangte er dadurch den wichtigen Vortheil, über den Zuſtand der kaiſerlichen Truppen, über die Bewegungen und Abſichten der Heerführer genaue Kunde zu erhalten, wodurch der Sultan, in deſſen

Gefolge Tököly ſich befand, für ſeine eigenen Unternehmungen manchen Vorſchub erhielt.

In Wien erkannte man wohl die Gefahren, welche von dem kühnen Muſtapha II. drohten, und der Hofkriegsrath beſtürmte den Kaiſer unabläſſig um Geld zu größeren Kriegsrüſtungen, aber die Kaſſen waren leer. Dennoch ſollte der Feldzug 1697 ſchon im Mai durch die Belagerung von Belgrad eröffnet werden, weil das türkiſche Hauptheer, in Folge ſeiner mangelhaften Verpflegungsanſtalten und ſonſtigen eigenthümlichen Einrichtungen, ſelten vor Anfang Auguſts marſch- und ſchlagfertig war. Bei der höchſt mangelhaften Ausrüſtung des kaiſerlichen Heeres mußte indeß auf jede größere Unternehmung verzichtet werden, und es blieb dem Prinzen Eugen nur übrig, Mitte Juli bei Peterwardein ſein Heer zu ſammeln und das Weitere abzuwarten. Ich laſſe jetzt meinen freundlichen Berichterſtatter die Erzählung ſelbſt fortſetzen.

„Prinz Eugen," fuhr Feldmarſchall Starhemberg fort, „war damals nicht ganz 34 Jahre alt. Er hatte früher als Oberſt und General unter guten Heerführern wie der Herzog von Lothringen, Markgraf von Baden und Kurfürſt von Baiern, ſechs Feldzügen gegen die Türken beigewohnt, kannte alſo den Kriegsſchauplatz und ſeinen Gegner ſehr genau. Später in Italien gegen die Franzoſen kämpfend, hatte er zwar nur die Befehle des Herzogs von Savoyen zu vollziehen gehabt, doch manche ſchöne Kriegserfahrung erworben. Jetzt trat er zum erſten Male an die Spitze eines Heeres, dem faſt Alles gebrach was daſſelbe zu einem tüchtigen Werkzeuge des Sieges macht, und ſollte der Eroberungsluſt eines Kriegsfürſten Stillſtand gebieten, welcher Umſicht und Thätigkeit mit reichen Hilfsmitteln und großer Machtvollkommenheit verband. Dieſe Aufgabe zu einiger Zufriedenheit zu löſen, erforderte faſt übermenſchliche Kräfte, gleichwohl wurde ſie auf glänzende Weiſe gelöst!

„Der Prinz beſaß alle Eigenſchaften, welche den wahren Feldherrn bezeichnen. Mit einer Bedächtigkeit und Ruhe, aber auch mit einem Scharfſinn und einer Combinationsgabe ohne Gleichen, entwarf er die Plane zu ſeinen Unternehmungen. Alles wurde wohl erwogen und ſelbſt der anſcheinend geringfügigſte Umſtand in Betracht gezogen. War aber Eugen einmal zur Ausführung geſchritten, dann wurde dieſelbe mit einem Nachdrucke, einer Unerſchrockenheit und Kühnheit vollführt, die Alles vor ſich niederwarf. Keine Rückſicht für ſich ſelbſt, am mindeſten aber für

ſeine Behaglichkeit, war im Stande ihn von einer Maßregel, welche durch kriegeriſche Zwecke oder durch die Sorge für das Heer geboten wurde, abzuhalten. Das ernſte Weſen des Feldherrn und die größte Gerechtigkeit gegen ſeine Soldaten, der Anblick ſeines unerſchütterlichen Gleichmuths im heißeſten Getümmel der Schlacht, ſelbſt bei zweifelhaftem Ausgange, hatten ihm das feſte Vertrauen ſeiner Krieger erworben, die unter ſolcher Führung ſich bald für unüberwindlich hielten. [1]

„Alle Nachrichten ſchienen darauf hinzudeuten daß der Sultan, welcher mit mehr als 100,000 Mann bei Belgrad ſtand und auf der Donau über eine Flotte von 16 Galeeren, 30 Fregatten und 60 Tſchaiken verfügen konnte, uns in dem Lager zwiſchen Peterwardein und Titel angreifen werde, wo wir ihm höchſtens 30,000 Mann entgegen zu ſtellen hatten. Plötzlich überſchritten die Türken bei Pancſowa die Donau und wendeten ſich gegen die Mündung der Theiß. Die ſchwachen Verſchanzungen bei Titel wurden zu Waſſer und zu Lande angegriffen. Der Prinz befürchtete mit Recht, daß dieß nur eine Nebenſache ſey und der Sultan mit der Hauptmacht ſich nördlich wenden werde, theils um in die Nähe von Temesvar zu kommen, auf welches ſich ſeine Unternehmungen in Oberungarn ſtützen mußten, theils um den Grafen Rabutin abzuſchneiden, welcher — wie er durch Tököly erfahren haben konnte — mit 8 Regimentern im Marſche von Siebenbürgen nach Peterwardein begriffen war. Eugen marſchirte daher zur Aufnahme dieſes Generals mit der Hauptmacht nach St. Thomas, um die dortigen Moraſtbrücken zu ſichern, und ließ zum Schutze des Lagers bei Kovil nur den Feldmarſchalllieutenant Nehem mit 8 Bataillonen zurück.

„Zum Verſtändniß unſerer nun beginnenden Hin- und Herzüge, die Sie jedenfalls ſehr ſeltſam finden werden, muß ich bemerken daß ſich Oberungarn im vollen Aufſtand befunden hatte, doch vom Prinzen Vaudémont gezüchtigt worden war, daß es aber natürlich im Intereſſe des Sultans lag, den Unterworfenen bald wieder die Hand zu bieten. Konnten dieſe von den Türken kräftig unterſtützt werden, dann war auch Siebenbürgen als verloren zu betrachten. Es ſtand alſo viel auf dem Spiele und wir mußten ſehr vorſichtig operiren.

[1] Vergleiche damit „das Leben des kaiſerlichen Feldmarſchalls Grafen Guido Starhemberg.“ von Arneth: Wien 1853.

Der Herausgeber.

„Am 26. Auguſt traf Eugen bei Zenta ein, wo ſich Bandémont mit ihm wieder vereinigte. Hier ſollten die weiteren Unternehmungen des Sultans abgewartet werden, auch hatte Rabutin ſein baldiges Eintreffen bei Kaniſſa bereits gemeldet. Aber ſchon am 27. Auguſt ging vom Feldmarſchalllieutenant Nehem die Meldung ein, daß das türkiſche Hauptheer ihn mit einem überlegenen Angriffe bedrohe. Man beſchloß alſo ihm zu Hilfe zu eilen. Prinz Commercy mußte noch denſelben Abend mit 7 Reiterregimentern und 30 Kanonen nach Titel abmarſchiren, Eugen folgte ihm mit 15 Bataillonen, die übrigen Truppen erhielten Befehl nachzurücken. Als aber Nehem berichtete daß er Titel habe räumen müſſen, befahl ihm der Prinz ſich nach Peterwardein zu werfen, und ließ ſeine Truppen in das Lager bei Zenta zurückkehren. Hier ſtieß endlich Rabution (1. September) zu ihm, worauf der Marſch gegen Peterwardein mit vereinter Macht (höchſtens 45,000 Mann) ſofort wieder angetreten wurde. Durch dieſe Schnelligkeit vereitelte der Feldherr die Zerſtörung der Moraſtbrücken bei St. Thomas und Syrek.[1] Am 5. September traf das Heer in der Nähe der Römerſchanze ein, und ſetzte noch vor Anbruch des folgenden Tages ſeinen Marſch in vier Colonnen fort, unaufhörlich umſchwärmt von der türkiſchen Reiterei, welche aber durch die entſchloſſene Haltung unſerer Truppen von jedem erheblichen Angriffe abgehalten wurde. Gegen Abend bezogen wir unangefochten das Lager vor Peterwardein. Schon am andern Morgen ließ Feldmarſchalllieutenant Nehem dem Prinzen melden, daß man von den Thürmen der Stadt im türkiſchen Lager großen Staub aufſteigen ſehe, aber nicht unterſcheiden könne ob der Feind das Lager verlaſſe oder nicht. Am nächſten Tage zeigte ſich jedoch, daß die Türken die beabſichtigte Belagerung von Peterwardein aufgegeben, und ihre Vortruppen denſelben Weg (nach Zenta) eingeſchlagen hatten, auf welchem wir zwei Tage früher angekommen waren. Auf Tököly's Rath hatte der Sultan beſchloſſen die Theiß entlang bis Szegedin vorzurücken, dieſe nur ſchwach befeſtigte Stadt zu nehmen und dann in Oberungarn oder Siebenbürgen einzufallen. Dies wurde uns durch einen Ueberläufer klar, welcher berichtete daß die Türken alle durchzogene Dörfer hinter ſich abbrennen ließen, um uns das ſchnelle Nachfolgen zu erſchweren.

[1] Am Franzenskanal; dieſe Uebergangspunkte ſind aus dem letzten ungariſchen Kriege wohl zur Genüge bekannt.

Der Herausgeber.

„Dieſes Vorhaben des Sultans mußte um jeden Preis vereitelt werden, denn gelangte er in den Beſitz von Szegedin, dann war Ofen nicht minder gefährdet als Oberungarn. Der Prinz ſetzte ſich daher ohne Verzug an die Spitze der ganzen Reiterei um dem Feinde zu folgen, ließ die zerſtörten Brücken ſchnell wieder herſtellen, und kam den 10. September bis O Becſe. Zur Erleichterung der Operation wurden den Truppen auf acht Tage Lebensmittel nachgeführt. Eugen hielt nun Kriegsrath und brachte es durch ſeinen perſönlichen Einfluß dahin, daß die vornehmſten Generale ſich für die Fortſetzung des Marſches und für einen Angriff entſchieden. In der Nacht ging aus Zenta die Nachricht ein, daß der Sultan dort Halt gemacht habe. Von O Becſe bis Zenta ſind 5 Meilen. Der Feind hatte daher einen ſo bedeutenden Vorſprung, daß man keine Zeit verlieren durfte. Ehe noch der Tag angebrochen war ſetzte ſich das Heer in Marſch. Infanterie und Cavallerie bildeten ſechs Parallelcolonnen; die Artillerie wurde in die Mitte genommen. Die Wagen folgten unter Bedeckung von Reiterei. Kleine Streifparteien waren ſchon des Nachts vorausgeeilt. Früh 9 Uhr (am 11. September) ging von dieſen die ſichere Kunde ein, daß ſie vor Zenta mit den türkiſchen Vorpoſten handgemein worden wären. Bald nachher wurde Dſchaufer Paſcha, den der Sultan auf Recognoscirung entſendet hatte, als Gefangener eingebracht. Durch Drohungen erpreßte man von ihm das Geſtändniß, daß der Sultan den Marſch nach Szegedin aufgegeben, dagegen beſchloſſen habe die Theiß bei Zenta zu überſchreiten und ſich nach Siebenbürgen zu wenden. Auf dieſelbe Weiſe erfuhren wir, daß die Brücke über die Theiß ſchon geſtern fertig geworden ſey, das ſchwere Geſchütz und das Gepäck den Uebergang bereits begonnen habe, daß aber die Hauptmaſſe des Heeres mit mehr als 100 Kanonen hinter einer großen Verſchanzung auf dem rechten Theißufer ſtehe. — Wie ſehr Eugen den Werth der Zeit zu ſchätzen wußte mögen Sie daraus erſehen, daß die Befragung des Paſcha im Fortreiten geſchah und den Vormarſch der Truppen um keine Minute verzögerte.

„Es war leicht zu berechnen, daß das türkiſche Herr bis zum Einbruch der Nacht die Theiß zum größten Theil überſchritten haben konnte. Wir durften alſo den beabſichtigten Angriff nicht auf den nächſten Tag verſchieben. Zwar ging jetzt vom Hofkriegsrathe aus Wien eine Depeſche ein, die vorausſichtlich von jeder Schlacht abmahnte. Der Prinz ſteckte

ſie aber ungeleſen in die Taſche, eilte mit mehreren Reiterregimentern und Geſchützen — deren Bedienung beritten gemacht worden war — den übrigen Truppen voraus und kam ſchon Mittags 12 Uhr bei Zenta an. Durch ſeine Streifparteien erfuhr er, daß der Sultan mit dem größeren Theil der Reiterei die Theiß bereits überſchritten habe, das feindliche Lager aber von einem hohen Erdwall mit Graben umgeben und durch einige Redouten verſtärkt ſey. Franzöſiſche Ingenieure hatten dieſe Befeſtigungsarbeiten, zu welchen auch ein Pfahlwerk im Innern der Verſchanzung gehörte das den Zugang zur Brücke vertheidigen ſollte, angeordnet und in faſt unglaublich kurzer Zeit vollenden laſſen. Die Länge jenes Erdwalles betrug 4000 Schritte.

„Inzwiſchen trafen allmälig die übrigen Truppen ein, welche der Prinz ſofort in Schlachtordnung ſtellte. Dieſe war in zwei Treffen, deren Flügel ſich ober- und unterhalb der Brücke bis zur Theiß ausdehnten. Das ganze Geſchütz und die Mehrzahl der Infanterie bildeten das Vordertreffen. Unſere Streitmacht belief ſich auf 40,000 Mann, zur Hälfte Reiterei, und 80 Geſchütze. Feldzeugmeiſter Graf Heiſter befehligte den rechten Flügel, Feldmarſchall Prinz Commercy die Mitte; mit (Feldzeugmeiſter Graf Starhemberg wurde der linke Flügel anvertraut. Eugen blieb bei der Mitte, in ſeiner Umgebung befanden ſich der General der Cavallerie Graf Rabutin, die Feldzeugmeiſter Börner und Graf Reuß (im kurſächſiſchem Dienſt), welchen der Prinz nach Umſtänden beſondere Commando's übertrug.

„Ein Ausfall von einigen tauſend türkiſchen Reitern wurde von unſeren Dragonern tapfer zurückgewieſen, worauf das Heer in Schlachtordnung bis auf wirkſame Kanonenſchußweite vorrückte, und nunmehr eine heftige Kanonade von beiden Seiten eröffnet wurde. Eugen war nicht ohne Beſorgniß, daß die Türken aus ihrer Verſchanzung in Maſſe hervorbrechen möchten, was bei unſerer etwas ausgedehnten halbkreisförmigen Schlachtordnung gefährliche Folgen haben konnte. Aber der Feind begnügte ſich unſer Geſchützfeuer zu erwidern, und ließ unausgeſetzt Truppen auf das linke Ufer zurück gehen. Vier Uhr Nachmittags war ſchon vorüber. Es durfte mit dem Angriffe auf das verſchanzte Lager nicht länger gezögert werden. Eugen durchflog die Reihen ſeiner Krieger und forderte ſie in kurzen Worten auf, den Feind mit gewohnter Tapferkeit anzugreifen. Hierauf ward Befehl zum Sturme gegeben. Die Türken

empfingen uns mit einem sehr heftigen Geschütz- und Flintenfeuer; doch bald änderte sich die Scene.

„Die Theiß hatte zu jener Zeit einen niedern Wasserstand; oberhalb der Brücke traten lange Sandbänke hervor. Der Prinz hatte mir schon früher befohlen, wo möglich von hinten in die Verschanzung einzudringen, was unter solchen Umständen allerdings ausführbar war. Aber wir fanden selbst noch weniger Wassertiefe als wir erwartet hatten, und während der Frontalangriff die Türken hinlänglich beschäftigte, erreichte ich mit dem größten Theile meiner Infanterie die Sandbänke, griff dann das von den Janitscharen vertheidigte Pfahlwerk an der Brücke an, überwältigte den Widerstand, und war nun mitten in der feindlichen Verschanzung. — Der Schrecken der Türken war so groß, daß unsere Mitte und der rechte Flügel den Wall jetzt ohne Schwierigkeit erstürmten. Die Kampfbegierde unserer Truppen stieg mit jedem Augenblicke, und da die Reiterei keine Gelegenheit zum Handeln fand, saß sie zum größern Theil freiwillig ab und wetteiferte zu Fuß mit der Infanterie. In kurzer Zeit waren alle Vertheidigungswerke in unserer Gewalt. Die feindlichen Anführer verloren den Kopf und ihre Truppen allen Muth. Geschossen wurde jetzt nicht mehr, nur Bajonet, Säbel und Yatagan bekämpften sich gegenseitig mit Erbitterung. Das Handgemenge war furchtbar. Da ich den Fliehenden den Zugang zur Brücke versperrte, stürzten sie sich unterhalb derselben von dem steilen Ufer hinab in den Fluß, welcher dort viel tiefer war; die Mehrzahl ertrank dabei.

„Es verdient bemerkt zu werden, daß die türkischen Generale im Kampfgetümmel unseren Soldaten vergebens die höchsten Summen boten, wenn man ihnen Pardon geben wolle. Die Erbitterung war auf das Höchste gestiegen, es schien als sollten alle Bedrückungen und Grausamkeiten, welche die Christen jemals von den Osmanen erlitten hatten, in dieser heißen Stunde mit Türkenblut gesühnt werden. Daher bedeckten gegen 20,000 Osmanen das Schlachtfeld mit ihren Leichen, mehr als 10,000 ertranken in der Theiß; nur Wenige von den 34,000 Türken, welche bei unserem Angriffe sich noch in den Verschanzungen befunden hatten, erreichten glücklich das andere Ufer. Unter den Todten erblickte man den Großvezier und vier andere Veziere, die Statthalter von Anatolien und Bosnien, den Vezier Janitscharenaga, 13 Beglerbege und viele Paschen. Ein großer Theil derselben schien aber von den ergrimmten

Janitſcharen niedergeſtochen worden zu ſeyn. Das iſt Türkenart; die Verzweiflung macht ſie zu wilden Thieren, die in der Wuth ſich ſelbſt zerfleiſchen.[1] Unſer eigener Verluſt beſchränkte ſich auf 289 Todte und 1206 Verwundete, unter letzteren befanden ſich die Feldzeugmeiſter Graf Heiſter und Reuß.

„Der Sultan hatte dem Verderben ſeiner Truppen mit dumpfem Schmerze vom anderen Ufer zugeſehen. Da der Tag ſich bereits dem Ende neigte, die Brücke gänzlich geſperrt war, und die Reiterei das ſteile rechte Flußufer nicht hätte erklimmen können, war jede Unterſtützung unmöglich geworden. Von Kleinmuth ergriffen ſprengte er mit Zurücklaſſung ſeines Harems unter ſchwacher Begleitung nach Temesvar, hatte aber auch dort keine Ruhe und eilte zwei Tage ſpäter nach Belgrad zurück.

„Am nächſten Morgen führte Eugen ſein ſieggekröntes Heer in das feindliche Lager auf dem linken Ufer, das die Türken ganz verlaſſen hatten. Wir fanden hier die Kriegskaſſe mit 3 Millionen Piaſter, 160 Geſchütze, 9000 Wagen, eine Unzahl von Waffen aller Art, von Fahnen, Roßſchweifen, Standarten, ferner 7000 Pferde, 6000 bepackte Kameele und 15,000 Ochſen. Ihre früheren Beſitzer waren gleichſam verſchwunden. Später wurde auch das große Siegel, welches der Großvezier als Zeichen ſeiner Machtvollkommenheit am Halſe trägt, aufgefunden, ein ſeltenes Kleinod das noch nie in Feindes Hände gefallen war.

„Aber alle dieſe reichen Hilfsmittel waren nicht vermögend das herabgekommene kaiſerliche Heer ſo weit wieder in Stand zu ſetzen, daß es dieſen glänzenden Sieg vollſtändig hätte benutzen, und noch etwa zwei Monate im Felde bleiben können. Selbſt zur Belagerung von Temesvar gebrach es am Nöthigſten. Der Prinz mußte daher die Truppen in die Winterquartiere entlaſſen, behielt jedoch ein auserleſenes Corps von 4000 Reitern, 2500 Infanteriſten, ſämmtlichen Mineurs und 12 Geſchützen bei ſich, mit dem er nach völligem Abzug der Türken in Bosnien einfiel, wo Oberſt Kyba mit den ſlavoniſchen Grenzern zu ihm ſtieß. Dieſem Zuge ſchloſſen ſich viele Generale, Ober- und Unteroffiziere als Freiwillige an, auch ich war mit dabei. Nachdem wir mehrere feſte Schlöſſer genommen hatten, erreichten wir am 22. October die reiche Handelsſtadt Bosna Serei, aus welcher die Türken ſchon geflohen und

[1] Sollten wir Aehnliches nicht bald auch an der unteren Donau erleben? Der Uebermuth erzeugt im Unglück Kleinmuth oder — Raſerei.

Der Herausgeber.

nur Chriſten und Juden darin zurückgeblieben waren. Sie wurde der Plünderung preisgegeben, doch hatten die Türken vor ihrer Entfernung dies Geſchäft bereits ſo gründlich betrieben, daß wenig zu finden war. Nunmehr bezogen auch wir die Winterquartiere. In der Zwiſchenzeit war Graf Rabutin, der ſeine Winterquartiere in Siebenbürgen genommen, auch nicht unthätig geweſen, hatte Einfälle in die kleine Wallachei gemacht und ſich dann gegen Ujpalanka und Pancſowa gewendet, dieſe Orte genommen, die Beſatzungen entwaffnet, dann aber den Rückzug wieder angetreten.

„Der Feldzug 1697 war, wie Sie geſehen haben, kurz aber entſcheidend, und ein glänzenderer Sieg als der bei Zenta war von uns bis dahin über die Türken nicht erfochten worden. Wie mag der Hofkriegsrath in Wien, der dem Feldherrn kurz vorher die Weiſung hatte zugehen laſſen jeder Schlacht auszuweichen, in Verwunderung gerathen ſeyn als Prinz Vaudémont mit der Meldung von dieſem Siege ankam! Indeſſen machten die Herren ziemlich gute Miene, und als der ruhmgekrönte Feldherr nach Beendigung des Feldzugs ſelbſt nach Wien eilte, wurde er vom Kaiſer und dem ganzen Hofe ſehr freundlich und dankbar empfangen. Das Volk begrüßte den Helden mit Jubel; es hoffte nun von allem Unheil, das die Türken und die mit ihnen verbundenen ungariſchen Aufwiegler ſeit langen Jahren über Oeſterreich verhängt hatten, für immer befreit zu ſeyn.

„Aber Eugen war keineswegs gemeint mit den errungenen Vortheilen ſich zu begnügen. Er wünſchte den Türken Belgrad und Temesvar zu entreißen, um künftig ihre Einfälle beſſer zurückweiſen zu können, und bat daher dringend um Verſtärkung und beſſere Ausrüſtung ſeines Heeres, das ohnehin jetzt durch den Rückmarſch der kurſächſiſchen Truppen eine Verminderung erlitt. Der mit Frankreich zu Ryswick abgeſchloſſene Friede machte ein kräftiges Auftreten gegen die Türken zuläſſiger als früher. Aber des Kaiſers Aufmerkſamkeit war jetzt auf die Erbfolge in Spanien gerichtet, die bald in Frage kommen mußte, die Kaſſen waren erſchöpft, und die Neider des Prinzen Eugen nicht geneigt ihm Mittel an die Hand zu geben, welche es möglich gemacht haben würden dem Türkenreiche in Europa engere Schranken zu ſetzen. Wir mußten uns folglich gegen die Türken — großmüthig zeigen, d. h. ihnen die Friedenspalme unter die Naſe halten. Die Unterhandlungen wurden zu Carlowitz gepflogen, und

geſchahen unter Vermittelung Englands und Hollands. Am 26. Januar 1699 war dieſes Friedenswerk vollbracht. Der Kaiſer erhielt Siebenbürgen, Ungarn bis zum Banat, wo die Maros, Theiß und Donau die türkiſche Grenze bezeichneten, und Slavonien mit Ausnahme eines kleinen bei Belgrad gelegenen Bezirks.

„Zum erſten Male war die Pforte gezwungen worden, das Uebergewicht unſerer Waffen anzuerkennen, und von der ferneren Entrichtung einer jährlichen Summe für den Beſitz von Siebenbürgen — welches als eine Art „türkiſches Lehn" angeſehen worden — war jetzt nicht mehr die Rede. Seit dem Carlowitzer Friedensſchluſſe ſind die Säulen der hohen Pforte immer wankender geworden, und würden ohne den wiederholten Beiſtand des allerchriſtlichſten Königs von Frankreich ſchon längſt zuſammengebrochen ſeyn. Das hat der ohne Erlaubniß erfochtene Sieg bei Zenta zu Stande gebracht!"

Starhemberg ſprach dieſe letzten Worte mit ſtarker Betonung und blickte mich dann forſchend an. Ich hatte bisher den Lauf ſeiner Erzählung mit keiner Frage unterbrochen, war auch jetzt nicht geneigt auf Einzelnheiten einzugehen, ſtimmte ihm aber aus voller Ueberzeugung bei daß eine ſolche Niederlage, wie ſie die Türken bei Zenta erlitten, die Macht des Gegners allerdings auf lange Zeit erſchüttern könnte, daß es mithin ganz unverantwortlich ſey den Prinzen Eugen nicht in die Lage verſetzt zu haben, jenen Sieg vollſtändig auszubeuten. Man ſcheine aber in Wien nicht begriffen zu haben, daß eben die Beſorgniß vor einem baldigen neuen Kriege mit Frankreich, aus Anlaß der ſpaniſchen Erbfolge, den triftigſten Grund abgeben mußte mit den Türken ganz fertig zu werden, wozu jetzt der günſtigſte Zeitpunkt war.

Eugen, welcher ſpäter wieder eintrat, betheiligte ſich nun auch an der Unterhaltung und beklagte namentlich, daß man den Türken das Banat nicht entriſſen habe. Dieſes Land, bemerkte er, iſt nicht bloß ſeiner Fruchtbarkeit wegen, ſondern hauptſächlich in Hinſicht auf ſeine geographiſche Lage von außerordentlicher Wichtigkeit. Für die Türken waren Temesvar und Belgrad die Hauptſtützpunkte bei allen ihren Unternehmungen in Ungarn, und durch die Temes in leichter Verbindung zu erhalten. Was konnte uns eine concentrirte Stellung bei Peterwardein nützen, wenn die Türken auch nur 30,000 Mann bei Belgrad aufſtellten und mit der Hauptmacht von Temesvar aus über Großwardein gegen Peſth vordrangen?

In Serbien einzufallen war ohne den Beſitz von Belgrad unmöglich, und ein Einfall in Bosnien unter ſolchen Umſtänden noch weniger ſtatthaft. Wir hätten alſo unſere Stellung bei Peterwardein ſofort aufgeben und nach Ungarn eilen müſſen, um dort größeres Unheil zu verhüten. Siebenbürgen ohne das Banat war ein Unding."

Ueber den Beiſtand, welchen Frankreich bis auf die neueſte Zeit der Pforte geleiſtet, ſprachen wir gemeinſchaftlich unſere Entrüſtung aus. Wie kann eine chriſtliche Macht die Inconſequenz ſo weit treiben, einem eingedrungenen Barbarenvolke, das alle Chriſten wie Hunde behandelt und die reichſten Länder Europa's in Einöden verwandelt hat, bei jeder Gelegenheit hilfreich die Hand zu bieten? Aber Englands Inconſequenzen gehen in dieſer Beziehung vielleicht noch weiter. Das Wahre in der Sache iſt, daß die Vermittelung einer ehrgeizigen und habſüchtigen Großmacht den eigenen Vortheil immer zunächſt im Auge behalten, und darnach trachten wird andere Großmächte nicht größer werden zu laſſen. Dasſelbe gilt mehr oder weniger auch von Bündniſſen zwiſchen zwei Großmächten. Wer auf eigenen Füßen zu ſtehen vermag, wird in den meiſten Fällen am klügſten handeln ſeinen eigenen Weg zu gehen. Deutſchland kann es, ſobald ſeine Fürſten einig ſind, und ſie müſſen es ſeyn wenn Oeſterreich und Preußen ſtets Hand in Hand gehen. Dahin mit aller Macht zu ſtreben iſt die Aufgabe jedes deutſchen Patrioten.[1]

Sechzehnter Brief.

Olymp, den 13. Januar 1838.

Vor einigen Tagen war große Abendgeſellſchaft bei Minerva, an welcher auch ihre Geſchwiſter Theil nahmen was höchſt ſelten geſchehen ſoll. Merkur der wie gewöhnlich die Einladung überbrachte vertraute mir, daß Minerva geſonnen ſey eine wiſſenſchaftliche Unterhaltung damit zu verbinden, ſich aber noch nicht erklärt habe ob ſie den Gegenſtand der

[1] Dieſer Brief iſt vom Jahre 1837, es konnte alſo von den neueſten politiſchen Ereigniſſen darin nicht die Rede ſeyn.

Der Herausgeber.

Diskuſſion beſtimmen wolle, oder ob es dem Zufalle anheimgeſtellt bleiben ſolle wie die Unterhaltung ſich geſtalten werde. „Sie ſcheut ſich ein wenig vor den Neckereien ihrer Geſchwiſter," ſetzte Merkur hinzu, „denn Mars läßt keine Gelegenheit vorbeigehen ſeine gelehrte Schweſter zu ſchrauben, und wird dabei von Bellona ſehr unterſtützt. — Nachdem Merkur fort war, erhielt ich ein Billet vom General von Valentini, der ebenfalls eingeladen worden war und mich abholen wollte. — Als wir das Winterpalais Minervens betraten, wo die Verſammlung ſtatt fand, erblickten wir in den endloſen Sälen eine ſehr zahlreiche Geſellſchaft von mehr als zwanzigtauſend berühmten Generalen, Gelehrten und Künſtlern aller Nationen. Wir durchſchritten dieſe glänzend erleuchteten Räume ſo ſchnell als es der Anſtand erlaubte, um der hohen Wirthin unſeren Reſpekt zu bezeigen. Minerva ſaß zwiſchen Mars und Bellona, mit denen ſie in lebhaftem Wortwechſel begriffen war, gab uns mit der Hand einen Wink entfernt zu bleiben, ließ mir aber bald darauf durch Apollo ſagen daß ich ſie in ihrem Kabinet erwarten ſolle, wohin ich durch eine geheime Treppe geführt wurde.

Die Göttin ließ lange auf ſich warten, und da man mich ganz allein gelaſſen hatte, blieb mir Muße genug meinen Augen freies Spiel zu gönnen. Was aber meine Blicke am ſchnellſten feſſelte war eine große Wandkarte, welche das Stromgebiet des Rheines enthielt. Nahe dabei ſtanden mehrere kleine Tiſche mit franzöſiſchen Broſchüren angehäuft, deren Inhalt ſich ausſchließlich mit Entwürfen zur Eroberung des ganzen Landes auf dem linken Rheinufer beſchäftigte. Einige von den Verfaſſern dieſer Schriften wollten ſich aber auch damit noch nicht begnügen und ſuchten die Nothwendigkeit zu beweiſen, ſich auch des Schwarzwaldgebirges und aller am rechten Rheinufer gelegenen Feſtungen und Städte zu bemächtigen.

Ich war noch in Betrachtungen darüber verſunken, als Minerva durch eine verborgene Tapetenthür in das Kabinet trat. Sie befahl mir Platz an ihrer Seite zu nehmen, und ließ ſich dann in folgenden Worten vernehmen: „Ihr Deutſchen ſeyd ein gar gemüthlich und gelehrtes Volk, weshalb ich Euch immer geliebt habe, aber noch ſehr ſchwerfälliger und langſamer Natur, obſchon es Euch nach ſo vielen bitteren Erfahrungen endlich klar geworden ſeyn muß, daß alle Wiſſenſchaft und Kunſt Euch im Stiche läßt, ſobald nicht die nöthige Portion Willenskraft, Klugheit und

Entſchloſſenheit dazu gethan wird. Bei aller hiſtoriſchen Vielwiſſerei, womit Ihr Euch gern zu brüſten pflegt, bei aller Vorliebe für klaſſiſche Studien, verſteht Ihr doch ſehr wenig praktiſchen Nutzen daraus zu ziehen. Die Blüthe Eurer männlichen Jugend muß griechiſch und lateiniſch lernen, ſoviel nur in die Köpfe gehen will, zieht aber aus der Geſchichte der Griechen und Römer dennoch wenig gute und praktiſche Lehren. Daß die Franzoſen gern die Rolle der alten Römer ſpielen und, wie dieſe damals die gelehrten Griechen, Euch Deutſche unter das franzöſiſche Joch bringen möchten, das entgeht Eurem vielgerühmten Scharfſinn, und wenn ja einmal Einem unter Euch dieſe Beſorgniß überfällt, ſo berufen ſich die Anderen ſogleich auf — die Staatsverträge, und halten dergleichen politiſche Uebergriffe für Unmöglichkeiten. Reifen die klaſſiſchen Jünglinge zu Männern heran und finden ſie nicht bald ein einträgliches Amt, dann werden ſie unzufrieden, platoniſiren ſich in neue Staatsverfaſſungen hinein, erblicken in der nothwendigen geſetzlichen Strenge, welche keine Regierungsform entbehren kann, eine unerträgliche Härte, werden Demagogen im ſchlimmeren Sinne, fühlen ſich unglücklich, wandern aus oder bahnen ſich den Weg zu irgend einem Staatsgefängniß, wo man ihnen Zeit gibt über ihre ultramontaniſchen Thorheiten nachzudenken.

„Ihr hattet einmal in Preußen einen König der ſich auf die Behandlung der Franzoſen beſſer verſtand als ſonſt Jemand; bald ſchmeichelte er ihrer Eitelkeit, bald bewies er ihnen große Geringſchätzung, und züchtigte ſogar die einflußreichſte unter den Maitreſſen Ludwigs XV. mit der Geißel der Satyre. Nebenbei ſchlug er aber auch die franzöſiſchen Heerführer bei mancher Gelegenheit auf das Haupt. Hätte damals ganz Deutſchland Friedrich dem Großen gehorſamt, ſo konnte der Spieß umgekehrt und den Franzoſen das ganze Land wieder entriſſen werden, das ehedem zu Deutſchland gehörte. Aber ſtatt deſſen ſuchte man dieſen König zu demüthigen, ſein Land zu zerſtückeln, und rief dabei Franzoſen und Ruſſen zu Hilfe. So kurzſichtig, engherzig und egoiſtiſch war zu jener Zeit die Politik der deutſchen Machthaber und ihrer Rathgeber.

„Mein Bruder Mars hatte damals noch eine große Vorliebe für die Deutſchen, und wir Beide waren geſonnen durch glückliche Kriege Euch groß und mächtig zu machen. Aber Ihr Deutſchen verfielt bald nachher wieder in dieſelbe Lethargie und Uneinigkeit. Auf jedem Blatte Eurer Geſchichte ſteht mit großen Lettern: verſäumte Gelegenheiten zur

Nationaleinheit und Größe. Die Folge davon ist bekannt. Mars und ich wurden darüber einig, daß Ihr nur durch Napoleon's Zuchtruthe gebessert werden könntet, die wir Euch deshalb auch eine Zeit lang empfinden ließen. Das Mittelchen zeigte sich probat, und durch unseren Beistand gelang es Euch die übermüthigen Franzosen für ihre alten und neuen Vergehen zu züchtigen. Die Verständigsten und Umsichtigsten unter Euch waren klug genug zu beantragen, daß die den Franzosen abgeforderten Entschädigungssummen zur fortifikatorischen Verstärkung Eurer westlichen Grenzen verwendet werden sollten, was auch in der That beschlossen wurde. Kaum hattet Ihr aber diesen weisen Beschluß gefaßt, so begingt Ihr wieder den alten Fehler Euch über die Art der Ausführung nicht einigen zu können. Die Sache wurde also vorläufig vertagt, das Geld zu sehr mäßigen Zinsen verliehen, wodurch Ihr den Grund zu dem unermeßlichen Reichthume eines Handelshauses legtet, das sich später zum Schatzmeister aller deutschen Fürsten erhob, und dadurch nicht geringen Einfluß auf die auswärtige Politik Deutschlands erlangte.

„Als fünfzehn Jahre nach dem zweiten Pariser Frieden in Frankreich und den vereinigten Niederlanden abermals eine Revolution ausbrach, erndtetet Ihr einen Theil der schlimmen Folgen Eurer Versäumnisse und politischen Verkehrtheiten. Die Propaganda hielt Euch in Schach! Das war bedauernswürdig! Inzwischen wurden doch auch einige Auswüchse Eurer Staatsverfassungen beschnitten, das war nothwendig und gut. Aber kaum ging die Staatsmaschine wieder ohne erhebliche Friction, so trat auch wieder das alte Uebel hervor, Ihr konntet vor lauter Vielrednerei und Vielschreiberei nicht zum Handeln kommen. Immer nur nach dem Allerbesten strebend, war Euch das Gute zu schlecht. Der leidige Optimismus verhinderte Euch zum Nothwendigen zu schreiten, und die Westgrenze ist immer noch ohne genügenden Schutz, Euere Wehrverfassung mangelhaft, obschon Ihr seit 22 Jahren über Festungsanlagen und Verbesserungen im Heerwesen brütet.[1]

„Mars, fortwährend von Bellonen angetrieben, hätte Euch schon längst wieder einmal die Franzosen über den Hals geschickt, denn seine Geduld mit Eurer Unschlüssigkeit ist zu Ende; doch hat er bisher meinen Bitten um Nachsicht Gehör gegeben und die Franzosen deshalb auf

[1] Der Brief ist vom 13 Januar 1838.

Der Herausgeber.

Algerien verwieſen. Da dieſe aber ihre Rechnung dort nicht finden, wollen ſie ſich in Deutſchland für die gehabten Opfer entſchädigen, und mein Bruder iſt mehr als je geneigt ihnen dabei hilfreich die Hand zu bieten. Wären Eure Grenzen beſſer geſchützt ſo würde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben, denn ein Krieg hat zwar viel Uebel aber auch viel Gutes in ſeinem Gefolge, er ſtählt die moraliſche Kraft der Völker und vertilgt das Unkraut in den Heeren. Aber der Ausgang eines ſolchen Kampfes iſt ſehr zweifelhaft, und Ihr ſeyd noch gar nicht in der Verfaſſung den Strauß mit Ehren zu beſtehen.

„Vor Allem handelt es ſich darum, am Rheine eine tüchtige Vertheidigung zu organiſiren und den theoretiſchen Abſurditäten entgegenzutreten, welche Euere Gelehrten in Preußen darüber mit großer Selbſtgefälligkeit zu Tage gefördert haben. Ich habe Euch deshalb hierher beſchieden, General Clauſewitz, um auf die öffentliche Meinung zu wirken, denn Eure Anſichten über Flußvertheidigung halte ich für die beſten, und es kann kein ſolches Unternehmen gelingen ohne dazu ein gegründetes Vertrauen zu haben. Beſprecht Euch alſo mit Eueren Freunden, verſtändigt Euch über die zweckmäßigſte Verfahrungsart, und laßt Euch nicht durch falſchen Schimmer bethören. Nun gehet friſch an's Werk und ſeyd meiner Gnade verſichert. Apoll hat die Weiſung Euch und alle die Herren, welche an der Berathung Theil nehmen wollen, ungeſehen in den grünen Salon zu führen, wo Ganymed Euch den edelſten Johannisberger kredenzen wird, damit Ihr über die ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten der Vertheidigungstheorie deſto leichter hinwegkommt, und für die Erhaltung des Rheines noch mehr begeiſtert werdet. Jetzt ſputet Euch und bringt etwas Vernünftiges zu Stande."

Noch niemals hatte die Göttin mich einer ſo langen und vertraulichen Anrede gewürdigt, und ich fühlte mich durch das mir bewieſene Vertrauen nicht wenig geehrt. Der erhaltenen Weiſung folgend durchſtreifte ich die Säle in welchen ſich überall zahlreiche Gruppen gebildet hatten, die im eifrigſten Geſpräche waren. Apoll war mir auf dem Fuße gefolgt und verlangte wiederholt die Namensliſte meiner Collegen. Endlich gab ich ihm den Beſcheid: er ſolle ſich jeder Gruppe nähern, an alle Diejenigen, welche der Unterhaltung ein aufmerkſames Ohr liehen, ohne ſelbſt daran Theil zu nehmen, die Frage richten: „Ob der Rhein Frankreichs Grenze ſeyn und bleiben müſſe?" und die Verneinenden in den Salon führen,

doch aber dafür sorgen daß Alle maskirt erschienen. Nach Verlauf einer halben Stunde hatten sich im grünen Salon gegen fünfzig Personen eingefunden, welche Zahl mir vollkommen genügend erschien. Ich nahm deshalb den Platz des Vorsitzenden ein, eröffnete in kurzen Worten den Zweck dieser außerordentlichen Versammlung, und forderte die Anwesenden auf, sich über den fraglichen Gegenstand auszusprechen, worauf sich folgende Debatte entspann.

Erster Sprecher. „Es gibt bei der Flußvertheidigung vier Verfahrungsarten die im Laufe der Zeit alle nach einander zur Anwendung gekommen sind. 1) Der örtliche Widerstand auf allen Punkten, wo ein Uebergang des Feindes denkbar ist, was aber eine große Vereinzelung der Kräfte zur Folge hat. 2) Die bloße Beobachtung der zu vertheidigenden Flußstrecke und Concentrirung der Streitkräfte im Mittelpunkte, was besser ist. 3) Die Aufstellung auf beiden Ufern mit ziemlich gleichmäßig vertheilten Kräften. 4) Die Aufstellung des Ganzen auf dem feindlichen Ufer mit Zurücklassung schwacher Beobachtungsposten auf dem unserigen. — Die beiden erstgenannten Vertheidigungsarten haben den Zweck, dem Feinde das Ueberschreiten des Flusses zu wehren; die beiden letzteren sollen zwar nicht das Ueberschreiten, doch aber das weitere Vorschreiten des Feindes auf unserem Ufer hindern, indem man auf dessen Verbindung wirkt. Es ist aber unerläßlich hierbei daß man selbst einen gesicherten Uebergangspunkt habe, der uns am Rheine jetzt nicht mehr fehlt. Ich stimme also für die Annahme des zuletzt genannten Vertheidigungssystems, das ich unbedingt für das stärkste halte."

Zweiter Sprecher. „Ein Fluß der als Vertheidigungslinie im Großen, als strategische Barriere dienen soll, muß schwer zu überschreiten seyn, der Brückenbau zeitraubende Vorkehrungen nöthig machen. Ist das der Fall, dann sehe ich den Nutzen nicht ein den es haben kann, selbst über den Fluß zu gehen um auf des Feindes Verbindung zu wirken. Man würde sich hierdurch des Vortheils begeben ein starkes Annäherungshinderniß vor sich zu haben, und darf doch niemals mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Bedrohung der feindlichen Verbindung eine genügende Wirkung hervorbringen werde."

Dritter Sprecher. „Es würde wohl vor Allem zu unterscheiden seyn, ob das Heer den Fluß, oder der Fluß das Heer vertheidigen soll; im erstern Falle muß die Aufstellung des Heeres auf dem feindlichen, im letzteren auf unserem Ufer genommen werden. Alle andere Maßregeln

ſind nachher nur Modificationen, oder auch Potenzirungen des gewählten Vertheidigungsſyſtems."

Vierter Sprecher. „Ich glaube daß man eben ſo ſehr auf die Kühnheit und Geſchicklichkeit des Angreifers Rückſicht zu nehmen hat. Iſt derſelbe in einer energiſchen Offenſive begriffen, und fehlt es ihm nicht an Kräften dieſelbe auch nach dem Ueberſchreiten des Fluſſes mit Ausſicht auf Erfolg fortzuſetzen, dann möchte eine Stellung auf dem feindlichen Ufer kaum zu empfehlen ſeyn, ſelbſt wenn ſie zu den ſehr ſtarken gehören ſollte. Der Feind hat unter ſolchen Umſtänden die Macht ſich zu theilen, uns zu beſchäftigen, feſtzuhalten, während er ſeinen Uebergang auf einem etwas entlegenen Punkte dennoch bewerkſtelligt und nach Gefallen weiter vordringt. Liegt es hingegen nicht in ſeinem Operationsplane die Offenſive jenſeits des Fluſſes fortzuſetzen, — was ſich mit einiger Gewißheit vorherſehen läßt — dann mag eine Stellung auf dem feindlichen Ufer ganz gut ſeyn, weil eine ſo zuverſichtliche Haltung immer vortheilhaft auf die eigenen Truppen wirkt, und die Gefahr mit Uebermacht angegriffen zu werden nicht mehr vorhanden iſt."

Fünfter Sprecher. „Die Verhältniſſe mögen ſeyn welche ſie wollen, die Aufſtellung des Vertheidigers auf dem feindlichen Ufer wird immer die meiſten Vortheile gewähren, beſonders wenn man angemeſſene Bewegungen im offenſiven Sinne damit verbindet. Bei der Ungewißheit, welchen Punkt der Feind zum Uebergange auserſehen hat, und bei der Schwierigkeit denſelben in Zeiten zu entdecken, wird man bei direktem Widerſtande auf dem eigenen Ufer immer zu ſpät, in der Regel auch zu ſchwach ankommen um den Uebergang des Feindes noch hindern zu können. Hat man aber ſelbſt einen geſicherten Uebergangspunkt, begibt man ſich mit ganzer Macht auf das feindliche Ufer, marſchirt man auf demſelben in der Richtung gegen den Feind, ſo iſt man ſicher ihn nicht zu verfehlen. Sollte dieſer aber wirklich ſchon übergegangen ſeyn, dann ſteht man ja in ſeinem Rücken, bedroht ſeine Verbindung, hängt ſich wie Bleigewichte an ſeine Ferſen, und nöthigt ihn wohl gar zur ſchleunigen Rückkehr, wobei er mit Vortheil von uns angegriffen werden kann."

Sechster Sprecher. „Dieſe Vertheidigungsart nimmt ſich ſo keck und doch dabei ſo wiſſenſchaftlich aus, daß man ſie die „elegante" nennen könnte. Da aber Eleganz leicht an Fatuität hinſtreift, und dieſe im Kriege nicht ſo leicht verziehen werden dürfte als in einer Geſellſchaft, ſo iſt vor

ſolchem Beginnen ernſtlich zu warnen. Der Angreifer müßte ein zweiter Plump vom Pommerland ſeyn wenn er ſo albern wäre, über den Fluß zu gehen ohne ſeinen Gegner zuvor unſchädlich gemacht zu haben. Hierzu ſtehen ihm verſchiedene Wege offen. Bleiben wir bei der ſchon früher angenommenen Vorausſetzung, daß es ſich um das Verhindern einer energiſchen Offenſive handelt — weil ohne dieſe für den Feind kein Grund iſt ſich den Gefahren eines Ueberganges auszuſetzen — ſo wird es dem Vorgehenden auch nicht an einem merklichen Uebergewicht fehlen, das ebenſowohl in Kräften der Intelligenz und des Muthes, als bei gleichen moraliſchen Potenzen in der Ueberzahl beſtehen kann. Ueberlegenheit in jeder Beziehung, die man in der Wirklichkeit auch zuweilen antrifft, würde den Vorgehenden natürlich noch mehr begünſtigen. Wenn dieſer nun ſein Uebergewicht anfangs dazu anwendet den Vertheidiger ſelbſt aufzuſuchen, anzugreifen und zu ſchlagen, ſo iſt deſſen Lage faſt eine troſtloſe zu nennen, denn entgeht er auch vielleicht einer Niederlage, kommt er mit mäßigem Verluſt über den Fluß zurück, ſo hat er doch einen großen Theil der früheren Zuverſicht und Schlagfähigkeit eingebüßt, und wird beim nächſten Zuſammentreffen mit dem Gegner noch ſchwächeren Widerſtand leiſten, den Uebergang aber nun nicht mehr hindern können. Auf ſolche Weiſe ſich en prise zu ſetzen iſt [redacted]bei großer, früher ſchon erkannter Ungeſchicklichkeit des feindlichen [redacted]rers und bei Schwerfälligkeit ſeiner Streitmaſſen zu entſchuldigen.

„Doch ich will dieſen ſchlimmſten Fall nicht gelten laſſen ſondern annehmen, daß der Vorgehende ſeinen Gegner mit einem überlegenen Angriffe nur bedroht, doch aber ihn feſthält, während anderwärts die nöthigen Vorkehrungen zum Ueberſetzen getroffen werden; daß, ſobald jene Vorkehrungen beendigt ſind, die Truppen allmälig aber ſchnell und unbemerkt dahin aufbrechen, die ſtehengebliebenen hingegen ihre Angriffe erneuern, bis endlich der Uebergang zum Theil bewirkt iſt, und der Gegner auf dem dieſſeitigen Ufer nur noch beobachtet zu werden braucht.[1] Wahr iſt allerdings, daß Letzterer dadurch mehr Freiheit der Bewegung bekommt und dieſe benutzen kann gegen die Brücken zu marſchiren. Aber ein

[1] Gerade ſo verfuhr General Moreau im Feldzuge 1796 gegen den General Wurmſer. Letzterer ſtand bei Mannheim auf dem linken Rheinufer und ließ ſich mit der Hauptmacht hier ſo lange feſthalten, bis General Deſaix mit etwa 25,000 Mann bei Straßburg auf das rechte Ufer gegangen war, worauf die übrigen Diviſionen ebenfalls dahin abrückten.

(Der Verfaſſer.)

Marſch dahin und ein Angriff darauf ſind ganz verſchiedene Dinge, die man nicht mit einander verwechſeln darf. Große Flußgebiete, wie das Rheinthal, haben eine Menge faſt in ſenkrechter Linie einfallender Nebenflüſſe, welche oft ſehr gute Vertheidigungslinien darbieten. Dieſe wird der Vorgehende wahrſcheinlich benutzt haben, um ſich gegen dergleichen Flankenangriffe auf beiden Ufern zu ſchützen. Man darf alſo nicht vorausſetzen, daß der bloße Anmarſch des Vertheidigers gegen die Brücken des Uebergehenden ſogleich eine ſtrategiſche Wirkung äußern, den Feind zum Stillſtand oder wohl gar zur Rückkehr nöthigen werde. Und läuft der Vertheidiger nicht auch Gefahr, wenn er ſich mehrere Tagemärſche von ſeinem Uebergangspunkte entfernt und beharrlich auf einem Ufer bleibt, wo für ihn nur Dornen aber keine Roſen mehr blühen? Was wird er thun, wenn der Feind am andern Ufer inzwiſchen mit Kühnheit vordringt, die ſchutzloſen Kriegsvorräthe wegnimmt, die ſich ſammelnden Reſerven verjagt, große Geldſummen ꝛc. erhebt? — Man könnte hierauf erwidern daß man ja dem Feinde ebenfalls dergleichen Verluſte bereiten könne, wodurch die Sachen ſich ausglichen, was gewiß kein ungünſtiges Reſultat der Vertheidigung genannt werden dürfe. Aber hat man das ſo ganz in ſeiner Gewalt? Wer ſteht uns überhaupt dafür daß nicht eine feindliche Reſerve-Armee inzwiſchen anrückt, uns den Rückzug nach dem eigenen Uebergangspunkte verlegt? Und muß man eine ſolche Maßregel des ſtärkeren Feindes nicht erwarten?"

Siebenter Sprecher. „Auch ich kann mich mit einer Stellung auf dem feindlichen Ufer nicht einverſtanden erklären; ein ſolches Verfahren ziemt ſich allenfalls für einen Parteigänger, der dort ganz an ſeinem Platze iſt und ſich durch große Thätigkeit und kühne Streifereien ſehr nützlich machen kann, nicht aber für das Vertheidigungsheer. Ein Gebirgsrücken läßt ſich wohl auf dieſe Weiſe vertheidigen, weil man im ſchlimmſten Falle einen ziemlich geſicherten Rückzug hat, und der Feind auch nicht viel ſchneller marſchiren kann als wir. Bei der Vertheidigung eines breiten waſſerreichen Fluſſes befindet man ſich aber in einer ganz anderen Lage, und es dürfte dem Schwächeren niemals zu rathen ſeyn den Schutz eines ſo bedeutenden Annäherungshinderniſſes freiwillig aufzugeben. Aber die geehrten Sprecher vor mir ſind bisher blos bei den allgemeinſten Verhältniſſen der Flußvertheidigung ſtehen geblieben, und haben die näheren Umſtände faſt gar nicht berührt; auf dieſe Weiſe kommen

wir zu keinem genügenden Reſultate, die Herren mögen alſo geſtatten daß ich mich etwas umſtändlicher darüber ausſpreche.

„Das Ueberſchreiten eines Fluſſes mit einem beträchtlichen Heere iſt eine ſo ſchwierige Operation, daß die Anordnungen und Vorkehrungen dazu immer viel Zeit erfordern werden, ſelbſt wenn man über eine große Anzahl Brückenkähne und andere Flußfahrzeuge verfügen kann. Jede Unternehmung dieſer Art, man mag ſie aus einem Geſichtspunkte betrachten aus welchem man wolle, iſt mit einem Marſche durch ein ſehr ſchwieriges Defilé zu vergleichen, vor deſſen Ausgang der Gegner in einer gewiſſen Entfernung erwartungsvoll und kampfbereit ſteht. Die ganze Kunſt des Vertheidigers beruht alſo zunächſt in Ausmittelung der Zeit und des Orts die der Angreifer für ſein Vorhaben gewählt, und in glücklicher Wahl der Aufſtellung von wo aus man ſeinem Beſtreben mit Nachdruck entgegen wirken kann. Es laſſen aber ſehr viele Merkmale mit ziemlicher Sicherheit die Gegenden errathen in welchen der Uebergang erfolgen könne, und ich möchte behaupten daß von dem Augenblicke an, wo der Gegner hierzu ſeine wichtigſten Vorkehrungen trifft, der gewählte Uebergangspunkt ſchon wenige Stunden nachher ſich deutlich bezeichnen laſſe. — Eine Haupterforderniß iſt, daß man dem Feinde die Mittel zum Brückenbau und zum Ueberſetzen der Truppen möglichſt entziehe, und ihn auf das beſchränke was er ſelbſt davon mitbringt oder aus weiter Ferne herbeiſchaffen muß. So lange der Feind noch keine Brücke hat kann er uns auch nicht ſchaden, und mit einer einfachen Pontonbrücke wird ein ſtarkes Angriffsheer, das einen Fluß wie den Rhein überſchreiten ſoll, ſich niemals begnügen können. Nicht minder wichtig iſt die Ausmittelung der Punkte welche der Landung feindlicher Truppen, der Anlegung von Brücken und der Aufſtellung ſie beſchützender Batterien beſonders günſtig ſind. Wo es ſich um die Vertheidigung eines großen Fluſſes handelt, da fehlt es in der Regel weder an Zeit zu den ſpeciellſten Recognoscirungen, noch an Mitteln zur Vermehrung örtlicher und künſtlicher Hinderniſſe. — Die Hauptſache bleibt jedoch eine zweckmäßige Vertheilung der Truppen, die Herſtellung guter Colonnenwege, ein ſorgfältig eingerichtetes Nachrichtenweſen, wobei man ſich für gewiſſe Fälle ſicht- und hörbarer Signale bedienen muß um die Zeiten abzukürzen. Was die Vertheilung der Truppen betrifft, ſo begnüge man ſich mit einer ſchwachen Beobachtungslinie am Fluſſe, und ſtelle nur da ſtärkere Poſten auf wo es etwas zu beſchützen gibt, oder wo die

Lokalität es höchſt wahrſcheinlich macht daß der Feind einen Uebergang verſuchen werde. Die Hauptmaſſe muß möglichſt zuſammengehalten werden, ob auf einem oder mehrern Punkten, hängt von der Stärke der ganzen Macht und von der Ausdehnung der Vertheidigungslinie ab.

„Endlich muß man ſich mit der Idee vertraut machen, daß der Feind noch nicht viel gewonnen hat wenn er auch mit ſeiner Brücke fertig iſt; die größere Gefahr für ihn beginnt erſt mit dem Uebergange, und ſelbſt nach demſelben iſt dieſe Gefahr nicht ganz vorüber, denn es bleibt immer ein ungünſtiges Verhältniß, mit dem Fluſſe und einer ſchmalen, leicht zerſtörbaren Brücke dicht hinter ſich, einen hartnäckigen Kampf beſtehen zu müſſen, und hartnäckig wird dieſer Kampf ſeyn. Kann man alſo weder den Brückenbau, noch den theilweiſen Uebergang des Feindes verhindern, ſo ſuche man ſeine Brücke zu zerſtören, wozu kleine Brander bereit gehalten werden müſſen, ihn dann am Ufer zu vernichten, oder doch ſolche Verluſte beizubringen, daß er es rathſam findet bei erſter Gelegenheit auf das andere Ufer zurückzukehren.

„Wenn die Geſchichte ſehr wenig Beiſpiele von gelungener Vertheidigung großer Flußſtrecken nachweist, dagegen reich an glücklich durchgeführten Uebergängen, ſelbſt unter ſehr ſchwierigen Verhältniſſen iſt, ſo darf man das noch nicht als eine der Vertheidignng abſolut anklebende Schwäche betrachten. Es verhält ſich damit wie mit Angriff und Vertheidigung im Allgemeinen. Die größere Umſicht, Thätigkeit, Kühnheit und Benutzung der gegebenen Blößen des Einen, werden ihm bei nicht gar zu großem Mißverhältniß der Streitkräfte ſtets den Sieg verſchaffen. Beleuchtet man aber die Anordnungen ſo vieler unglücklicher Flußvertheidiger, ſo iſt nicht zu verkennen daß es den meiſten an Talent gefehlt hat, in dieſem etwas ſchwierigen Verhältniß ſich zurecht zu finden.“ [1]

Achter Sprecher. „Mein hochachtbarer Vorgänger hat zwar behauptet, daß man den vom Feinde gewählten Uebergangspunkt leicht errathen könne, aber nicht die Merkmale genannt welche uns zu dieſer wichtigen Erkenntniß führen; ich erſuche ihn deshalb ſich beſtimmter darüber auszuſprechen.“

[1] Wenn der inzwiſchen verſtorbene General von Decker in ſeiner übrigens ſehr ſchmeichelhaften Recenſion (Militärliteraturzeitung 1842, erſtes Heft) auch das mit Aufmerkſamkeit geleſen hätte, was der neunte Sprecher über die Urſachen der bisher ſo unbefriedigenden Reſultate der Flußvertheidigung ſagt, würde er den kritiſchen Ausfall auf S. 48 und 49 wohl auch unterlaſſen, oder ihm wenigſtens eine andere Faſſung gegeben haben.

(Der Verfaſſer.)

Siebenter Sprecher. „Mit Vergnügen folge ich dieſer Aufforderung, und habe jenen Umſtand überhaupt nur deshalb ſo leicht berührt, weil ich Allgemeinbekanntes zu ſagen befürchtete. — Vor Allem muß ich in Erinnerung bringen, daß von Seiten des Feindes eine beabſichtigte Fortſetzung der Offenſive auch jenſeit des Fluſſes, ſo wie das beharrliche Streben nach Erreichung eines großen Zieles angenommen wurde, unterſtützt von hinreichenden Gewaltmitteln. Dieſe Vorausſetzung wird uns über die Hauptrichtung der feindlichen Offenſivoperationen nach Ueberſchreitung des Fluſſes nicht lange in Zweifel laſſen, da er den Uebergangspunkt jedenfalls in der Nähe der natürlichen Operationslinien oder zum Operationsobjekt führenden Hauptſtraßen wählen wird. Ferner wird der Feind den Uebergang in einer Gegend unternehmen, welche ihm genügende materielle Hilfsmittel darbietet, ihre Anhäufung und Vorbereitung erleichtert, und dieſe Anſtalten unſeren Blicken möglichſt entzieht. Daß die Benutzung von Feſtungen, gewerbreichen Städten und einfallenden Nebenflüſſen dem Uebergehenden bedeutende Vortheile gewähren, iſt eine ſehr bekannte Sache. Die Bedingungen des leichteren Brückenbaues mit denen des weiteren Vorſchreitens combinirt, wird uns alſo Flußſtrecken von geringer Ausdehnung bezeichnen, auf welchen der Feind jedenfalls überzugehen ſucht. Man hat ſonach auf dieſen Strecken nur noch diejenigen Punkte zu erforſchen, welche dem taktiſchen Theile der Uebergangsoperation den meiſten Vorſchub leiſten, was um Vieles leichter zu ermitteln iſt.

„Als beſonders ſehr ins Auge fallende Merkmale treten hervor: Die Breite und Tiefe des Fluſſes, die Schnelligkeit der Strömung, die Beſchaffenheit des Grundes und der Ufer, inſofern der Brückenbau und die Beſchützung deſſelben durch Geſchütz- und Flintenfeuer von der Lokalität begünſtigt werden. Das Vorhandenſeyn großer Inſeln und Flußkrümmungen kommt hierbei auch in Betracht, doch haben dieſe Gegenſtände nicht einerlei Werth. Bewaldete Inſeln erleichtern den Brückenbau ſchon dadurch, daß die Ueberbrückung des nächſten Flußarmes durch das Feuer des Vertheidigers faſt gar nicht geſtört werden kann, vorausgeſetzt daß die Inſel nicht mehr in ſeiner Gewalt iſt, und daß unter dem Schutze derſelben die Brücke über den zweiten Arm, wozu man ſich ausſchließlich der Pontons bedienen wird, entweder ganz oder theilweiſe ſchon vorher zuſammengeſetzt werden kann. Errichtet der Uebergehende auf der Inſel ſtarke und gedeckte Batterien, trägt er zugleich Sorge für die gedeckte

Aufſtellung zahlreicher Scharfſchützen, ſo wird die Herſtellung der zweiten Brücke keine erheblichen Schwierigkeiten haben. — Die Flußkrümmungen ſind dem Uebergehenden nur in dem Falle von wahrem Nutzen, wenn ſie ihm die Möglichkeit verſchaffen, durch ein ſtarkes convergirendes Kugel- und Kartätſchenfeuer den Vertheidiger aus dem eingeſchloſſenen Halbkreiſe zu vertreiben, und dem Angreifer das Feſtſetzen vor der Brücke erleichtern. Nur ſelten wird man aber an Flußkrümmungen das Terrain von ſo günſtiger Beſchaffenheit finden, daß der Vertheidiger auf der Sehne des Bogens ohne örtlichen Schutz wäre, auch müßte das Feuer ganz außerordentlich mörderiſch ſeyn um brave Truppen zum Verlaſſen eines ſo wichtigen Poſtens zu zwingen, und es verſteht ſich wohl von ſelbſt daß ſolche Poſten nur von ſehr erprobten Truppen beſetzt werden dürfen, die bis zur Ankunft der Verſtärkungen keinen Schritt zurückweichen. Es verhält ſich alſo mit den vielgerühmten Vortheilen der Flußkrümmungen für den Uebergehenden wie mit manchen anderen theoretiſchen Behauptungen; auf dem Papiere laſſen ſie eine große Wirkſamkeit vermuthen, auf dem Terrain wird die Erwartung oft ſehr getäuſcht.

„Da aber der Feind in den erſten Momenten des Ueberganges ſich ſogleich feſtſetzen, durch methodiſches Vorſchreiten den nachfolgenden Truppen hinreichenden Raum zum Aufmarſche verſchaffen, überhaupt mehrere Stunden hintereinander ſich eigentlich auf die Vertheidigung des vor der Brücke gewonnenen Terrains beſchränken muß; ſo wird man ſein Augenmerk mithin auf ſolche Terrainſtellungen zu richten haben, deren Beſchaffenheit dem Feinde in dieſer Beziehung günſtig iſt. — Es fehlt alſo nicht an Größen für den ſtrategiſch-taktiſchen Kalkül des Vertheidigers, doch darf er keine derſelben überſchätzen, weil hier wie überall im Gebiete der Gefahren die moraliſchen Potenzen den Ausſchlag geben dürften. Sehr treffend ſagt General Rogniat in ſeinen Considérations etc. hierüber: »C'est une de ces questions dépendantes en entier du génie des généraux et des idées du moment, non susceptibles d'être résolue généralement, et qui exigent pour sa solution ce tact fin et de circonstance bien au dessus de tous les calculs des méthodistes compassés.«

Neunter Sprecher. „Es iſt bereits ſehr viel Gehaltvolles über die Flußvertheidigung geſagt worden, der Gegenſtand aber noch nicht erſchöpft. Zwar trage ich Bedenken Theil an der Diskuſſion zu nehmen,

weil General von Clauſewitz welcher über dieſe Operationen die gehaltvollſten Anſichten verbreitet hat, ſich muthmaßlich in unſerer Mitte befindet. Da er aber das Wort nicht begehren zu wollen ſcheint, erlaube ich mir die Verſammlung mit ſeinem Ideengange vertraut zu machen.

„In Rückſicht auf die Form unterſcheidet derſelbe drei Hauptarten der Vertheidigung: 1) eine unmittelbare durch Verhinderung des Ueberganges; 2) eine mehr mittelbare, wobei der Fluß und ſein Thal nur als Mittel zur beſſeren Schlachtcombination benutzt werden; 3) eine ganz mittelbare durch die Behauptung einer ſtarken Stellung auf der feindlichen Seite des Fluſſes. — Von der erſten Vertheidigungsart kann wie geſagt nur bei großen Flüſſen die Rede ſeyn, das iſt aber gerade unſer Fall. Die Combination von Raum, Zeit und Kraft, welche als die Elemente dieſer Vertheidigungstheorie angeſehen werden müſſen, machen den Gegenſtand ziemlich verwickelt, ſo daß es nicht ganz leicht iſt für die Unterſuchung einen feſten Standpunkt zu gewinnen.

„Die Zeit, welche zur Schlagung einer Brücke erforderlich iſt, beſtimmt die Entfernung, in welcher die Corps, die den Fluß vertheidigen ſollen, von einander aufgeſtellt werden dürfen. Mit dieſen Entfernungen in die ganze Länge der Vertheidigungslinie dividirt gibt die Zahl der Corps; mit dieſer in die Maſſe der Truppen dividirt, die Stärke derſelben. Vergleicht man nun dieſe Stärke der einzelnen Corps mit den Truppen, die der Feind während des Baues der Brücke durch anderweitige Mittel übergeſetzt haben kann, ſo wird ſich beurtheilen laſſen ob an einen glücklichen Widerſtand überhaupt zu denken iſt. Nur dann darf man annehmen daß der Uebergang nicht erzwungen werden kann, wenn es dem Vertheidiger möglich iſt mit einer beträchtlichen Ueberlegenheit — alſo etwa mit dem Doppelten — die übergeſetzten Truppen anzugreifen bevor die Brücke vollendet iſt.

„Braucht nun der Feind — um die Sache durch ein Beiſpiel klar zu machen — zur Errichtung ſeiner Brücke 24 Stunden, kann er in dieſer Zeit mit anderen Mitteln nicht mehr als 20,000 Mann überſetzen, und kann der Vertheidiger in etwa 12 Stunden mit 20,000 Mann auf jedem beliebigen Punkte erſcheinen, dann iſt der Uebergang nicht zu erzwingen, denn man wird ankommen wenn er etwa die Hälfte jener Truppen übergeſetzt hat. Da man nun in 12 Stunden, die Zeit der Benachrichtigung mit eingerechnet, 4 Meilen marſchiren kann, ſo würden

alle 8 Meilen 20,000 Mann erforderlich ſeyn, und 60,000 Mann zur Vertheidigung einer Flußſtrecke von etwa 30 Meilen, alſo von Baſel bis Raſtatt, oder von Straßburg bis Mainz, oder auch von Koblenz bis Weſel.

„Hier ſind alſo drei Umſtände entſcheidend: 1) die Breite und Beſchaffenheit des Stromes; 2) die Mittel zum Uebergange, denn Beides entſcheidet ſowohl über die Dauer des Brückenbaues, als über die Zahl der Truppen die während des Brückenbaues übergeſetzt werden können; 3) die Stärke des Vertheidigers. Die Stärke des übergehenden Heeres kommt hierbei noch nicht in Betrachtung; denn wir haben dadurch einen Geſichtspunkt gewonnen, wo die Verhältniſſe beider Parteien deutlich hervortreten, wo die Möglichkeit des Ueberganges ganz aufhört, und keine Uebermacht im Stande ſeyn würde ihn zu erzwingen, vorausgeſetzt daß die Truppen des Vertheidigers und ihre Anführer nicht unter aller Kritik ſchlecht ſind, in welchem Falle jede vernünftige Betrachtung unmöglich wäre. — Allerdings iſt dabei noch nicht auf Demonſtrationen des Uebergehenden Rückſicht genommen, doch darf man denſelben auch keinen ſehr hohen Werth beilegen, weil alles Demonſtriren ohne Brücke nur eine Spiegelfechterei ſeyn würde, durch die ſich ein damit vertrauter Offizier nicht leicht irre machen läßt. Brücken zum Demonſtriren zu ſchlagen wird der Feind aber kaum verſuchen, da er glücklich zu ſchätzen iſt wenn es ihm auf dem wirklichen Uebergangspunkte nicht an Kähnen und anderem Material fehlt.

„Aber wir müſſen die näheren Umſtände und die erforderlichen Maßregeln einer ſolchen Flußvertheidigung noch genauer bezeichnen, um nicht unrichtige Folgerungen zu veranlaſſen.

„Vor Allem iſt zu bemerken, daß die durch die eben mitgetheilte Theorie beſtimmten Corps nahe am Ufer und in ſich vereint aufgeſtellt werden müſſen. Das iſt deshalb nothwendig, weil jede Stellung weiter rückwärts die Wege nach dem Uebergangspunkte nur verlängern würde; auch ſchützt der Strom dieſe Corps gegen jede bedeutende Waffenwirkung des Feindes. Außerdem ſind die Straßen an großen Flüſſen in der Regel fahrbarer, als Transverſalwege von hinten nach einem beliebigen Punkte. Endlich iſt der Strom durch die Nähe des Corps beſſer beobachtet als durch eine bloße Poſtenkette; die Gegenwart vieler hoher Befehlshaber erleichtert die genauere Unterſuchung verdächtiger Wahrnehmungen,

vermindert die Mißverſtändniſſe, bringt mehr Kraft und Einſicht in alle untergeordnete Maßregeln. — Ferner iſt es unbedingt nothwendig, daß dieſe Corps in ſich vereinigt ſind. Wer aus Erfahrung weiß was das Vereinigen ſagen will in Bezug auf Zeitverluſt, der wird begreifen daß gerade in dieſem vereinigten Aufſtellen der Streitkräfte die größte Wirkſamkeit der Vertheidigung liegt.

„Außer dieſen Grundſätzen der allgemeinen Aufſtellung kommen noch in Betracht: 1) die Berückſichtigung der beſonderen Eigenthümlichkeiten des Stromes; 2) die Wegſchaffung der Uebergangsmittel; 3) der Einfluß, welchen die an ihm gelegenen Feſtungen haben.

„Der Strom, als eine Vertheidigungslinie betrachtet, muß natürlich rechts und links Anlehnungspunkte haben, oder es müſſen irgendwelche Verhältniſſe den Uebergang des Feindes über die Endpunkte der Vertheidigungslinie hinaus unzuläſſig machen. Da aber dergleichen Anlehnungspunkte oder Verhältniſſe nur auf langen Linien vorkommen, ſo ſieht man ſchon daraus, daß die Flußvertheidigungen ſich immer auf ſehr beträchtliche Strecken ausdehnen werden, und die Möglichkeit einer Centraliſirung aller Streitkräfte auf einem weiter rückwärts gelegenen Punkte verſchwindet damit aus der Reihe der wirklichen Fälle an die wir uns halten müſſen.

„Was nun den Strom innerhalb ſeiner Endpunkte betrifft, ſo verſteht ſich von ſelbſt daß nicht alle Punkte in gleichem Maße zum Uebergange geeignet ſind. Es kann dieſer Gegenſtand im Allgemeinen zwar etwas näher beſtimmt, aber nicht eigentlich feſtgeſtellt werden, denn die allerkleinſte Lokaleigenthümlichkeit entſcheidet oft viel mehr als Alles was ſich in Büchern groß und wichtig ausnimmt. Zur näheren Beſtimmung könnte man ſagen, daß die zum Ufer führenden Straßen, die einfallenden Nebenflüſſe, die daran liegenden großen Städte, vorzüglich aber die Inſeln im Fluſſe diejenigen Gegenſtände ſind, welche den Uebergang am meiſten begünſtigen; daß dagegen eine kleine Ueberhöhung der Ufer, die gebogene Geſtalt des Laufes an der Uebergangsſtelle, welche in Büchern die Hauptrolle zu ſpielen pflegen, am ſeltenſten von Einfluß geweſen ſind.

„Welches nun aber auch die Umſtände ſeyn mögen, die den einzelnen Punkten des Stromes mehr Brauchbarkeit zum Uebergange geben, ſo werden ſie doch das allgemeine geometriſche Geſetz, d. h. die Vertheilung der Truppen im Raume, etwas modificiren; allein ſich von demſelben zu weit zu entfernen, zu ſehr auf die Schwierigkeit mancher Punkte ſich

zu verlaſſen, würde auch nicht rathſam ſeyn. Der Feind wählt dann gerade die von der Natur am wenigſten begünſtigten Orte, wenn er ſicher iſt dort am wenigſten auf unſeren Widerſtand zu treffen. In jedem Falle aber iſt die möglichſt ſtarke Beſetzung der Inſeln eine empfehlungswerthe Maßregel, weil ihr ernſtlicher Angriff den Uebergangsort auf die ſicherſte Weiſe zu erkennen gibt.

„Der zweite Punkt, den wir ins Auge faſſen müſſen, iſt die Wegſchaffung der Uebergangsmittel. Die Sache iſt ſchon auf dem Strome ſelbſt nicht leicht, aber ſchwieriger und faſt unmöglich bei den auf der feindlichen Seite einfallenden Nebenflüſſen, weil dieſe gewöhnlich ſchon in den Händen des Feindes ſind. Daher iſt es wichtig die Mündungen dieſer Gewäſſer durch ſtarke, mit Geſchütz verſehene Werke zu ſchließen, wenn ſie nicht bereits durch unſere Feſtungen geſperrt werden. — Da bei großen Flüſſen die Uebergangsmittel welche der Feind mitbringt ſelten zureichen, ſo kommt Vieles auf die Mittel an die er am Strome ſelbſt, an den Nebenflüſſen und in den großen auf ſeiner Seite liegenden Städten findet, endlich auf die nahen Wälder, die er zum Schiff- und Floßbau benutzen kann. Es gibt Fälle, wo ihm alle dieſe Umſtände ſo ſehr entgegen ſind, daß das Ueberſchreiten des Fluſſes dadurch faſt unmöglich wird.

„Feſtungen auf der feindlichen Seite ſind gegen den Uebergang in der Nähe ein deckender Schild, der vielfach benutzt werden kann, ſobald der Vertheidiger ſtark genug iſt ein beträchtliches Corps dort aufzuſtellen. Aber man hüte ſich ſeine Streitkräfte ohne ſehr triftige Gründe zu zerſplittern, und benutze lieber den Schutz dieſer Feſtungen ſich anderwärts zu verſtärken. Hierüber vermag die Individualität des Gegners allein zu entſcheiden.

„Kommen tiefe und ſteile Thäler oder ſumpfige Ufer hinzu, ſo wird die Schwierigkeit des Ueberganges und die Wirkſamkeit der unmittelbaren Vertheidigung zwar vermehrt, aber die Waſſermaſſe kann dadurch nicht erſetzt werden, denn jene Dinge bilden keine abſolute Unterbrechung des Bodens, und dieſe iſt eine nothwendige Bedingung der unmittelbaren Vertheidigung. — Ich glaube alſo, daß eine ſolche Vertheidigung bei großen Truppenmaſſen und unter den angedeuteten Bedingungen gute Reſultate geben kann.

„Aber ſo iſt es nicht für kleinere Truppenmaſſen. Während 60,000 Mann, auf einer Stromlinie von 20 bis 24 Meilen

zweckmäßig vertheilt, im Stande ſind einem Heere von 100,000 Mann und darüber den Uebergang zu verwehren, würden 10,000 Mann auf derſelben Strecke nicht im Stande ſeyn ihn einem Corps von nur gleicher Stärke zu verbieten, ja nicht einem halb ſo ſtarken, wenn dieſes ſich in die Gefahr begeben wollte ſich mit einem ſo überlegenen Feinde auf *demſelben* Ufer zu befinden. Die Sache iſt klar, weil die Uebergangsmittel unverändert bleiben, die Dauer des Ueberganges aber, mithin die gefährlichſte Kriſis, bei ſchwachen Truppencorps bedeutend verkürzt wird.

„Die *zweite* Vertheidigungsart beſteht in einer weiter rückwärts in ſolcher Entfernung genommenen Aufſtellung, daß man die Möglichkeit hat das feindliche Heer beim Uebergange entweder getheilt zu finden, wenn es auf *mehreren* Punkten zugleich übergeht, oder nahe am Fluſſe und auf eine Brücke und Straße beſchränkt, wenn es auf *einem* Punkte übergegangen iſt. Sie eignet ſich vorzüglich für *kleinere* Flüſſe und bei tief eingeſchnittenen Thälern. Mit dem Rücken dicht an einen tiefen Fluß oder Thaleinſchnitt geklemmt, und auf einen einzigen ſchmalen Rückzugsweg beſchränkt zu ſeyn, iſt eine höchſt nachtheilige Lage für die Schlacht, und in der Benutzung dieſes Umſtandes beſteht das Weſentliche einer ſolchen Vertheidigungsart.

„Sie kann unter Umſtänden aber auch bei *großen* Flüſſen zur Anwendung kommen, wenn nämlich das zwiſchen der Centralſtellung und dem Fluſſe liegende Terrain leicht zu überwachen iſt, und der Vertheidiger in der zu erwartenden Entſcheidungsſchlacht mit einiger Sicherheit auf glücklichen Erfolg rechnen darf. Handelte es ſich z. B. darum die untere Donau von Orſowa bis zur Sulinamündung zu vertheidigen, ſo würde der ruſſiſche Feldherr nicht viel wagen, wenn er die Donau nur durch leichte Truppen beobachten laſſen, und 10 — 15 Meilen rückwärts eine concentrirte Aufſtellung nehmen wollte. Er würde die Türken immer noch vor ihrer Vereinigung mit Uebermacht angreifen können, und ſtände ihm ſelbſt eine geringere Streiterzahl zu Gebote, ſo würde er den Türken durch die beſſer geordnete Leitung und Zuſammenwirkung der verſchiedenen Waffen doch immer noch überlegen ſeyn. Wer überhaupt in der Schlachtenführung geſchickter iſt, braucht die Entſcheidung nicht am Flußufer zu ſuchen. Man hat aber in dieſem Falle zu unterſcheiden, ob der ruſſiſche Feldherr nur die Donaufürſtenthümer vertheidigen, oder den Krieg ſpäter ſelbſt auf das rechte Donauufer hinüber ſpielen ſoll. Im letztern Falle würde eine

Entſcheidungsſchlacht hinter Bukareſt nur dann von großen Folgen ſeyn, wenn das türkiſche Hauptheer darin vollſtändig vernichtet werden könnte.

„Die Aufſtellung eines Heeres in großen Corps dicht am Fluſſe, die ich bei der unmittelbaren Vertheidigung für die beſte angegeben habe, ſetzt voraus daß es dem Feinde unmöglich iſt den Fluß unvermuthet in großen Maſſen zu überſchreiten, weil ſonſt die Gefahr getrennt und einzeln geſchlagen zu werden bei jener Aufſtellungsart ſehr groß ſeyn würde. Sind alſo die Umſtände welche die Flußvertheidigung begünſtigen nicht vortheilhaft genug, ſtehen dem Feinde zahlreiche Mittel des Ueberſchiffens zu Gebote, hat der Fluß zu viele Inſeln oder gar Furten, iſt er nicht breit genug, oder ſind wir zu ſchwach, ſo kann von jener Methode nicht mehr die Rede ſeyn. Die Truppen müſſen dann zu ihrer ſichern Verbindung unter einander vom Fluſſe zurückgezogen werden, und Alles was nun übrig bleibt iſt eine ſoviel als möglich beſchleunigte Vereinigung auf demjenigen Punkte, wo der Feind den Uebergang macht, um ihn hier anzugreifen ehe er noch ſo viel Feld gewonnen, daß ihm mehrere Uebergänge zu Gebote ſtehen. Hier wird alſo der Fluß oder das Thal durch eine Vorpoſtenlinie beobachtet und nur ſchwach vertheidigt, während das Heer in mehreren Corps auf ſchicklichen Punkten in der Entfernung von einer, höchſtens zwei Meilen vom Fluſſe aufgeſtellt wird.

„Der Hauptumſtand iſt hier der Durchzug durch die Straßenenge, welche der Fluß und ſein Thal bilden. Hier kommt es alſo nicht blos auf die Waſſermaſſe an, ſondern auf das Ganze der Straßenenge, und in der Regel leiſtet ein tiefes Felſenthal viel mehr als eine beträchtliche Flußbreite. Die Schwierigkeit, welche der Durchzug einer bedeutenden Truppenmaſſe durch eine beträchtliche Straßenenge hat, iſt in der Wirklichkeit viel größer als aus der bloßen Ueberlegung ſich zu ergeben ſcheint. Die erforderliche Zeit iſt ſehr bedeutend, die Gefahr, daß der Feind auch während des Durchzuges ſich zum Meiſter der umgebenden Höhen machen könnte, ſehr beunruhigend. Rücken die vorderſten Truppen zu weit vor, ſo treffen ſie früher auf den Feind und ſind in Gefahr von einer überlegenen Macht erdrückt zu werden; bleiben ſie in der Nähe des Uebergangspunktes, ſo ſchlägt man ſich in der ſchlimmſten Lage. Der Uebergang über einen ſolchen Bodeneinſchnitt, um jenſeits deſſelben ſich mit dem feindlichen Heere zu meſſen, iſt daher ein kühnes Unternehmen, oder ſetzt eine große Ueberlegenheit und Sicherheit in der Führung voraus.

„Freilich darf ſich eine ſolche Vertheidigungslinie nicht zu einer ähnlichen Länge ausdehnen, wie bei der unmittelbaren Vertheidigung eines großen Stromes; denn man will mit dem Ganzen vereinigt ſchlagen, und die Uebergänge, wenn ſie auch noch ſo ſchwierig ſind, können doch nicht mit denen eines großen Stromes verglichen werden, da ſie für die übergehende Infanterie viel geringere Hinderniſſe haben. Das Umgehen liegt alſo dem Feinde viel näher. Allein dieſes Umgehen verſchiebt ihn aus ſeiner natürlichen Richtung, und die nachtheilige Wirkung der beengten Rückzugslinien verliert ſich nicht mit einem Male, ſondern erſt nach und nach, ſo daß der Vertheidiger auch dann immer noch einige Vortheile über den Vorgehenden hat, wenn dieſer auch nicht gerade im Augenblicke der Kriſis von ihm erreicht worden iſt, ſondern durch das Umgehen etwas mehr Spielraum gewonnen hat. — Daß man unter ſolchen Bedingungen ſich nicht weit ausdehnen dürfe, daß man in jedem Falle ſeine Kräfte am Abend deſſelben Tages geſammelt haben müſſe, wo der Feind übergeht, iſt genug geſagt und kann die Stelle aller weiteren Combinationen von Zeit, Kraft und Raum vertreten, die hier von ſo vielen Oertlichkeiten abhängig ſind. In Bezug auf andere Verhältniſſe muß aber noch bemerkt werden, daß der Angreifer aus Demonſtrationen und Scheinangriffen hier größeren Nutzen ziehen kann, beſonders wenn das Flußthal vielfach gekrümmt, der Thalrand mit Wald bedeckt iſt, daß alſo bei großer Ueberlegenheit des Feindes das Reſultat der Vertheidigung ein viel geringeres ſeyn wird.

„Endlich darf nicht überſehen werden, daß dieſe beiden Vertheidigungsarten ohne gnügende Vorbereitungen; ohne genaue Kenntniß des Terrains und ohne Wegſchaffung der Uebergangsmittel, allerdings Das nicht leiſten können was hier angedeutet wurde. Ueberhaupt wird, ſo wie Alles im Kriege was man nicht mit klarem Bewußtſeyn mit ganzem und feſtem Willen thut, auch eine Flußvertheidigung ſchlechten Erfolg haben die man nur deshalb wählt, weil man nicht den Muth hat dem Feinde in offener Feldſchlacht entgegenzutreten, und ſich mit der Hoffnung ſchmeichelt daß der breite tiefe Fluß oder das eingeſchnittene Thal ihn aufhalten werde. Es iſt dann zu der eigenen Lage ſo wenig wahres Vertrauen, daß der Feldherr und das ganze Heer gewöhnlich voll der beſorglichſten Ahnungen ſind, die dann auch ſchnell genug in Erfüllung zu gehen pflegen. Moraliſche Einwirkungen dieſer Art ſind oft ganz allein die Urſachen der Erfolge im Kriege, weil alles Andere aus dieſer Quelle entſpringt.

„Die dritte Vertheidigungsart, durch eine auf der feindlichen Seite genommene feste Stellung, gründet ihre Wirksamkeit auf die Gefahr welche dem Feinde daraus entspringt, daß ein Fluß seine Verbindungslinien durchschneiden ihn also auf einen oder einige Brückenübergänge beschränken würde. Daraus ergibt sich von selbst, daß hier nur von bedeutenden Flüssen und Wassermassen die Rede seyn kann, da diese allein jenen Fall bedingen, während ein blos tief eingeschnittenes Flußthal gewöhnlich eine solche Zahl von Uebergängen hat, daß jene Beziehung ganz wegfällt. Sehr fest und fast unangreifbar muß aber die genommene Stellung seyn, sonst würden wir ja dem Feinde auf halbem Wege entgegenkommen und unsere Vortheile aufgeben. Ist sie aber von solcher Stärke daß der Feind sich nicht zu einem Angriffe entschließen wird, so wird er unter gewissen Umständen dadurch selbst auf das Ufer gebannt auf dem wir uns befinden. Ginge er über, so würde er seine Verbindungen preisgeben, aber freilich zugleich die unserigen bedrohen. Hier wie bei allen Fällen, wo man an einander vorbeigeht, kommt es darauf an wessen Verbindungen der Zahl, der Lage und den übrigen Umständen nach mehr gesichert sind; ferner, wer durch ihre Bedrohung die größere Gefahr läuft, und also von dem Gegner leicht überboten werden kann; endlich, wer in seinem Heere mehr Siegeskraft bewahrt um sich im äußersten Falle darauf zu stützen. Der Fluß thut hierbei Nichts als daß er die gegenseitigen Gefahren einer solchen Bewegung potenzirt, weil man auf Brücken eingeschränkt ist, was zu Zeiten in denen ein schnelles Wachsen der Wassermasse zu befürchten steht die Gefahren natürlich vermehren muß. Insofern man nun annehmen kann daß nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge die Uebergänge des Vertheidigers, so wie seine Depots aller Art, durch Festungen mehr gesichert seyn werden als die des Angreifenden, so ist eine solche Vertheidigung allerdings denkbar und würde dann in den Fällen, wo die übrigen Umstände einer unmittelbaren Flußvertheidigung nicht günstig genug sind, diese ersetzen.

„Indeß muß man gestehen daß diese Vertheidigungsart, ohne entscheidenden Schlag, nur geeignet ist einen nicht sehr kräftigen Impuls aufzuhalten. Gegen einen vorsichtigen unentschlossenen Feldherrn, den Nichts heftig vorwärts drängt, wird sie selbst bei großer Ueberlegenheit seiner materiellen Kräfte anwendbar seyn; eben so wenn bereits ein gleichgewichtiges Schweben der Kräfte vorher eingetreten ist und man einander

nur kleine Vortheile abzugewinnen ſucht. Hat man es aber mit einem verwegenen und hinreichend ſtarken Gegner zu thun, ſo iſt das ein gefährlicher Weg der leicht ins Verderben führen kann. Weit entfernt alſo dieſer Vertheidigungsart eine große Wirkſamkeit zuzuſchreiben, möchte ich ſie vielmehr für die ſchwächere halten."

Zehnter Sprecher. „Wir ſind hier mit einer neuen Flußvertheidigungstheorie bereichert worden die ſich ebenfalls ſehr wiſſenſchaftlich ausnimmt, der Bürgſchaften aber nicht viel mehr enthält als die bereits bekannten; ich meine die vom vorigen Sprecher beſchriebene erſte Vertheidigungsart. Oberflächlich betrachtet hat ſie ſo viel Verführeriſches, daß man ſich augenblicklich und unbedingt dafür entſcheiden möchte. Genauer beleuchtet ſtützt ſich aber das ganze Raiſonnement auf einen Umſtand, der immer eine unbekannte, ſchwer zu ermittelnde Größe bleiben wird, nämlich die Zahl der Truppen welche während des Brückenbaues durch andere Mittel übergeſetzt werden kann, ſo wie die zur Herſtellung der Brücke erforderliche Zeit. Das iſt bei dieſer Theorie das entſcheidende Moment. Braucht der Feind zur völligen Ueberbrückung des Fluſſes nur 12 ſtatt 24 Stunden, ſo wird er in kürzerer Zeit auch viel ſtärker am anderen Ufer auftreten können, und die angeordnete Vertheilung der Kräfte des Vertheidigers ſich unzureichend erweiſen. Nun iſt aber die Beſchaffenheit des Fluſſes auf einer ſo langen Strecke ſo überaus verſchieden, daß auch die Zeit des Brückenbaues eine ſehr verſchiedene ſeyn wird, und es dürfte wohl anzunehmen ſeyn daß der Feind, bei vorauszuſetzenden ſorgſamen Vorbereitungen, ſpäteſtens in zwölf Stunden damit zu Stande kommt, an inſelreichen Stellen wo man ſich der Pontons ausſchließlich bedienen kann ſogar noch früher. Die Zahl der inzwiſchen übergeſetzten Truppen läßt ſich noch viel weniger ermitteln, weil man außer Stande iſt mit einiger Gewißheit zu erfahren, wieviel Fahrzeuge der Feind dazu verwenden kann, da ſeine Thätigkeit in dieſer Beziehung ſchwer zu controliren iſt. Nun könnte man zwar die Stärken und Entfernungen der Vertheidigungscorps ebenfalls auf die Hälfte herabſetzen, dadurch entſteht aber ein nicht geringer Nachtheil, denn die Vereinigung größerer Corps wird ungleich ſchwieriger, man iſt häufiger den Mißverſtändniſſen ausgeſetzt, und läuft Gefahr en détail geſchlagen zu werden."

Elfter Sprecher. „Ich kann dem geehrten Sprecher vor mir nur beiſtimmen, und muß bedauern daß der Urheber jener Vertheidigungstheorie

ſo hypothetiſch zu Werke gegangen iſt; denn wer ſeine Vertheidigungsanſtalten darnach treffen wollte, würde im buchſtäblichen Sinne des Wortes die Rechnung ohne den Wirth machen. Aus dieſem Grunde gebe ich einer Aufſtellung auf dem feindlichen Ufer den Vorzug, und bin der Meinung daß der Feind, ſelbſt nach Ueberſchreitung des Rheines bei Straßburg oder Breiſach, niemals wagen wird in Schwaben vorzudringen ſo lange das Vertheidigungsheer in Rheinbaiern ſteht. Dieſe Flankenſtellung iſt viel zu imponirend und mächtig genug ihn im Schach zu halten."

Neunter Sprecher. „Bevor ich mich auf eine Widerlegung des ſo eben Geſagten einlaſſe, muß ich der hochachtbaren Verſammlung zu bedenken geben daß im Kriege alle Wirkungen, gleichviel von welcher Art, auf Vorausſetzungen beruhen; ſelbſt die Wirkung des Feuers einer Batterie, die ein nicht ſehr fernes und hinreichend großes Ziel unter den günſtigſten Umſtänden beſchießt, läßt ſich mit Genauigkeit nicht beſtimmen, was uns die Erfahrung zur Genüge bewieſen hat. Bald weicht ein beſchoſſenes Bataillon zurück nachdem es nur ein Dutzend Menſchen verloren hat, während ein anderes ſelbſt nach Verluſt des vierten Theiles ſeiner Mannſchaft noch ſtandhaft ausharrt, obſchon beide Bataillone gleich ſtarke Motive haben können in ihrer Stellung auszuhalten. Je zuſammengeſetzter nun eine Handlung iſt, deſto unſicherer muß natürlich auch die Wirkung ſeyn welche durch ſie hervorgebracht werden ſoll, das begreift ſich ohne vielen Aufwand an Worten. Hieraus aber folgern zu wollen daß dergleichen Beſtimmungen, wie die von mir angedeuteten Vertheidigungsmaßregeln, ohne praktiſchen Nutzen ſind, angeblich weil ſie auf Hypotheſen beruhen, wäre doch ſehr kühn!

„Alle ſtrategiſche Kalküls müſſen nothwendig auf vielerlei Vorausſetzungen beruhen, weil es im Kriege nichts Poſitives gibt. Daß dieſe Vorausſetzungen ſich auf die Natur der Verhältniſſe und der wahrgenommenen Erſcheinungen ſtützen, iſt Alles was man verlangen kann; daß ſie aber wirklich eintreffen, iſt Sache des Kriegsglücks und kann nur gewünſcht nicht gefordert werden. — Uebrigens bedarf es hier vielleicht nur einer Verſtändigung. Wenn ich angenommen habe, daß der Gegner 24 Stunden brauche um eine ſolide Brücke über den Rhein herzuſtellen, ſo verſtehe ich darunter nicht blos den einfachen Brückenbau, ſondern auch alle die Anſtalten die demſelben unmittelbar vorangehen

müſſen, und uns bei einem guten Kundſchafts- und Nachrichtenweſen nicht lange verborgen bleiben können. Die Zahl und das Tragvermögen der dem Feinde möglicher Weiſe zu Gebote ſtehenden Kähne und Flöße kann für uns eben ſo wenig eine ganz unbekannte Größe ſeyn, wir müßten denn ſehr ſchlechte Kundſchafter haben. Was aber das Ueberſetzen der Truppen betrifft, ſo wird das in der Wirklichkeit immer viel langſamer gehen als man ſich einbildet. — Hat man ſich nun, wie wir zur Bedingung machten, genügende Terrain- und Lokalkenntniſſe auf denjenigen Flußſtrecken verſchafft, wo der Feind nach allen ſtrategiſchen und taktiſchen Wahrſcheinlichkeiten den Uebergang verſuchen wird, ſo läßt ſich auch annehmen daß die zur Vertheidigung beſtimmten Corps dem eigentlichen Uebergangspunkte viel näher ſtehen, als dies bei Feſtſtellung des geometriſchen Theiles der Theorie vorausgeſetzt wurde. Fehler in der Zeitberechnung ſind niemals ganz zu vermeiden, wohl aber ſind die nachtheiligen Folgen zu vermindern.

„Auf einen Umſtand muß ich aber noch beſonders aufmerkſam machen. Geſetzt auch der Feind überſchreite den Fluß einige Stunden früher als wir vermuthet, ſo wird er hier anfangs doch nur wenig Geſchütz haben, auch an Cavallerie ſehr ſchwach ſeyn. Wir hingegen kommen ſogleich mit einem Corps an, das ſtärker an dieſen beiden Waffen iſt, folglich manchen Vortheil auf ſeiner Seite hat den man geltend zu machen wiſſen wird. Ein Corps von 20,000 Mann aller Waffen hat aber ſchon ſo viel Widerſtandskraft, daß bei guter Führung mehrere Stunden erforderlich ſind es zu überwältigen. Der Vertheidiger kann in ſolchen Fällen mit der größten Kühnheit zu Werke gehen, denn ſein Rückzug iſt nicht gefährdet. Der Uebergegangene befindet ſich in einer ganz anderen Lage, er iſt zwar auch auf Kühnheit angewieſen, wird aber doch immer beſorgten Geiſtes rückwärts blicken müſſen, denn alle die Maſſen welche noch am andern Ufer ſtehen können ihm nichts nützen.

„Es iſt zuletzt auch noch von der Flankenwirkung des Vertheidigungsheeres geſprochen worden, wenn daſſelbe ſich in Rheinbaiern aufſtellte, und es wurde behauptet daß Süddeutſchland hierdurch gegen jeden Angriff geſchützt ſey. Auf wie vielerlei Vorausſetzungen ſtützt ſich denn dieſe Annahme? Hat wohl der geehrte Sprecher ſich die Mühe gegeben zu ergründen, wieviel Tage erforderlich ſeyn würden um aus der Gegend von Landau oder Germersheim bis Breiſach vorzudringen, und den ganzen

— gewiß sehr erheblichen — Widerstand zu brechen auf welchen man bei dieser Flankenoperation unfehlbar stoßen würde? Müßte man nicht ein starkes Blokade- oder wenigstens Beobachtungscorps vor Straßburg, selbst vor Breisach zurücklassen, wenn der Feind seine Brücken z. B. noch weiter aufwärts geschlagen hätte? Wie weit kann derselbe inzwischen auf dem rechten Rheinufer vorgedrungen seyn, welchen unermeßlichen Schaden kann er uns dort zugefügt haben? Und wie steht es mit dem Rückzuge des im Elsaß vorgedrungenen Vertheidigungsheeres, wenn der Feldherr endlich zu der Ueberzeugung kommt daß er einen ganz unnützen militärischen Spaziergang gemacht habe? — Diese und noch viele andere Fragen könnte ich den Anhängern dieser Vertheidigungsart zur Beantwortung vorlegen, wenn sie noch länger auf ihrer Meinung beharren sollten, vielleicht dürfte sie aber schon die hohe Wahrscheinlichkeit davon abbringen daß die Franzosen, wenn sie wirklich in Deutschland vordringen wollen, gegen Rheinbaiern ein Heer verwenden werden, das stark genug ist das unserige dort so lange zu beschäftigen, bis das zur Offensive in Süddeutschland bestimmte Heer seinen Uebergang beendigt hat, der gegenwärtig durch das Birago'sche Ueberbrückungssystem auf der dortigen inselreichen Flußstrecke sehr beschleunigt werden dürfte."

Zwölfter Sprecher. „Man darf sich über die Schwierigkeit solcher Flußoperationen nicht täuschen, sie gehören zu den gewagtesten Unternehmungen, und der Vertheidiger einer großen Flußstrecke ist nicht viel besser daran als sein Gegner. Thätigkeit, Kühnheit und Glück werden in den meisten Fällen den Erfolg bestimmen. Es wird also viel darauf ankommen wer zu der gewählten Verfahrungsart das stärkste Vertrauen hat.

„Aber ein Umstand ist bisher ganz unerwähnt geblieben und muß schließlich noch zur Sprache gebracht werden, denn er scheint mir sehr wichtig zu seyn. Es wurde von vielen Sprechern bezweifelt, daß der unmittelbare Vertheidiger eines Flusses zur rechten Zeit und in hinreichender Stärke auf dem Uebergangspunkte ankommen werde, und auch ich hege diesen Zweifel in mancher Beziehung. Bei dem ganzen Raisonnement darüber hat aber Niemand daran gedacht, daß es Mittel gibt die Bewegung der Truppen künstlich zu beschleunigen. Ich spreche nicht von gewöhnlichen mit Pferden bespannten Wagen; dieses Mittel reicht hier nicht aus. Aber unsere Zeit ist so erfinderisch daß man der Hoffnung

müſſen, und uns bei einem guten Kundſchafts- und Nachrichtenweſen nicht lange verborgen bleiben können. Die Zahl und das Tragvermögen der dem Feinde möglicher Weiſe zu Gebote ſtehenden Kähne und Flöße kann für uns eben ſo wenig eine ganz unbekannte Größe ſeyn, wir müßten denn ſehr ſchlechte Kundſchafter haben. Was aber das Ueberſetzen der Truppen betrifft, ſo wird das in der Wirklichkeit immer viel langſamer gehen als man ſich einbildet. — Hat man ſich nun, wie wir zur Bedingung machten, genügende Terrain- und Lokalkenntniſſe auf denjenigen Flußſtrecken verſchafft, wo der Feind nach allen ſtrategiſchen und taktiſchen Wahrſcheinlichkeiten den Uebergang verſuchen wird, ſo läßt ſich auch annehmen daß die zur Vertheidigung beſtimmten Corps dem eigentlichen Uebergangspunkte viel näher ſtehen, als dies bei Feſtſtellung des geometriſchen Theiles der Theorie vorausgeſetzt wurde. Fehler in der Zeitberechnung ſind niemals ganz zu vermeiden, wohl aber ſind die nachtheiligen Folgen zu vermindern.

„Auf einen Umſtand muß ich aber noch beſonders aufmerkſam machen. Geſetzt auch der Feind überſchreite den Fluß einige Stunden früher als wir vermuthet, ſo wird er hier anfangs doch nur wenig Geſchütz haben, auch an Cavallerie ſehr ſchwach ſeyn. Wir hingegen kommen ſogleich mit einem Corps an, das ſtärker an dieſen beiden Waffen iſt, folglich manchen Vortheil auf ſeiner Seite hat den man geltend zu machen wiſſen wird. Ein Corps von 20,000 Mann aller Waffen hat aber ſchon ſo viel Widerſtandskraft, daß bei guter Führung mehrere Stunden erforderlich ſind es zu überwältigen. Der Vertheidiger kann in ſolchen Fällen mit der größten Kühnheit zu Werke gehen, denn ſein Rückzug iſt nicht gefährdet. Der Uebergegangene befindet ſich in einer ganz anderen Lage, er iſt zwar auch auf Kühnheit angewieſen, wird aber doch immer beſorgten Geiſtes rückwärts blicken müſſen, denn alle die Maſſen welche noch am andern Ufer ſtehen können ihm nichts nützen.

„Es iſt zuletzt auch noch von der Flankenwirkung des Vertheidigungsheeres geſprochen worden, wenn daſſelbe ſich in Rheinbaiern aufſtellte, und es wurde behauptet daß Süddeutſchland hierdurch gegen jeden Angriff geſchützt ſey. Auf wie vielerlei Vorausſetzungen ſtützt ſich denn dieſe Annahme? Hat wohl der geehrte Sprecher ſich die Mühe gegeben zu ergründen, wieviel Tage erforderlich ſeyn würden um aus der Gegend von Landau oder Germersheim bis Breiſach vorzudringen, und den ganzen

— gewiß sehr erheblichen — Widerstand zu brechen auf welchen man bei dieser Flankenoperation unfehlbar stoßen würde? Müßte man nicht ein starkes Blokade- oder wenigstens Beobachtungscorps vor Straßburg, selbst vor Breisach zurücklassen, wenn der Feind seine Brücken z. B. noch weiter aufwärts geschlagen hätte? Wie weit kann derselbe inzwischen auf dem rechten Rheinufer vorgedrungen seyn, welchen unermeßlichen Schaden kann er uns dort zugefügt haben? Und wie steht es mit dem Rückzuge des im Elsaß vorgedrungenen Vertheidigungsheeres, wenn der Feldherr endlich zu der Ueberzeugung kommt daß er einen ganz unnützen militärischen Spaziergang gemacht habe? — Diese und noch viele andere Fragen könnte ich den Anhängern dieser Vertheidigungsart zur Beantwortung vorlegen, wenn sie noch länger auf ihrer Meinnng beharren sollten, vielleicht dürfte sie aber schon die hohe Wahrscheinlichkeit davon abbringen daß die Franzosen, wenn sie wirklich in Deutschland vordringen wollen, gegen Rheinbaiern ein Heer verwenden werden, das stark genug ist das unserige dort so lange zu beschäftigen, bis das zur Offensive in Süddeutschland bestimmte Heer seinen Uebergang beendigt hat, der gegenwärtig durch das Birago'sche Ueberbrückungssystem auf der dortigen inselreichen Flußstrecke sehr beschleunigt werden dürfte."

Zwölfter Sprecher. „Man darf sich über die Schwierigkeit solcher Flußoperationen nicht täuschen, sie gehören zu den gewagtesten Unternehmungen, und der Vertheidiger einer großen Flußstrecke ist nicht viel besser daran als sein Gegner. Thätigkeit, Kühnheit und Glück werden in den meisten Fällen den Erfolg bestimmen. Es wird also viel darauf ankommen wer zu der gewählten Verfahrungsart das stärkste Vertrauen hat.

„Aber ein Umstand ist bisher ganz unerwähnt geblieben und muß schließlich noch zur Sprache gebracht werden, denn er scheint mir sehr wichtig zu seyn. Es wurde von vielen Sprechern bezweifelt, daß der unmittelbare Vertheidiger eines Flusses zur rechten Zeit und in hinreichender Stärke auf dem Uebergangspunkte ankommen werde, und auch ich hege diesen Zweifel in mancher Beziehung. Bei dem ganzen Raisonnement darüber hat aber Niemand daran gedacht, daß es Mittel gibt die Bewegung der Truppen künstlich zu beschleunigen. Ich spreche nicht von gewöhnlichen mit Pferden bespannten Wagen; dieses Mittel reicht hier nicht aus. Aber unsere Zeit ist so erfinderisch daß man der Hoffnung

Raum geben darf, man werde ſich künftig hierzu der Eiſenbahnen und Telegraphen bedienen, was ganz andere Reſultate der Flußvertheidigung geben dürfte.[1] Eine ſolche Verſtärkung der Vertheidigungsmittel ſcheint mir namentlich am Oberrheine ganz unerläßlich, weil der Fluß dort ſehr viele Inſeln hat, die man doch nicht alle beſetzen und verſchanzen kann um den Uebergang zu erſchweren. Unſere Erfahrungen in dieſer neuen Bewegungsart ſind zwar noch ſehr neu, es ſteht aber der militäriſchen Benutzung derſelben Nichts entgegen das nicht zu beſeitigen ſeyn dürfte."

Da Niemand weiter zu ſprechen begehrte, wurde die Sitzung aufgehoben und die Herren miſchten ſich nun wieder unter die große Geſellſchaft. Nachdem ich jedoch Valentini als neunten und Scharnhorſt als zwölften Sprecher erkannt hatte, ſuchte ich Beide zurückzuhalten um noch einige Anſichten mit ihnen auszutauſchen. Ich theile Dir unſer Zwiegeſpräch ebenfalls wörtlich mit.

Valentini. „Es iſt in der That höchſt ergötzlich, daß die Mehrzahl der Kritiker von der Flußvertheidigung ſich keinen glücklichen Erfolg verſpricht, während die Heerführer ſelbſt ungleich größeres Vertrauen dazu haben, indem ſie ſonſt dieſes Vertheidigungsmittel nicht immer wieder anwenden würden. Dieſer ſeltſame Widerſtreit der Anſichten erklärt ſich keineswegs zu Gunſten beſagter Kritiker. Die Kritik thut ganz wohl ſich auf die Erfahrung zu berufen; aber ſie begeht einen großen Fehler wenn ſie dabei die Verhältniſſe nicht ſcharf unterſcheidet. So iſt z. B. ein gewaltiger Unterſchied, ob man die Rheinſtrecke von Baſel bis Lauterburg, oder von Bonn bis Arnheim zu vertheidigen hat; ob der Waſſerſtand hoch oder niedrig, im Steigen oder Fallen iſt. Bei kleineren Flüſſen treten wieder andere Verhältniſſe ein. Wer alle dieſe örtlichen Verhältniſſe unter einander wirft, kommt weder über das vom Vertheidiger zu beobachtende Verfahren zur klaren Anſicht, noch vermag er den Werth einer kürzeren oder längeren Vertheidigung zu würdigen. Eben ſo ungenügende Berückſichtigung wird in der Regel der Stärke und dem ſtrategiſchen

[1] Durch Anwendung der fahrbaren Telegraphen würde man über die Vorbereitungen zum Brückenbau ſchnell in das Hauptquartier berichten können und dadurch alle Zweifel beſeitigen.

Der Herausgeber.

Zwecke beider Parteien zu Theil. Auf solche Weise schießt die Kritik stets über das Ziel hinaus und kommt zu ganz falschen Folgerungen. Moreau's berühmter Uebergang bei Straßburg (1796) würde nicht gelungen seyn, wäre sein nächster Gegner nur etwas stärker gewesen, oder hätte er seine Truppen nicht auf so unverantwortliche Weise zersplittert. Ueberdies war kein Oberbefehlshaber auf dem Platze, mithin fehlte die Grundbedingung des Zusammenwirkens. Jourdans berühmter Uebergang bei Düsseldorf würde nicht gelungen seyn, hätte er nicht unterhalb Uerdingen das neutrale Gebiet verletzt, wodurch es ihm möglich wurde mit 20,000 Mann die Vertheidiger in der Flanke anzugreifen und den Brückenbau zu bewirken. In demselben Jahre (1796) wäre der viel kleinere Lech bei Augsburg für Moreau beinahe ein unüberschreitbares Hinderniß geworden, hätte nicht Latour seine Truppen nach Friedberg zurückgezogen und am Uebergangspunkte nur schwache Abtheilungen zurückgelassen. Was Napoleon das Ueberschreiten der Donau bei Wien (1809) an Menschen gekostet hat, wird er schwerlich eingestehen. Ueberdies hat der Erzherzog Karl sich auch einiger Versäumnisse schuldig gemacht, und scheint das Gelingen jener Unternehmung kaum für möglich gehalten zu haben. Die Vertheidigung der Düna 1812 gewährte dagegen ein ganz erwünschtes Resultat, und hat Napoleon beim Vordringen gegen Moskau bedeutend gehindert, obschon dieses Verhältniß bis jetzt noch wenig Beachtung gefunden hat."

Scharnhorst. „Sie werden Mühe haben, lieber Valentini, die Kritiker vom Gegentheile zu überzeugen, denn es ist viel bequemer nach dem Erfolge zu urtheilen, als alle die Ursachen zu erforschen welche eben diesen Erfolg herbeigeführt haben. Die Verworrenheit der Begriffe von Vertheidigung trägt unstreitig die Hauptschuld der endlosen Widersprüche zwischen Wissenschaft und Erfahrung. Wer in der Lehre von der Vertheidigung ein Rezept zu erblicken glaubt, dem Feinde das Ueberschreiten eines Flusses, eines Gebirgsrückens, oder die Einnahme einer Festung unter allen Umständen zu wehren, ist in einem unbegreiflichen Irrthume befangen. In früheren Zeiten, wo die Kriege fast nur eine Privatangelegenheit der Fürsten waren, mit beschränkten Mitteln geführt wurden und sich deshalb auch ein beschränktes Ziel stecken mußten, da feierte die Vertheidigung manchen schönen Triumph. Seitdem aber der Krieg zu einer Staats- oder Nationalfrage erhoben wurde, und sich durch ein starkes Streben nach schneller Entscheidung bemerkbar machte,

Siebenzehnter Brief.

Olymp, den 7. Auguſt 1838.

Geſtern hatte ich eine ſehr angenehme Ueberraſchung, indem Napoleon mir ſagen ließ daß er mich für den Abend bei ſich zu ſehen wünſche. Anfangs glaubte ich der Kaiſer wolle mit mir über die Entwürfe in Betreff der europäiſchen Türkei ſprechen, doch erwähnte er derſelben mit keiner Sylbe ſondern ſagte gleich beim Eintreten zu mir: „Ich habe heute großes Verlangen mich über allerlei militäriſche Gegenſtände auszuſprechen, will mich aber an keinen beſtimmten Ideengang binden, und räume Ihnen deshalb das Recht ein ganz nach Gutdünken und ohne alle Umſtände Fragen an mich zu richten; denn ſobald ich mir die Initiative ſelbſt vorbehalte, komme ich unvermerkt auf Gegenſtände die ich nur ungern berühre, mein Gemüth verſtimmt ſich, und ich empfinde viel weniger Vergnügen an der Unterhaltung als wenn ich innerhalb des einfachen Ideenaustauſches bleibe. Alſo ohne Umſtände, lieber Clauſewitz, behandeln Sie mich als einen alten Kriegskameraden, obſchon wir einander immer nur gegenüber geſtanden haben, ſelbſt 1812, wo Ihr Monarch mein Verbündeter gegen Rußland war.“

Bei der letzteren Bemerkung verfinſterte ſich Napoleons Stirn, doch ſtrich er ſchnell mit der flachen Hand darüber und ſagte lächelnd: Ich muß Ihnen damals recht verhaßt geweſen ſeyn; was führte Sie denn eigentlich in ruſſiſche Dienſte? — „Sire, gab ich zur Antwort, die Leiden meines Vaterlandes ſchmerzten mich tief; mehr noch der immer weiter um ſich greifende Unterwürfigkeitsſinn der Deutſchen; ich vermochte es nicht länger mit anzuſehen und wanderte aus.“ — „Aber warum ſchifften Sie ſich nicht lieber nach Amerika ein, das Land der Freiheit?“ — „Ich wollte mich nicht gern zu weit vom Kriegsſchauplatze entfernen, da ich das Reſultat dieſes Krieges und einen baldigen Umſchwung der politiſchen Verhältniſſe vorausſah.“ — „Vorausſah?“ erwiederte Napoleon mit großer Lebhaftigkeit, „ey ſeht doch den ſuperklugen Herrn! Bei keinem meiner vielen Kriege habe ich die Vorausſicht ſo weit getrieben, als gerade in dieſem Kriege; Alles war reiflich erwogen worden, ſelbſt die möglichen Einflüſſe eines frühen oder ſehr ſtrengen Winters. Und jetzt ſagt mir Einer mit

dürren Worten, daß er das Reſultat dieſes Krieges vorausgeſehen haben will. C'est un jugement après coup, Monsieur le savant, geſtehen Sie das nur ganz ehrlich. Aber ich möchte doch Ihre Beweisführung hören."

Ich. „Die Wirkung von zwei Dingen ſcheinen Ew. Majeſtät entweder nicht genau gekannt, oder nicht hoch genug in Anſchlag gebracht zu haben; ich meine den Charakter der Ruſſen und die große Ausdehnung ihres Landes. Der Ruſſe gleicht in vielen Dingen dem Spanier, hat aber vor dieſem den unbedingten Gehorſam gegen ſeine Oberen voraus, ein ungeheurer Vorzug, weil die in ihm ſchlummernden Kräfte dadurch leichter geweckt, belebt, concentrirt und nach Gefallen verwendet werden können. Das Land ſelbſt iſt einer Invaſion höchſt ungünſtig, es vertheidigt ſich faſt ohne Zuthun der bewaffneten Macht durch die großen menſchenleeren Räume, auf welchen man weder Obdach noch Nahrung für beträchtliche Streitmaſſen findet. Sobald der ruſſiſche Feldherr jeder entſcheidenden Schlacht abſichtlich ausweicht, und nur den Marſch des Invaſionsheeres auf jede Weiſe zu erſchweren ſucht, muß daſſelbe ſchon ſehr bedeutend geſchwächt werden, ja ich bin der Ueberzeugung, daß man jedes in das Innere Rußlands tief eindringende Heer ſtrategiſch zu Grunde richten könne, ohne nur eine einzige Schlacht zu liefern."

Napoleon. „Ein ſolches Verfahren hat zu viel Chimäriſches, als daß ich es für ausführbar halten könnte, und ſetzt eine ſo große Beweglichkeit voraus, wie ſie ein mit genügender Artillerie und dem nöthigen Fuhrweſen verſehenes Heer niemals haben kann. Ueberdies würden die im ſteten Ausweichen begriffenen Truppen nach und nach allen kriegeriſchen Geiſt, alles Selbſtvertrauen verlieren, und um ſo leichter überwunden werden können, wenn ſie endlich einmal zum Waffengebrauche gezwungen ſind. Das ſchmeckt ein wenig nach Bülows Lehre von den excentriſchen Rückzügen, die wohl für iſolirte kleine Corps, aber nicht für Heere von Hunderttauſenden anwendbar ſind."

Ich. „Und dennoch haben die Ruſſen 1812 ein ähnliches Verfahren beobachtet."

Napoleon. „In der Hauptſache läßt ſich das nicht beſtreiten. Aber der fortgeſetzte Rückzug der Ruſſen war nur die Folge ihrer Schwäche, der Unentſchloſſenheit oder Uneinigkeit ihrer Heerführer; planmäßig war er nicht. Alexander beſaß keine Kenntniß der höheren Kriegführung, und von ſeinen Rathgebern würde keiner gewagt haben anzurathen, man ſolle

die Hälfte der Lauree aufgeben, um — möglicher Weise einige Vortheile über mich zu erringen."

Ich. „Ew. Majestät wollen nicht ungnädig nehmen, wenn ich das Gegentheil versichere. Der Kaiser Alexander hatte unter seinen Adjutanten den vormaligen preußischen General von Phull, seit 1806 in russischen Diensten, der ihm nicht nur Vorträge über die Kriegführung gehalten, sondern auch die Idee beizubringen gesucht hatte, daß Rußland in der besprochenen Weise am leichtesten vertheidigt werden könne. Alexander ging gelehrig darauf ein, und als er sich zur Armee begab, folgte ihm Phull in der Eigenschaft als Generalquartiermeister. Die Heerführer wollten zwar von einem planmäßigen Rückzug in das Innere des Landes nichts hören, waren aber über das anzunehmende Vertheidigungssystem selbst nicht einig, weshalb der Kaiser sich für den planmäßigen Rückzug entschied, der, wenn es seyn müsse, bis Moskau fortgesetzt werden sollte. Das Letztere blieb jedoch ein Geheimniß zwischen dem Kaiser und seinem Generalquartiermeister. Dieser Plan war so sorgfältig ausgearbeitet, daß, wenn er in allen seinen Theilen zur Ausführung gekommen wäre, die große französische Armee schon bei dem Vormarsche den allerempfindlichsten Mangel an Lebensmitteln gelitten haben würde. Aber Phulls schroffer Charakter machte ihm viel persönliche Feinde. Die Altrussen, nämlich Kutuzow und sein Anhang, wußten es dahin zu bringen daß der Kaiser die Armee verließ, und Phull folgte ihm bald darauf nach. Alexander hat jedoch die Grundidee seines Vertheidigungsplanes immer festgehalten, auch gegen dessen Urheber sich sehr dankbar bewiesen." [1]

Napoleon. „Sie erzählen mir da etwas ganz Neues, General; aber wäre man auch wirklich nur planmäßig vor mir gewichen, so bleibt das doch ein sehr gewagtes Manöver."

Ich. „Ew. Majestät werden aber zugeben müssen, daß das beharrliche Verweigern der Schlacht, die Sie eifrig wünschten, einen starken Strich durch Ihren Operationsplan gemacht hat. Daß sich der Angreifende im Vorgehen schwächt ist eine seit Jahrtausenden bekannte Sache, doch schadet die physische Schwächung wenig sobald sie durch die moralische Stärkung übertragen wird. Hat man aber auf dem langen Wege zum Operationsziele den Feind nur vor sich weichen, ihn nirgends eine ernste

[1] Vergleiche damit „Versuch einer systematischen Anleitung für das Studium der Kriegsoperationen, vom Freiherrn von Phull." Herausgegeben vom Freiherrn von Batz, 1852.

Anſtrengung machen ſehen uns ein nec plus ultra zu bezeichnen, dann treten zwei Fälle ein die in ihren Folgen gleich ſehr verderblich werden können. Entweder man ſchätzt den Gegner ſehr gering und wird nachläſſig; oder man legt ihm geheime Abſichten unter und fängt an allerhand Beſorgniſſen für die Zukunft Raum zu geben. In beiden Fällen aber wird man Fehler begehen, das ſcheint in der Natur der Verhältniſſe zu liegen. Ganz anders iſt es wenn man den Gegner zurückgeſchlagen, ihm das Geſtändniß ſeiner Ohnmacht durch die Waffen abgerungen hat; ein tiefes Eindringen in das feindliche Land hat dann weit weniger Gefahren, ſobald nur ſonſt für den Unterhalt und die Sicherheit der Verbindung mit dem eigenen Lande geſorgt iſt."

Napoleon. „Jetzt will ich Sie mit Ihren eigenen Worten ſchlagen, General! In den Schlachten bei Smolensk und Walutina-Gora (den 17. und 19. Auguſt) glaube ich den Ruſſen bewieſen zu haben, daß ſie zum Widerſtande viel zu ohnmächtig waren; meine Baſis war ſtark, meine Verbindung keinen Augenblick gefährdet, ich habe alſo ganz nach Ihren Grundſätzen gehandelt."

Ich. „Mit Gunſt, Sire, die ſogenannten Schlachten bei Smolensk und Walutina-Gora waren für die Ruſſen eigentlich nur Rückzugsgefechte im größeren Styl, deren Reſultate Sie unmöglich befriedigt haben können. Ihre eigenen Verluſte darin überſtiegen faſt die der Ruſſen, welche in guter Ordnung zurückgingen und ſpäter in der Schlacht bei Borodino (den 7. September) den hartnäckigſten Widerſtand leiſteten. Was aber für die Richtigkeit meiner Behauptung am ſtärkſten ſprechen dürfte, war das Machtverhältniß in dieſer Schlacht. Ihr anfängliches Uebergewicht hatte ſich bereits in ein Gleichgewicht der Kräfte verwandelt, denn von den 285,000 Mann mit welchen Ew. Majeſtät über Witepsk und Smolensk vordrangen, blieben Ihnen, nach Abzug der Entſendungen und Verluſte, bei Borodino nur noch 120,000 Mann, und ſo ſtark waren beinahe auch die Ruſſen. Dieſe gewiß ſehr beträchtliche Schwächung hat mich höchlichſt überraſcht denn das, was Sie in der Regel zu entſenden oder zurückzulaſſen pflegten, beſchränkte ſich ſtets auf das Unentbehrlichſte. Da nun die Verluſte in den Gefechten bis zur Schlacht bei Borodino ſich leicht überſehen laſſen, iſt man zu der Vorausſetzung berechtigt, daß jene Schwächung hauptſächlich durch den täglichen Abgang an Kranken und Ermatteten entſtanden ſey; eine ganz natürliche Folge des ſteten Zuſammenhaltens ſo

großer Streitmaſſen, wie ſie das Streben nach ſchneller Entſcheidung gebieteriſch forderte, und das würde meine Behauptung unterſtützen daß der Angreifer ſich im Vorgehen ſchwächt, und zwar verhältnißmäßig um ſo mehr, je größer der Raum iſt den er zu durchſchreiten hat und je ſchneller er ihn durchſchreitet; ferner, daß ein Sieg keinen erheblichen Nutzen gewähren kann ſobald man das Werkzeug deſſelben, die Armee, durch zu große Energie gleichzeitig mit zu Grunde richtet."

Napoleon. „Meine moraliſche Ueberlegenheit in der Schlacht bei Borodino war immer noch groß genug, mir einen vollſtändigen Sieg verſprechen zu dürfen, den ich auch erfochten zu haben glaube, denn die Ruſſen gaben ja in Folge ihrer Niederlage die Hauptſtadt des Landes Preis, wo ich bald darauf ungehindert einzog. Aber mich dünkt Sie huldigen der Anſicht derer welche verlangten, ich ſollte in Litthauen ſtehen bleiben, mir dort eine neue Operationsbaſis gründen und erſt im folgenden Jahre den Marſch nach Moskau antreten. Hätte ich das gethan, ſo würde ich mich den nächſten Winter in ein trauriges Vertheidigungsſyſtem verwickelt haben, bei welchem ich nothwendig den Kürzeren ziehen mußte. Meine Tadler würden dann geſagt haben: „Napoleon iſt nicht mehr der Alte; nicht einmal bis zur erſten Hauptſchlacht hat er ſeine Offenſive getrieben, er der ſeine Eroberungen durch die Siege von Auſterlitz, Friedland und Wagram an den letzten Mauern der feindlichen Staaten zu beſiegeln pflegte. Die feindliche Hauptſtadt, das entblößte zum Fall bereite Moskau, hat er zu nehmen zaghaft verſäumt und dadurch den Kern beſtehen laſſen, um den ſich neuer Widerſtand ſammeln konnte. Er hat das unerhörte Glück den ruſſiſchen Koloß zu überfallen, und benutzt dieſen Vortheil nicht ihn niederzuwerfen, hält mitten im Siegeslaufe inne, als wenn es ihm an Muth und Kraft gefehlt hätte." — So würde man alsdann über mich geurtheilt haben. Ich mußte nothwendig ſchon im erſten Feldzuge mit meinem Angriffsſtoße bis Moskau reichen, wenn ich mir Hoffnung machen wollte den Muth des ruſſiſchen Kaiſers, die Standhaftigkeit ſeines Heeres und die Treue ſeines Volkes zu erſchüttern. Nur in Moskau durfte ich hoffen den Frieden zu dictiren, und ein anderes Ziel habe ich mir in jenem Kriege niemals geſteckt. Ich führte alſo meine Hauptmacht gegen die Hauptmacht der Ruſſen, die vor mir zurück in das Lager bei Driſſa wich und erſt bei Smolensk zum Stehen kam. Ich riß

Bagration mit fort, ſchlug Kutuſow bei Borodino und nahm Moskau ein. Daß ich dort den Frieden nicht erringen konnte, war für mich eine ſehr unangenehme Ueberraſchung und verſetzte mich, was ich nicht leugnen will, in eine ſehr ſchlimme Alternative, wie das immer zu gehen pflegt ſobald man, wie Sie ſagen, den Kulminationspunkt des Sieges erreicht hat und doch keine genügende Wirkung davon ſieht."

Ich. „Ew. Majeſtät thun mir unrecht wenn Sie glauben, daß ich das zu ſchnelle Vorſchreiten nach dem vorgeſteckten Ziele tadeln wolle; im Gegentheil bin ich der Meinung daß der Feldzug etwas früher hätte eröffnet werden ſollen, damit Sie zeitiger nach Moskau kamen, vielleicht wären dadurch auch die großen Verluſte auf dem Marſche vermieden worden, weil dann weniger Urſache zu ſo großer Eile war. Der unglückliche Ausgang eines Krieges iſt noch kein Beweis daß er fehlerhaft geführt worden ſey, und wer an der gnügenden Wirkſamkeit eines Mittels zum Siege zweifelt, behauptet deshalb noch nicht ein beſſeres angeben zu können, wenigſtens iſt das mir in Bezug auf den Feldzug 1812 nicht in den Sinn gekommen. Ich glaube aber, daß ein ſo ungeheueres Reich wie Rußland nur bezwungen werden kann durch die Wirkungen des inneren Zwieſpaltes, der zwar auch vorhanden war, doch in einem viel zu geringen Grade um Ew. Majeſtät beträchtlichen Vorſchub zu leiſten. Die Zähigkeit des ruſſiſchen Nationalcharakters war es hauptſächlich, was alle Wirkungen Ihrer Fortſchritte ſchwächte, dieſe konnte Ihnen aber unmöglich ſo genau bekannt ſeyn. Und doch war das ruſſiſche Heer durch die Schlacht bei Borodino ſo erſchüttert worden, daß man Mühe hatte eine Nachhut von Achtung gebietender Haltung zuſammen zu bringen. Hätten Sie damals einen Blick hinter die Couliſſen thun können, Sire, ich glaube daß Ihr Zweck dennoch erreicht worden wäre. Aber die Beſitznahme des menſchenleeren Moskau brachte nicht die erwünſchten Wirkungen hervor, obſchon ſie Ihnen von großem Nutzen war. Die Ruſſen kamen ſchnell wieder zur Beſinnung, und die ihnen geſtattete Ruhe trug zur Verbeſſerung ihrer Angelegenheiten weſentlich bei."

Der Kaiſer ſchien ſich durch dieſe Aeußerungen zwar etwas zu beſänftigen, doch ſahe ich nur zu deutlich daß der Gegenſtand unſerer Unterhaltung ihn in eine ſehr gereizte Stimmung verſetzt hatte, weshalb ich froh war daß er nicht weiter darauf einging und ſchnell auf ein anderes Thema überzuſpringen ſuchte. Für den Augenblick fiel mir gerade nichts

Beſſeres ein als Eugens unerbrochene Depeſche bei Zenta, und ich bat den Kaiſer deshalb um ſeine Meinung.

„Der Prinz Eugen," ſagte Napoleon, „hat ganz recht gehandelt, und er würde eben ſo wenig ſtrafbar geweſen ſeyn, wenn er die Depeſche ſogleich geleſen und die Türken ungeachtet des Verbots angegriffen hätte. Wenn ein Heerführer einen Operationsplan zugefertigt erhält, der nach ſeiner Anſicht nur ins Unglück führt, ſo würde er ein Staatsverbrechen begehen ihn zu befolgen; ſo iſt es auch wenn er Befehl zu einer Schlacht erhält die er zu verlieren überzeugt iſt. Ueberhaupt muß man wohl beachten, daß ein Heerführer die höchſte vollziehende militäriſche Behörde des Staates iſt, man darf ihm alſo nur Inſtructionen aber keine militäriſchen Befehle zuſenden. Den Inſtructionen muß er allerdings mit größter Gewiſſenhaftigkeit nachkommen; Befehle die einen unbedingten Gehorſam verlangen braucht er aber nicht anzunehmen. Selbſt ein Unterbefehlshaber iſt im Felde nur dann zu unbedingtem Gehorſam verpflichtet, wenn der höhere Befehlshaber von welchem der Befehl ausgeht zur Stelle iſt, von dem Stande der Dinge genaue Kenntniß hat, die möglichen Einwürfe oder Anfragen anhören und die erforderlichen Erklärungen geben kann.

„Wenn nun ſchon die Befolgung von Befehlen dergleichen Modificationen zuläſſig macht, ſo iſt das mit Verboten noch weit mehr der Fall, und es grenzt an Unverſtand fern vom Schauplatze der kriegeriſchen Ereigniſſe ſolche Verbote zu erlaſſen. Sobald man von einem Heerführer verlangt daß er ſeinen Gegner fortwährend ſorgfältig im Auge behalten ſoll, um nach Umſtänden entweder ihn mit Kraft anzugreifen, oder ſich deſſen Angriffen zu entziehen, geht ſchon von ſelbſt daraus hervor daß man ihm darin frei Hand läßt, und ſich von Hauſe aus darauf beſchränkt ihm nur die Grundzüge ſeines Verhaltens vorzuzeichnen. Geht die fern vom Kriegsſchauplatze bleibende Regierungsbehörde über dieſe Linie hinaus, maßt ſie ſich eine direkte Einmiſchung in den Gang der Operationen an, ſo fällt ſie aus der Rolle, und der Heerführer, deſſen Verantwortlichkeit eine doppelte iſt, darf nun gleichfalls ſich eine ſolche Abweichung erlauben. Wollte er hingegen thun wie ihm befohlen, ſo würde es ihm hinterdrein wenig nützen ſich durch den erhaltenen Befehl entſchuldigen zu wollen, denn man würde ihm ſogleich zur Antwort geben: daß ein Heerführer kein blindes Werkzeug ſeyn ſolle. So verhält ſichs auch mit poſitiven Befehlen des Oberfeldherrn an Befehlshaber entſendeter Corps; Friedrich II. hat auf

ſolche Weiſe das Unglück des Generals Fink bei Mayen ganz allein verſchuldet. — Aber, wie geſagt, die Verhältniſſe und Umſtände ſind dabei wohl zu unterſcheiden, denn wollte man es dem Gutdünken eines Jeden freiſtellen, ob er einen erhaltenen Befehl ganz oder nur zum Theil oder auch gar nicht befolgen wolle, ſo würde daraus noch viel größeres Unheil entſtehen als durch Ertheilung einzelner unangemeſſener Befehle die buchſtäblich vollzogen werden. Indeß bin ich nicht der Meinung daß in Bezug auf kriegeriſche Unternehmungen, die mehr als ein ganz einfacher Angriffs- oder Vertheidigungsakt ſind, der unbedingte Gehorſam ſehr weit auszudehnen ſey. Die Intelligenz, das freie Handeln des Geiſtes, wird dadurch zu ſehr beſchränkt, die Friction der Maſchine bedeutend erhöht. Selbſt der Anführer eines kleinen Trupps befindet ſich häufig in Lagen, wo er ſein eigner Rathgeber ſeyn muß und der paſſive Gehorſam nicht nur ihn und ſeine Truppe augenſcheinlich ins Verderben führen, ſondern auch den Zweck ſeiner Entſendung gefährden würde. Man unterſcheide alſo genau die Fälle, in welchen die handelnden Perſonen Inſtructionen ſtatt Befehle erhalten müſſen, ſorge aber dafür daß gnügende Intelligenz im Heere verbreitet werde.

„Was mich ſelbſt betrifft, ſo habe ich als Obergeneral der franzöſiſchen Republik die Befehle meiner Regierung ſehr oft unbeachtet gelaſſen. Ich eröffnete den Feldzug 1796 in Italien ohne Jemand erſt um Erlaubniß zu bitten, und würde nichts ausgerichtet haben wenn ich nach Inſtructionen des Direktoriums hätte handeln müſſen. Man wollte mir zwar dergleichen zuſenden, über einen Theil meines Heeres zu Gunſten eines andern Feldherrn verfügen, in meine Operationen willkürlich eingreifen u. ſ. w. Aber ich erklärte den Herren ganz kurz daß, wenn ſie in meine Fähigkeiten und in meinen Dienſteifer zu wenig Vertrauen ſetzten, ſie den Oberbefehl einem Würdigern übertragen möchten und daß, wenn ſie große Erfolge von meiner Thätigkeit erwarteten, die Einheit des militäriſchen Gedankens auf keine Weiſe beeinträchtigt werden dürfe. — Sobald ein Feldherr alle die nöthigen Vorbereitungen und Einleitungen zu einer wichtigen Unternehmung getroffen, an die entfernteren Heertheile die erforderlichen Inſtructionen erlaſſen hat, iſt nichts ſo ſtörend als die plötzliche Aenderung der erhaltenen Aufgabe. Die Politik kann eine ſolche Aenderung zuweilen gebieten, die Beſchleunigung oder Ermäßigung der kriegeriſchen Thätigkeit eines Heeres, ja ſelbſt ein Operationsziel in ganz

anderer Richtung nothwendig machen; immer aber bleibt das ein großer Uebelſtand für die Ausführung, denn man kann ein ganzes Heer nicht mit der Leichtigkeit handhaben, wie ein Huſarenoberſt ſein Regiment herumwirft. Der Uebergang von einer Thätigkeitsweiſe, von einer Operationslinie zur andern, iſt mit zahlloſen Schwierigkeiten verknüpft, beſonders für die Heerverwaltung, welche aber ebenfalls vom Feldherrn in der Hauptſache ſelbſt angeordnet werden, Impuls und Regel erhalten muß. Auch die Kenntnißnahme von der Wege- und Bodenbeſchaffenheit in der zu durchziehenden Gegend, von den vorhandenen Unterhalts- und Transportmitteln daſelbſt, nimmt viel Zeit in Anſpruch und muß folglich ſehr mangelhaft bleiben, wenn man durch kategoriſche Befehle gezwungen wird ſeinen Operationsplan über Nacht zu ändern. Die Herren hinter dem grünen Tiſche ſtellen ſich das Alles viel leichter vor, weil ſie die innere organiſche Lebensthätigkeit des Heeres nicht vor Augen haben und nur die Wirkungen derſelben gewahr werden."

Napoleon war jetzt ganz in ſeinem Elemente, die Wendung des Geſprächs hatte ſeine Stimmung erheitert, und dies gab mir den Muth mit dem etwas gewagten Einwurfe hervorzurücken: daß er ſelbſt zuweilen aus weiter Ferne an ſeine Heerführer Befehle erlaſſen habe, deren genaue Vollziehung gewiß auch ihre großen Schwierigkeiten gehabt haben müßte. „Mein lieber Clauſewitz," erwiderte Napoleon, indem er dicht an mich herantrat und einen meiner Rockknöpfe erfaßte, „Sie werden wahrſcheinlich an ſich auch die Erfahrung gemacht haben, daß es viel leichter iſt Anderen gute Lehren zu geben als ſich ſelbſt darnach zu richten. Wenn Sie aber gerecht ſeyn wollen, ſo müſſen Sie eingeſtehen daß ich, der Schöpfer meiner Macht, unter allen Umſtänden auch das belebende Prinzip derſelben ſeyn und bleiben mußte. Ueberdies hatte ich jederzeit eine ſo genaue und umfaſſende Kenntniß von dem Gange der Operationen auf entfernten Kriegsſchauplätzen, von den Eigenthümlichkeiten des Landes, von ſeinen Hilfsquellen, von dem Charakter meiner Unterfeldherren und der zuläſſigen Kriegführungsart, und meine Phantaſie verſetzte mich ſo lebhaft in ihre Lagen, daß direkte Eingriffe von meiner Seite ſich wohl ſehr entſchuldigen laſſen und weniger Tadel verdienen als bei vielen anderen Monarchen oder ihren Organen, die von allen dieſen Dingen kaum eine Muthmaßung hatten. Wenn das große Publikum die ganze Correſpondenz mit meinen Unterfeldherrn vor Augen hätte, ſo würde man auch wahrnehmen

daß da, wo ich bestimmte Operationsbefehle erließ, gewöhnlich Anfragen und Vorschläge vorausgegangen waren, daß meine Entscheidung gewünscht und erbeten wurde, und mein Befehl im Grunde nichts anderes enthielt als eben diese Entscheidung. Das ist also eine ganz andere Sache.

„In der Regel enthielt ich mich jeder direkten Einmischung in die Operationen Anderer, selbst wenn ich in der Nähe war, denn ein Jeder hat bekanntlich seine eigene Verfahrungsart die man nicht stören muß. Sie werden sich entsinnen daß Moreau meinen Operationsplan für den Feldzug 1800 in Süddeutschland nicht billigte, sich dabei zu großen Gefahren ausgesetzt glaubte und einen von ihm selbst entworfenen Plan einreichte, den ich eigentlich hätte zurückweisen sollen. Aber Moreau hatte nun einmal nicht die Fähigkeit in meinen Ideengang einzugehen, und so ließ ich ihn gewähren. Der Zweck wurde allerdings auch erreicht, denn es führen ja bekanntlich der Wege mehrere zum Ziele, aber freilich der eine viel später als der andere, weniger sicher und nicht so vollständig. Ein Feldherr der nach einem ihm nicht zusagenden Plane handeln soll, kommt mir vor wie der Schauspieler wider Willen, es entsteht selten etwas Gutes daraus, denn man darf unter solchen Umständen nicht erwarten daß er seine ganze Geistesthätigkeit aufbieten werde, selbst wenn er dazu den besten Willen hätte."

Ich. „Darf ich Ew. Majestät an den Marschall Ney und an die Schlacht bei Ligny erinnern?"

Napoleon. „Aha Sie meinen den Befehl welchen ich an den Grafen Erlon abgehen ließ, mit seinem Corps sogleich in die rechte Flanke der Preußen zu marschiren, ist dem nicht so?"

Ich. „Das wollte ich auch andeuten, Sire. Der Marschall Ney hatte von Ihnen Befehl, mit dem 1. und 2. Corps gegen Quatrebras vorzudringen, und Alles abzuhalten was von Wellingtons Heere dort sich wirksam zeigen sollte. Da er die Stärke seiner Gegner nicht übersehen, noch weniger mit einiger Gewißheit beurtheilen konnte wieviel Streitkräfte er im Laufe des Tages gegen sich haben werde, ließ er den Grafen Erlon mit dem 1. Corps in Reserve, und dieser erhielt später von Ew. Majestät Befehl sich gegen Ligny zu wenden. Wie wurde es unter solchen Umständen dem Marschall Ney möglich der erhaltenen Aufgabe zu entsprechen? Mußte er nicht in die größte Gefahr kommen, als er den Feind immer stärker werden sah, nach seiner Reserve schickte, und diese inzwischen eine andere Bestimmung erhalten hatte?"

Napoleon. „Mein lieber General Sie machen mir da einen ſtarken Vorwurf. Doch laſſen Sie ſich darüber belehren. Als ich den Befehl an Erlon ſchickte, wich ich allerdings von der Regel ab das wußte ich, denn die bloße Anzeige an Ney, daß ich über ſein 1. Corps anders verfügt habe, ändert nichts in der Sache da Ney ſeine Angriffsdispoſition einmal getroffen hatte, und ohne Reſerve natürlich nicht ſo energiſch verfahren konnte als ich von ihm verlangte. Aber bei dem damaligen Drange der Ereigniſſe konnte nicht Alles ſo regelrecht gehen als zu anderen Zeiten. Bei Ligny war ich in einen ſehr heftigen Kampf verwickelt, bei Quatrebras hingegen vernahm ich nur einen ſchwachen Kanonendonner und ſchloß daraus, daß Ney wenig Kräfte gegen ſich habe, die bei Ligny beſſer verwendet werden konnten. Dies rechtfertigt zur Genüge mein eigenmächtiges Verfahren in Bezug auf Erlon. Einen weit größeren Fehler beging ich aber inſofern, daß ich den Befehl an Erlon nicht ganz unbedingt ſtellte, um jede Abweichung davon unmöglich zu machen. Daher kam es daß dieſes Corps keinem von uns Beiden nützte. Denn Sie wiſſen ja daß Ney an Erlon einen Gegenbefehl ſchickte und ihn zurückberief, wobei er ihm ſagen ließ daß er von Niemand als von ihm ſelbſt Befehl zu empfangen habe. Erlon kannte die Dienſtordnung zu gut um nicht augenblicklich Folge zu leiſten, und entſchuldigte ſeinen Abmarſch ganz einfach damit, daß der kaiſerliche Adjutant (General Flahaut) ihm die Verſicherung gegeben habe, der Marſchall werde von dieſer abweichenden Beſtimmung ſogleich durch ihn in Kenntniß geſetzt. — Ney war hier in ſeinem Rechte. Indeß ſtand mir doch die Macht zu eine Aenderung zu treffen, nur hätte ich mich der Mitwirkung Erlons beſſer verſichern ſollen. Die Schlacht bei Ligny würde dann für mich einen weit günſtigeren Ausgang gehabt haben, und wenn auch Ney in Folge ſeiner Schwächung geſchlagen worden wäre, ſo hatte das alsdann viel weniger zu bedeuten. Aber es gibt Verhältniſſe im Kriege die von ſo eigenthümlicher Art ſind, daß man ſelbſt nachher nicht entſcheiden kann was man hätte thun oder unterlaſſen ſollen. Doch ſprechen wir nicht mehr von jenen Unglückstagen, die Wunden welche mir damals geſchlagen wurden ſind noch nicht verharſcht, und ich wollte mich ja in Ihrer Geſellſchaft erheitern."

Ich. „Ew. Majeſtät äußerten zuvor, daß man vor Allem Sorge tragen müſſe genügende Intelligenz im Heere zu verbreiten, damit Jeder nach Zweck und Umſtänden handeln lerne. Es hat mir aber nicht immer

geſchienen als ſey die Intelligenz, oder vielmehr das auf haltbare Gründe geſtützte Bewußtſeyn des Richtigeren und Beſſeren, eine große Empfehlung, ein Mittel zu ſchnellerer Beförderung geweſen, denn ich habe Generale und Oberſten in Ihrem Heere gekannt, deren Wiſſen ſich kaum über die Grenzen ihres Dienſt- und Exerzier-Reglements erhob, die aber gleichwohl in hohem Anſehen ſtanden und ſich der kaiſerlichen Huld erfreuten, während Andere — —"

Napoleon. „Ich errathe worauf Sie anſpielen, General; aber ſagen Sie mir doch einmal, iſt Ihre rechte Hand oder Ihr linker Fuß ſo klug als Ihr Kopf? Oder würden Sie wünſchen nur eine Hand und einen Fuß, dafür aber drei Köpfe zu haben? Ganz gewiß nicht! Jedes Ding in der Welt hat alſo ſeinen beſonderen Werth, und es gibt Fälle im Leben, wo man ſich keinen Augenblick beſinnen würde, den koſtbarſten Zobelpelz gegen ein Paar waſſerdichte Stiefeln zu vertauſchen. Gerade ſo verhält es ſich auch mit den Individuen in einem Heere, es mag von der befehlenden oder von der gehorchenden Klaſſe die Rede ſeyn. Ein Befehlshaber kann nicht alle Kenntniſſe und Fähigkeiten in ſich vereinigen, deren er zur Ausübung ſeiner ſchweren Berufspflichten bedarf, er muß ſich alſo mit Leuten umgeben die ihm dabei durch Rath und That hilfreich zur Hand gehen. Sein Anſehen wird dadurch viel weniger beeinträchtigt, als wenn er ſich mit falſchem Schimmer brüſten wollte. Man macht ſich in den Augen der Untergebenen am lächerlichſten, wenn man Alles beſſer zu wiſſen vorgibt und gleichwohl den Mangel an beſſerem Wiſſen nicht verbergen kann, auch wird man von ihnen dann viel ſchlechter bedient. Wer aber ganz offen geſteht, daß ihm von dieſer oder jener Sache die gründliche Kenntniß oder die nöthige Erfahrung abgeht, und deshalb den Rath unterrichteter oder erfahrener Männer begehrt, der wird, wenn er nur ſelbſt nicht ohne Verdienſte iſt und ſich dabei zu benehmen weiß, auch bald die rechten Leute herausfinden. Man könnte zwar entgegnen, daß ein Befehlshaber dadurch von Anderen abhängig werde, die nöthige Selbſtſtändigkeit verliere, ein Spielball der Intrikanten ſey u. ſ. w. Aber Männer von Charakter und Takt ſind ſolchen Nachtheilen nicht ausgeſetzt, und dieſe beiden Eigenſchaften dürfen einem Anführer niemals fehlen. Es gehört aber auch mit zu den nothwendigſten Eigenſchaften eines Befehlshabers, daß er die Verdienſte ſeiner Untergebenen zu erkennen, zu ehren und nach Kräften zu belohnen verſtehe, wodurch das unſichtbare Band

zwiſchen ihnen immer feſter geknüpft wird; ja er muß ſogar der Eitelkeit zu ſchmeicheln wiſſen, um ſie zu größerer Thätigkeit anzuregen. Das Vertrauen welches ich gefliſſentlich in meine Untergebenen ſetzte iſt ſelten getäuſcht worden, und es verhält ſich damit wie mit der körperlichen Anſtrengung im Kriege, je mehr man fordert deſto mehr wird geleiſtet, wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade."

Ich. „Weit entfernt Ew. Majeſtät hierin widerſprechen zu wollen, kann ich doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß zuweilen auch zuviel gefordert wird, daß man Männer von Talent und regem Ehrgefühl auch über die Gebühr in Anſpruch nimmt, ſie vor der Zeit abnutzt und ſich dadurch ihrer Dienſte zu früh beraubt, was dem Ganzen nicht erſprießlich ſeyn kann."

Napoleon. „Darüber, mein lieber General, gibt es keine Polizeitaxe. Ich ſelbſt habe meiner Umgebung viel zugemuthet, aber dieſe größere Thätigkeit dauerte immer nur eine Anzahl Jahre, dann belohnte ich ſie auch kaiſerlich und ſtellte ſie auf ruhigere Poſten. Es iſt unedel Männer von Geiſt und Talent wie einen Miethgaul abzunutzen, da ihr Werth mit den Jahren ſteigt, was bei Leuten von gemeinem Schlage nicht der Fall iſt, weshalb man dieſe verhältnißmäßig auch mehr anſtrengen darf. Indeß muß jede Art von Verdienſt ihre Belohnung haben."

Ich. „Es hat mir immer überaus ſchwer geſchienen ein Belohnungsſyſtem zu erfinden, das allen Anforderungen entſpricht, weil das Erkennen des wahren Verdienſtes demſelben als Baſis dienen müßte, und dieſes Verdienſt von ſehr verſchiedener Art ſeyn kann, im Kriege ſowohl als im Frieden. Man müßte alſo zuerſt den Begriff von wahrem Verdienſte feſtſtellen, und dann die Perſonen bezeichnen welche dergleichen Verdienſte zur Kenntniß der höchſten Befehlshaber zu bringen, vielleicht ſelbſt über die Art ihrer Belohnung Vorſchläge zu machen haben. Zwar bin ich kein Freund von collegialiſcher Wirkſamkeit, hier ſcheint mir aber das Urtheil Mehrerer nicht unwichtig zu ſeyn, und ich würde ſelbſt auf die Anſicht der Untergebenen Werth legen, ohne mich deshalb in meinen Beſchlüſſen dadurch binden zu laſſen."

Napoleon. „Ihre Idee iſt nicht übel, General, aber nach welchen Grundſätzen wollten Sie das Comité bilden, das über das Verdienſt Einzelner ein Urtheil zu fällen hat? Würde daſſelbe nicht aus Militärs aller Grade beſtehen, nicht jedes Regiment und jede Partei ihr beſonderes

Comité haben müſſen? Bedenken Sie doch wohin das führen könnte; es verträgt ſich eine ſolche Einrichtung nicht mit den Grundſätzen der Militärhierarchie, wo die Vielköpfigkeit immer ein Hemmſchuh für das Gute ſeyn wird. — Was den Begriff von wahrem Verdienſte anbelangt, ſo iſt derſelbe ohne große Schwierigkeit feſtzuſtellen. Bei der den Menſchen im Allgemeinen angebornen Neigung, jeder großen Anſtrengung des Geiſtes oder Körpers ſich möglichſt zu entziehen, ihr Berufsleben ſich zu erleichtern, würde ſchon die wahrgenommene eifrige Pflichterfüllung zum Verdienſte werden. Es wird dieſelbe zwar überall gefordert, macht man aber zur Bedingung daß ein Jeder ſeine ganzen Kräfte dem Dienſte zu widmen habe und, wenn er dies wirklich thut, dadurch nur eine Pflicht erfülle, ſo müßte man auch um conſequent zu bleiben jede kleine Unterlaſſungsſünde oder Vernachläſſigung beſtrafen, weil dieſelbe dann als pflichtwidrige Handlung erſcheinen würde. Ein ſolcher Rigorismus würde eben ſo unpraktiſch ſeyn wie die ganze Forderung es iſt; denn es gibt bekanntlich Menſchen, welche bei ſcheinbar geringer Thätigkeit in ihrem Berufe weit mehr wirklichen Nutzen ſtiften als Andere, die ſich und ihren Untergebenen keinen Augenblick Ruhe gönnen und doch niemals fertig werden. Wahres Verdienſt erwirbt ſich Jeder der ſeine Dienſtpflicht nicht bloß mit Gewiſſenhaftigkeit erfüllt, ſondern eifrig bemüht iſt dem Vaterlande und ſeinem Stande auch ohne beſondere Aufforderung nach beſten Kräften zu nützen, ſey es nun auf dieſe oder jene Weiſe. Das wahre Verdienſt würde öfter belohnt werden wenn es ſich leichter erkennen ließe, aber es iſt in der Regel mit Beſcheidenheit gepaart und verbirgt ſich bis irgend ein Zufall es an den Tag bringt."

Ich. „Eben deshalb bin ich der Meinung, Sire, daß die Bezeichnung verdienſtvoller Offiziere nicht blos den Vorgeſetzten überlaſſen werden ſollte, und daß die Kameraden und Untergebenen auf irgend eine Weiſe auch dabei zu Rath zu ziehen ſind. Denn da die beſcheidenen Verdienſtvollen mehr in der Stille nützen, iſt ihr Wirken mehr nach unten als nach oben bekannt und niemals auf Effekt berechnet, wie man das bei Leuten von ſehr geringem Verdienſt ſo häufig wahrnimmt. Im Kriege wird man das ſeltener nöthig haben als im Frieden, aber gerade bei einem langen Frieden iſt es von Wichtigkeit verdienſtvolle Offiziere nicht unbelohnt zu laſſen, denn ſie ſind es hauptſächlich welche dem Ganzen, obſchon auf kaum bemerkbare Weiſe, den inneren Halt geben, auf den

guten Geiſt ihrer Truppe oder auf die Ausbildung ihrer Waffe großen Einfluß üben, was gewiß ſehr verdienſtvoll iſt. Ew. Majeſtät haben faſt ohne Unterbrechung Krieg geführt und kennen daher die Schwierigkeit, den guten Geiſt und die kriegeriſche Tüchtigkeit eines Heeres auch im Frieden zu bewahren, nicht aus eigener Erfahrung; dieſe Schwierigkeit iſt aber ſehr groß, ſetzt von Seiten des Regenten und der hohen Befehlshaber große Umſicht und Thätigkeit voraus, und iſt gleichwohl kaum zur Hälfte zu überwinden."

Napoleon. „Sie können Recht haben, General, ich war ſtets in Kriege verwickelt und habe über das, was ein langer Friede nothwendig machen würde, niemals ernſtlich nachgedacht, obſchon ich große induſtrielle Plane im Kopfe hatte deren Verwirklichung mich ſehr beſchäftigte. Die Hauptſache bleibt immer: zweckmäßige Thätigkeit der Truppen im Frieden, und angemeſſene Belohnung der Träger dieſer Thätigkeit; um dieſe beiden Dinge dreht ſich die ganze Maſchine. Die verſchiedenen Thätigkeitsweiſen ſind leicht zu beſtimmen, wenn man den damit verbundenen Aufwand nicht zu ſcheuen hat, und dieſer Aufwand wird vermindert, ſobald man die Truppen auch zu gemeinnützigen Zwecken verwendet, wozu es nicht an Gelegenheit fehlen kann. Aber die angemeſſene Belohnung mag allerdings ſeine Schwierigkeit haben, denn die Thätigkeit und das Verdienſt der Offiziere iſt doch von ſehr verſchiedener Art. Ich habe mancherlei Belohnungen angewendet, Beförderung zu höheren Stellen, Ertheilung von Ehrengraden, Orden und Geldgeſchenken; dieſe Mittel ſollten glaubte ich auch im Frieden dem Zwecke entſprechen. Bei Beförderung zu höheren Stellen muß man ausſchließlich das Beſte des Dienſtes im Auge haben, und darf ſich deshalb nicht ſtreng an die Anciennetät binden. Ehrengrade und Orden ſind für ſolche Offiziere die angemeſſenſten Belohnungen, welche nicht in ihrer Truppe dienen, ſondern zu Spezialdienſten verwendet werden, und dabei durch höhere Fähigkeit ſich auszeichnen. Geldgeſchenke muß man denjenigen ertheilen, deren Vermögensumſtände mit dem Dienſtaufwande nicht im Verhältniß ſtehen. So gleicht ſich Alles aus."

Ich. „Wie würden aber Ew. Majeſtät die literariſche Thätigkeit belohnen? Das iſt doch wohl auch ein Verdienſt und gewiß kein geringes, denn man lernt zuweilen aus einem Buche mehr als in drei Feldzügen."

Napoleon. „Die letztere Behauptung iſt wohl nicht Ihr Ernſt, General, wenigſtens werden Sie zugeben müſſen daß man im Kriege Dinge lernt, die man vergeblich in Büchern ſuchen würde. Die literariſche Thätigkeit iſt aber auch von ſo verſchiedener Art, daß ſie nicht gleichmäßig belohnt werden kann. Es gibt Bücher in welchen ſich eine ſo praktiſche Tüchtigkeit ausſpricht, daß man zu ihren Verfaſſern augenblicklich großes Vertrauen faßt; es gibt deren aber auch die blos zur Bereicherung der Wiſſenſchaft dienen, ſey es durch Aufſtellung neuer wichtiger Wahrheiten, oder durch Bekämpfung von Irrthümern. Mit den Verfaſſern der erſteren Art mache man praktiſche Verſuche in anderen Sphären des Dienſtes, denn es zeigt ſich oft daß der Eine zwar in ſeinem Fache ſehr brauchbar iſt, aber in einem anderen weniger leiſtet, obſchon ihm die theoretiſchen Kenntniſſe nicht abgehen; dagegen gibt es aber auch Männer, die ſich in jedem Dienſtverhältniſſe ſchnell zurechtfinden und ſelbſt Vorzügliches leiſten, ohne in Beſitz aller dazu erforderlichen ſpeziellen Kenntniſſe zu ſeyn. Die bloßen Gelehrten muß man durch Orden oder Ehrengrade belohnen, ſobald ſie anderwärts nicht zu brauchen ſind, was meiſt durch ihre Individualität bedingt wird. Zu dieſem Zwecke hatte ich den Orden der Ehrenlegion geſtiftet der, wie Sie wiſſen, nicht blos zur Belohnung des militäriſchen Verdienſtes beſtimmt wurde, ſondern für Jedermann erreichbar blieb. Wären Ihre Schriften zu der Zeit erſchienen als ich noch Kaiſer von Frankreich war, ich hätte Sie zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt, und das Studium derſelben meinen Generalen, ſelbſt manchem meiner Marſchälle dringend empfohlen.

Ich. „Ew. Majeſtät große Menſchenkenntniß iſt bekannt; doch würde es mir damals unmöglich geweſen ſeyn, Ihre Aufmerkſamkeit durch meine ſchriftſtelleriſchen Verſuche zu erregen. Meine Anſichten über Kriegführung ſind erſt durch die praktiſchen Lehren geläutert worden, die Ew. Majeſtät ſelbſt und einige Ihrer Unterfeldherren uns darin ertheilt haben. Im Geräuſche des Kriegerlebens iſt man zu wenig geſammelt, um ſo gründlich darüber nachdenken zu können als die Wichtigkeit des Gegenſtandes erfordert. Gründliche Studien bedingen eine gewiſſe Ruhe des Geiſtes und Gemüthes. Ich habe mich oft Tage lang von allem Verkehr mit Menſchen zurückgezogen, um irgend eine Wahrheit zu erforſchen, und fand ſie am leichteſten in nächtlicher Stille und Einſamkeit. Der Gährungsprozeß der vielen widerſtrebenden Elemente ging bei mir oft im Schlafe vorüber,

und was mir am Abend noch zweifelhaft war, erhob ſich am nächſten Morgen zuweilen zu einem Lichtfunken evidenter Wahrheit."

Napoleon. „Dieſe Erfahrung habe ich auf Helena zur Genüge gemacht; mein Gemüth war aber nicht in der Stimmung, wie ſie der Schriftſteller braucht um wahrhaft Großartiges hervorzubringen. Der Adler, das Sinnbild hohen geiſtigen Aufſchwunges, will Freiheit haben ſich in die höchſten Regionen zu erheben, mir aber hatte man die Flügel nicht blos verſtutzt, ſondern auch feſtgebunden, ſo daß ich nur noch mit Schnabel und Krallen arbeiten konnte. Das iſt kein angenehmes Geſchäft. — Und doch (ſetzte der Kaiſer nach einer langen ſchwermüthigen Pauſe hinzu) waren die Stunden welche ich in meinem Exil der literariſchen Thätigkeit widmete die angenehmſten von allen, ich handelte wenigſtens im Geiſte und dieſes Streben nach Thätigkeit war mir ein Bedürfniß, es erhob mich über die Erbärmlichkeiten des Alltaglebens womit man mich unedler Weiſe umgeben hatte."

Napoleon verfiel hierauf wieder in ein langes Schweigen, ging mit ſtarken Schritten im Zimmer auf und ab, ballte oft krampfhaft die auf den Rücken gelegten Hände, und ſchien meine Gegenwart ganz zu vergeſſen. Auf ſeinem Geſicht drückte ſich bald tiefer innerer Schmerz aus, bald wurde es wie von flammenden Blitzen durchzuckt. Mir war in ſeiner Nähe ganz unheimlich, und vergeblich ſann ich über ein Thema nach, das geeignet geweſen wäre dieſes fürchterliche Gedankenſpiel zu unterbrechen. — Da fiel ſein ſtarrer Blick auf das Portrait des Königs von Rom und ſchnell wich der Dämon von ihm. „Mein Sohn!" rief der Kaiſer mit einer von Wehmuth zitternden Stimme aus, „wie ganz anders iſt es doch gekommen mit uns als ich bei Deiner Geburt mir träumen ließ! — Wie kurzſichtig ſind wir Menſchen ſo lange wir noch auf Erden wallen, und wie wenig vermögen wir ohne den Beiſtand des Allmächtigen! Und doch war ich damals keineswegs ſo verblendet als meine Feinde mich ſchilderten, und wofür man mich zum Theil auch jetzt noch hält. Ich betrachtete mich zwar zuweilen als eine Geißel der Menſchheit, doch aber auch als ein Werkzeug höherer Mächte, berufen eine neue Ordnung der Dinge herzuſtellen, ſchlummernde Kräfte zu wecken, die Völker zu reinigen von den Schlacken verfloſſener Jahrhunderte. Mein Streben war kein eitles, es hatte einen erhabenen Zweck, doch er iſt nicht erreicht worden, und nun geht es mir wie einem geſchlagenen Feldherrn. Hätte ich mich auf

der Höhe behaupten können die ich 1811 erreicht hatte, man würde ganz anders über mich urtheilen und das Geſchrei der Wenigen, die mein eiſerner Tritt zu hart getroffen, würde längſt verklungen ſeyn unter den Segnungen ſo Vieler, die ich aus dem Staube erhoben hatte. Meine Abſichten waren gut, aber die Ereigniſſe riſſen mich zuweilen mit unwiderſtehlicher Gewalt in verderblicher Richtung fort; ich wollte Göttliches ſchaffen und war ja nur ein Menſch!"

Ein lautes Sprechen im Vorzimmer weckte den Kaiſer aus ſeinen Träumereien, er ſah mich mit Verwunderung an, als ſchien er ſich nicht gleich entſinnen zu können was mich in ſeine Nähe gebracht habe, doch im Augenblicke darauf kam er mit wahrhaft kaiſerlicher Grazie auf mich zu und ſagte lächelnd: „Clauſewitz, halten Sie auch zuweilen Selbſtgeſpräche?" — Ich wollte antworten, als Merkur hereintrat und ſich ſehr beſchwerte daß ein Abgeſandter des großen Jupiter im Vorzimmer warten müſſe, bis es einem naſeweiſen Pagen gefalle ihn zu melden. „Ein Page," erwiderte Napoleon ironiſch, „iſt tückiſch wie ein Affe, dumm wie ein Maikäfer und eitel wie ein Pfau, mein lieber Merkur, das ſind bekannte Sachen; ich hatte ihm Befehl gegeben, unangemeldet Niemand in mein Zimmer zu laſſen weil ich ungeſtört ſeyn wollte. War der Bube unartig ſo ſoll er der Strafe nicht entgehen. Aber was führt denn Euere Schlauheit heute ſchon zu mir?" — Merkur. „Der mächtige Jupiter läßt Euch zur Theilnahme an einer Berathung entbieten, deren Gegenſtand ich nicht näher bezeichnen kann. Apollo wird in einer Stunde hier ſeyn Euch abzuholen."

Als Merkur ſich wieder entfernt hatte, ſagte Napoleon: „Dieſer kleine Schlaukopf iſt mir ein Dorn im Auge, und doch kann ich ihn nicht haſſen. Er repräſentirt hier das Nützlichkeitsprinzip, aber es iſt zu ſehr mit Eigennutz und Selbſtſucht geſchwängert. Vermöge des hohen Ranges den ich auf der Erde bekleidete, durchblicke ich die hieſigen Verhältniſſe viel ſchärfer und kann Ihnen daher ſagen, daß die berühmten olympiſchen Gottheiten ſehr viel menſchliche Schwächen haben die Ihrem Scharfblicke bis jetzt vielleicht entgangen ſind. Gelegentlich davon ein Mehreres denn ich will mich nun ankleiden laſſen. Aber wir müſſen in Zukunft öfter zuſammen plaudern, ich habe Vieles mit Ihnen zu beſprechen. Für heute Adieu."

Napoleons flüchtige Bemerkungen über mancherlei Gegenſtände beſchäftigten mich noch lange nach meiner Rückkehr und verſenkten mich in tiefes

Nachdenken. Alles, was ich ſo oft mit Dir über die Mittel zur Belebung der geiſtigen Thätigkeit beſprochen hatte, trat mir wieder vor die Seele. Daß ich auf Vielwiſſerei niemals etwas gegeben habe iſt Dir bekannt genug, mein Freund; aber das geiſtige Durchdringen der Erſcheinungen und Ereigniſſe im Menſchenleben, das Erforſchen der Urſachen, die richtige Schätzung der Wirkungen und ihrer Folgen, ſind etwas ganz Anderes, das kommt aus dem Leben und geht wieder in das Leben über, iſt mehr als todtes Wiſſen. Wie und wodurch ſoll man aber die Menſchen dazu antreiben? Jeder von uns erblickt zwar hier die Wirkungen ſeines eigenen früheren Thuns, aber ſo weit geht unſere Einſicht noch nicht, daß wir das ganze Treiben der Menſchheit in ſeiner Totalität überblicken könnten. In jeder Region des Himmels gewinnt man einen anderen Standpunkt, und es wird wohl noch manches Jahrhundert vergehen, bevor ich ſo hoch ſteige daß ich darin ganz klar ſehe.

Nächſtens hoffe ich Dir Mittheilungen ganz anderer Art machen zu können, denn es haben ſich in Folge der letzten Verſammlung bei Minerven mehrere Parteien gebildet, deren Streben nicht blos dahin geht ſich über einzelne Theile der Kriegskunſt zu beſprechen, ſondern zugleich das Charakteriſtiſche der Kriege des achtzehnten Jahrhunderts zu erforſchen und Vergleiche damit anzuſtellen. Vielleicht gelingt es mir bei dieſen Geſellſchaften Zutritt zu erhalten, und dann ſollſt Du manches Neue durch mich erfahren. Am eifrigſten ſind die Franzoſen bemüht ihr Licht leuchten zu laſſen, und es gibt unter ihnen Männer von ſehr gediegenem Werthe. Aber ich denke daß wir Deutſchen ohne Scheu mit ihnen in die Schranken treten können, und ſo ſehe ich den künftigen Debatten mit Ruhe entgegen. Sollte mir auch die Theilnahme daran nicht geſtattet ſeyn, ſo hoffe ich doch die darüber geführten Protocolle zur Einſicht zu bekommen, denn Minerva verſagt mir nicht leicht eine Bitte.

Achtzehnter Brief.

Olymp, den 20. November 1838.

Das erſte olympiſche Luſtrum, nach ſublunariſcher Zeitrechnung aus ſieben Kalenderjahren beſtehend, iſt nun vorüber und ich erfreue mich jetzt mancher Bevorrechtung, nach welcher viele meiner Schickſalsgenoſſen längere Zeit vergebens ſich geſehnt haben. Weshalb die Griechen nach vier- die Römer nach fünfjährigen Zeiträumen rechneten, iſt Dir mein gelehrter Freund aus der alten Geſchichte bekannt. Bei uns Olympiern iſt aber die Zahl Sieben von weit größerer Bedeutung, denn ſie wird für uns entweder zur guten oder zur böſen Sieben, je nachdem wir uns bemühen die irdiſchen Schwächen abzulegen. Wer im dritten Luſtrum keine merklichen Fortſchritte in ſeiner Beſſerung gemacht hat, bringt das vierte in der oberſten Halle auf Tenare zu, und ſteigt nach Verlauf deſſelben entweder tiefer hinab, oder wird wieder zu Gnaden angenommen, zuweilen aber auch auf Reiſen geſchickt, d. h. auf die Erde geſendet, wo er als ephemere Erſcheinung ſieben Jahre unter verſchiedenen Geſtalten luſtwandelt, in der Regel aber ſich ſchlecht dabei amüſirt. Kehrt er hierauf in den Olymp zurück, ſo wird ein rigoroſes Examen mit ihm angeſtellt, und wehe ihm wenn er nicht nachweiſen kann, daß er unter ſieben ernſten Verſuchungen ſechſen glücklich widerſtanden hat. Was im ſchlimmeren Falle dann mit ihm vorgenommen wird, muß ich Dir heute noch verſchweigen.

Merkur, welcher mir geſtern die gnädige Entſchließung Jupiters überbrachte, ſchien mit der Qualität der mir eingeräumten neuen Gerechtſame nicht recht zufrieden. Er hatte gehofft daß mir nun geſtattet ſeyn werde, freiwillige Ausflüge nach der Erde zu machen, um das Treiben der hinterlaſſenen Freunde ungeſehen zu beobachten, ihnen auf mancherlei Weiſe förderlich zu ſeyn.[1] Aber der olympiſche Cenſor ſoll Beſchwerde über mich geführt haben, daß ich den erhaltenen Weiſungen nicht immer genau nachgekommen ſey, und Jupiter, der das ihm überreichte Sündenregiſter meiner Correſpondenz mit Dir und andern guten Freunden durch eine etwas trübe Brille geleſen, hat demnach für nöthig erachtet einige mir bereits zugedachte Vorrechte wieder zu ſtreichen.

[1] Vergleiche damit den Anfang des ſiebenten Briefes.

Der Herausgeber.

Statt deſſen habe ich aber nun freien Zutritt in Charon's ſogenannte Camera obscura erhalten, wodurch es mir in Zukunft möglich wird, das Treiben der Erdbewohner an manchen Orten auch en détail zu beobachten, während mir das bisher nur bei einzelnen Perſonen geſtattet war mit denen ich zufällig in magnetiſchem Rapport ſtehe. Du kannſt leicht denken daß ich von dieſer Erlaubniß ſogleich Gebrauch machte. Dieſe Camera obscura iſt von Charon's eigener Erfindung und ein wahres Meiſterſtück. Charon iſt bekanntlich ſo eine Art Generalpförtner des Himmels und der Hölle, obſchon manche Verſtorbene mittelſt Special-Reſcript auf außerordentlichen Wegen an den Ort ihrer künftigen Beſtimmung gelangen. Ihm liegt ſomit die Verpflichtung ob, die Ankommenden zu examiniren, zu klaſſifiziren und ihnen die weitere Marſchroute zu bezeichnen. Nun iſt er zwar durch lange Uebung zu großer Fertigkeit gelangt, und hat ſich einen Scharfblick erworben der jedem Polizeiminiſter zu wünſchen wäre, allein es ſind in früheren Zeiten doch Irrungen vorgekommen, denn Du kannſt Dir leicht vorſtellen daß der Andrang oft ſehr groß iſt. Das hatte natürlich zur Folge, daß die unrichtig dislocirten Verſtorbenen bald wieder umquartiert werden mußten, und vorzeitige Einſicht in mancherlei Verhältniſſe erhielten, die ihnen noch fremd bleiben ſollten, auch führten die Lokalvorſteher Beſchwerde darüber bei Jupiter, der Jeden an ſeinen beſtimmten Platz geſtellt wiſſen will. In den Jahren 1812 und 1813 ſoll aber der Andrang der Abgeſchiedenen ſo ungeheuer geweſen ſeyn, daß Charon auf Mittel ſinnen mußte die Prozedur ihrer Klaſſifizirung zu vereinfachen. Er holte zuerſt das Gutachten einiger berühmter Mathematiker ein, die bekanntlich Alles berechnen zu können glauben, und wurde durch dieſe Herren veranlaßt das Verdienſt jedes Ankommenden auf ein ſpezifiſches Gewicht zu normiren. Nach welchen Grundſätzen er bei dieſer Normirung verfuhr iſt mir unbekannt geblieben. Hierauf wurde eine große Schnelldruckwage konſtruirt, auf welcher tauſend Menſchen Platz fanden. Man dividirte in die Summe des Gewichtes, erhielt dadurch für jeden eine Durchſchnittszahl, und beſtimmte darnach ſeinen künftigen Aufenthaltsort. Charon frohlockte über dieſes neue Expediens, glaubte das Verdienſt jedes Ankömmlings mit mathematiſcher Genauigkeit beſtimmt zu haben, und bezeigte ſich ſeinen Rathgebern ſehr dankbar, indem er ihnen die Stachelnüſſe — ihre tägliche Koſt — nunmehr kandirt zukommen ließ.

Dieſe Freude war indeß von kurzer Dauer. Theils mochte die Gewichtsbeſtimmung das Maß der individuellen Verdienſte ſehr ungenau angeben; theils warf die Durchſchnittszahl die ganze Gerechtigkeit über den Haufen. Der Gute kam mit dem Böſen in eine Klaſſe, und dieſes Nivellirungsſyſtem führte zu den ſchreiendſten Ungerechtigkeiten. Fräulein Nemeſis, welche die Controle zu führen hatte, zur Zeit der Anwendung dieſes neuen Abwägungsſyſtems aber auf Helgoland im Seebade ſich von den Anſtrengungen ihres mühſeligen Berufs erholte, fand bei ihrer Rückkehr ſo ungeheure Aktenſtöße voller Reklamationen, daß die Zahl ihrer Referendarien verzehnfacht werden, und Charon zur Strafe für dieſe Neuerungsſucht die Ueberzähligen aus ſeiner Taſche bezahlen mußte.

Der Himmel- und Höllenpförtner warf ſich in ſeiner Herzensangſt den Chemikern in die Arme, welche ihm einen Amalgamirungsprozeß vorſchlugen, dem der Scheidungsprozeß des Guten und Böſen auf dem Fuße folgen ſollte. Die Idee, alle menſchlichen Tugenden und Fehler mit Queckſilber in Verbindung zu bringen, war originell, denn die Veränderlichkeit oder das Verharren ſind für Beide die wichtigſten Faktoren. Ich kann Dir nicht ſagen wie dieſe neue Verquickung vor ſich gegangen iſt, doch hat Charon die böſen Eigenſchaften ſeiner Rekruten wahrſcheinlich auf dieſelbe Weiſe „ausgequickt," wie er es bei Gewinnung ſeines Gaſes zu machen pflegt,[1] und den Rückſtand damit verglichen.

Aber auch dieſes Verfahren entſprach dem Zwecke nicht, obwohl jeder Einzelne ſo ſorgfältig ausgequickt worden ſeyn ſoll, wie an manchen Orten jetzt die Granaten gepolt werden. Man erhielt nämlich nur einen Maßſtab für die Beurtheilung des gegenwärtigen moraliſchen Werthes der Ankömmlinge, und Alles was ſie Gutes oder Böſes in früheren Zeiten geübt kam nicht mehr in Betracht. Die Nemeſis wollte aber auch die Vergangenheit in Anrechnung gebracht wiſſen, und behielt ſich die nähere Beſtimmung vor in wiefern dieſelbe eine Ab- oder Zurechnung bewirken ſolle. „Der Menſch," meinte die hohe Dame mit der erhabenen ernſten Stimme, „iſt ein ſo wankelmüthiges Geſchöpf, daß die Verhältniſſe in denen er geboren wird und fortlebt den größten Einfluß auf ihn üben, man muß alſo ſeinen ganzen Lebenslauf überblicken um Urtheil und Recht über ihn ſprechen zu können."

[1] Vergleiche damit den ſiebenten Brief.

Der Herausgeber.

Charon vernahm dieſe Eröffnung in ſtummer Verzweiflung. Ihm war zu Muthe wie einem angehenden Schriftſteller, welcher mit ſtolzer Zuverſicht ſein erſtes Werk der Oeffentlichkeit übergiebt, auf ungetheilten Beifall rechnet und bald nachher von den Kunſtverſtändigen ſich ſagen laſſen muß daß ſeine Arbeit voller Mängel ſey, den Zweck gänzlich verfehlt habe. Noch jetzt treten dem alten Jungen Thränen in die ſtark bewimperten Augen wenn er an die erhaltenen Verweiſe denkt, doch iſt er freimüthig genug hinzuzuſetzen daß er ſie wohl verdient habe. „Das kommt von der leidigen Gelehrſamkeit," ſagte der treuherzige Alte zu mir, als ich die Entſtehungsgeſchichte ſeiner Camera obscura aus ſeinem Munde vernahm, „die Gelehrten wollen Alles wiſſen, Alles beweiſen, und ſind vom Eigendünkel verblendet. Hätte ich mich ihnen nicht blindlings anvertraut, ſo würde ich wohl ſelbſt auf einen Ausweg gekommen ſeyn den meine ſtrenge Gebieterin zureichend gefunden hätte. Aber ich vertraute den Gelehrten unbedingt und das war zu meinem Nachtheil." — Auf mein Befragen, wie er denn endlich zu einer ſo genialen Löſung der Aufgabe welche ihm die Prieſterin der Gerechtigkeit geſtellt gekommen ſey, begann Charon folgende Erzählung.

„Bevor ich das Schifferhandwerk trieb, war ich — was Ihr gewiß noch nicht gewußt habt — Farbenreiber und Pinſelfaktor eines berühmten Landſchaftsmalers. Dieſe geiſtloſe Beſchäftigung wollte mir aber nicht recht zuſagen; ich ſuchte alſo meinem Herrn die Künſte abzulauſchen, um in ähnlicher Herrlichkeit leben zu können. Da ich für einen einfältigen Menſchen gehalten wurde, durfte ich ſtets in dem Atelier meines Meiſters bleiben, wenn dieſer von ſogenannten Kunſtkennern oder von wirklichen Kunſtverwandten Beſuche erhielt, und war daher oft Zeuge manches ſalbungsreichen Geſprächs. Am häufigſten hörte ich von Licht und Schatten und von der Perſpektive ſprechen, habe aber viel Mühe gehabt von Letzterer mir einen klaren Begriff zu machen, denn fragen wollte oder durfte ich nicht. Die Theorie von der Perſpektive quälte mich Tag und Nacht bis ich endlich den Entſchluß faßte, ſelbſt Maler zu werden um das Ding praktiſch kennen zu lernen. — Als ich den Meiſter bat mich ſeiner Dienſte als Pinſelfaktor zu entlaſſen — denn dieſen Titel hatte ich mir zur ausdrücklichen Bedingung gemacht, weil der Meiſter damals in einem Lande lebte wo nur der Titel Anſehen gab — ſchalt er mich den größten aller Einfaltspinſel, zahlte mir den Wochenlohn und ſchob mich vor die Thür.

„Ich war nun brodlos, wanderte in ferne Gegenden, legte mir eigenmächtig den Titel eines Profeſſors der Perſpective bei, verſammelte eine Schaar lernbegieriger Adepten um mich, ſprach in unverſtändlichen Ausdrücken zu ihnen, ließ mich für das Kauderwelſch gut bezahlen, tadelte oder lobte ihre Schülerarbeiten, ohne einen haltbaren Grund dafür anzugeben, kam dadurch zu Anſehn und zu Geld. — Dieſe Betrügerei brachte mich auf die Galeeren, denn der Zufall führte mich mit meinem verlaſſenen Prinzipal zuſammen, der mich der Polizei denuncirte. Ich wurde alſo Schiffer, erſt mal-gré dann bon-gré, und bin es ſeitdem auch geblieben. Aber die Lehre der Perſpective quälte mich nach wie vor, und als Nemeſis die Forderung machte daß auch die Vergangenheit in Anrechnung gebracht werden ſollte, dachte ich an meine eigene Jugendzeit und an die — Perſpective.

„Jetzt fuhr ein Lichtſtrahl durch meine Seele; ich hatte viel von einer Camera obscura gehört, zitirte ſchnell alle Optiker zu mir und trug ihnen auf, ein Kunſtwerk herzuſtellen durch welches ich im Stande ſey den ganzen Lebenslauf eines jeden der Ankommenden zu überblicken. Die Sache hatte anfangs ihre großen Schwierigkeiten und ich mußte nicht allein die Phyſiker, ſondern noch manche andere gelehrte Geſellſchaft aufbieten durch ihre Talente mich zu unterſtützen. Da es aber immer und überall darauf ankommt daß ein einflußreicher Mann eine geniale Idee aufſtellt, weil es nirgends an dienſtbaren Geiſtern fehlt ſie zu verwirklichen, am wenigſten auf Tenare wo ſo viele Schwarz- und Tauſendkünſtler hauſen, ſo kamen wir endlich zum erwünſchten Ziele. Ueberzeugt Euch einmal ſelbſt General von der Vortrefflichkeit meiner Erfindung.“

Wir traten in eine Rotunda deren oberer Theil viel Aehnlichkeit mit einer holländiſchen Windmühle hatte; das Innere glich einer Freimaurerloge und war mit ſchwarzem Sammet ausgeſchlagen. Am Plafond ſah man die Zeichen des Thierkreiſes. „Dieſe Zeichen,“ ſagte Charon, „haben den mächtigſten Einfluß auf die Geſchicke der Menſchen; wer unter dem Zeichen des Krebſes geboren wird, kommt entweder niemals vorwärts oder iſt ein entſchiedener Gegner des Fortſchrittes, was durch die Paſſivität oder Activität ſeines ganzen Weſens bedingt wird. Ein unter dem Zeichen des Scorpions geborner Menſch zwickt und ſtachelt entweder ſeine Nebenmenſchen, oder wird von ihnen gezwickt und geſtachelt.“ — „Aber,“ wendete ich ein, „wie verträgt ſich das mit den Begriffen von göttlicher

Gerechtigkeit, von Freiheit des Willens, und mit den übrigen Lehren unſerer Moralphiloſophen? Wenn das Geſchick eines Menſchen gleich bei ſeiner Geburt unabänderlich feſtgeſtellt iſt wie kann er da zurechnungsfähig ſein? Werden Tugenden und Laſter dadurch nicht zu hohlen Begriffen? Iſt die Welt dann etwas Anderes als eine große Puppenkomödie?" — Charon lächelte, nannte mich einen wunderlichen Kauz und gab mir folgende Erläuterung: „Thut einmal einen herzhaften Schritt aus dem Zauberkreiſe Eurer ſubjektiven Begriffe und Ihr werdet ſogleich wahrnehmen, daß die göttliche Weisheit ſich niemals beſſer offenbart hat als in dieſem ſcheinbaren Widerſpruche. Im Leben wie in der Wiſſenſchaft muß man zuerſt das große Ganze nach ſeinem Zwecke ins Auge faſſen, ſich eine Generalidee bilden und dann erſt zur Betrachtung der einzelnen Theile und ihrer wechſelſeitigen Beziehungen übergehen. Seht hier dieſen weißen Klecks auf dem herrlichen Oelgemälde, iſt es mehr als ein Farbenklecks den die ungeſchickte Hand eines Pinſelführers darauf gemacht zu haben ſcheint? Und dennoch giebt dieſer Klecks dem ganzen Gemälde, wenn Ihr es vom richtigen Standpunkte betrachtet, Leben und Bedeutung, bringt den ſchönſten Lichteffekt hervor. Eine Einzelheit hat als ſolche überall etwas Ungeſchicktes und Regelwidriges; ſucht man aber ihre Verbindung mit anderen Einzelheiten auf, ſo wird das Ganze ſchnell zur Harmonie."

„Der Menſch, fuhr Charon fort, iſt nur ein winziger Theil vom Ganzen; doch iſt er des Ganzen wegen da und nicht zu ſeinem Privatvergnügen. Greift er richtig in das Ganze ein dann hat er ſeine irdiſche Beſtimmung erfüllt, ſollte er auch Dieſen oder Jenen auf die Hühneraugen treten, oder mit dem Ellenbogen in die Seiten ſtoßen. Welch' eine beſchränkte Anſicht müßtet Ihr von der göttlichen Macht haben wenn Ihr glauben wolltet, ſie könne nicht verhindern daß ein Mann wie Napoleon auf Erden Alles bunt durcheinander würfe und zwanzig Jahre hindurch ſolchen Lärm mache? Er dient nur ihren Zwecken; ob gut oder ſchlecht — das iſt ſeine perſönliche Angelegenheit und nur dafür wird er hier belohnt oder beſtraft. Aber laßt mich jetzt auf das Kapitel der Krebſe und Scorpione zurückkommen, ich habe Euch darüber noch manchen Aufſchluß zu geben.

„Wer das Glück oder Unglück hat unter dem Zeichen des Krebſes geboren zu werden — denn in der moraliſchen Welt iſt Alles relativ — iſt alſo im eigenen Vorſchreiten behindert oder hindert das Emporſtreben

Anderer. Betrachten wir zunächſt den Lebenslauf des Erſteren. Was er thut oder unternimmt hat keinen erwünſchten Erfolg; glaubt er auch das Ziel endlich einmal erreicht zu haben ſo ſchleudert ein unvorhergeſehenes Ereigniß ihn plötzlich wieder zurück. Gemeine Naturen werden dadurch abgeſchreckt und verſinken in Faulheit; ſchwache Geiſter laſſen ſich einſchüchtern und entmuthigen. Die edlen Naturen gewinnen an moraliſcher Stärke; die ſtarken Geiſter entwickeln neue Kräfte. Jene geben das Spiel verloren, dieſe beginnen es von Neuem. Ihre natürlichen Widerſacher ſind die Krebſe der zweiten Gattung welche Alles zu hindern trachten. Das Zuſammentreffen beider Gattungen erzeugt nun Druck und Gegendruck, wodurch die moraliſchen Kräfte ſich immer mehr konzentriren und den Widerſtand zu überwältigen ſuchen. Aber nicht überall erringt die ſtärkere Partei den Sieg, ſondern häufiger die geſchicktere; weniger jedoch dadurch daß ſie ihre Kräfte gegen die ſchwachen Seiten des Gegners wirken läßt, ſondern mehr dadurch daß ſie denſelben in ſchwachen Momenten angreift. — Iſt aber der Druck der Widerſacher überall gleich ſtark und nicht zu beſeitigen, dann fangen die Kräfte der Bedrückten an intenſiv zu wirken, was ihnen oft größere Vortheile bringt, und das iſt der große moraliſche Zweck der auf dieſem Wege erreicht werden ſoll. Fragt Euern Freund Scharnhorſt und Euch ſelbſt was Ihr Beide dem Drucke äußerer Verhältniſſe zu verdanken habt, und Ihr werdet finden daß das was das gemeine Volk Unglück zu nennen pflegt Euch gerade am meiſten zum Heile diente. Ihr ſeyd zwar nicht unter dem Zeichen des Krebſes geboren, habt aber einige Seitenverwandte unter dieſem Himmelszeichen, was ſich immer auch fühlbar macht.

„Unter den Leuten, die mit dem Geburtszeichen des Scorpions auf die Welt kommen, ſind die Paſſiven oder „Geſtachelten" ſehr übel daran, die Activen oder „Stachelnden" aber viel ſtärker wirkend und allgemein nützlicher als die Druck- und Zwick-Krebſe. Die activen Scorpione ſtacheln ihre ganze Umgebung bis aufs Blut. Die Faulen werden durch ſie noch zu leidlicher Thätigkeit angehalten, die Fleißigen zu außerordentlicher Thätigkeit angeſpornt; Mancher geht dabei wohl auch zu Grunde; fällt er als Opfer ſo iſt das ein Gewinn für ihn ſelbſt, obſchon ein Verluſt für die Sache welcher er dient, wofür der Scorpion dann von den activen Krebſen gezwickt wird weil dieſe, zwar dem Fortſchreiten abhold, jede Uebertreibung beſtrafen zu müſſen glauben und etwas heimtückiſcher Natur

ſind. Hält der Geſtachelte aber die Probe aus, ſo empfängt er reichen Lohn. Geht nur zum Vater Zieten und laßt Euch von ihm erzählen, wie er von den Scorpionen von Kindheit an (eine Zeit lang ſelbſt von ſeinem Könige) geſtachelt worden iſt, aber der beſtand die Probe wie ſelten ein Menſch, und der „alte Fritze“ hat ihm königlich dafür gelohnt. — Noch gibt es eine ſchlimmere Art von Scorpionen; ſie ſind wie Euer Goethe ſagt:

„ein Theil von jener Kraft,
„die ſtets das Böſe will und doch das Gute ſchafft.“

Aber ſie gehören zu unſeren Kabinetsſtücken, und Kabinetsgeheimniſſe dürfen nicht ausgeplaudert werden. Auch was meine Camera obscura enthält darf ich Euch nicht ohne Beſchränkung zeigen, denn es iſt Euch bis jetzt nur vergönnt das Treiben der Gegenwart in einzelnen Richtungen und Beziehungen zu beobachten, ſtellenweiſe den Schleier der Vergangenheit zu lüften, um die Wahrheit an den Tag zu bringen, nicht aber nach Belieben die Entwicklungsgeſchichte aller Menſchen zu verfolgen, das würde Euch noch nicht frommen, überhaupt zu tief in unſere Geheimniſſe blicken laſſen.“

Vergebens wäre das Bemühen Dir, mein Freund, eine allgemein faßliche Beſchreibung von der inneren, überaus kunſtvollen Einrichtung dieſer Camera obscura geben zu wollen, denn Vieles läßt ſich nur in der olympiſchen Kanzleiſprache ausdrücken, deren Uebertragung in brandenburger Deutſch unmöglich iſt. Ich kann Dir alſo nur im Allgemeinen ſagen, daß die ganze Lebensgeſchichte der von Charon zitirten Geiſter an dem Auge des Beſchauers in Schattenbildern vorüberzieht, und durch eine ſehr einfache Vorrichtung gleichzeitig photographirt wird. Die auf die Handlungen der Zitirten einwirkenden Perſonen, Verhältniſſe und Umſtände zeigen ſich theils im Vordergrunde, theils im Mittel- und Hintergrunde dieſer Lebensbilder, und es wird der Grad dieſer Einwirkung ſowohl durch Licht und Schatten, als überhaupt durch perſpektiviſche Darſtellung anſchaulich gemacht. Auf mein inſtändiges Bitten entrollte Charon die Lebensbilder einiger großen Männer verſchiedener Zeiten, und ich bekam dadurch eine ganz andere Anſicht von ihrem Werthe, als die renommirten Biographen davon geltend zu machen ſuchen. Gelegentlich mehr davon; für heute überhaupt genug denn ich habe mich noch mit allen den Herren, welche gleich mir in günſtigere Verhältniſſe getreten ſind, bei Jupiter zu präſentiren.

Neunzehnter Brief.

Olymp, den 23. December 1838.

Seit Beginn meines zweiten Luſtrums war ich öfterer bei Charon, der immer gefälliger gegen mich wird und mir bereits manches Lebensbild hervor gezaubert hat. Ganz flüchtig gedachte ich früher des Schwedenkönigs Karl XII., den ich nur einmal und zwar in des Lothringers Schloß ſahe, als uns Kara Muſtapha dort mit einem Sturme bedrohte.[1] Die perſönliche Erſcheinung dieſes kriegeriſchen Fürſten imponirte mir zwar ſchon damals, doch theilte ich noch manches Vorurtheil über ihn mit unſeren Zeitgenoſſen, und war deshalb nicht ſonderlich geneigt ſeine nähere Bekanntſchaft zu ſuchen. Nachdem aber Charon mir einige Scenen ſeines Lebensaktes vor die Augen geführt hat, betrachte ich dieſen Heros, der in den Geſchichtsbüchern faſt überall als Zerrbild dargeſtellt wird, mit ganz anderen Augen.

Karl XII. nimmt unter den großen Regenten und Feldherren einen ſehr würdigen Platz ein, hat dies aber mehr durch Geſinnung und That als durch den Erfolg bewieſen. Da nun nichts ſo leicht und bequem iſt, als die Zweckmäßigkeit einer Verfahrungsart *nach dem Erfolge* zu beurtheilen, Karls Unternehmungen aber ein unglückliches Ende hatten, ſo bricht man ſchonungslos den Stab über ihn. Die politiſche Aufgabe eines Regenten iſt ſelten von ſo einfacher Art, daß ſie dem großen Haufen verſtändlich gemacht werden kann; ſie darf ſelbſt nach ſeinem Tode nicht ganz frei beſprochen werden, da ſie immer ein weſentliches Stück der äußeren Politik des Staates bleibt; doch erleidet der vorliegende Fall eine Ausnahme.

Das deutſche Reich, ſchon über ein Jahrhundert zu einer politiſchen Gliederpuppe herabgeſunken, der nur von Außen wieder einiges Leben eingehaucht werden konnte, hatte längſt aufgehört in den Gang der großen Welthändel wirkſam einzugreifen, als Karl XII. den ſchwediſchen Thron in einem Alter beſtieg, welches jetzt nicht einmal zur Bekleidung einer Lieutenantsſtelle hinreichend erachtet wird. Sein Vater hatte ihm eine tüchtige die Selbſtſtändigkeit frühzeitig entwickelnde Erziehung gegeben; die

[1] Siehe den Schluß des vierzehnten Briefes.

Der Herausgeber

Mutter hatte ſein Herz gebildet ohne der Feſtigkeit des Willens, welche ſich in vielen kleinen Charakterzügen entſchieden ausſprach und in Starrſinn ausarten zu wollen ſchien, diejenige Biegſamkeit beibringen zu können, ohne deren Beihülfe wichtige Zwecke ſchwer zu erreichen ſind. Der kaum ſechszehnjährige König war an ein mäßiges Leben gewöhnt, von großer Körperkraft, von noch größerer Ausdauer, dabei ein verwegener Reiter; das ſind Eigenſchaften, mein Freund, die ſchon an ſich etwas zu bedeuten haben, mehr aber noch wenn ſie, wie bei dem jungen Könige, mit hoher ſittlicher und geiſtiger Bildung Hand in Hand gehen, zumal in einer Zeit wie die damalige, wo dergleichen Eigenſchaften bei gekrönten Häuptern zu den größten Seltenheiten gehörten.

Schweden behauptete damals immer noch ein großes Anſehen in Europa, welches durch ein ſtehendes Heer von 80,000 Mann, durch eine vortreffliche Landmiliz und eine reichgefüllte Schatzkammer vermehrt wurde. An tüchtigen Heerführern war jedoch Mangel eingetreten, und dieſer Umſtand mag auch etwas zu den ſtrategiſchen Uebergriffen beigetragen haben, von welchen Karl nicht ganz frei zu ſprechen iſt. Dagegen verdient die Sorgfalt Anerkennung mit welcher er ſeine Vertrauten wählte, worunter ich vorzüglich den Oberſten Arwed Horn nenne, Befehlshaber der Trabanten, ein eben ſo toller Wagehals als der König, aber ſehr verſtändiger Rathgeber und ſpäter ein ſehr tüchtiger General. Dieſer liebte ſeinen Monarchen mit großer Aufrichtigkeit, mehr aber noch ſein Vaterland dem er ſelbſt auf Koſten des königlichen Intereſſes zu dienen ſuchte.

Die zwei erſten Regierungsjahre Karls verſtrichen in unſchuldigen Luſtbarkeiten, welche ſeine Nachbarn verleiteten Schweden als eine leichte Beute zu betrachten. Aber kaum hatte der zum Könige von Polen erwählte Kurfürſt Auguſt von Sachſen den Verſuch gemacht ſich Liefflands zu bemächtigen, ſo hörten alle Feſtlichkeiten in Schweden auf, Karl legte Panzer und Schwert an, ward Soldat in der umfaſſendſten Bedeutung dieſes inhaltſchweren Wortes, und iſt es bis an ſein Ende auch geblieben. Dem zu Unterhandlungen mit Auguſt geneigten Senat gab der junge König die hochherzige Antwort: „Ich habe beſchloſſen nie einen ungerechten Krieg zu führen, aber auch einen gerechten Krieg nur durch den Untergang meiner Feinde zu enden.“ — Daß dieſe Verheißung nicht vollſtändig in Erfüllung gegangen iſt, hat weniger an Karls Verfahren als in Umſtänden und politiſchen Verhältniſſen gelegen, denen er natürlich

nicht gebieten konnte; er ſelbſt behielt dieſes Ziel ſtets vor Augen, und ſtrebte mit Aufbietung aller ihm zu Gebote ſtehenden Kräfte darnach es auch zu erreichen. Schon dies allein giebt ihm Anſprüche auf unſere Bewunderung.

Durch den König von Dänemark Friedrich IV. gleichzeitig angegriffen, ſtellte ſich Karl dieſem zuerſt entgegen, rückte mit einer ſtarken Flotte vor Kopenhagen, bombardirte dieſe Hauptſtadt, ſetzte zugleich die Truppen an das Land, und zwang ſeinen Gegner den 18. Auguſt (1700) zu einem Frieden, deſſen Bedingungen als Beweis großer Mäßigung gelten können. — Von dieſer Seite beruhigt, wendete ſich Karl ſchnell nach Liefland, wo Auguſt Riga belagerte nun aber ſchnell wieder abzog, ſogar Friedensunterhandlungen anknüpfte, die jedoch keinen Erfolg hatten weil Karl, der ſein gegebenes Wort niemals brach, in die Aufrichtigkeit der Geſinnungen Auguſts kein Vertrauen ſetzen konnte. Du darfſt dieſen Umſtand nicht überſehen, mein Freund, er iſt entſcheidend für den ganzen folgenden Krieg.

Die Nachricht daß Peter I. mit 80,000 Ruſſen gegen Narva marſchire, wirkte auf den jungen Helden in eigener Weiſe. Gleich nach ſeiner Thronbeſteigung hatte er eine außerordentliche Geſandtſchaft nach Moskau geſchickt, welche dem Czaren unter anderen Geſchenken auch 300 eiſerne Kanonen mitbrachte, die für denſelben von hohem Werthe waren. Dieſes Geſchenk, von welchem der franzöſiſche Geſandte dringend abrieth, war der deutlichſte Beweis friedlicher Geſinnungen von Seiten Schwedens, aber Peter ſuchte ſeine Macht um jeden Preis zu erweitern und achtete wenig auf das ehrliche Gemüth ſeines jungen Nachbars. Er erwiederte zwar die Freundſchaftsverſicherungen deſſelben, der Krieg folgte ihnen aber ohne Erklärung auf dem Fuße. — Karl, der die Regenten nach ſeinen eigenen Begriffen von Recht und Ehre beurtheilte und keinen Fürſten einer ſolchen Doppelzüngigkeit fähig hielt, fand ſich durch dieſen feindlichen Beſuch aufs Tiefſte gekränkt, und hieraus entſprang der unvertilgbare Haß gegen den Czaren, welcher dieſem Kriege ſeinen eigenthümlichen Charakter gegeben hat.

Aber es war nicht Haß allein, ſondern eine großartige politiſche Anſicht der Dinge, die dem Kriege gegen Rußland zum Grunde gelegt wurde und dem Heldenkönige zur höchſten Ehre gereicht. Die Geſchichte Guſtav Adolphs hatte ihm gezeigt daß es möglich ſey, mit ſcheinbar

geringen Kräften große politiſche Umwälzungen zu bewirken. Es war damals noch in ſehr friſchem Andenken daß wenig gefehlt hatte Guſtav Adolph, den Beherrſcher eines armen aber tapferen Völkchens, zum Herren von ganz Deutſchland zu machen. Wie leicht konnte alſo der ungleich mächtigere, ehrgeizigere und eroberungsſüchtige Czar auf den Gedanken kommen, ſeine Macht nach Weſten auszubreiten und Deutſchland zum Schauplatze ſeiner Kriegsthaten zu machen? Der Zeitpunkt war ſo übel nicht da die ganze weſtliche Hälfte Europa's, der ſpaniſchen Erbfolge wegen, in einen unüberſehbaren Krieg zu gerathen drohte, und die mißvergnügten Ungarn leicht in Rußlands Intereſſe verflochten werden konnten. Von Peter I. ſtand Alles zu befürchten, und die Hinterliſt mit welcher er Karls Treuherzigkeit vergalt, gab dieſem einen ungefähren Maßſtab was von dem Moskowiter zu erwarten ſey.

Dem Angriffe des Czaren nachdrücklich zu begegnen war des jungen Königs feſter Entſchluß. Mit einer faſt beiſpielloſen Siegeszuverſicht rückte er dieſem neuen und mächtigen Feinde ſchnell und kühn entgegen. Nach den nothwendigſten Entſendungen blieben ihm nur noch 5000 Mann Infanterie, 3300 Reiter und 37 Geſchütze, mit welchen er gegen Narwa marſchirte, wo Peter 80,000 Mann mit 173 Geſchützen vereinigt hatte. Die Furcht vor den ſchwediſchen Waffen war damals noch ſo groß, daß die zehnfache Ueberzahl den Ruſſen wenig Bürgſchaft für den Sieg gab, obſchon ſie zwei Engpäſſe (bei Pyhajokki und Simaleggi) beſetzt hielten die den Zugang zur Hauptſtellung, welche ſtark verſchanzt war, vollkommen ſperrten. Aber zwei große Fehler ſchwächten die ruſſiſche Vertheidigungskraft; der erſte war die Abreiſe des Czaren, angeblich um die Herbeiziehung rückwärtiger Truppen zu beſchleunigen; der zweite entſprang aus der fehlerhaften Verwendung der 6000 Mann, mit welchen General Scheremetoff den Engpaß bei Pyhajokki vertheidigen ſollte. Letzterer hatte einen Theil ſeiner Reiter über den Engpaß hinausgeſchickt, auch die dortige Brücke nicht zerſtört, was zur Folge hatte daß die plötzlich anrückenden Schweden mit den Ruſſen zugleich über die Brücke drangen und jede wirkſame Vertheidigung unmöglich machten. Zwei Tage ſpäter griff Karl die Ruſſen in ihren Verſchanzungen bei Narwa an (den 21. November 1700). Der Herzog von Croy führte darin den Oberbefehl, konnte aber nach der Entfernung des Czaren und dem bereits erlittenen Unfalle der allgemeinen Entmuthigung nicht gebieten, und mußte

der ſchwediſchen Tapferkeit den Kampfplatz überlaſſen, wobei das ganze Geſchütz und Lagergeräthe verloren ging. Die Zahl der Gefangenen war größer als die der Sieger; unter ihnen befand ſich auch der Herzog von Croy mit 9 Generalen und 10 Oberſten, welche ehrenvoll behandelt, die Soldaten aber entlaſſen wurden da man keine Lebensmittel für ſie hatte.

Dieſer Sieg blieb zwar ohne ſichtbare Folgen, weil Karl bei der geringen Truppenzahl ohne große Gefahr nicht weiter vordringen konnte. Aber um ſo größer war der moraliſche Eindruck. Die ſchwediſchen Soldaten glaubten nun unter ihres Heldenkönigs Anführung Alles wagen zu können, und dieſes unerſchütterliche Vertrauen hat ſpäter zu Thaten geführt, die faſt an das Fabelhafte grenzen. Noch wichtiger waren die politiſchen Folgen. Peter und Auguſt ſchloſſen ein engeres Bündniß gegen Schwedens König, dem keiner von Beiden allein gewachſen zu ſeyn glaubte, und verſprachen ſich in der perſönlichen Zuſammenkunft auf dem Schloſſe zu Birſen (Februar 1701) gegenſeitige Unterſtützung an Truppen, wobei des Czaren vornehmſter Zweck kein anderer war, als ſeinen noch ſehr unbehilflichen Truppen gute ſächſiſche Lehrmeiſter zu geben, und ſie ſo allmälig durch eine praktiſche Kriegsſchule zur Selbſtſtändigkeit heran zu bilden. Ob Auguſt den durch Beſtechung erlangten Königsthron behaupten oder verlieren werde war dem Czar gleichgiltig, ſeine Hülfe daher oft zögernd und wenig eingreifend.

Bevor ich Dir Karl's Entſchluß in Bezug auf die Fortſetzung des Krieges mittheile, muß ich Dich erſt mit Auguſts und Polens Verhältniſſen näher bekannt machen, denn ſie geben den beſten Aufſchluß. — Polen war ſchon damals das Reich ungeheurer Widerſprüche. Das fruchtbare Land lieferte Korn, Weizen, Flachs, Honig, Wachs, ſtattliches Rindvieh und vortreffliche Pferde im Ueberfluß; ein unermeßlicher Salzſtock machte den wichtigſten Handelszweig und Handelsreichthum aus. Aber alle Gewerbe lagen darnieder; die Peitſche des Edelmanns war die Seele der Nationalökonomie; der Erfindungsgeiſt und Thätigkeitstrieb erſtarben im Trunke. Große Schaaren von Wölfen und andere Raubthiere gehörten zu den kleinſten Uebeln. Der Charakter des Volkes war eine Miſchung von Knechtsſinn und Vaterlandsliebe, von Unterwerfung und Trotz, von Nachgeben und Widerſtand, offenbarte ſich aber in den edleren Naturen als eine wunderbare elaſtiſche Gediegenheit, welche, wenn

ſie in der Maſſe verbreiteter geweſen wäre, ein vortreffliches Element zum Schutze Deutſchlands gegen Rußlands Uebergriffe abgegeben haben würde. Die Staatsform war republikaniſch mit einem Wahlkönige an der Spitze. Bei der völligen Gleichſtellung der Adelsklaſſen unter ſich, herrſchte jedoch ſo viel Eiferſucht unter den alten Piaſtenfamilien, daß man lieber fremde Fürſten zu Königen wählte, als die eigenen Stammgenoſſen auf dem Throne ſah. Ein republikaniſcher Volkscharakter konnte daher niemals zur Reife gelangen, noch weniger verſtanden die Polen die Freiheit der Einzelnen mit der Kraft des Ganzen zu verbinden; und der Baum der Freiheit, der hier vier Jahrhunderte früher blühte, als irgend einer der in Europa eingewanderten Volksſtämme die Freiheit begreifen konnte, ſtand ohne Wurzeln da. Deshalb verloren die Polen eine Bedingung ihrer Selbſtſtändigkeit und, in Folge ihrer muthwilligen Kriege, eine natürliche Grenze nach der anderen, zuerſt Schleſien und die Oder, dann die Oſtſee, hierauf den Dnjepr, endlich die Karpathen. Ohne geſicherte Grenzen nach Außen, ohne ein feſtes Band im Innern, gebrach ihnen jede Stütze bei politiſchen Stürmen, denen ſie mithin auch nicht widerſtehen konnten.

Und dieſes Volk, welches in jedem Betracht ſchwer zu regieren war, hatte einen Auguſt zum Könige gewählt, der nur ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln, nicht aber die in ihm ſchlummernden Tugenden zu wecken und zu beleben verſtand. Jung und kriegeriſch, war es ihm mehr darum zu thun, der eigenen Eitelkeit und Sinnenluſt zu fröhnen und nach blendendem Schimmer zu ſtreben, als die mühſame Ehre zu erringen die man ſich durch treue Erfüllung ſeiner Regentenpflichten erwirbt. Er verkaufte von ſeinen Erbländern ein Stück nach dem andern, veräußerte nebenbei manche Hoheitsrechte, und gewann dnrch die an ſeine Günſtlinge und Maitreſſen verſchwendeten Summen nur treuloſe Freunde. Auguſts Prachtliebe und ſein ritterlicher Sinn verſchafften ihm zwar manchen Anhänger in Polen; die allgemeine Stimme war aber dennoch gegen einen Krieg mit Schweden, und Karl verſtand dies klug zu benutzen.

Daß man dem gewaltigen Umſichgreifen des Czaren einen feſten Damm entgegen ſtellen müſſe ſahe Karl zuerſt ein; daß aber die Polen unter Auguſt hierzu nicht geeignet waren begriff er ebenfalls, und daher faßte er nach dem erſten Siege über eine ruſſiſch-ſächſiſche Armee (am 9. Juli 1701), welche zur Deckung der zweiten Belagerung von Riga hinter

der Düna Stellung genommen hatte, insgeheim den Entschluß den Polen einen König aus ihrer Mitte zu geben. Karl schrieb deshalb an den Kardinal Primas Radziejowski, ein Mann von großem Einflusse, „daß weder die Republik noch ihre Nachbarn jemals auf Erhaltung des Friedens rechnen könnten, so lange ein so treuloser Fürst wie August auf dem polnischen Thron säße," und gab dem Senat in einem anderen Schreiben zu erkennen, „daß die Republik darauf bedacht seyn müsse das fremde Kriegsvolk (die sächsischen und russischen Truppen) aus dem Lande zu schaffen und einen anderen König zu wählen, mit dem Schweden hoffen könne in Frieden zu leben."

Diese Erklärungen waren wichtiger noch als der Sieg an der Düna, obschon Peter und August sich dadurch veranlaßt gesehen hatten, die Vermittelung Frankreichs, Hollands und Englands in Anspruch zu nehmen. Sie sind aber hauptsächlich deshalb wichtig, weil die politische Krisis welche jetzt eintrat zugleich die Ursachen zu erkennen gibt, weshalb Karl mehrere Monate nichts von Bedeutung unternahm. Wollte er seinen Zweck erreichen so durfte er die Polen nicht durch raschen Siegeslauf um ihre Existenz besorgt machen, er mußte ihnen Zeit lassen die eingetretenen Umstände zu erwägen, sich selbst aber eine mächtige Partei zu bilden suchen. Karls scheinbare Planlosigkeit hatte also einen tiefer liegenden politischen Zweck.

Inzwischen zeigte Schwedens König aber auch durch die That, daß er nicht geneigt sey diejenigen ungestraft zu lassen welche seine geheimen Absichten zu durchkreuzen suchten. Die Sapieha's hatten sich an die Spitze der schwedischen Partei gestellt, und die Oginski's dadurch so erbittert daß Letztere sich offen gegen die Schweden erklärten, und ihnen in Kurland durch Streifereien sehr lästig wurden. Karl beschloß daher ihre Züchtigung in eigener Person zu unternehmen; er entwickelte dabei eine Energie, die schon an sich Erwähnung verdient und einen Begriff von seiner Art Krieg zu führen gibt. Außer dem Könige wußte Niemand wem der Zug gelten sollte den er im December 1701 antrat. Er ließ dazu 1100 Reiter nach Schauen kommen, zu welchen noch 400 Infanteristen auf Schlitten stießen. Mit diesem kleinen Corps wagte er sich tief in ein Land mit endlosen Wäldern, grundlosen Wegen und zahllosen Morästen, dessen Bewohner gegen die schwedischen Soldaten in hohem Grade erbittert waren, und trennte sich auf unbestimmte Zeit von der Armee

welche in Kurland blieb. Bis Skudi blieb das Corps vereint, da aber die Infanterie dem raſchen Zuge nicht zu folgen vermochte, ließ er ſie hier zurück und ſchlug den Weg nach Friski ein, wo die Oginski's ein Schloß hatten. Die Truppen derſelben hatte man bis jetzt nirgends erreichen können, doch war man ihnen auf der Spur.

Friski, ein Städtchen mit Mauern umgeben, liegt an einem kleinen Fluſſe deſſen Brücke zerſtört war. Der König kam gegen Abend hier an, ſetzte mit ſeinen Reitern durch eine Fuhrt, wobei die Pferde faſt ſchwimmen mußten, und drang ohne Widerſtand in die Stadt deren Bewohner meiſt entflohen waren. Ermüdet von dem langen Ritte und von Kälte erſtarrt, ſehnte ſich Alles nach Ruhe und Erholung; ſelbſt der König überließ ſich dem Schlafe. — Kurz vor Mitternacht erſchien aber Oginski mit 1000 Reitern, überfiel die Schweden, zündete einige Häuſer an und verbreitete große Beſtürzung. Muß man die Sorgloſigkeit der Letzteren tadeln, die nicht einmal Vorpoſten aufgeſtellt hatten, ſo verdient die Schnelligkeit und Uebereinſtimmung, mit der ſie ſich auf die Polen ſtürzten, unſere ganze Bewunderung. Kaum nothdürftig bekleidet, unterhielten die in den Häuſern am Markte einquartierten Reiter das Gefecht ſo lange, bis der König die Mehrzahl der Dragoner am Schloſſe verſammelt hatte und nun ſeiner Seits die Polen angriff. Oginski widerſtand nur kurze Zeit und war nahe daran gefangen zu werden. Mit Lebhaftigkeit verfolgt, flüchtete er mit ſeiner Schaar nach Kowno, weil ihm der König nirgends Ruhe ließ. Die in Skudi zurückgelaſſene Infanterie wurde nun auch heran gezogen, aber bevor ſie noch eingetroffen war hatte Karl der Stadt ſich bereits bemächtigt. Die Furcht ſeiner Gegner war bereits ſo groß, daß er es wagen durfte auf einem kleinen Prahmen über den Niemen zu ſetzen und in die Stadt zu bringen, deren Beſitz ihm Niemand ſtreitig machte, obſchon es leicht geweſen wäre den König und ſeine verwegenen Reiter in den Straßen zu überwältigen. — Nach dieſem kühnen Streifzuge kehrte der König zur Armee zurück, ließ aber Kowno durch den Oberſten Hummerhjelm beſetzen.

Was in Karls Benehmen am meiſten befremdet und insbeſondere Anlaß zu ſchiefen Urtheilen über ihn gegeben hat, iſt der häufige Wechſel zwiſchen außerordentlicher Thätigkeit im Kleinen und auffallender Unthätigkeit im Großen, woraus Viele den Schluß ziehen daß er nur nach augenblicklichen ritterlichen Launen, in der Hauptſache aber ohne Plan und

Zweck gehandelt habe. Dieſer ſcheinbare Widerſpruch iſt nicht mit wenigen Worten aufzuklären. Einſtweilen will ich Dir darüber nur ſo viel ſagen, daß die ſtrategiſchen Wirkungen auf einem ſehr ausgedehnten und wenig bevölkerten Kriegsſchauplatze, wie Rußland und Polen, ungleich langſamer ſind und doch erſt abgewartet werden müſſen, bevor man neue Unternehmungen beſchließt. Die Schläge müſſen deshalb ſtark ſeyn und ſchnell auf einander folgen um die augenblickliche Wirkung zu verdoppeln, dürfen ſich aber doch nicht zu oft wiederholen, weil man ſonſt die eigenen Werkzeuge des Sieges zu Grunde richten, und bald zu einem ſehr unfreiwilligen Stillſtand gezwungen ſeyn würde. Auguſt war durch ſeine Unfähigkeit, den Moskowitern künftig eherne Schranken zu ſetzen, ein Hinderniß für Karls uneigennützige politiſche Zwecke, er mußte alſo entthront werden. Von Peter I. war wie geſagt Großes zu befürchten, wenn man die fortſchreitende Entwickelung ſeiner Macht nicht zu ſtören ſuchte. Karl allein, obwohl ein mächtiger König, konnte den Czar nicht bezwingen. Es blieb ihm folglich kein anderer Ausweg als den König Auguſt vorerſt unſchädlich zu machen, und dann durch Mitwirkung der Koſaken und Türken den Czar nachdrücklich zu bekämpfen. Hierzu waren aber viele Vorbereitungen erforderlich um durch Hochachtung und gegenſeitiges Vertrauen die Bündniſſe zu befeſtigen, ohne welche ein ſolcher Kampf zu keinem erwünſchten Reſultate führen konnte. Man durfte nichts übereilen, um der öffentlichen Meinung Zeit zu laſſen ſich mit dieſem großartigen Plane zu identifiziren, und mußte doch auch zuweilen durch gewaltige Stöße in irgend einer Richtung zeigen weſſen man fähig ſey, ohne gleichwohl Mißtrauen zu erregen. Das iſt der einzig richtige Geſichtspunkt aus welchem Karls XII. kriegeriſche Unternehmungen angeſehen werden müſſen; wer ihn feſt hält wird bald finden, daß Plan und Zuſammenhang nirgends fehlen, und die ungeheure Conſequenz bewundern mit welcher dieſer König nach dem fernen Ziele ſtrebte, das bei beſſerem Eingreifen ſeiner Verbündeten und Unterfeldherrn gewiß erreicht worden wäre. Wie ganz anders würde ſich dann auch unſere Geſchichte geſtaltet haben! Weitere Folgerungen für die mögliche Geſtaltung der politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands mag ich daran nicht knüpfen und will den Faden hier kurz abreißen. Aber ich werde ihn ſpäter wieder aufnehmen um Dir zu zeigen, durch welche wunderbare Verkettung von Ereigniſſen einzelne Völker ihre Kräfte entwickeln.

Zwanzigſter Brief.

Olymp, den 8. Januar 1839.

In einer Abendgeſellſchaft bei Minerven war kürzlich auch die Rede von den Verluſten an Menſchen im Kriege, ſey es durch Tödtung, Verwundung, oder in Folge zu großer Anſtrengung, mangelhafter Verpflegung und daraus entſtehender Erkrankung. Man vereinigte ſich bald zu der Anſicht, daß es eine der höchſten Aufgaben der Kriegskunſt ſey, die eigenen Verluſte möglichſt zu vermindern, die des Gegners aber zu erhöhen, weil die Reſultate des Kampfes dadurch hauptſächlich bedingt würden, konnte ſich jedoch über die daraus abzuleitenden Conſequenzen nicht ſo leicht verſtändigen.

Ganz abſtract genommen, würde die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte als oberſter Grundſatz für eine jede Kriegführung gelten müſſen, denn das Kriegführen muß von einer Seite nothwendig eingeſtellt werden, ſobald die Kräfte erſchöpft ſind, oder nicht mehr ausreichen um dem Zwecke entſprechende Erfolge herbei zu führen. Der Krieg iſt aber nun einmal kein Abſtractum, ſondern ein Concretum, und da ſich das Maß der beiderſeitigen Kräfte niemals genau beſtimmen läßt, weil die moraliſchen Kräfte incommenſurable Größen ſind, die gleichwohl in erhöhter Potenz wirken, ſo dürfte daraus gefolgert werden, daß jener oberſte Grundſatz der Kriegführung keine größere Geltung habe, als die allgemeinen Grundſätze insgemein. Ueberdies ſind die Zwecke im Kriege ſehr verſchiedener Art, folglich müſſen es auch die Mittel ſeyn, und da der Fall nicht ſelten iſt, daß keine Partei für den Augenblick ein Intereſſe hat der anderen Verluſte zuzufügen, ſo muß es auch Kriegszwecke geben, zu deren Erreichung die Schwächung des Gegners durch Menſchenverluſte gar nichts beiträgt. Ich habe Grund zu glauben, daß Karl XII. zu Anfang des polniſchen Krieges in ſolcher Lage ſich befand, und es würde ihm die ſcheinbare Unthätigkeit zu um ſo größerem Ruhme gereichen, da bekanntlich das Gebiet der Gefahr dasjenige Element war, in welchem er ſich am liebſten bewegte, und ſein Urtheil über das Weſen der Kriegführung damals noch nicht ſo geläutert ſeyn konnte.

Wie wäre aber auch bei dem ſchwediſchen Könige eine ſichtbare Planmäßigkeit im ſtrategiſchen Operiren, ein gleichſam methodiſches Vorſchreiten

zum Ziele möglich gewesen, und welches hätte überhaupt dieses Ziel seyn sollen, wenn man erwägt daß August und der Gegenkönig Stanislaus sich um die Oberherrschaft Polens stritten, daß dieser von Karln unterstützt, jener von Petern aufgereizt wurde, und daß alle vier Fürsten im polnischen Adel freundlich und feindlich gesinnte Parteien hatten, die neben den allgemeinen politischen, noch besonderen Familieninteressen anhingen? Ein größeres Durcheinander ist ja kaum denkbar! — Aber Karls Plane entbehren dennoch des leitenden Prinzips nicht, das beweist sein Verfahren gegen August und Peter. Sobald der Kampf gegen diese Fürsten außerhalb Polen geführt wurde, nahm der Krieg einen ganz anderen Charakter an, und das Vernichtungsprinzip tritt überall deutlich hervor. In meinem letzten Briefe habe ich Dir bessere Auskunft versprochen, und will Dir heute mittheilen was ich inzwischen an sicheren Nachrichten mir verschaffen konnte.

Vor einigen Tagen ging ich ins schwedische Viertel, um dem Grafen Arwed Horn meinen Besuch abzustatten, fand ihn aber nicht im Hause. Statt seiner empfing mich der alte Feldmarschall Graf Rehnsköld (Rehnschild), mit dem ich sogleich nähere Bekanntschaft machte, worüber ich noch jetzt hoch erfreut bin. Rehnsköld ist ein kleiner aber sehr wohlgestalteter Mann, dessen Gesichtszüge und Augenspiel außerordentliche Geistesgaben vermuthen lassen, die er auch wirklich besitzt. Mir war dieser Schwede schon in mancher Versammlung aufgefallen, obschon er selten sprach und mehr den scharfen Beobachter machte. Sein muskulöser Körperbau und die noch jetzt auffällige Leichtigkeit seiner Bewegungen deuten auf große Energie, und es ist mir versichert worden daß König Karl ihn sehr hoch schätzt, für einen seiner besten und treuesten Generale hält, der an körperlicher Ausdauer ihm wenig nachgab, und seine Truppen im strengsten Gehorsam zu erhalten verstand. Der Graf ist zu Greifswalde in Pommern geboren, also jetzt eine Art Landsmann von uns, studirte übrigens auf mehreren deutschen Universitäten, und drückt sich mit eleganter Leichtigkeit aus, was die Unterhaltung mit ihm sehr angenehm macht. Die zuvorkommende Artigkeit, mit welcher er mich empfing, ließ mich ihm meine Wünsche ohne Umschweife zu erkennen geben, denen er auch sogleich bereitwillig entgegen kam. „Die nähere Bekanntschaft unseres Heldenkönigs, sagte Rehnsköld, ist eine Gunst die nur Wenigen zu Theil wird, obschon der Zutritt bei ihm keine Schwierigkeiten

hat. Aber der König ſpricht ſehr wenig, iſt oft tiefſinnig und ſcheinbar theilnahmlos, während in ſeinem Innern die ſtärkſten Empfindungen rege ſind, die er ſtets geſchickt zu verbergen verſteht.

Auf mein Befragen, ob der König dieſe Eigenheiten ſchon im Leben gehabt, erhielt ich folgende Charakterſchilderung. „Karl XII. iſt vielleicht einer der merkwürdigſten Fürſten die jemals auf der Erde wandelten, und das unerreichbare Muſter eines vollkommnen Kriegers. Das heiße Waſablut ſeines Vaters hatte er frühzeitig beherrſchen gelernt, und er war Herr über Leidenſchaften denen auch der Stärkſte oft unterliegt. Von dem Augenblicke an wo er, ein achtzehnjähriger, feuriger und lebensluſtiger Jüngling, mit der Königskrone auf dem Haupte, zur Vertheidigung ſeiner Länder das Schwert zu ziehen genöthigt ward, ging in ſeinem ganzen Weſen die großartigſte Veränderung vor. Selbſtbeherrſchung war die erſte Aufgabe für ſich ſelbſt, und große Herrſchaft über Andere die ſchnelle Folge davon. Jeder Zerſtreuung fern bleibend, nur einzig mit den wichtigſten Angelegenheiten ſeines Reiches und ſeines Heeres beſchäftigt, erlangte er bald einen Ueberblick der verwickeltſten Verhältniſſe, der es ihm möglich machte alle ſeine Handlungen ſtreng zu regeln. Sein Starrſinn war kein Charakterfehler, ſondern die Frucht einer Ueberzeugung, die, wenn auch mitunter irrig, dennoch Entſchuldigung verdient. Der König glaubte nämlich daß, weil Niemand in ſeiner Umgebung den öffentlichen Angelegenheiten ein größeres Intereſſe abgewinnen könne als er, der ihnen ſein ganzes Denken widmete, auch Niemand richtigere Anſichten davon haben könne, und verſchmähte daher jeden guten Rath. Nur Graf Piper und ich hatten einigen Einfluß auf ſeine Entſchließungen, ſpäter auch Graf Görtz, doch erſt in den Tagen des Unglücks. Widerſpruch konnte ihn ſehr erbittern; wurde er aber zum Zorne gereizt, ſo gewahrte man doch nur eine höhere Röthe im Geſicht und ein leiſes Zucken mit den Lippen, und er mußte ſehr erzürnt ſeyn, wenn dieſes Zucken dreimal hinter einander bemerkbar wurde. Gleichwohl entſchlüpfte dem Könige in ſolchen Momenten kein hartes Wort, und er pflegte es ſtark zu rügen, wenn in Abweſenheit derer, die ihn erzürnt hatten, ungünſtig über ſie geſprochen wurde. Ein Löwe im Kampfe, war er zu jeder anderen Zeit die Sanftmuth ſelbſt, in Gegenwart von Damen ſogar ſchüchtern. Er machte die ſtrengſten Forderungen an ſich und ſeine Umgebungen, wenn es galt dem Feinde Abbruch zu thun, ſchlief auf nackter Erde,

den Kopf auf das Knie eines ſeiner Offiziere geſtützt, begnügte ſich mit der magerſten Koſt, bedeckte aber gleichzeitig mit der liebenden Sorgfalt einer zärtlichen Mutter einen jungen, von den Anſtrengungen des Tags erſchöpften Pagen mit ſeinem Mantel, um ihn gegen die nächtliche Kälte zu ſchützen, und reichte ihm zur Stärkung die beſſeren, nur für den König herbeigeſchafften Nahrungsmittel. Dieſe unendliche Herzensgüte, mit der größten Seelenſtärke gepaart, welche ſich in den kühnſten Thaten offenbarte die je ein Menſch vollführte, erwarben dem Könige die Zuneigung ſeiner Soldaten und des ganzen Volkes in einem Grade, daß keine Widerwärtigkeit, kein noch ſo großes Unglück deſſen Treue wankend machen konnte. Dieſe Gefühle und ihre Dauer ſind die unverdächtigſten Zeugen von Karls Liebenswürdigkeit, zumal wenn man erwägt, was er von ſeinem Volke und von ſeinen Soldaten eine lange Reihe von Jahren zu fordern gewohnt war.

„Die ungeheuchelte Gottesfurcht des Königs trug nicht wenig dazu bei, die Liebe des Volks zu ihm zu befeſtigen, das die Reinheit des Glaubens und die Einfachheit der Sitten länger bewahrt hat als ſeine ſüdlichen Nachbarn. Obgleich der Krieg der Ausübung religiöſer Pflichten manche Hinderniſſe in den Weg legte, wurde der von Guſtav Adolph eingeführte ſonntägige Gottesdienſt im Lager ſtreng gehalten und gewiſſenhaft nachgeholt, wenn einmal die gebieteriſche Nothwendigkeit fortgeſetzten Kampfes eine Ausnahme von der Regel forderte. Karl fehlte niemals bei dieſen Andachtsübungen, eben ſo wenig bei den täglichen Betſtunden am Morgen und Abend. Er ſelbſt hatte bis zum Jahre 1708 die Bibel viermal durchgeleſen, auch auf eigene Koſten eine neue Ausgabe derſelben veranſtaltet, ſahe aber ungern wenn man ihn bei dieſer Lektüre überraſchte, weil er beſorgte daß ihm das als Heuchelei oder Frömmelei ausgelegt werden möchte. Aberglauben und Schwärmerei hingegen nannte er Schwächen des Verſtandes. Als der Papſt für die Gebeine der heiligen Brita eine namhafte Summe bieten ließ, die dem geldarmen Könige ſehr willkommen ſeyn mußte, gab er dem Abgeordneten zur Antwort: er ſey kein Kaufmann, halte es auch für gottlos Andere in ihrem Aberglauben zu beſtärken. Deshalb duldete er auch in Schweden keine pietiſtiſche Sekte, und erließ gegen ſolches Unweſen ſtrenge Verordnungen. Uebrigens hatte der fünfjährige Aufenthalt unter den intoleranten Türken zur Folge, daß Karl verſöhnlicher gegen Andersglaubende wurde, und den Juden zuerſt

freie Religionsübung in Schweden zugeſtand. — Die Wiſſenſchaften ſchätzte der König ſehr hoch, ohne ſie ſelbſt zu kultiviren, wozu ihm natürlich keine Zeit verblieb. Er ſtellte ſich oft ganz unerwartet zu den Vorleſungen auf der Univerſität in Lund ein, ertheilte auch von Bender aus den Befehl zu Entwerfung des Planes einer Akademie der Wiſſenſchaften, und ſendete gelehrte Männer auf Reiſen, ſelbſt nach Aſien. Nicht minder unterſtützte er induſtrielle Unternehmungen, und es ſind hauptſächlich die Unterhaltungen mit dem ſcharfſinnigen Mathematiker Polheim, welche den Anfang des weltberühmten Trolhättakanals und der Dokke von Karlskrona hervorgerufen haben.

„Als Regent und Feldherr würde Karl vielleicht manches Unglück von ſich abgewendet haben, wäre er weniger ſtarrſinnig und ſchweigſam geweſen. Feſtigkeit des Willens und Verſchwiegenheit ſind zwei große Tugenden, zumal in der Lage in welcher unſer König ſich befand; aber zum Exceß geſteigert arten ſie auch in Fehler aus. Nichts wurde von ihm ohne die reiflichſte Ueberlegung beſchloſſen, und ſein natürlicher Scharfſinn, die Gewohnheit eine lange Reihe der verſchiedenartigſten Verhältniſſe in ihren Wechſelwirkungen zu überblicken, ließen ihn meiſt das richtige Mittel zum Zwecke auffinden. Doch theilte er ſeine Plane Niemand mit, wenigſtens nicht in ihrem Zuſammenhange, daher kam es denn zuweilen, daß bei der großen Ausdehnung des Kriegsſchauplatzes mancher General nicht wirkſam eingreifen konnte, weil die erhaltenen Inſtructionen meiſt zu beſtimmt lauteten, als daß man davon abzugehen wagte, und die Erbittung neuer Inſtructionen Zeitverluſt und unangenehme Störungen verurſachte. Die Vorſtellungen, welche ſich manche Generale zuweilen erlaubten, erbitterten den König aus dem Grunde, weil ſie von ſeinen Planen immer nur Bruchſtücke kannten, das Ganze alſo nicht zu beurtheilen vermochten. Da er noch dazu wortkarg war, in kurzen und ſcharfen Sätzen ſprach, ſo kam es ſelten zu Verſtändigungen. — Von ſeinen eigenen Thaten ſprach Karl nie, von ſeinen Feinden hingegen mit Zurückhaltung und Anerkennung. Das Kriegsglück konnte ihn weder übermüthig machen, noch das entſchiedenſte Unglück ihn entmuthigen; er war und blieb ſtets ſich gleich, und dieſer Gleichmuth, bei ſolcher Lebenskraft und ſolchem Heldengeiſte, iſt das ſicherſte Merkmal der Herrſchaft über ſich ſelbſt.“

„Es iſt leicht möglich, fuhr Rehnſköld fort, daß Graf Horn Ihnen eine minder vortheilhafte Schilderung von unſerem Könige gemacht haben

würde, und da ich nicht zweifele, daß Sie früher oder ſpäter daſſelbe Thema mit ihm beſprechen werden, glaube ich im Intereſſe der Wahrheit Ihnen folgende Mittheilung ſchuldig zu ſeyn. Horn und ich ſind die beſten Freunde, obgleich unſere Anſichten über König Karl in den weſentlichſten Punkten von einander abweichen, und Keiner von uns Beiden Unrecht haben dürfte, weil wir von verſchiedenen Geſichtspunkten ausgehen; welcher von uns den richtigeren gewählt hat, überlaſſe ich Ihnen zu beurtheilen, doch muß ich eine kurze biographiſche Notiz über meinen Freund vorausſchicken.

„Graf Arwed Horn, ein Finnländer von Geburt, erfreute ſich der beſonderen Gunſt unſeres Königs ſchon vor deſſen Thronbeſteigung, und verdankte ſie urſprünglich vielleicht nur ſeinem ritterlichen Weſen. Kein Wagſtück war zu kühn, das er nicht unternommen hätte, und da er achtzehn Jahre älter war als Karl, wurde er gewiſſermaßen deſſen Lehrmeiſter, ſo wie er längere Zeit ſein Rathgeber und unzertrennlicher Gefährte blieb. Mit der ſeltenſten perſönlichen Tapferkeit verband er große Umſicht und Klugheit; die Verſchloſſenheit hatte er mit dem Könige gemein. An der Spitze ſeiner Trabanten ſchien ihm kein Wagſtück zu gefährlich, und obgleich oft verwundet, ſtürzte er ſich mit erneuter Kampfbegierde immer wieder in die dichteſten Haufen der Feinde. In der Schlacht bei Kliſſow (den 9. Juli 1702) befehligten wir Beide die Cavallerie des rechten Flügels. Horn wurde damals ſo ſchwer verwundet, daß zu ſeiner Wiederherſtellung wenig Hoffnung blieb. Der König bediente ſich daher ſeiner oft zu diplomatiſchen Sendungen, namentlich nach Warſchau, wo er ſeiner weltbekannten Tapferkeit wegen ſehr beliebt war, den Polen auch durch die Gaben ſeines Geiſtes zu imponiren verſtand, und dem Könige manchen wichtigen Dienſt leiſtete. Im Auguſt 1704 wurde Warſchau vom Könige Auguſt überfallen, Horn gefangen und nach Leipzig abgeführt. Karl, welcher ihm das vollſte Vertrauen ſchenkte, ernannte ihn nach erfolgter Auswechſelung (im Februar 1705) zum Geſandten in Warſchau, 1707 zum Mitglied und ſpäter zum Präſidenten des Rathscollegiums in Stockholm, beſtimmte ihn auch zum Gouverneur des jungen Herzogs Karl Friedrich von Holſtein-Gottorp, Sohn ſeiner Lieblingsſchweſter Hedwig, deren Gemahl in der Schlacht bei Kliſſow getödtet ward.

„Die Trennung Horns von ſeinem königlichen Gebieter und Freund bezeichnet den Wendepunkt ſeiner Denkungsart und Handlungsweiſe. In

freie Religionsübung in Schweden zugeſtand. — Die Wiſſenſchaften ſchätzte der König ſehr hoch, ohne ſie ſelbſt zu kultiviren, wozu ihm natürlich keine Zeit verblieb. Er ſtellte ſich oft ganz unerwartet zu den Vorleſungen auf der Univerſität in Lund ein, ertheilte auch von Bender aus den Befehl zu Entwerfung des Planes einer Akademie der Wiſſenſchaften, und ſendete gelehrte Männer auf Reiſen, ſelbſt nach Aſien. Nicht minder unterſtützte er induſtrielle Unternehmungen, und es ſind hauptſächlich die Unterhaltungen mit dem ſcharfſinnigen Mathematiker Polheim, welche den Anfang des weltberühmten Trolhättakanals und der Dokke von Karlskrona hervorgerufen haben.

„Als Regent und Feldherr würde Karl vielleicht manches Unglück von ſich abgewendet haben, wäre er weniger ſtarrſinnig und ſchweigſam geweſen. Feſtigkeit des Willens und Verſchwiegenheit ſind zwei große Tugenden, zumal in der Lage in welcher unſer König ſich befand; aber zum Exceß geſteigert arten ſie auch in Fehler aus. Nichts wurde von ihm ohne die reiflichſte Ueberlegung beſchloſſen, und ſein natürlicher Scharfſinn, die Gewohnheit eine lange Reihe der verſchiedenartigſten Verhältniſſe in ihren Wechſelwirkungen zu überblicken, ließen ihn meiſt das richtige Mittel zum Zwecke auffinden. Doch theilte er ſeine Plane Niemand mit, wenigſtens nicht in ihrem Zuſammenhange, daher kam es denn zuweilen, daß bei der großen Ausdehnung des Kriegsſchauplatzes mancher General nicht wirkſam eingreifen konnte, weil die erhaltenen Inſtructionen meiſt zu beſtimmt lauteten, als daß man davon abzugehen wagte, und die Erbittung neuer Inſtructionen Zeitverluſt und unangenehme Störungen verurſachte. Die Vorſtellungen, welche ſich manche Generale zuweilen erlaubten, erbitterten den König aus dem Grunde, weil ſie von ſeinen Planen immer nur Bruchſtücke kannten, das Ganze alſo nicht zu beurtheilen vermochten. Da er noch dazu wortkarg war, in kurzen und ſcharfen Sätzen ſprach, ſo kam es ſelten zu Verſtändigungen. — Von ſeinen eigenen Thaten ſprach Karl nie, von ſeinen Feinden hingegen mit Zurückhaltung und Anerkennung. Das Kriegsglück konnte ihn weder übermüthig machen, noch das entſchiedenſte Unglück ihn entmuthigen; er war und blieb ſtets ſich gleich, und dieſer Gleichmuth, bei ſolcher Lebenskraft und ſolchem Heldengeiſte, iſt das ſicherſte Merkmal der Herrſchaft über ſich ſelbſt.“

„Es iſt leicht möglich, fuhr Rehnſköld fort, daß Graf Horn Ihnen eine minder vortheilhafte Schilderung von unſerem Könige gemacht haben

gehört aber nicht zur Sache. Doch darf ich Ihnen nicht verſchweigen, daß mein Freund Horn dieſen geheimen Umtrieben nicht fremd blieb, auf geſchickte Weiſe ſie leitete, ohne ſich ſelbſt dabei zu compromittiren. Ich möchte ihn aber deshalb keiner ſtrafbaren Abſicht beſchuldigen, und wenn auch der Ehrgeiz ihn zu falſchen Schritten verleitete, ſo muß man wohl bedenken, daß er bei einem Regierungswechſel das Heft zwar in Händen zu behalten wünſchte, daſſelbe aber ſeinem Könige niemals zu entreißen geſucht haben würde. Aus der Ferne geſehen, nimmt ſich das Gute ſtets ſchöner, das Schlimme noch übler aus, und ſo wurde auch Horns Geſichtskreis getrübt, denn er glaubte vielleicht mehr als Andere daß Karl nur deshalb nicht aus der Türkei zurückkehre, weil er über die ihn betroffenen Unfälle wahnſinnig geworden ſey. Aber auch der König kannte den Zuſtand ſeines Landes nicht genau, denn die Gerüchte ſprachen lauter und anders als die Berichte des Senats. Namentlich war ihm hinterbracht worden, daß Graf Horn den jungen Herzog von Holſtein nicht ſo erziehe wie er ſollte, daß er ſeine Geiſtes- und Körperkräfte nicht auszubilden ſuche und dergleichen mehr, woraus die geſchäftige Phantaſie allerhand Schreckbilder ſchuf, und ein Mißtrauen in die Treue Horns begründeten, das ſich bei der endlichen Rückkehr deutlich genug, obwohl nur in den Worten ausſprach: „Graf Arwed, Ihr ſeyd um einen Kopf länger geworden, ſeitdem ich Euch in Polen zum letzten Male geſehen habe.“ Das waren bedeutungsvolle Worte in dem Munde eines Fürſten, der nicht zu ſcherzen pflegte, und er würde den Gouverneur ſeines Neffen auch um einen Kopf kürzer gemacht haben, wäre deſſen Theilnahme an jener geheimen Verſchwörung zu erweiſen geweſen. — Von dieſem Augenblicke an trat zwiſchen dem Könige und Horn eine Kälte ein, die ſelbſt die wärmenden Strahlen der olympiſchen Sonne nicht ganz zu beſeitigen vermochten, und da die Schweigſamkeit Beider ſich nicht geändert hat, iſt es zwiſchen ihnen auch noch zu keiner Verſtändigung gekommen. Was Ihnen alſo Graf Horn über des Königs ſpätere Unternehmungen ſagen mag, vergeſſen Sie dabei nicht daß die gereizte Empfindlichkeit aus ihm ſpricht.

„Aber kommen wir jetzt auf den Standpunkt der Beurtheilung zurück. Der König kämpfte nicht für Schwedens Intereſſe allein. Er hatte eine viel höhere Anſicht von ſeiner Stellung, die er aus dem europäiſchen Geſichtspunkte anſahe. Ihm lag hauptſächlich am Herzen, daß weder Rußland noch Frankreich zu großen Einfluß auf Deutſchland erhalte, weil

er mit den Deutſchen gemeinſchaftliche Sache machen zu müſſen glaubte. Hätte er eigennützig handeln wollen, ſo brauchte er ſich nur mit dieſen beiden Mächten zu verſtändigen, und — Deutſchland wäre zerſtückelt worden, es wäre aus der Reihe unabhängiger Staaten verſchwunden! Karl hatte aber bei Antritt ſeiner Regierung geſchworen: niemals einen ungerechten Krieg führen zu wollen, dieſem Schwure blieb er nicht nur treu bis in den Tod, ſondern er opferte auch ſich und ſein Volk auf, um die Macht des Czaren zu brechen, von deſſen Ehrgeiz er das Schlimmſte befürchten zu müſſen glaubte. Dabei verfuhr er eben ſo planmäßig als energiſch. Zuerſt ſuchte er den König Auguſt von Polen unſchädlich zu machen, weil Peter deſſen Unterſtützung anfangs nicht entbehren konnte. Später ſetzte er den Krieg gegen Peter allein fort, weil er einſahe daß dieſer immer gefährlicher werde, und da er hierbei auf eine wirkſame Unterſtützung der Polen nicht rechnen durfte, ſuchte er Beiſtand von den Koſaken und Türken zu erlangen. Dieſe Hoffnung, auf ſolide Vorausſetzungen gegründet, ſchlug jedoch gänzlich fehl; Karl gab ſie aber nicht eher auf, als bis die höchſte Noth ihn zur Rückkehr in ſein Reich antrieb, welches durch ſeine lange Abweſenheit und durch die übergroßen Anſtrengungen des Königs, das vorgeſteckte erhabene Ziel zu erreichen, in einen ſo traurigen Zuſtand verſetzt worden war, daß er es kaum zu retten vermochte.

„Graf Horn hingegen war nicht der Mann, eine ſo politiſch-hochherzige Anſicht zu faſſen; ſein Scharfblick reichte ſo weit nicht. Daher mußten ihm, wie vielen Anderen, die Unternehmungen des Königs höchſt abenteuerlich und zum Theil ſinnlos erſcheinen. Als Peter auch den größeren Theil von Finnland an ſich gebracht hatte, erhielt Horn's geheimer Ingrimm neue Nahrung, und von dieſer Zeit an ſagte er ſich gewiſſer Maßen vom Könige los, und ſchloß ſich der ariſtokratiſchen Partei enger an. Aber es darf nicht unerwähnt bleiben, daß gerade die edelſten Männer Schwedens mit der Thronfolge des jungen Herzogs von Holſtein nicht einverſtanden waren, da er keines von den Talenten entwickelte, welche zur Behauptung des ſchwediſchen Thrones unter ſo mißlichen äußeren Verhältniſſen erforderlich waren. Die Erziehung dieſes Prinzen war von Grund aus eine verfehlte, wenigſtens nach dem Tode ſeiner Mutter, die er ſchon im achten Jahre verlor. Seine Tante, die Prinzeſſin Ulrika Eleonore, trug hauptſächlich zu ſeiner Verweichlichung bei, und als Horn ſpäter

deſſen Erziehung übernahm, koſtete es ihm viel Mühe den nachtheiligen Einfluß der Prinzeſſin zu hindern, auch überzeugte er ſich bald daß aus dieſem jungen Zweige kein Baum erwachſen werde, ſtark genug den Stürmen des Nordens zu trotzen."

Dieſe Mittheilungen des ehrwürdigen Feldmarſchalls erweckten mein höchſtes Intereſſe, und ich ſprach wiederholt den Wunſch aus, bei Karl XII. eingeführt zu werden. Rehnſköld zeigte ſich dazu ſehr bereitwillig, verwies mich aber zur Geduld, weil der König von ihm erſt vorbereitet werden müſſe, wenn der Empfang für meine Forſchungen von Nutzen ſeyn ſolle. — Als wir noch darüber verhandelten, ward der Feldmarſchall Graf Schulenburg gemeldet, derſelbe, welcher bei Punitz (den 7. Novbr. 1704) den ungeſtümen Angriffen Karls ſo rühmlich widerſtand, bei Frauſtadt (den 13. Febr. 1706) aber von Rehnſköld geſchlagen wurde, was den Einfall Karl's in Sachſen zu Folge gehabt hat. Eine ſo ſchöne Gelegenheit, mich über manche Einzelnheit beſſer zu unterrichten, konnte ich ungenutzt nicht vorbeigehen laſſen, und da ich Schulenburgs Bekanntſchaft ſchon früher gemacht hatte, wurde es mir leicht meinen Zweck zu erreichen. Laß mich Dir erſt ein kleines Portrait von dieſem intereſſanten Manne entwerfen.

Johann Matthias, Graf von der Schulenburg wurde den 8. Auguſt 1661 zu Emden bei Magdeburg geboren, und iſt gerade zehn Jahre jünger als Rehnſköld, mit dem er viel Aehnlichkeit hat, nur daß Schulenburg von hoher, wahrhaft edler Geſtalt, und in ſeinen Manieren weniger einfach als der Schwede iſt. Dagegen hat er eine umfaſſendere Welt- und Menſchenkenntniß, vielſeitigere und gründlichere Bildung, denn es war ihm die Gewohnheit ſeine Gedanken niederzuſchreiben, Urtheile gediegener Männer über Perſonen und Verhältniſſe zu ſammeln, zu ordnen, zu vergleichen u. ſ. w. ſo zur anderen Natur geworden, daß er ſelbſt im Felde nicht davon abging, und den Verluſt ſeiner Manuſcripte in der unglücklichen Schlacht bei Kliſſow mehr beklagte, als den Verluſt ſeiner Feldequipage, deren Werth er auf 10,000 Thaler ſchätzte. Die Franzoſen ſeiner Zeit pflegen ihn noch jetzt un général superbe zu nennen, eine Benennung die in vieler Hinſicht treffend iſt. — Schulenburg erhielt ſeine erſte Bildung theils von Privatlehrern im elterlichen Hauſe, theils auf dem Seminar zu Magdeburg und ſpäter auf der Hochſchule zu Saumur in Frankreich, und erwarb ſich recht hübſche Kenntniſſe. Von ſeinem

Vater zum Hofdienſte beſtimmt, folgte er gleichwohl dem beſſeren inneren Triebe, und trat ohne deſſen Zuſtimmung in braunſchweigiſche Militärdienſte. Er wohnte den Feldzügen 1687 und 1688 in Ungarn bei, wo er an dem Herzoge von Lothringen ein gutes Vorbild hatte, kämpfte in der Zeit von 1689 bis 1701 gegen die Franzoſen und ihre Verbündeten, wurde in dieſer Zeit häufig mit diplomatiſchen Aufträgen verſendet, die er meiſt mit gutem Erfolg vollzog, und trat 1702 als Generallieutenant in kurſächſiſche Dienſte, wo ſein jüngerer Bruder Dodo bereits als Generalmajor ſtand. Hier kam er mit den Schweden in Berührung, deren Disciplin und Tapferkeit ihn mit hoher Achtung erfüllten. Der Feldmarſchall Rehnſköld war faſt immer ſein Gegner.

Natürlich lenkte ich das Geſpräch ſehr bald auf den Krieg in Polen, und auf die ſeltſamen politiſchen Verhältniſſe, in welches dieſes Königreich damals durch den Eigennutz oder Wankelmuth des Fürſt-Primas Radziejowski gerathen war, der ſich bald zu Gunſten der einen oder der anderen Partei entſchied. Indeß gab Schulenburg keine neuen Aufſchlüſſe darüber, billigte aber das temporiſirende Benehmen des Königs von Schweden eben ſo ſehr, als er einen Tadel über König Auguſt durchblicken ließ, daß er in ſo dringenden Zeitläufen dem Staatsdienſte die ſinnlichen Vergnügungen nicht unterordnen mochte, keinen Begriff von politiſcher Oekonomie hatte, und große Summen auf ſeine Hoffeſte und Maitreſſenwirthſchaft verwendete, während er den Truppen kaum das Unentbehrlichſte verabreichen ließ. „Wäre Auguſt, ſetzte Schulenburg hinzu, nicht ein Sklave ſeiner Sinnlichkeit geweſen, hätte er überhaupt mehr Charakterfeſtigkeit bewieſen, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß Karl ihn als König von Polen anerkannte, mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Rußland ſchloß, und Polen zu einer Macht conſtituiren half, die in Verein mit Schweden ſtark genug geweſen ſeyn würde die Vergrößerungsplane Peters zu vereiteln. Aber die maßloſe Sinnlichkeit und Eitelkeit verdarb Alles."

Wir kamen dann auf das Gefecht bei Punitz zu ſprechen, und ich bat Schulenburg mir zu ſagen, wie es ihm möglich geweſen ſey, mit Infanterie im freien Felde den ungeſtümen Angriffen einer ſo guten und zahlreichen Reiterei zu widerſtehen. „Das Geheimniß meines Widerſtandes, erwiderte Schulenburg, iſt oft in Nebendingen und einigen formellen Aeußerlichkeiten geſucht worden, während es nur in den Herzen meiner Braven zu ſuchen iſt. Wir lebten damals in der Zeit der Verkünſtelung,

und vergaßen über die Kunſt den Menſchen mit ſeinen Eigenſchaften. So hatte unter Anderem der ruſſiſche General Peikul (nicht Patkul, mit dem er ſo oft verwechſelt wird) dem Könige Auguſt eine Denkſchrift überreicht, in welcher er zu beweiſen ſuchte, daß man durch Hilfe einer neuen, angeblich von ihm erfundenen, Art ſpaniſcher Reiter nicht nur jede Feldverſchanzung, ſondern auch jede Infanterie im freien Felde unangreifbar machen könne. Auch dem Czar Peter überreichte Peikul eine ſolche Denkſchrift, und erhielt von beiden Monarchen eine reiche Belohnung, die nun viele Hunderttauſende ſolcher eiſerne Klingen anfertigen ließen. Als der König mir dieſe Schrift mit dem Bemerken zuſchickte, daß er ſich von der neuen Erfindung große Vortheile verſpreche, nahm ich mir die Freiheit ihm zu ſagen: daß ſchon der Ingenieur Coehorn in Flandern dergleichen ſpaniſche Reiter habe anfertigen laſſen, daß die Idee keineswegs dem Herrn von Peikul angehöre und ich in den alten römiſchen Klaſſikern die Stelle nachzuweiſen mich erböte, wo das Ganze wörtlich zu leſen ſey; daß er mir übrigens erlauben möge, bei der unter meinen Befehlen ſtehenden Infanterie keinen Gebrauch davon zu machen.

„Indeß hatte dieſe Fanfaronade doch den Nutzen, daß ich nun mehr noch als zuvor bemüht war, meiner Infanterie größeres Vertrauen zu ihrer Waffe einzuflößen, und ihr einzuſchärfen bei Cavallerieangriffen nicht früher zu ſchießen, als bis der Pulverdampf den Pferden in die Naſenlöcher fahren könnte. Vor dem Angriffe der Schweden bei Punitz beſchwor ich die Soldaten dieſer Inſtruction eingedenk zu bleiben, und verbürgte mich mit meinem Ehrenworte für den glücklichen Erfolg. Die ſächſiſchen Soldaten waren bereits gewohnt meinen Worten unbedingt zu vertrauen, und als ſie ſahen daß bei dem erſten Angriffe unſere Linien unverſehrt geblieben waren,[1] ſchwand auch der leiſeſte Zweifel, und die Leute ſchoſſen bei allen folgenden Angriffen mit ſolcher Ruhe als ſey das Mittel untrüglich.“ — Ich erlaubte mir die Frage: ob dieſe Angriffe ſchnell hintereinander erfolgt wären, worauf aber Rehnſköld ſogleich das Wort nahm und bemerkte: „Das war eben nicht der Fall, und darin liegt der Fehler den wir begingen. Der König nahm die Sache etwas zu leicht, zweifelte

[1] Dieſe Angabe Schulenburgs iſt nicht ganz richtig. Beim erſten Angriffe brachen die Schweden auf mehreren Punkten in das große Quarrée und es kamen zwei Bataillone in Unordnung, ſammelten ſich jedoch ſchnell wieder, und ſchloſſen die Lücken bevor der zweite Angriff erfolgte; die eingedrungenen Reiter wurden größtentheils von den Pferden geſtochen.
Der Herausgeber.

gar nicht am Erfolge, und ließ die Cavallerie von allen Seiten gleichzeitig anrennen. Wir konnten aber das Viereck nicht überwältigen, und die Regimenter waren so durcheinander gekommen, daß über eine halbe Stunde verging, bevor an einen neuen Angriff gedacht werden konnte. Inzwischen hatte Graf Schulenburg eine rückgängige Bewegung gemacht und ein Terrain besetzt, in welchem es uns ungleich schwerer wurde ihm etwas anzuhaben. Doch muß ich gestehen, daß die sächsische Infanterie sich an diesem Tage vortrefflich schlug. Wäre ihr aber die Dunkelheit nicht zu Hilfe gekommen, so würden wir sie doch zuletzt überwältigt haben, denn die Wuth unserer Reiter steigerte sich bei jedem Angriffe. Aber die Dunkelheit erhöhte den Feuerschein der Gewehrsalven so sehr, daß die Pferde gar nicht mehr heran zu bringen waren und viele mit ihren Reitern durchgingen. Auf unsern König machte das Mißlingen aller Angriffe einen seltsamen Eindruck, solcher Widerstand war ihm neu, und er sagte am Abende bedeutungsvoll zu mir: „Heute hat Schulenburg u n s besiegt." Gegen den General Steenbock war er aber sehr ungehalten, denn er beschuldigte ihn seine Regimenter mit wenig Umsicht zum Angriffe geführt zu haben."

Die beiden Herren wechselten darauf noch einige Worte über Schulenburgs Rückzug hinter die Oder, der ihm gleich sehr zur Ehre gereicht, und sprachen sich dann mehrfach über Karl's Kriegführung aus, die dem etwas methodischen Schulenburg nicht recht einleuchten wollte, was zu interessanten Debatten Anlaß gab, die aber nichts enthielten was ich Dir nicht bereits darüber mitgetheilt hätte. Indessen mußte Rehnsköld zugeben, daß Karl den Unternehmungen Peters an der Ostseeküste zu wenig Werth beilegte, und den Zweck derselben anfangs nicht erkannte. Er hätte bedenken sollen, daß der Czar nicht ohne sehr wichtige Gründe die Schiffsbaukunst in eigener Person, mit gänzlicher Verleugnung seiner hohen Würde, erlernt habe und daß er alle Kräfte aufbieten werde eine Flotte herzustellen. Die Gründung von Petersburg und die gewaltsame Besitznahme des Peipussee's deuteten zur Genüge darauf hin, nicht minder auch die großen Anstrengungen welche er machte, mehrere Küstenplätze in seine Gewalt zu bringen. Alle diese Unternehmungen ließen eine tiefer liegende Absicht vermuthen die leicht zu ergründen war. Aber Karl glaubte von dieser Seite weniger befürchten zu müssen; ihm lag hauptsächlich daran die Angelegenheiten mit Polen ins Reine zu bringen, womit er bald fertig zu werden hoffte.

Im Jahre 1706 ſchien König Karl ſeinen Zweck wirklich erreicht zu haben, was auch Schulenburg zugeſtand, und die Schlacht bei Frauſtadt (den 13. Februar) als den entſcheidenden Moment bezeichnete. Da Rehnſköld ſein Gegner geweſen, und mir noch erinnerlich war, daß er den umſichtigen Schulenburg auf geſchickte Weiſe zu täuſchen gewußt hatte, bat ich Beide um nähere Auskunft über jenes Ereigniß, und es entſpann ſich hierauf folgendes Geſpräch.

Rehnſköld. „Als König Karl die Unmöglichkeit erkannt hatte, das Corps des General Schulenburg in ſeiner Stellung hinter der Oder mit Erfolg anzugreifen, und einen Einfall in Sachſen zu dieſer Zeit noch nicht angemeſſen erachtete, verlegte er ſeine Truppen in Winterquartiere an der ſchleſiſchen Grenze, und nahm ſeinen Aufenthalt in Rawicz. Wir blieben hier über ein halbes Jahr ſtehen, und es wurde dieſer Stillſtand benutzt die Armee, welche nach und nach Verſtärkungen erhielt, auf einen Achtung gebietenden Fuß zu ſetzen, da uns nicht unbekannt war daß man in Sachſen die Kriegsrüſtungen mit ungewöhnlichem Eifer betrieb, und Graf Schulenburg Befehl hatte ſeinem Könige, der mit dem größeren Theil der Cavallerie in die Gegend von Grodno gegangen war, ſobald als möglich eine neue Armee zuzuführen. Inzwiſchen wurden Anſtalten zur Krönung des Gegenkönigs Stanislaus getroffen, und damit dieſe Handlung nicht durch feindliche Streifpartien geſtört werde, ſendete Karl den General Nieroth mit 2 Infanterie- und 3 Cavallerieregimentern nach Warſchau. Dieſe Vorſicht war weiſe, denn Auguſt hatte beſchloſſen die Krönung zu hintertreiben, und ſeines Gegners wo möglich habhaft zu werden, weshalb General Peikul Befehl erhielt mit einem Corps Sachſen und Ruſſen nach Warſchau aufzubrechen. Eine anhaltende Trockenheit hatte die Weichſel damals ſo waſſerarm gemacht, daß man ſie ohne Gefahr an mehreren Stellen paſſiren konnte. Peikuls Angriff hatte alſo wenig Schwierigkeiten, und da er dreimal ſtärker als Nieroth war, hoffte er mit Zuverſicht auf glücklichen Erfolg. Allein dieſer Angriff, von unſern Truppen mit Standhaftigkeit erwartet und mit Kaltblütigkeit abgeſchlagen, hatte einen ſehr unglücklichen Ausgang für Peikul, der hierbei in Gefangenſchaft gerieth. Aus den Papieren deſſelben erſahe man, daß der Czar den 20. Auguſt (1705) mit 40,000 Mann vor Warſchau erſcheinen und ſich mit Auguſt dort zu einem gemeinſamen Angriffe vereinigen wolle, um Stanislaus vom Throne zu ſtürzen. Dies bewog den König Karl

ſelbſt nach Warſchau zu marſchiren und ſeinen Gegnern dort die Spitze zu bieten.

„Bei deſſen Abmarſche dahin wurde ich mit 5 Infanterie- und 8 Cavallerieregimentern an der ſchleſiſchen Grenze zurückgelaſſen, mit dem Auftrage, Schulenburgs Rückkehr nach Polen zu verhindern. Ich verlegte meine Truppen in der Gegend von Bendzin in enge Kantonirungen, traf aber Anſtalten daß dieſelben in wenig Stunden kampfbereit ſeyn konnten. Schulenburg war am 8. Februar (1706) über die Oder gegangen, den 10. bis Schlawa (am See gleiches Namens) vorgerückt, und wollte hier ſeine Dispoſitionen zur Fortſetzung des Marſches treffen. Ich brannte vor Begierde mich allein mit dieſem ehrenwerthen Gegner zu meſſen, hatte aber mancherlei Rückſichten zu nehmen die mir große Vorſicht zur Bedingung machten, denn die Angelegenheiten in Polen waren damals von ſeltſamer Art. Ausgebrochene Unruhen in Aſtrachan hatten den Czar ſchon im Sommer nach Moskau gerufen und den König Auguſt auf unbedeutende Streifereien beſchränkt, durch welche König Karl ſich veranlaßt fand Grodno zu belagern. Auguſt wollte Anfangs zum Entſatz anrücken, fühlte ſich aber zu ſchwach und beſchloß nun ſich vorerſt mit Schulenburg zu vereinigen, mich zu vernichten und dann gegen Grodno zu marſchiren, deſſen Widerſtand bis dahin möglich war. — Der Anmarſch des Königs Auguſt, welcher den 5. Februar bis Warſchau kam, war mir nicht unbekannt geblieben, und da Schulenburg allein beinahe doppelt ſo ſtark war, durfte ich den Kampf nicht leicht nehmen. Doch würde mich das noch nicht abgehalten haben ihn anzugreifen, hätte ich nicht auch befürchten müſſen, daß mein Gegner abſichtlich jedem Gefecht ausweichen werde, um ſich zuvor mit dem Könige zu vereinigen. Ich mußte ihn alſo ſicher zu machen, ihn zu reizen ſuchen, ihn überhaupt vom ſchleſiſchen Gebiete verlocken, das ich nicht gern verletzen mochte. Daher zog ich mich über Frauſtadt bis Schwetzkau zurück, überall das Gerücht verbreitend daß ich nur der feindlichen Uebermacht wiche. Mein Gegner folgte mir bis Frauſtadt nach, wo er den 12. Februar ankam, und nun entſchloß ich mich ihn anzugreifen.

„Am 13. rückte ich mit 12 Bataillonen 37 Schwadronen, im Ganzen etwa 11,000 Mann und 30 Geſchütze, gegen Frauſtadt vor, wo General Schulenburg mit 27 Bataillonen 42 Schwadronen (20,000 Mann) und 76 Geſchützen Stellung genommen hatte. Sein rechter Flügel lehnte ſich an Geyersdorf, der linke an Röhrsdorf; beide Dörfer waren

mit Hecken umgeben, ihre Entfernung betrug 2000 Schritte, und das dazwischen liegende Terrain war eine freie, rückwärts sanft steigende Ebene. Die Infanterie, unter welcher sich 11 Bataillone Russen befanden, bildete die Mitte, die Cavallerie beide Flügel; Erstere stand in zwei, die Cavallerie in vier Treffen. Die beiden genannten Dörfer waren durch Infanterie und Dragoner besetzt. Spanische Reiter mit eisernen Spitzen, unter sich durch Ketten verbunden, deckten die Front, es scheint also daß der verehrte Graf von der Abneigung gegen dieses Schutzmittel damals zurückgekommen war, worüber er uns nachher wohl eine Erklärung geben wird.

„Gegen Mittag rückte ich zum Angriffe vor, nachdem ich meine Truppen in ein Treffen formirt hatte, mit einer Reserve von 4 Bataillonen 14 Schwadronen. Das feindliche Geschützfeuer war außerordentlich lebhaft aber wenig mörderisch, weil wir meist überschossen wurden, auch legte sich der Pulverdampf in so dichten Wolken vor der Front nieder, daß wir wie im Nebel marschirten. Unbegreiflicher Weise gelang es uns die beiden Dörfer ohne Schwierigkeit zu nehmen, obschon meine Dragoner bei Geyersdorf über einen ausgetretenen aber gefrorenen Bach mußten, den eine so spiegelglatte Eisfläche bedeckte daß die Reiter absaßen und ihre Pferde behutsam hinüberführten. Einige in der Nähe stehende feindliche Schwadronen hinderten das nicht, und ritten sogar fort als die Dragoner aufsitzen wollten! — Hierdurch zu einem kecken Wagniß aufgemuntert, befahl ich der Infanterie ohne zu schießen sich auf die feindliche Linie zu stürzen, was sie auch that. In wenig Minuten waren die spanischen Reiter durchhauen, die Artilleristen bei ihren Geschützen getödtet, beide Treffen auch von der Cavallerie angegriffen und geworfen. Die Russen verließen die Stellung zuerst. Das Gemetzel hörte aber auch auf der Flucht nicht auf, so wie überhaupt die Russen keinen Pardon erhielten. — Mein Sieg war in zwei Stunden vollständig erfochten. Das ganze Geschütz, 7600 Gefangene, 100 Fahnen und Standarten fielen in unsere Hände; den Kampfplatz bedeckten über 7000 Russen und Sachsen. Wir selbst hatten nur 400 Todte und 1400 Verwundete. Mir ward ein Pferd unter dem Leibe getödtet.

„An demselben Tage war König August mit 10,000 Mann nur noch 15 Meilen vom Schlachtfelde, hat sich also nicht sehr beeilt. Er wagte nach Schulenburgs Niederlage nicht nach Warschau zurückzukehren, das er erst vor wenigen Tagen unter glänzenden Versprechungen verlassen

hatte, und wendete ſich nach Krakau. Ich verfolgte ihn nur kurze Zeit, da ich mich von der ſchleſiſchen Grenze nicht gern entfernen wollte, vorausſetzend daß Karl ſich nun jedenfalls nach Sachſen wenden werde, was auch wenige Monate ſpäter geſchah. Die Haupturſachen dieſes Sieges mag mein nunmehriger Freund Schulenburg ſelbſt angeben, weil ich ihn nicht gern betrüben möchte."

Schulenburg. „Darüber, meine Herren, iſt viel Erhebliches nicht zu ſagen, und ich kann es in wenig Worte zuſammen faſſen. Die Armee, welche ich dem Könige zuführte, beſtand aus neugeworbenen Truppen, die hier zum erſten Male einem Feinde entgegen traten, von dem ſie bereits ſo Außerordentliches gehört hatten. Zwar befanden ſich auch einige von den Bataillonen darunter, die zwei Jahre früher bei Punitz ſo wacker gekämpft hatten, aber dieſe gaben dem Ganzen noch keinen moraliſchen Halt, und die ruſſiſchen Regimenter waren ebenfalls nicht zuverläſſig. Das iſt zugleich der Grund, weshalb ich die Mitnahme und den Gebrauch ſpaniſcher Reiter geſtattete. Meine Cavallerie hat ſich an dieſem Tage mit Schmach bedeckt, ſie wich zuerſt vom Kampfplatze, wodurch die Infanterie entmuthigt wurde. Ueberdies hat Rehnſköld von ſelbſt erwähnt, daß der Pulverdampf uns läſtig fiel und ſeinen Angriff begünſtigte. Neue Truppen ſind eben ſo leicht zu ermuthigen als einzuſchüchtern, und es war ein Fehler von mir daß ich mich den Gefahren einer Schlacht ausſetzte, ohne meine Truppen zuvor durch kleine Gefechte an den Krieg gewöhnt zu haben. Aber ich hatte zu feſt auf einen fortgeſetzten Rückzug meines Gegners gerechnet und folgte ihm mit etwas zu großer Zuverſicht." —

Rehnſköld. „Wäre ich eitel, mein lieber Graf, ſo könnte ich in der letzten Bemerkung eine feine Schmeichelei erblicken, denn meine rückgängige Bewegung, in Bezug auf Sie, konnte eben auch eine Angriffsbewegung in Bezug auf Ihren König ſeyn, dem ich vollkommen gewachſen war. Ein Sieg über dieſen mußte faſt dieſelben Folgen haben; ſo ſcheint es wenigſtens wenn man ſtrategiſche Combinationen wie arithmetiſche Aufgaben behandelt. Aus dieſem Geſichtspunkte mögen Sie mein Verhältniß angeſehen, und daher geglaubt haben daß ich zurückgehen müſſe. Dieſe Schmeichelei kann ich Ihnen aber zurückgeben. Erſtens kannte ich die Zuſammenſetzung Ihrer Armee genau, die der königlichen Armee aber nicht; daß ich mit Ihren Truppen jetzt noch ein leichtes Spiel haben werde war mir klar, ließ ich Sie jedoch unangefochten weiter ziehen, ſo konnte ſich

dieſe neue Armee unter ſo geſchickter Leitung ſehr bald zu einem Grade von Tüchtigkeit erheben, der für mich bedenklich wurde auch wenn es mir gelang den König vollſtändig zu ſchlagen. Zweitens haben wir Schweden ſeit lange die Gewohnheit angenommen, jedes Uebel an ſeiner Quelle zu bekämpfen, ſollten wir auch weiter darnach gehen müſſen als anderen Leuten gut dünkt. Das Streben nach Zerſtörung der feindlichen Streitkräfte war daher der hauptſächlichſte Beweggrund zu unſeren Kreuz- und Querzügen. Wären Sie geneigt mein Verfahren bei Frauſtadt zu tadeln, dann müſſen Sie auch den Einfall meines Königs in Sachſen tadeln."

Schulenburg. „Dieſer Einfall hat nicht nur mir, ſondern auch dem erſten Miniſter Ihres Königs dem Grafen Piper tadelnswerth geſchienen, und Sie werden ſich entſinnen daß er auf die doppelte Gefahr aufmerkſam machte: den Kaiſer und das deutſche Reich zu erbittern zu einer Zeit, wo deſſen Waffen große Vortheile über die Franzoſen errungen hatten, dem Czar hingegen freien Spielraum in den ſchwediſchen Oſtſeeprovinzen zu laſſen, nach welchem dieſer ohnehin lüſtern genug war."

Rehnſköld. „Der Kaiſer und das Reich waren damals viel zu ſehr mit den franzöſiſchen Angelegenheiten beſchäftigt, als daß ſie Truppen gegen uns hätten verwenden können. Von den Seemächten war noch weniger zu befürchten. Um aber den Czar ſpäter mit größerem Nachdruck bekämpfen zu können, mußte Auguſt ganz unſchädlich gemacht werden, und hierzu gab es keine günſtigere Gelegenheit. Und welches Unrechts hätte man uns bei dieſem Einfalle beſchuldigen können? War Auguſt nicht auf demſelben Wege gegen uns marſchirt? Hatte er nicht mit ſächſiſchem Gelde und ſächſiſchen Truppen fünf Jahre lang Krieg gegen uns geführt? Daß er zugleich deutſcher Reichsfürſt war, kann nicht blos einſeitig in Betracht kommen, wir ſuchten nur zu vergelten was er uns ſelbſt gethan." —

Schulenburg war ſichtbar verſtimmt, antwortete nicht auf dieſe Einwürfe, griff nach ſeinem Hute und empfahl ſich mit der Bemerkung, daß er heute nicht gelaunt ſey dieſe Diskuſſion fortzuſetzen, ſie aber nächſtens wieder aufnehmen wolle. Rehnſköld hielt ihn nicht zurück, klopfte ihn aber lächelnd auf die Schulter und ſagte: „über dieſen Punkt werden wir wohl ſtets verſchiedener Meinung bleiben." — Ich wollte mich auch empfehlen, mußte aber noch bleiben.

„Wiſſen Sie," ſagte der Feldmarſchall zu mir als wir wieder allein waren, „weshalb Schulenburg ſo empfindlich wurde? Er hört ſehr ungern von dieſer Periode ſprechen, weil ſie gerade die am wenigſten ruhmvollſte ſeines Lebens iſt, auch hat er in dem Kampfe gegen die Schweden, das einzige Gefecht bei Punitz ausgenommen, keine Lorbeeren erndten können. Faſt alle Unternehmungen ſchlugen ihm fehl, weil er ſich nicht überzeugen wollte, daß die ſchwediſchen Truppen damals für die beſten in Europa galten und von ſehr erfahrnen Offizieren befehligt wurden; eine Folge des kriegeriſchen Geiſtes den Guſtav Adolph, die von ihm gebildeten Feldherrn und Karl XII. der Armee eingehaucht hatten. Solch' ein Geiſt hält ſchon eine Zeit lang wieder, zumal wenn er immer neue Nahrung erhält. Wenn man mit ſolchen Gegnern zu thun hat, muß man ſich beſſer vorſehen und nicht auf große Erfolge ausgehen. Nachdem wir in Sachſen eingerückt waren, fühlte Schulenburg nur zu gut daß an ernſten Widerſtand nicht mehr zu denken ſey, gab das Land auf dem rechten Elbufer freiwillig auf, ließ die Koſtbarkeiten Dresdens auf den Königſtein bringen, und begnügte ſich vorläufig die Hauptſtadt zu decken. Nächſtdem machte er aber Verſuche, unſeren König, der nach alter Gewohnheit oft viele Meilen weit in Begleitung von wenigen Offizieren und Dienern ritt, aufzuheben und ſendete in dieſer Abſicht den General Jordan mit 600 Reitern gegen Bautzen. Dieſer war in der Gegend genau bekannt, ſtellte überall Lauerpoſten auf, und glaubte ſeiner Sache gewiß zu ſeyn. Um dieſe Zeit kam aber ein gewiſſer Görtz zu uns, ein ſehr reicher brandenburgſcher Edelmann von angenehmem Aeußern, großer Tapferkeit und Verſchlagenheit.[1] Er hatte vorher eines der ruſſiſchen Regimenter befehligt, welche zu den Hilfstruppen König Auguſts gehörten, war mit den ſächſiſchen Generalen in Streitigkeiten gerathen, arretirt worden, und ſollte durch einen Offizier nach Sachſen gebracht werden. Er fand aber ſchon in Polen Gelegenheit ſich und ſeinen Hüter in ſchwediſche Gewalt zu bringen, ließ ſich dem Könige vorſtellen, erwarb ſich deſſen Gunſt, erhielt ein Regiment und zugleich den Auftrag, den Streifereien des Generals Jordan ein Ende zu machen. Hierzu war Görtz vollkommen geeignet. Er überfiel mit 200 Schweden und 500 Polen den General Jordan bei Reichersdorf ſo plötzlich, daß dieſer ſeine Truppen nicht einmal ordnen

[1] Iſt ein anderer als der im vorigen Briefe erwähnte Görtz.

Der Verfaſſer.

konnte, und von Görtzens eigner Hand durchbohrt wurde. Später führte er bei Naumburg einen ähnlichen Ueberfall aus, und verfolgte die Fliehenden bis nach Franken.

„Eigentlichen Krieg haben wir in Sachsen nicht zu führen gehabt, denn es wurden sehr bald Friedensunterhandlungen angeknüpft. Das Land mußte aber unendlich leiden. Wenn man erwägt daß dieser polnische Krieg dem Sachsenlande 88 Millionen Thaler, 800 Geschütze und über 36,000 Mann gekostet hat (nach Weißens kurfächs. Geschichte) ohne die gar nicht bekannt gewordenen Summen zu rechnen, die der König August fortwährend zu persönlichen Zwecken verwendete, so erstaunt man über die ungeheueren Hilfsquellen dieses Landes, und über die Betriebsamkeit seiner Bewohner; denn in den folgenden Zeiten ist es den Sachsen oft noch schlimmer ergangen.

„Der Czar hatte gehofft, daß Sachsen für uns ein zweites Capua werden würde, sich aber gewaltig darin getäuscht. Mit 24,000 Mann ganz abgerissener Truppen waren wir eingerückt, und marschirten im September 1707 mit 19,200 Mann Infanterie, 24,850 Mann Cavallerie im vortrefflichsten Zustande wieder aus, mit Allem versehen was zu einem neuen Kriege erforderlich war. Daß es nunmehr auf die Bekämpfung des Czaren abgesehen war, ist Ihnen bereits bekannt, doch kann ich heute meine Erzählung nicht weiter fortsetzen, da der König meine Gegenwart um diese Stunde befohlen hat. Ich werde nicht unterlassen Sr. Majestät Ihre Wünsche zu eröffnen, und hoffe auf den besten Erfolg, denn die Unterhaltung mit Männern von Ihrem Schlage ist eigentlich sein größtes Vergnügen, doch entschließt er sich ungern zu neuen Bekanntschaften, da es ihm nachgerade lästig wird über den Zweck seiner weitaussehenden Unternehmungen immer dieselben verkehrten Ansichten gewahren zu müssen."

Obige Mittheilungen verglichen mit denjenigen die ich aus dem Munde anderer berühmter Zeitgenossen vernommen hatte, versenkten mich in ernste Betrachtungen über das Schicksal mancher Völker. Rußlands und Schwedens Beherrscher verfolgten die großartigsten Staatszwecke, und brachten ihnen allerdings auch große Opfer. Während Peter mit eiserner Consequenz nach dem vorgesteckten Ziele strebte, ließ Karl sich zuweilen durch seinen eigenwilligen Starrsinn von dem Ziele ablenken. Dies gilt jedoch mehr von den späteren Unternehmungen; denn bis zum Altranstädter Frieden (1706) sehen wir den König von Schweden unablässig bemüht,

den ruſſiſchen Einfluß auf Polen mit allem Nachdruck zu bekämpfen und dieſem Reiche eine beſſere Zukunft zu ſichern. Er that dies aber nur mit bewaffneter Hand, und ſein offener ritterlicher Charakter gab der Hinterliſt ſeiner beiden Gegner manche Blöße. Dennoch gelang es Karl XII. den König Auguſt vollſtändig zu überwinden und auf lange Zeit unſchädlich zu machen, ſogar ihn vom polniſchen Königsthron herab zu nöthigen. Aber Stanislaus war freilich nicht geeignet ihn würdig auszufüllen, und von dem in ſich geſpaltenen gründlich verdorbenen polniſchen Adel war ebenfalls kein erheblicher Beiſtand zu erwarten. Dem ſchwediſchen Könige fehlte es alſo zu dem fortgeſetzten Kampfe gegen Rußland an ausreichender Unterſtützung, und wenn er auch den Ruſſen in den vielfachen Kämpfen große Verluſte zufügte, ſo war ſein eigener Verluſt doch weit ſchwieriger zu erſetzen. Daher konnte man berechnen, daß nach einer kurzen Reihe von Jahren die ſchwediſchen Kampfmittel erſchöpft ſeyn mußten, ehe noch der Zweck des Kampfes erreicht war.

Was ſoll man aber zu Auguſt II. ſagen? Sein prahleriſches und gleichwohl thatenloſes Auftreten in Ungarn will ich keiner Kritik unterwerfen; er erſchien dort als Feldherr des Kaiſers und kämpfte für einen ihm fernliegenden Zweck. Nachdem aber Auguſt zum Könige von Polen gewählt worden war (1697) und ſich ſpäter mit Rußland gegen Schweden verbündet hatte, war es ſeine erſte und heiligſte Pflicht die eigenen Leidenſchaften zu zügeln um die fremden beherrſchen zu lernen. Ob die Verbindung der polniſchen Königskrone mit dem ſächſiſchen Kurhute ſeinem Erblande wahrhaften Nutzen bringen konnte, will ich nicht erörtern. Da aber dieſe neue Königswürde nur mit ſächſiſchem Gelde und Blute aufrecht zu erhalten war, hätte Auguſt auch darnach trachten ſollen etwas Dauerhaftes dafür zu gründen. Hierzu war ſchon die ganze Anlage eine verfehlte zu nennen, denn ein verſtändiges Ziel würde nur durch ein Bündniß mit Schweden gegen Rußland zu erreichen geweſen ſeyn. Dadurch hätte Vieles wieder gut gemacht werden können, was ſeine Vorfahren im dreißigjährigen Kriege verſäumt und verſchuldet hatten.

Aber Auguſt dachte an nichts weniger als an das Wohl der ihm von Gott anvertrauten Völker. Seine lächerliche Eitelkeit und Prunkſucht, die ihn ganz beherrſchende Sinnlichkeit, machten ihn zum Spielball ſeiner Günſtlinge und Maitreſſen; auch der Czar behandelte ihn nicht beſſer. Er war und blieb unfähig zu jeder ernſten Thätigkeit. Selbſt der Krieg

hatte für Auguſt im Grunde nur ſo viel Reiz, als er darin Gelegenheit fand ſeiner Eitelkeit zu fröhnen und von Schmeichlern Thaten beſingen zu laſſen, deren er oft gar nicht theilhaftig geweſen war. Mit alleiniger Ausnahme der Schlacht bei Kliſſow (1702) hat Auguſt niemals gewagt ſeinem Gegner Karl in den Weg zu treten, und obwohl es ſich um die Vertheidigung eines Königthrones handelte, nahmen die Hoflager in Warſchau, Krakau, Sandomir und Lemberg ſeine Zeit und Kräfte doch ungleich mehr in Anſpruch als die Kriegsoperationen.

Ludwig XIV. hat unſerem deutſchen Vaterlande manche tiefe Wunde geſchlagen. Aber das verderbliche Beiſpiel ſeiner Sittenloſigkeit, die faſt an alle deutſche Höfe verpflanzt wurde, iſt unſtreitig das verderblichſte Uebel das er uns zugefügt hat. Doch laß mich von dieſem unerquicklichen Thema abbrechen, auch im Olymp gibt es ein gewiſſes Gallenfieber, nur äußert es ſich anders in ſeinen Symptomen.

Einundzwanzigſter Brief.

Olymp, den 5. April 1839.

Du weißt, mein Freund, wie ſehr ich bei Lebzeiten gegen die Aufſtellung einer auf durchgehends rationelle Gründe geſtützte allgemeine Kriegstheorie geeifert, und wie ſehr ich mich bemüht habe den Theoretikern begreiflich zu machen, daß ſie vor Allem die Natur des Krieges zu erforſchen ſtreben ſollten. Aber auch dieſe Erkenntniß iſt unzureichend, um einer ſolchen Theorie eine feſte Baſis zu geben, und man wird kaum unterlaſſen können, für jeden einzelnen Krieg die Natur der maßgebenden Verhältniſſe in gründliche Erwägung zu ziehen. Seit ich die Bekanntſchaft mit den ſchwediſchen Generalen Rohnſköld, Löwenhaupt und Gyllenkrook gemacht, und von den Verhältniſſen und Abſichten Karl XII. genauere Kenntniß erhalten habe, drängt ſich mir dieſe Anſicht immer mehr auf, und ich kann mich des Lächelns nicht erwehren, wenn ich wahrnehme wie unſere Schriftgelehrten die Unternehmungen dieſes Fürſten zu beurtheilen pflegen.

Während König Karl über ein Jahr lang in Sachſen verweilte und dort ſein Heer durch ſtarke Werbungen und gute Ausrüſtung zur Fortſetzung des Krieges tüchtig machte, erfaßte ihn der großartige Gedanke dem ſpaniſchen Erbfolgekriege, durch bewaffnete Dazwiſchenkunft in Verbindung mit dem Könige von Dänemark, ein Ziel zu ſetzen. In Wien, wo Karls Forderungen in Bezug auf die den Proteſtanten in Schleſien zu gewährenden religiöſen Rechte und Freiheiten immer kategoriſcher lauteten, war man deshalb nicht wenig in Sorgen, denn man würde ganz außer Stande geweſen ſeyn den Einmarſch der Schweden abzuwehren, auch hätte der wieder entflammte ungariſche Inſurrectionskrieg dadurch leicht eine höchſt gefährliche Wendung nehmen können. Man ſuchte daher einen der vertrauteſten Räthe des Königs, den Grafen Piper, zu gewinnen, der es auch durch allerlei Vorſtellungen dahin zu bringen wußte, daß ein neuer Kriegszug gegen den Czaren beſchloſſen wurde. [1]

Hierzu war ohnehin gründlicher Anlaß genug vorhanden, denn Peter betrachtete die Oſtſeeprovinzen bereits als ſicheres Beſitzthum, und ſuchte auch ſeinen Einfluß in Polen durch allerhand Intriken zu befeſtigen, ohne nur entfernt eine Wiedereinſetzung Auguſts zu begünſtigen. Im Spätſommer des Jahres 1707 brach der König aus Sachſen nach Polen auf, deſſen Grenze er am 19. September bei Rawicz überſchritt. Er hatte hier auf Widerſtand gerechnet, aber die Ruſſen wichen überall, das Land hinter ſich verwüſtend; ſelbſt die Mühlen wurden von ihnen zerſtört, und die Schweden ſahen ſich bald genöthigt von den eiſernen Handmühlen Gebrauch zu machen, welche der König an die Regimenter hatte vertheilen laſſen. — Auf die Nachricht von Karls Abmarſch aus Sachſen war der Czar nach Warſchau geeilt, um Anſtalten zur hartnäckigen Vertheidigung der Weichſel zu treffen, dann aber zur Beſchleunigung der Kriegsrüſtungen nach Moskau gegangen. Die ſchwediſche Armee machte jedoch ſchon bei Poſen Halt, um die aus Pommern heranziehenden Rekruten zu erwarten. Sobald der Froſt die grundloſen Wege fahrbar gemacht hatte, brach Karl gegen die Weichſel auf, die er am 10. Januar 1708 in der Gegend von Warſchau auf einer Eisbrücke überſchritt, ohne von den Ruſſen daran gehindert zu werden. Gyllenkrook, welcher die Geſchäfte eines Generalquartiermeiſters verſah, und dem Könige über die Topographie des zu betretenden Kriegsſchauplatzes ſtets genaue Rapporte machen mußte, hat

[1] Vergleiche damit: Schloſſers Geſchichte des 18. Jahrhunderts, 1. Band, S. 161.

mir erzählt daß in der Mitte der Weichſel das Eis nur drei Zoll dick, in der Nähe der Ufer aber noch ſchwächer geweſen ſey. Man half ſich mit Lagen von Stroh, die mit Schnee bedeckt und dann mit Waſſer begoſſen wurden, was eine ſehr haltbare Eisdecke gibt. Wo das Eis zu ſchwach war um einzelne Menſchen zu tragen, bediente man ſich der Bretter und Balken, welche die Soldaten auf der dünnen Eisdecke vor ſich herſchoben und dann mit Vorſicht zu einer feſten Unterlage verbanden. Solche Uebergänge waren bei den Schweden an der Tagesordnung, und ſie beſaßen in den Vorbereitungen dazu eine außerordentliche Geſchicklichkeit. Bei uns paradiren ſie meiſt nur in den Lehrbüchern.

Ueber die Abſichten König Karls ſchwebte ein geheimnißvolles Dunkel, auch darf man annehmen, daß er damals ſelbſt noch unentſchieden war in welcher Richtung er vordringen werde, denn die Unterhandlungen mit den Türken hatten noch keinen diplomatiſchen Charakter, und Mazeppas Erbietungen durfte er nicht vollen Glauben ſchenken. Daß aber ein von den Koſaken und Türken geleiſteter Beiſtand den König in das ſüdliche Rußland führen mußte, liegt auf der Hand, da man Bundesgenoſſen von noch nicht erprobter Treue und Geſchicklichkeit niemals allein operiren laſſen darf. Die ſchwediſchen Generale hatten ſich Hoffnung gemacht, der Marſch würde nach Samogitien und Kurland gehen, wo zwei andere Corps unter Graf Löwenhaupt und Fürſt Wiesnawiecki ſtanden und von ruſſiſcher Uebermacht bedroht wurden. Auch würde man in dieſem Falle den Küſtenplätzen näher geblieben ſeyn, die Verbindung mit Schweden alſo leichter haben unterhalten können. Ein methodiſcher Feldherr würde ſich von dieſen Plätzen gewiß nicht weit entfernt haben, Karl war aber nicht gewohnt ſich ſo ſtreng an Regeln zu binden; ſein Sinn ſtand höher, er glaubte ſeinem Glücke vertrauen zu dürfen, und alle bisherige Erfahrungen gaben ihm ein Recht dazu. Wie ſehr der Czar ſeinen Gegner *fürchtete*, beweiſen die Verſuche ihn zum Frieden zu bewegen. Aber Karls Forderungen: Ingermanland zu räumen und das kaum begründete Petersburg niederzureißen, waren zu hart, ſelbſt unverträglich mit der Ehre des ruſſiſchen Monarchen. Peters Stolz fand ſich durch eine *ſolche* Zumuthung aufs höchſte beleidigt, und der Vernichtungskrieg wurde nun von beiden Gegnern beſchloſſen. Wäre Karl ein feinerer Menſchenkenner und weniger Biedermann geweſen, ſo hätte er ſich ſagen müſſen daß er aus dieſem Kampfe *nicht* als Sieger hervorgehen könne, denn Peter hatte ungleich

mehr Streitkräfte und war, wie alle Ruſſen, im hohen Grade verſchlagen. Aber in dieſem Punkte konnte Karl keine Bilanz ziehen, deshalb trafen auch ſeine Vorausſetzungen nicht ein, wie ſich das bald zeigen wird.

Abwechſelndes Thauwetter nöthigte den König zu manchem unfreiwilligen Halt, und er konnte erſt den 22. Januar bei Oſtrolenka über den Narew gehen, worauf er ſich über Kollno und Koryczyn gegen Grodno wendete. König Stanislaus begleitete die Armee. Karl führte 43,000 Mann, zur Hälfte Reiterei, gegen den Niemen, wo er erwarten mußte auf 100,000 Ruſſen zu treffen. Indeß achtete er wenig auf die Ueberzahl ſeiner Gegner und beſchleunigte ſeinen Marſch nach Möglichkeit, um die Ruſſen vor Peters Rückkunft aus Moskau zur Schlacht zu zwingen. Darin hatte er ſich aber verrechnet. Der Czar befand ſich bereits in Grodno, wo General Menczikow mit 9000 Mann ſtand, war jedoch nicht geneigt vor Ankunft ſeiner Verſtärkungen das Glück der Waffen zu verſuchen, denn ſeine übrigen Truppen ſammelten ſich erſt bei Wilna, Minsk und weiter ſüdlich. Der Anmarſch der Schweden erfüllte die ruſſiſchen Befehlshaber mit Schrecken, da jeder Widerſtand bisher ſtets vergebens geweſen war, und als der König in Begleitung des Prinzen von Würtemberg, des Feldmarſchalls Rehnſköld und mehrer Generale, den 28. Januar mit nur 900 Reitern an der Niemenbrücke erſchien, welche Oberſt Mühlenfeld mit 2000 Mann vertheidigen ſollte, wichen die Ruſſen nach kurzem Gefecht in die Stadt zurück welche der Czar, der die ganze ſchwediſche Armee vor ſich zu haben glaubte, augenblicklich mit allen Truppen verließ. Dieſen Irrthum bald erkennend, ſendete er die nächſtfolgende Nacht den Oberſt Mühlenfeld mit 3000 Mann gegen Grodno, um den König zu überfallen, der mit ſeiner kühnen Schaar die Ankunft der übrigen Truppen erwarten wollte. Die ſchwediſchen Wachen wurden zwar überwältigt, und es entſpann ſich in den Straßen und auf dem Marktplatze ein hitziges Nachtgefecht, doch mußten die Ruſſen mit Verluſt von 56 Todten und vielen Verwundeten den Ort bald wieder verlaſſen.

Dieſer Anfang war für den König von guter Vorbedeutung. Nach Ankunft der Armee ſetzte er den Marſch gegen Wilna fort, ſtieß aber unterwegs auf ſo viele Hinderniſſe, daß er die Richtung nach Minsk einſchlug, von woher der Czar Verſtärkungen erwartete. Indeß fand man die Wege ſo grundlos, und der Mangel an Unterhaltmitteln wurde bald ſo empfindlich, daß die Armee gegen Wilna zurückkehrte. Als jedoch die

Nachricht von dem Rückzug der Ruſſen gegen Smolensk einging, machte Karl bei Smorgonie Halt und blieb hier bis Anfang Juni ſtehen. Dieſer lange Aufenthalt muß allerdings befremden, denn der Czar gewann dadurch Zeit ſeine Streitkräfte aus den entfernteren Gegenden heranzuziehen und zu organiſiren. Allein dieſer Zeitgewinn ging auch dem Könige zu Gute, der zu ſeiner großen Unternehmung mancher Vorbereitung bedurfte, und auch Mazeppa Zeit laſſen mußte ſeinen Abfall vom Czar mit Geſchicklichkeit einzuleiten. Nächſtdem war auch auf die Sicherheit Polens, als nächſte Operationsbaſis, Rückſicht zu nehmen, und da Auguſts Anhänger Miene machten das alte Spiel zu wiederholen, mußte König Stanislaus nach Warſchau zurückkehren, wohin ihm General Kraſſow mit 8000 Schweden zur Unterſtützung folgte.

Im ſchwediſchen Hauptquartiere zu Radoszkowiczy wurden inzwiſchen die wichtigſten Verhandlungen über die Fortſetzung des Feldzugs gepflogen, bei welchen der König den Anſichten ſeiner Generale mehr Gehör ſchenkte, als das in der Regel der Fall war. Ein Kampf auf Leben und Tod mit dem Beherrſcher eines ſo großen Landes wie Rußland, das damals mit weit mehr Wäldern und Moräſten bedeckt war als jetzt und dem Angreifer viel weniger Unterhaltsmittel darbot, war ein höchſt gefahrvolles Unternehmen welches reiflich überlegt ſeyn wollte. Hierzu kam noch die von dem Czar angenommene Kriegführung, welche im Weſentlichen darin beſtand, die verlaſſenen Provinzen ganz zu verheeren und entſcheidenden Gefechten ſo lange auszuweichen, bis die Schweden durch Hunger und übergroße Anſtrengungen aufgerieben ſeyn würden, inzwiſchen aber durch endloſe Beläſtigungen ihr Vordringen zu erſchweren, ihre Kräfte zu ſchwächen.[1] Auf welche Weiſe war unter ſolchen Umſtänden der große Zweck dieſes Krieges zu erreichen? Welches war der Punkt oder die Seite, wo ein gewaltiger Stoß den Czar aus dem Gleichgewichte bringen, ihn erſchüttern mußte? Und hatte man endlich dieſen Zweck erreicht, durfte der Sieger ſich auch Hoffnung machen, daß er dann noch ſtark genug ſeyn werde aus ſeinem Siege irgend erheblichen Nutzen zu ziehen? Man bedenke doch nur daß Peter zehn Ruſſen gegen einen Schweden ſetzen, daß aber Karl den Abgang an Streitern nicht ſo leicht ergänzen konnte!

[1] Dieſe Kriegführungsart haben die Ruſſen auch 1812 angewendet, ſie ſcheint alſo ganz aus ihren Lokalverhältniſſen zu entſpringen.

Der Herausgeber.

Solche und ähnliche Fragen, von welchen unſere modernen Linien- und Winkel-Strategen nichts hören wollen, weil die Beantwortung derſelben ihr kunſtvolles Lehrgebäude wie ein Kartenhaus umblaſen würde, kamen damals ſehr in Betracht. Daß Karl die ganze Wichtigkeit ſeines großen Unternehmens erkannte, und nicht wie ein tollkühner Abenteurer in Rußland eingedrungen iſt, geht ſchon aus dem langen Stillſtande und aus den Berathungen hervor. Ich kann Dir den Verlauf der Debatten nicht umſtändlich mittheilen, und will Dir blos die Hauptgeſichtspunkte nennen von welchen dabei ausgegangen wurde.

Petersburg und die nächſten Küſtenpunkte hatten für den Czar, der um jeden Preis ſich eine Seemacht bilden wollte, außerordentliche Wichtigkeit. Moskau aber nicht minder, denn ſeit der Gründung Petersburgs wendeten ſich die unzufriedenen Großen vorzugsweiſe in die ältere Hauptſtadt, wo ſich viele Elemente innerer Gährung anhäuften. Aber die Gegenden, welche man durchziehen mußte um nach Petersburg oder Moskau zu gelangen, boten keine Unterhaltsmittel, dagegen Hinderniſſe in Menge dar. Ein Marſch in die Ukraine hatte zwar nicht minder große Schwierigkeiten, indeß fand man dort Lebensmittel im Ueberfluß, einen befreundeten Kriegerſtamm, die Koſaken, deren Hettmann ſich ein unabhängiges Reich gründen wollte. Hatte man in der Ukraine feſten Fuß gefaßt, und gelang es Mazeppa noch andere Koſakenſtämme für ſein Intereſſe zu gewinnen, ſo konnte der Krieg von hier aus mit vielem Nachdrucke fortgeſetzt werden. Ein Beitritt der Türken würde dem Könige von Schweden ſogar ein Uebergewicht verſchafft haben, und dieſer war nicht unwahrſcheinlich.

Bevor Karl einen Entſchluß faßte, hatte er bereits Befehl gegeben daß General Lybecker mit 14,000 Mann aus Finnland nach Ingermanland und an die Newa vorrücken ſollte, um die neue Czarenſtadt zu zerſtören und die nächſten Küſtenplätze in ſeine Gewalt zu bringen. General Löwenhaupt ſollte mit einem gleich ſtarken Corps durch Kurland vordringen und jenen unterſtützen. Er ſelbſt wollte anfangs mit der Hauptarmee über Polozk ebenfalls dahin marſchiren, eine Operation für deren Ausführung Gyllenkrook ſeine ganze Beredtſamkeit aufbot. Wäre dieſelbe in der Art zur Ausführung gekommen, ſo konnten Peters großartige Organiſationsplane auf lange Zeit hinaus ſehr geſtört werden. Lybeckers Unternehmung war für jeden möglichen Fall beſchloſſen worden.

Sie begann erſt Ende Auguſts, hatte anfangs guten Erfolg, wurde jedoch von der ſchwediſchen Flotte unter Admiral Ankarſtierna ſchlecht unterſtützt, und ſcheiterte an dem Verheerungsſyſtem der Ruſſen, wodurch den Schweden alle Unterhaltsmittel entzogen wurden. Nur mit Mühe rettete Lybecker die Mannſchaft; Pferde, Geſchütze und Wagen gingen verloren. Ohne Löwenhaupts Mitwirkung war ein entſcheidender Erfolg überhaupt nicht zu erwarten geweſen. Dieſer erhielt aber ſchon im Juni eine andere Beſtimmung, und ſollte dem Heere des Königs Lebensmittel und Kriegsvorräthe aller Art zuführen. Auch dieſer Zuzug entſprach den Erwartungen nicht, wie ich Dir ſpäter mittheilen werde.

Inzwiſchen entſchied ſich Karl, zur großen Betrübniß des Premierminiſters Grafen Piper und des Generals Gyllenkrook, für das Vordringen gegen Moskau, eine Lieblingsidee des Feldmarſchalls Rehnſköld und mehrer anderer Generale. Die Armee brach deshalb gegen die Berezina auf, welche ſie den 27. Juni faſt an derſelben Stelle überſchritt, die Napoleon bei ſeinem Rückzuge zum Uebergangspunkte gewählt hat. Der Widerſtand der Ruſſen war nur ſchwach, und ſie zogen ſich nach erfolgtem Uebergange der Schweden auf Tolocżyn zurück. Karl verfolgte die Ruſſen mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, konnte ihnen aber nichts anhaben, und fand ſie bei Holowczyn in ziemlicher Stärke hinter dem tiefen mit ſumpfigen Ufern eingefaßten Wabisfluſſe, welcher ſich dort mit der Druc (Drutz) vereinigt; die ruſſiſche Hauptarmee ſtand bei Mohilew am Dnjepr im Lager, nur fünf Meilen davon.[1] Der Feldmarſchall Scheremetjew und General Menczikow beſtürmten den Czar mit Vorſtellungen, das Glück der Waffen hier zu verſuchen, da die Stellung bei Holowczyn außerordentlich ſtark war. Peter gab nach und ließ die dort ſtehenden Truppen, welche ſich bereits verſchanzt hatten, eiligſt verſtärken, ſo daß ungefähr 36,000 Mann zur Vertheidigung des Ueberganges verwendet werden konnten, über welche Menczikow den Oberbefehl erhielt. Scheremetjew blieb mit den übrigen Truppen bei Mohilew.

Als Karl den 13. Juli hier ankam, war er ſogleich zum Angriffe entſchloſſen, und ließ den Fluß ſorgfältig unterſuchen. Es leuchtete ihm ein, daß er die Vereinigung der beiden getrennten Heertheile zu verhindern

[1] Ueber den wahren Namen und die Lage des Ortes Holowczin ſind die Geſchichtſchreiber nicht einig. Nach Nordberg ſoll das Gewäſſer vor der ruſſiſchen Front die Berezina geweſen ſeyn. Der Herausgeber.

ſuchen müſſe, denn er ſelbſt hatte nur 35,000 Mann, und mußte im Angeſicht des Feindes einen Fluß überſchreiten deſſen Waſſertiefe über 4 Fuß betrug. Nach genauer Beſichtigung der Flußufer fand ſich eine erhöhte Stelle, von wo aus der Feind ſehr wirkſam beſchoſſen werden konnte. Hier ließ Karl noch in der Nacht 18 Geſchütze aufführen, deren Feuer am andern Morgen die Ruſſen ſehr unſanft aus dem Schlafe weckte. Während einer dreiſtündigen Kanonade, die von den Ruſſen zwar lebhaft doch ohne erhebliche Wirkung erwidert wurde und ſchon früh 2 Uhr begann, formirte der König ſeine Truppen zum Angriffe. Da die Aufſtellung von Brücken zu viel Zeit erfordert haben würde, die Pontons auch nicht alle zur Hand waren, wurde beſchloſſen den Fluß zu durchwaten. Karl ſprang zuerſt hinein, 4 Regimenter zu Fuß folgten ihm; Rehnſköld mit einigen Reiterregimentern ging etwas weiter rechts durch. Hatte das Geſchützfeuer die Ruſſen ſchon etwas mürbe gemacht, ſo wurden ſie jetzt durch dieſe ungeheuere Kühnheit völlig verblüfft. Ein ſtarker nächtlicher Regen machte die Feuergewehre unbrauchbar, vom Schießen war faſt nicht mehr die Rede. Zu einem Gefecht mit blanker Waffe ſcheinen aber die Ruſſen den Muth verloren zu haben, wenigſtens mit einem Gegner der dreiſt genug war bis an die Schultern im Waſſer zu waten, dann einen breiten Moraſt zu überſchreiten, um nur ſobald als möglich zum Handgemenge zu kommen. Trat irgendwo ein Stocken ein, ſo brachte Karls ermunternder Zuruf die Schweden bald wieder vorwärts, und kaum fühlten ſie ſich auf feſtem Boden, ſo gings mit Todesverachtung auf die ruſſiſche Infanterie los. — Aber trotz dieſer faſt beiſpielloſen Bravour hätte der Angriff doch ſehr unglücklich enden können, wäre nicht Rehnſköld eben ſo umſichtig als verwegen geweſen. Als der König bereits im Handgemenge war und auf Unterſtützung ſobald nicht rechnen durfte, näherten ſich 130 ruſſiſche Schwadronen dem Flußufer. Rehnſköld hatte nur 8 Schwadronen und die Trabanten bei ſich, warf ſich aber mit ſolchem Ungeſtüm auf die nächſten Regimenter und hatte eine ſo glückliche Stelle gewählt, daß die ganze ruſſiſche Cavallerie gar nicht zur Wirkſamkeit gelangen konnte, und in großer Unordnung das Feld räumen mußte. — Um dieſe Zeit hatte Karl die Infanterie aus den Verſchanzungen verjagt und beeilte ſich nun, von friſchen Regimentern zu Fuß und zu Pferde unterſtützt, dem tapfern Rehnſköld zu Hilfe zu kommen, welcher in Gefahr war von dem zehnmal ſtärkeren Feinde in den Fluß zurückgetrieben zu

werden. Jetzt aber kehrten ihm die Ruſſen bald den Rücken und überließen die eigene Infanterie ihrem Schickſal.

So führte Karls und ſeiner Truppen beiſpielloſe Kühnheit einen Sieg herbei, der einen Beweis liefert daß man im Kriege nichts für unmöglich halten darf. Doch verdient auch des Königs und ſeiner Generale ſchneller Ueberblick die ehrenvollſte Anerkennung, denn vielleicht die Hälfte der ruſſiſchen Truppen kam gar nicht zum Gefecht, weil dichte Wälder und Sümpfe ſie hinderten dahin ſich zu wenden, wo ihre Gegenwart grade nothwendig war. Abſichtlich wurden aber von den Schweden immer Punkte und Momente zum Angriffe gewählt, die vor der ſchnell bewirkten Entſcheidung keine Unterſtützung zuließen, ein Umſtand der in der Taktik ſtets die Hauptrolle ſpielt. — Der König hielt dieſen Sieg für den glänzendſten den er je erfochten habe; es war aber auch ſein letzter. Betrachtet man indeß die Folgen ſo gehört er zu den unbedeutendſten, denn es fehlten ihm jetzt die Kräfte ihn zu benutzen, weshalb er vier Wochen unthätig bei Mohilew ſtehen bleiben mußte.

General Löwenhaupt nämlich, welcher in den erſten Tagen des Juni ſeinen Marſch zur Armee des Königs antreten ſollte, ließ melden, daß er den Befehl zum Abmarſche erſt in den letzten Tagen des Juni empfangen habe, mindeſtens alſo vier Wochen ſpäter bei der Armee eintreffen werde, als man ihn dort erwartete. Das war ein höchſt nachtheiliger Umſtand, denn abgeſehen von der Nothwendigkeit der Verſtärkung und Zufuhren, deren Ankunft der König mit Ungeduld entgegen ſah, war die Vereinigung mit Löwenhaupt viel ſchwieriger ſobald die Armee weiter vorrückte, und es konnte deſſen etwa 11,000 Mann ſtarkes Corps leicht überwältigt werden, die demſelben folgenden Wagenzüge mit ihrer reichen Ladung an Kriegsbedürfniſſen aller Art leicht verloren gehen. Ohne Waffenplatz und Vorrathskammer in der Nähe, mußte der König dieſe Zufuhr als ſeine wandernde Operationsbaſis anſehen, von der er ſich nicht länger mehr trennen durfte. — Was dieſe ſeltſame Verſpätigung des Befehls betrifft, ſo habe ich die Urſache nicht ergründen können, und Gyllenkrook verſichert ſelbſt, daß der König dieſerhalb keine Unterſuchung hätte anſtellen mögen; er hatte übrigens ein ſo großes Vertrauen zu Löwenhaupts Umſicht und Thätigkeit, daß er mit Zuverſicht auf deſſen baldige Ankunft rechnete. Nachdem aber vier Wochen vorüber waren, glaubte er nicht länger auf ihn warten zu dürfen, damit der Czar dieſe

freiwillige Unthätigkeit nicht als ſtummes Bekenntniß von unzureichender Kraft anſehen möchte. Der König überſchritt deshalb am 15. Auguſt den Dnjepr und marſchirte gegen Smolensk, wobei er unterwegs im Lager bei Dobry von den Ruſſen überfallen wurde, und ſpäter bei Rajowka faſt in Gefangenſchaft gerathen wäre; ein Beweis daß die Ruſſen immer kühner wurden, und ſich als gelehrige Schüler ihres ſchwediſchen Meiſters bezeigten.

Ob dieſer Marſch nach Smolensk nur den Zweck hatte, die Aufmerkſamkeit des Czaren von der Ukraine abzulenken, wo Mazeppa die letzten Schritte zum Abfalle that, oder ob Karl dieſe Operation nur unternahm um ſeinen Gegner zu beſchäftigen und von Löwenhaupt abzuziehen, welchem man nur auf großen Umwegen Befehle zugehen laſſen konnte, das iſt mir nicht recht klar geworden. Soviel iſt aber gewiß daß der König für Löwenhaupts Wagenzüge, deren Verluſt unerſetzlich geweſen wäre, große Beſorgniß hatte und daß er mit Mazeppa Verpflichtungen eingegangen war, die ihm jetzt keine freie Wahl mehr ließen.

Der Aufenthalt in der Gegend von Smolensk gab dem Könige Gelegenheit, allerlei nicht ſehr erbauliche Erfahrungen zu machen. Für's Erſte entwickelte Peter einen militäriſchen Takt für ſtrategiſche Combinationen, den man bisher nicht in ſolchem Maße wahrgenommen hatte. Die bei Holowczyn erlittene Schlappe hatte ihn nicht entmuthigt; er blieb ſtets in der Nähe ſeines Gegners um deſſen Bewegungen ſchneller entdecken zu können, ſetzte ſich aber keinem zweiten Angriffe aus und trug Sorge, daß alle Brücken und Wege zwiſchen beiden Armeen möglichſt unbrauchbar gemacht wurden. Das frühere Verheerungsſyſtem wurde auch auf ruſſiſchem Grund und Boden beibehalten und ſetzte den König in nicht geringe Verlegenheit. Sodann überzeugte er ſich, daß auf Löwenhaupts Ankunft nicht länger gewartet werden dürfe, daß man ihm alſo einen Vereinigungspunkt bezeichnen und ſeiner Geſchicklichkeit es überlaſſen müſſe, ſich dahin Bahn zu brechen. Der König mußte ſich alſo entſcheiden, wohin der Marſch nach dem Verlaſſen der Gegend von Smolensk gerichtet werden ſolle, und das hatte ſeine beſonderen Schwierigkeiten, da er in dieſem Augenblicke von allen den Verhältniſſen, welche dabei in Erwägung genommen werden mußten, nur unvollkommene Kenntniß beſaß. Früher war ſeine Aufgabe um Vieles einfacher, er brauchte nur die feindliche Hauptmacht aufzuſuchen und anzugreifen, ſie raſtlos zu verfolgen. Aber der Czar hielt nirgends

Stand, ohne gleichwohl viel Terrain zu opfern, und deſſen Nähe beſchränkte die Freiheit der Bewegung ungemein. Dieſe Art Vertheidigung iſt zwar nicht in jedem Lande anwendbar, wo ſie es aber iſt, möchte ſie dem Schwächeren ſtets zu empfehlen ſeyn, ſo lange es ihm an taktiſcher Geſchicklichkeit gebricht, ſich auf hartnäckige Vertheidigungsgefechte einzulaſſen.

Nach mehrtägiger Unſchlüſſigkeit befahl der König, daß die Straße über Krycze w und Mglin nach Starodub eingeſchlagen und Löwenhaupt dahin gewieſen werden ſolle; der Marſch in die Ukraine zu Mazeppa war alſo nun entſchieden, die Abſicht einer Vereinigung mit ihm ausgeſprochen, das Bündniß alſo kein politiſches Geheimniß mehr. Jetzt mußten alle ſtrategiſche Winkelzüge wegfallen, denn der Czar war nicht länger zu täuſchen, hatte auch bereits Kunde von Mazeppas Abfall, und ſuchte mehrere Koſakenoberſten wieder zu gewinnen. Aber der Marſch nach Starodub wurde nicht mit der erforderlichen Schnelligkeit ausgeführt, und General Lagercrona, welcher die Vorhut führte, benahm ſich dabei auch ſehr ungeſchickt; denn ſtatt den ſorgfältigen Weiſungen zu folgen, die Gyllenkrook über Gegend und Wegbeſchaffenheit ihm gegeben hatte, ließ er ſich durch unzuverläſſige Boten irre führen, verſäumte auch Starodubs ſich zu bemächtigen als dies noch mit geringen Opfern geſchehen konnte. — Aber wir müſſen uns jetzt einen Augenblick nach Löwenhaupt umſehen, der durch den vier Wochen zu ſpät erhaltenen Befehl zum Abmarſche in eine unüberſehbare Menge von Gefahren und Verlegenheiten verwickelt wurde.

Löwenhaupt hatte, wie geſagt, in Radoszkowiczy nur die Weiſung bekommen ſich marſchfertig zu halten, die Richtung blieb damals ein Geheimniß; er hatte ſein Hauptquartier in Riga, konnte alſo nicht alle die nöthigen Vorkehrungen treffen, welche die ſchnelle Vollziehung des zu erwartenden Marſchbefehls nothwendig machte. Seine Truppen waren im Lande zerſtreut und mußten vorwärts vereinigt werden, was eine genaue Wegebekanntſchaft vorausſetzt. Als der Befehl einging gegen Mohilew zu marſchiren, wählte er Dolczinow zum Vereinigungspunkte, mußte aber wegen Schwierigkeit des Unterhalts in zwei Colonnen marſchiren, und in Dolczinow (auch Dolginowo genannt) zehn Tage auf den General Stackelberg warten, der die andere Colonne befehligte. Am 10. September brach er von hier nach Czeraja auf, wo er den 18. eintraf und abermals mehrere Tage warten mußte, um die auf entfernten

Seitenwegen marſchirenden Abtheilungen heran zu ziehen. Die Berezina war bereits überſchritten, manche andere Beſchwerde überwunden, die der Marſch durch verödete Gegenden verurſachte, aber man konnte jetzt eben ſo wenig vereint bleiben als vorher. Hier ging der Befehl des Königs ein, den Marſch möglichſt zu ſchleunigen; es gingen aber auch von allen Seiten Meldungen ein, daß die vorliegende Gegend höchſt unſicher ſey, die Ruſſen alle Vorräthe vernichtet, die Brücken über die vielen kleinen Gewäſſer zerſtört hätten. Wohin der König ſich wenden werde war noch unbeſtimmt, denn er befand ſich damals auf dem Marſche nach Smolensk. — Löwenhaupt glaubte unter ſolchen Umſtänden die urſprüngliche Marſchrichtung auf Mohilew beibehalten zu müſſen, und hatte nur die Beſorgniß daß ein feindliches Corps ihn vom Könige trennen möchte. In Worenczewicz, unweit Szklow, trafen ihn drei Eilboten welche ihm die Nachricht brachten, daß die Armee von Smolensk wieder abmarſchirt ſey und den Weg nach Starodub eingeſchlagen habe, wohin auch er marſchiren ſolle. Seltſamer Weiſe waren die neuen Marſchbefehle vom 24. September datirt, aber erſt den 26. und 27. von Wolowniczka abgegangen. Gyllenkrook läßt ſich nicht ausreden, daß irgend ein geheimer Feind Löwenhaupts den Abgang der Eilboten abſichtlich verzögert habe, um dieſen zu verderben oder in der ſteigenden Gunſt des Königs herabzuſetzen, denn es war ſchon kein Zweifel mehr daß Löwenhaupt von den Ruſſen bald angegriffen werden würde. Es iſt aber in ſolchen verwickelten Momenten, wo man gleichſam wie Herkules am Scheidewege ſteht, nicht ſelten der Fall daß man den Abgang von Befehlen an entfernte Corps abſichtlich verſpätigt, und gerade in jenen Tagen war Karl ſo unſchlüſſig, daß er Gyllenkrook mehrmals des Nachts aufſuchte um mit ihm über die zu wählenden Wege und andere wichtige Dinge zu ſprechen; der König befand ſich überhaupt in ſo ſtarker innerer Aufregung, daß er trotz der großen Selbſtbeherrſchung ſie gar nicht mehr verbergen konnte. Dieſe Unruhe wurde jedenfalls durch Mazeppas wiederholte dringende Vorſtellungen erzeugt, ſich ihm zu nähern, und durch die Beſorgniß daß Löwenhaupts Wagenzüge (mehrere tauſend Wagen ſtark) bei ſchnellerem Vordringen der Armee leicht verloren gehen könnten. Daß der König ſich ernſtlich mit dieſem Gegenſtande beſchäftigte, geht aus der Beſtimmtheit der an Löwenhaupt erlaſſenen Befehle hervor, welche ihm vorſchrieben nach Ueberſchreitung des Dnjepr auf Propoysk zu marſchiren und

hier über den Sos (Sei auch Sotſch) zu gehen. Dieſer Ort liegt aber nur ſechs kleine Meilen ſüdlich von Kryczew, wo die Armee den genannten Fluß überſchreiten ſollte, aber freilich mehrere Tage früher ankam und ſich hier nicht aufhalten durfte.

Löwenhaupt, welcher von den Gefahren ſeiner Lage genauere Kunde hatte als der König, ſendete nach Empfang der Befehle ſofort zwei Eilboten auf verſchiedenen Wegen zu dieſem, welche eine genaue Schilderung ſeiner Lage machen mußten. Aber der Eine wurde gefangen, und der Andere kam erſt zum Könige als dieſer die Sos bereits hinter ſich hatte. — Da Löwenhaupt wußte, daß die Brücke bei Mohilew von den Ruſſen zerſtört war, überſchritt er den Dnjepr bei Szklow (den 1. und 2. Oktober), wodurch er ſich der ruſſiſchen Armee noch mehr näherte. Fortwährend von feindlichen Abtheilungen bedroht und beläſtigt, marſchirte er möglichſt ſchlagfertig, und hatte immer eine ſtarke Avantgarde voraus um die Wege und Brücken in brauchbaren Stand zu ſetzen, ein Geſchäft das von den Schweden mit großer Sorgfalt und Schnelligkeit vollzogen wurde. Am 8. Oktober kam er bei Liesna an, 2 Meilen vor Propoysk, fand aber hier alle Wege verhauen, die Dämme durchſtochen, die Brücken zerſtört, und mußte den größten Theil ſeiner bis auf 8000 Mann zuſammengeſchmolzenen Truppen verwenden ſich Bahn zu brechen. Am folgenden Morgen ſollte der Uebergang ſtatt finden. Der Feind zeigte ſich aber bald von allen Seiten in ſolcher Stärke (es waren 30,000 Ruſſen hier vereinigt), daß der Kampf unvermeidlich wurde. Löwenhaupt ſchlug ſich den ganzen Tag mit ziemlich glücklichem Erfolg, ſo daß er ſich Hoffnung machen durfte ſeinen Marſch in der nächſten Nacht fortſetzen zu können. Aber bei Propoysk angekommen, fand er auch dieſe Brücke zerſtört, die Stadt in einen Schutthaufen verwandelt, den Feind am anderen Ufer. — Jetzt blieb ihm nichts übrig als alle Wagen zu verbrennen, die Ladung zu verderben und wenigſtens die Truppen zu retten. Er machte mit ſeinen eigenen Wagen den Anfang, gab die Pferde an die Soldaten, und verwendete überhaupt die ganze Beſpannung dazu ſeine Infanterie beritten zu machen. Dem Laufe der Sos folgend, kam er bis zu dem Dorfe Glefsna wo Halt gemacht wurde um die Verſprengten zu ſammeln. In der Nacht von den Ruſſen allarmirt, ritten die Soldaten in den Fluß und entdeckten zufällig eine ſeichtere Stelle, bei welcher die Schweden am andern Morgen auf das linke Ufer gingen.

Unter endloſen Mühen, Entbehrungen und Gefahren ſetzte Löwenhaupt ſeinen Marſch über Poppawicz, Kiwahi und Trukunovka fort, wo er den 20. Oktober ankam, und zufällig einen Theil von Lagercronas Truppen hier fand. Drei Tage ſpäter erreichte er die Armee bei Rakowicz; von ſeinem Corps waren noch 6700 Mann übrig. Dieſe Verſtärkung mußte dem Könige allerdings ſehr willkommen ſeyn, allein der Verluſt der reichen Vorräthe, auf deren Ankunft er gehofft, war ein großes Unglück. Stand man jetzt auch an der Grenze eines fruchtbaren Landes, ſo konnte der Mangel an Waffen, Munition und Ausrüſtungsgegenſtänden aller Art nicht erſetzt werden. Ueberdies befanden die Truppen des Königs ſich in einem faſt noch übleren Zuſtande, denn ſchon von Kryczew an hatten die Schweden mit unſäglichen Mühſeligkeiten zu kämpfen. Die Nachhut bedurfte keiner Boten mehr, indem gefallene Pferde, Waffen und Gepäck, deren die todtmüden Soldaten ſich entledigten, deutlich genug den Weg bezeichneten welchen das Hauptcorps genommen hatte. Zwar traf man oft auf kleine Dörfer, aber weder Menſchen noch Lebensmittel darin, weil die ruſſiſchen Streifparteien Alles wegtrieben oder vernichteten was den Schweden von Nutzen ſeyn konnte. Deshalb hatte auch kein Regiment einigen Vorrath an Brod erübrigen können, und das mitgeſchleppte Schlachtvieh war ſo herabgekommen, daß deſſen Fleiſch wenig Nahrung gab und ohne Salz und Brod kaum zu genießen war. Obſchon die Truppen oft genug im Waſſer waten mußten, fanden ſie doch keines um ihren Durſt zu löſchen, oder erkrankten bald nach dem Genuſſe des Sumpfwaſſers. Kurz Alles, was menſchliche Geduld zu ertragen vermag, das hatten Karls Truppen auf dieſem Marſche zu erdulden; gleichwohl hörte man ſie weder klagen noch murren. Ein einziger Soldat nahm ſich die Freiheit, dem Könige ſtumm aber beredten Blicks ein Stück verſchimmeltes Brod hinzuhalten, um ihm dadurch verſtehen zu geben wie ſchlecht die einzig übrig gebliebene Koſt ſey. Karl nahm es, ſagte „es iſt zwar nicht gut, läßt ſich aber doch eſſen," und verzehrte das Brod vor den Augen des Soldaten, deſſen Hunger nunmehr auch geſtillt zu ſeyn ſchien.

Wirft man einen Blick auf die nachtheiligen Folgen, welche Lybeckers vereitelte Unternehmung an der Newa, Löwenhaupts verſpäteter Abmarſch und der Verluſt der von ihm mitgebrachten Vorräthe, Lagercronas Ungeſchicklichkeit und die Nichtbeſetzung von Starodub, im Allgemeinen aber

der große Zeitverluſt des Königs bei allen ſeinen Unternehmungen in den Monaten Juli, Auguſt, September und October nach ſich zogen; ſo ergiebt ſich als Reſultat, daß die Vertheidigung des Czaren in einem noch höheren Grade an innerer Stärke gewonnen, als die Angriffsfähigkeit des Königs an Nachdruck verloren hatte. Entfernt von ſeinen natürlichen Hülfsquellen, entblößt von den nöthigſten Bedürfniſſen zum Kriegführen, umgeben von immer zahlreicher und kühner werdenden feindlichen Schaaren, mitten in einem Lande deſſen Bewohner, wenn auch nicht überall feindlich, doch mindeſtens zweideutig geſinnt waren, wie die Koſaken, vor kurzem noch ſeine Gegner; — durfte der König ohne fremde Hülfe auf keine Art von glücklichem Erfolg rechnen, und dieſe Hülfe konnte ihm jetzt nur durch Mazeppa werden. Aber eben dieſer Mazeppa befand ſich nun auch nicht mehr in einer Verfaſſung, welche ihm eine kräftige Mitwirkung in dem Kriege gegen den Czar möglich machte. Trotz aller Vorſicht und Klugheit waren ſeine verrätheriſchen Abſichten kein Geheimniß geblieben. Peter, der von ſeinem gefürchteten Gegner mehrere Monate lang in Ruhe gelaſſen worden war, hatte dieſe Zeit benutzt ſich mächtig zu verſtärken, eine Koſakenſtadt nach der anderen entweder mit ſtarken Beſetzungen zu verſehen, oder zu zerſtören, und die angeſehenſten Oberſten mit ihren treu gebliebenen Schaaren an ſich zu ziehen. Die Zerſtörung von Baturin, Mazeppas Reſidenz und Hauptwaffenplatz, vereitelte auch die letzte Hoffnung Karls den vielen dringenden Bedürfniſſen ſeiner Truppen abzuhelfen, ſchwächte das Anſehen Mazeppas in den Augen der Koſaken und hatte zur Folge daß ſie ihn ſchaarenweiſe verließen, als er nach dem Ueberſchreiten der Desna erklärte: der Zug gelte nicht den Schweden ſondern den Ruſſen, die man nun als Feinde zu betrachten habe. Von den 15,000 Mann, welche ihm über die Desna gefolgt waren, brachte Mazeppa etwa 5000 zum Könige, und glich ſonach mehr einem vertriebenen Fürſten als einem mächtigen Verbündeten.

Wollte man dieſe Ereigniſſe aus dem blos theoretiſchen Geſichtspunkte betrachten, ſo würden ſie einen neuen Beweis liefern, daß eine zweckmäßig organiſirte Vertheidigung ſtärker ſey als der entſchloſſenſte Angriff; denn Karls Offenſive hatte bereits den Kulminationspunkt überſchritten, und der niederwerfende Rückſchlag konnte zwar noch verzögert, aber nicht mehr vermieden werden. Allein es wird dieſer ganze Krieg von ſo vielerlei politiſchen Kräften und Wirkungen durchdrungen, daß

die einfachen taktiſchen und ſtrategiſchen Vortheile, welche zu Zeiten erſichtlich werden, wie iſolirte Bruchſtücke daſtehen. Karls leitendes Prinzip in dieſem Kriege war mehr politiſcher als militäriſcher Natur; denn hatte er ſich auch anfangs Hoffnung gemacht, den Czar ohne fremde Hülfe zu beſiegen, ſo leuchtete ihm doch bald die Unmöglichkeit ein, und von dem Augenblicke wo er zu der Ueberzeugung gelangte *ohne* Mazeppas Hülfe ſeinen Zweck *nicht* erreichen zu können, war auch die ſtrategiſche Freiheit zu Ende. Du wirſt mir zwar vielleicht darauf erwidern, „daß des Königs Verhältniſſe als Angreifer ſich nur deshalb ſo ungünſtig geſtaltet hätten, weil er den urſprünglichen Operationsplan aufgab der ihn in die nördlichen Provinzen geführt haben würde," eine Anſicht, die auch Graf Piper, Löwenhaupt und Gyllenkrook theilen. Ich muß aber dieſe Anſicht verwerfen, weil Niemand daran gedacht zu haben ſcheint, daß Peter auch in jedem anderen Falle ſeinen Zweck durch dieſelben Mittel noch leichter erreicht haben würde, er brauchte nur ſeinem Grundſatze und ſeiner Kriegführung treu zu bleiben, woran bei der Feſtigkeit ſeines Charakters und der Entſchiedenheit ſeines Willens gar nicht mehr zu zweifeln iſt. Geſetzt alſo auch der König hätte eine concentriſche Bewegung gegen Petersburg ausgeführt, die Ruſſen in dortiger Gegend überall aus dem Felde geſchlagen, die Küſtenplätze in ſeine Gewalt gebracht, kurz Vortheile errungen die man wichtig nennen darf; was wäre die Folge geweſen? Peter würde nach der erſten verlornen Schlacht ſeinem Gegner überall ausgewichen ſeyn, Alles verheert und zerſtört haben was zu deſſen Unterhalt diente, ohne ſich deshalb weit von der Küſte zu entfernen. Unter ſolchen Umſtänden mußte Karl ſich auf die Behauptung der wieder gewonnenen Küſtenplätze beſchränken, weil er nur von dort aus Ergänzungen und Unterhaltsmittel beziehen konnte, die Offenſive folglich freiwillig aufgeben, wodurch der Czar Zeit gewonnen hätte, ſeine überlegenen Kräfte zu organiſiren und ganz nach Gefallen zu verwenden, nicht aber genöthigt wurde die Hälfte derſelben in die Ukraine rücken zu laſſen, um Mazeppas Abfall zu verhindern oder dieſen dafür zu züchtigen, weil der Koſakenfürſt in dieſem Falle an eine Verbindung mit Schwedens König gar nicht denken durfte. — Hätte nun Karl, wie bei ſeiner Denkungsart und dem vorhabenden Kriegszwecke nicht anders zu erwarten ſtand, aus der paſſiven Stellung an der Küſte hervor gehen wollen, ſo erging es ihm dort wie hier; er würde ſich durch angeſtrengte Märſche und blutige Gefechte,

durch Mangel und Elend aller Art ſehr bald aufgerieben haben, ohne vielleicht bis Moskau zu kommen; denn ohne fremde Hülfe aus dem Süden Rußlands iſt nun einmal kein glücklicher Erfolg denkbar. Je tiefer er aber in Rußland eindrang, deſto unvermeidlicher war auch ſein Untergang. Das iſt aber nicht allein die Wirkung der räumlichen Verhältniſſe, ſondern auch die Wirkung des Volkscharakters. Hätten die Ruſſen allen Muth verloren, ſo konnten die Schweden ihr Land ohne Gefahr nach allen Richtungen durchziehen, und eine Armee von 40,000 Mann findet dabei ihren Unterhalt leichter, als eine Armee von 400,000 Mann, die nothwendig an der ſtrategiſchen Schwindſucht ſterben muß. Aber die Ruſſen erkannten die mancherlei Vortheile ihrer Lage, wurden zuverſichtlicher und kühner, und verſtanden es ihrem Gegner zahlloſe Verlegenheiten zu bereiten. Das gab den Ausſchlag und wird ihn immer geben.

Indem ich Dir meine Anſichten hierüber mittheile, bin ich weit entfernt ſie für die allein richtigen zu halten, obſchon ich im Beſitz von Nachrichten und Aufklärungen bin die Wenigen zu Gebote ſtehen dürften. Aber es hat mich immer geſchmerzt vernehmen zu müſſen, wie ſogar Militärs von hohem Rufe mit einer gewiſſen Geringſchätzung von Karls Feldherrntalent ſprachen, und in ihm nur den tapferen Soldaten erkennen mochten. Tapferkeit iſt eine Eigenſchaft, die dem Feldherrn ſo wenig fehlen darf als dem geringſten ſeiner Streiter; es gibt jedoch auch eine geiſtige Tapferkeit, welche hauptſächlich darin beſteht, daß man ſich von keiner Widerwärtigkeit niederbeugen, von keiner Gefahr abhalten läßt nach dem vorgeſteckten Ziele zu ſtreben. Ob der Weg dahin durch die feindlichen Schwerter oder durch ein weites Feld von Trübſalen geht iſt vollkommen gleich, ja ich glaube daß weit mehr Muth dazu gehört, dem gewiſſen Mangel am Nöthigſten und außerordentlichen Anſtrengungen entgegen zu ſehen, als ſich mit augenblicklicher Todesverachtung in die dichteſten Haufen des Feindes zu ſtürzen. Zu einer kühnen Waffenthat gehört nur die dem Wagniß entſprechende augenblickliche Gemüthsſtimmung, weßhalb zuweilen auch Männer von nur gewöhnlichem Muthe hierzu fähig ſind. Aber Wochen und Monate lang mit Gefahren und Mühſeligkeiten aller Art zu kämpfen iſt weit mehr, es ſetzt eine Seelenſtärke voraus die nur wenigen Sterblichen eigen iſt. Dieſe Seelenſtärke beſaß König Karl, und man weiß kaum zu ſagen welche Art von Tapferkeit bei ihm in höherer Potenz vorhanden war.

Zweiundzwanzigster Brief.

Olymp, den 22. Juni 1839.

Geheime Aufträge von Mars und Minerva, Inſpektionsreiſen, Konferenzen und Ausflüge nach Tenare haben mich bisher abgehalten, meinen Bericht über Karls Feldzug in Südrußland zu vollenden; auch hoffte ich immer dem Könige meine Aufwartung machen zu dürfen, um aus deſſen eigenem Munde zu vernehmen was Andere nur zur Hälfte wiſſen. Aber Rehnſköld hat den ſchicklichen Moment zu einer ſolchen Unterredung noch nicht erhaſchen können, und ſo muß ich denn meiner Wißbegierde den Zügel etwas verkürzen. Inzwiſchen habe ich das ſchwediſche Viertel fleißig beſucht und bin niemals leer ausgegangen. Dabei überzeugte ich mich aber immer mehr, daß die Herren unter ſich etwas uneinig ſind, und Einer dem Andern Schuld gibt das große Unglück mit herbeigeführt zu haben. Vor wenig Tagen war ich bei General Löwenhaupt zum Abendeſſen, wobei auch der Feldmarſchall Rehnſköld und General Gyllenkrook ſich einfanden. Dieſe Gelegenheit ſchien mir zu lockend, das Geſpräch auf die Schlacht bei Pultawa und auf die Ereigniſſe zu bringen, welche derſelben vorangingen, als daß ich ihr hätte widerſtehen können. Ich leitete daher die Diskuſſion auf meine gewöhnliche Weiſe ein und führte dadurch eine Debatte herbei die hier wörtlich folgen ſoll.

Rehnſköld. „Es iſt niemals gut, wenn ein königlicher Feldherr ſeine Miniſter und Räthe überall mit herumſchleppt, und es ſollten dieſe Herren doch lieber zu Hauſe gelaſſen werden, denn man kann nicht gleichzeitig Armeen befehligen und ſein entferntes Land regieren. Graf Piper iſt ein Ehrenmann, dem der König immerhin ſein ganzes Vertrauen ſchenken mochte; aber im Hauptquartiere war er mir ſtets ein Stein im Wege, und wenn er vom Könige kam, hatte er dieſem immer allerhand Bedenklichkeiten beigebracht, die ihm ſonſt nicht eigen waren. So ein vornehmer Staatsmann ſieht den Krieg nur von der Seite an, findet das Leben im Felde unausſtehlich, und wird nicht leicht zu einer Unternehmung rathen, ſo lange der Erfolg nicht mit mathematiſcher Gewißheit ſich herausſtellt. Als wir uns im December 1708 in der Ukraine herumtrieben, ohne eigentlich recht zu wiſſen was wir beginnen ſollten, war der Herr Miniſter ganz widerwärtig, und ſprach nur verächtlich von dem

ganzen Kriege. Er hätte bedenken ſollen daß ſeine Aeußerungen damals mehr beachtet wurden als in glücklicheren Tagen, und daß ſie zum großen Theil die Schuld der Mißſtimmung trugen, welche ſich unter den höheren Offizieren bemerkbar machte und auf die Soldaten ſelbſt bald nachtheilig wirkte. Uns Generalen erging es auch nicht zum Beſten und jeder von uns ſehnte ſich in die liebe Heimath zurück. Aber der Menſch und der Krieger ſind zwei verſchiedene Weſen in einer Perſon, und was der Menſch begehrt darf der Krieger ſelten gewähren. Der Menſch hat die Leiden und Freuden ſeiner Lage vor Augen; der Krieger hingegen denkt nur an die Zwecke und Mittel. So heterogene Anſichten durchdringen ſich niemals, ſie ſtehen einander ſtets feindlich entgegen, und der Menſch muß entweder dem Krieger gehorchen, oder der Krieger geht im Menſchen unter. Von einem Reichsrathe oder Miniſter darf man das Letztere eher erwarten als das Erſtere von ihm fordern; ihm auch im Hauptquartiere oder im Kriegsrathe eine Stimme einräumen, heißt die Zwietracht gefliſſentlich herbeiführen, wo nur Eintracht herrſchen ſollte, und das iſt nimmer gut."

Löwenhaupt. „Unſer eiſerner Feldmarſchall war niemals Pipers Freund und ſollte ihm mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Hätte unſer König die Gegenwart des klugen Reichsraths unbequem oder gar nachtheilig gefunden, ſo würde er ihn bald nach Schweden zurückgeſchickt haben. Aber einmal mußte er doch Jemand bei ſich haben, der die inneren Angelegenheiten Schwedens fortwährend mit Aufmerkſamkeit verfolgte, weil der Feldherr dringendere Geſchäfte hatte und nicht Alles ſelbſt beſorgen konnte. Dann aber ſcheint auch der König gewünſcht zu haben, daß ihm zuweilen Winke von Männern gegeben würden, die kein perſönliches Intereſſe am Kriege hatten, und dieſen nur aus dem Geſichtspunkte einer politiſchen Nothwendigkeit betrachteten. Hierzu war Graf Piper vollkommen der Mann. — Wenn es wahr iſt, daß man im Feldherrn den Menſchen vom Krieger trennen, und dem Letzteren den Vorrang einräumen muß; ſo iſt es nicht minder wahr daß ein Feldherr, der zugleich König iſt, den Feldherrn auch vom Regenten unterſcheiden muß. Der Regent hat nur das Wohl ſeines Landes und ſeiner Unterthanen zu beachten, das iſt ſein Beruf. Der Feldherr ſtrebt nach Ueberwindung des Gegners, nach Sieg und Ruhm. Wie leicht iſt es da nicht möglich daß er, der immer in einem Zuſtande von Leidenſchaftlichkeit bleibt, weiter geht als der Regent

gut heißen kann? Sind nun Regent und Feldherr in einer Perſon vereint, ſo ſcheint es mir unerläßlich daß er ſich mit Reichsräthen und Generalen umgibt, und auf die Anſichten Beider achtet ohne ſich gerade von ihnen leiten zu laſſen. Mich dünkt daß der König Karl eine beſſere Umgebung kaum wählen konnte, war er doch immer ſtark genug Jeden in die Schranken zu verweiſen, wenn es ihm einfallen ſollte ſeine Meinung mit Nachdruck geltend zu machen."

Rehnſköld. „Mein lieber Graf ich könnte Ihnen hierauf erwidern, daß Sie im Leben auch mehr Pipers Freund als der meinige geweſen ſind, doch will ich daran nicht mehr denken, wir verſtehen uns jetzt beſſer, obgleich wir uns über viele Dinge noch nicht haben verſtändigen können. Aber es hat mir wehe gethan daß Sie jemals den Einflüſterungen Glauben ſchenken konnten, daß ich den Abgang der Befehle des Königs an Sie verzögert hätte, um Sie durch die verſpätete Ankunft beim Heere um die Gunſt des Monarchen zu bringen. Ich erkannte zwar in Ihnen einen Nebenbuhler, aber Männer von meinem Charakter fühlen ſich durch ſolche Nebenbuhlerſchaft nur angetrieben noch mehr zu leiſten; Andere zu hindern ihren Pflichten nachzukommen oder die erhaltenen Befehle zu vollziehen, wäre unedel, gewiſſenlos und ganz gegen das wohlverſtandene eigene Intereſſe. Ueberdieß waren Sie nicht der Mann von dem irgend eine Hinterliſt zu befürchten ſtand, es bedurfte mithin auch keiner Winkelzüge. Wir ſtrebten Beide darnach den Glanz unſerer Waffen zu erhöhen, den Zweck des Krieges zu erreichen; dabei durfte aber Keiner dem Andern in den Weg treten, wir mußten Hand in Hand gehen. — Wollen Sie aber durchaus wiſſen durch weſſen Schuld der Befehl zum Abmarſch aus Riga zu ſpät abgeſendet wurde, ſo muß ich Ihnen den König nennen, doch dürfen Sie mich nicht verrathen. Der König wollte dem Eilboten noch einige mündliche Aufträge geben und ihn ſelbſt abfertigen; die Nachrichten, die er vorher noch erwartete, gingen aber ſo ſpärlich ein, waren überhaupt ſo widerſprechend, daß die Abfertigung des Eilboten von Tag zu Tag verſchoben und — weil damals die Ereigniſſe noch nicht ſo drängten — vergeſſen wurde. Der König hatte nämlich die Depeſche in ſeine Bruſttaſche geſteckt, und da er bekanntlich die Kleider und Wäſche nicht eher zu wechſeln pflegte, als bis ſie ganz unbrauchbar wurden, ſich überhaupt ſelten entkleidete, entdeckte er auch die vergeſſene Depeſche, welche er bereits abgeſendet zu haben glaubte, erſt nach mehreren Wochen. Dieſer

Irrthum durfte aber natürlich nicht bekannt werden, und deßhalb unterblieb jede Unterſuchung."

Löwenhaupt. „Ich will keinen Zweifel in Ihre Worte ſetzen, Herr Feldmarſchall, aber Sie wiſſen ſo gut und vielleicht beſſer als ich, daß ſich ſchon damals in Schweden eine Partei bemerkbar machte, welche das Anſehen des Königs zu untergraben, ihn bei erſter Gelegenheit zu ſtürzen ſuchte. Dieſer Partei haben die wahren Freunde Karls einen großen Theil der Unglücksfälle zugeſchrieben, welche uns in Rußland betrafen, namentlich auch die verzögerte Abſendung der Befehle an mich. Doch mag ich nicht gern einer Vermuthung Raum geben, wer dieſe Verrätherei an dem Vaterlande begangen hat. War es zugleich ein geheimer Feind von mir, ſo hat er ſeinen Zweck vollſtändig erreicht, denn obſchon der König über meine verſpätete Ankunft und den Verluſt der koſtbaren Vorräthe mir kein hartes Wort geſagt hat, fiel ich doch gänzlich bei ihm in Ungnade. Mein tapferes Corps ward aufgelöst und untergeſteckt, mir ſelbſt aber kein anderes Commando übertragen; bis zur Schlacht bei Pultawa blieb ich von aller perſönlichen Theilnahme an den Berathungen ausgeſchloſſen, und man beachtete meine Gegenwart ſo wenig, daß ich bald ein Gegenſtand des Mitleidens oder der Schadenfreude der Offiziere wurde. Was ich in dieſen neun Monaten im Stillen erduldet und gelitten habe, möchte ich auch meinem ärgſten Feinde nicht gönnen. Doch ging kein Wort der Klage über meine Lippen, ich folgte dem Verlaufe der Begebenheiten mit größter Aufmerkſamkeit, hielt mich ſtets in der Nähe unſeres Königs auf, und war jeden Augenblick bereit für ihn zu ſterben."

Der Feldmarſchall wurde bei dieſen oft mit Nachdruck betonten Worten etwas nachdenklich, bisweilen ſelbſt verlegen. Man gibt ihm allerdings die Schuld, daß er im Laufe des höchſt beſchwerlichen Winterfeldzugs in der Ukraine ſeine politiſche Farbe gewechſelt und ſich der geheimen Oppoſitionspartei angeſchloſſen, überhaupt nicht mehr die frühere Umſicht und Thatkraft entwickelt habe, welche ihm das Vertrauen des Königs in ſo hohem Grade zu Theil werden ließ. Um dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, bat ich deshalb den General Gyllenkrook mir zu ſagen, welche Gründe den König bewogen haben könnten die Belagerung der unbedeutenden Feſtung Weprik zu unternehmen, die ihm ſo viele Menſchen koſtete und doch keinen Nutzen brachte.

Gyllenkrook. „Der Beweggrund zu dieſer Unternehmung, mein lieber General, lag nicht ſehr tief. Wir bedurften zwar einiger feſten Punkte zur beſſeren Sicherung unſerer Winterquartiere, hatten aber in Betreff Wepriks keine gute Wahl getroffen. Das Städtchen lag auf einer Anhöhe, war von einem Erdwalle und einer ſtarken Palliſadirung umgeben und hatte 1600 Mann Beſatzung. Der Commandant, Oberſtlieutenant Jurlow, wies eine etwas zu ungeſtüme Aufforderung zur Uebergabe mit ſoldatiſchem Trotze zurück, wodurch der König ſich ſo gereizt fand, daß er die Einnahme des Ortes um jeden Preis beſchloß. Gegen meinen Rath verſuchte man mit ſtürmender Hand einzudringen, was wenig Erfolg verſprach, da die Ruſſen die Wälle durch Begießung mit Waſſer unerſteiglich gemacht hatten, und die Sturmcolonnen nirgends einige Deckung fanden. Der Angriff geſchah am hellen Tage in drei Colonnen, jede zu 600 Mann, aber nicht mit Uebereinſtimmung, was zur Folge hatte, daß der Widerſtand auf den bedrohten Punkten viel ſtärker ſeyn konnte und auch war. Nur wenigen Abtheilungen gelang es ihre Sturmleitern anzulegen, die Stürmenden wurden aber durch herabrollende Balken, Steine und gefüllte Schanzkörbe zerſchmettert, mit ſiedendem Waſſer und Oel begoſſen. Wer kühn genug war ſeinen Fuß auf die Krete zu ſetzen, wurde von den Ruſſen niedergeſtochen. Dieſer fruchtloſe Sturm koſtete uns 3 Oberſten, 2 Oberſtlieutenants, viel andere tapfere Offiziere und gegen 1000 Soldaten. Die Uebergabe erfolgte zwar am anderen Tage, der König ließ aber den Ort zerſtören um, wie er ſagte, ein Beiſpiel zu geben und die Commandanten anderer feſten Plätze nachgiebiger zu machen."

Auf mein Befragen, weshalb der König in den vier Monaten bis zur Belagerung von Pultawa keine andere Feſtung in ſeine Gewalt zu bringen geſucht, und ſich überhaupt meiſt unthätig verhalten habe, ergriff der Feldmarſchall das Wort und gab mir folgende Erläuterungen.

Rehnſköld. „Erſtens fühlten wir insgeſammt das Bedürfniß der Ruhe, zweitens trat bald nachher die Regenzeit ein, die bis zum Mai zu dauern pflegt, alle Gewäſſer ſo anſchwellte und die Wege ſo grundlos machte, daß die Operationen von ſelbſt unterbleiben mußten. Endlich fühlten wir zu entſcheidenden Unternehmungen uns überhaupt zu ſchwach. Der König ließ daher die Armee zwiſchen der Worskla und dem Pſiol lagern, und ſuchte ſich auf jede Weiſe zu verſtärken, um dann gegen

Moskau vorzurücken. Wir blieben zwiſchen jenen beiden Flüſſen in ziemlicher Ruhe, ſahen uns aber in mancher anderen Hinſicht bitter getäuſcht. In Schweden waren ſtarke Aushebungen gemacht und überall Werbungen angeſtellt worden; dieſe Truppen ſollten theils nach Polen marſchiren, wo die Ruſſen beträchtliche Streitkräfte hatten, theils auch zu uns ſtoßen. Aber der Weg war zu weit, der Feind zu mächtig, und General Kraſſow nicht der Mann dem König Stanislaus als Beiſtand zu dienen. Kurz wir erhielten weder aus Polen noch aus Schweden Verſtärkungen. Ein Verſuch, die Türken zu einer Theilnahme am Kriege gegen Rußland zu bewegen, hatte keinen beſſeren Erfolg, gleichwohl rechnete der König ſtark auf dieſe Hilfe. Beinahe wäre es uns mit den Zaporoger Koſaken, welche Mazeppa inzwiſchen bearbeitet hatte, nicht beſſer gegangen, denn auch der Czar hatte ihre Gunſt zu gewinnen geſucht. Dieſes tapfere Volk, welches damals dem Cölibat huldigte, um kriegeriſcher zu bleiben, und bei republikaniſcher Verfaſſung kein fremdes Oberhaupt anerkennen mochte, ließ ſich aber doch bereden uns ſeine Dienſte zu verſprechen, und zeigte ſich ſchon zum Kampfe mit den Ruſſen bereit, ehe noch der Vertrag mit ihm abgeſchloſſen war. Ihr Beitritt iſt die Haupturſache zur Belagerung von Pultawa geweſen, deſſen Beſitz ihnen vom Könige zugeſichert wurde. Inſofern dieſe Belagerung als der Nagel zu unſerem Sarge angeſehen werden mag, was ich in mancher Hinſicht nicht beſtreiten will, könnte man auch ſagen daß das Bündniß mit den Zaporogern uns mehr geſchadet als genützt habe."

Löwenhaupt. „Dieſes Bündniß hätte uns ſicher großen Nutzen bringen können, wäre nur der König weniger eigenſinnig geweſen. Der Czar war über dieſen Schritt der verwegenen und raubſüchtigen Zaporoger nicht wenig in Sorge, denn ihm bangte vor Pultawa wo er ungeheuere Kriegsvorräthe und große Schätze aufgehäuft hatte; ihm bangte nicht weniger vor dem Abfalle der ihm treu gebliebenen Koſakenſtämme. Zum Beweiſe dienen die von ihm damals angeknüpften Friedensunterhandlungen. Hätten wir uns, ſtatt Pultawa zu belagern, hinter den Dnjepr zurückgezogen und die aus Polen kommenden Verſtärkungen erwartet, während die Verhandlungen mit dem Czar etwas in die Länge gezogen werden konnten, ſo würden ſich die Sachen für uns günſtiger geſtaltet haben. Aber der König ſtellte die Forderungen immer noch zu hoch für ſeine ſehr bedrängte Lage, und wollte Alles mit Waffengewalt durchſetzen."

Rehnſköld. „Haben Sie den Charakter des Czaren nicht beſſer kennen gelernt, lieber Löwenhaupt, um ihm eine ſolche Albernheit zuzutrauen? Seine Friedensunterhandlungen waren nichts weniger als ehrlich gemeint; er ſelbſt wollte Zeit gewinnen, uns einſchläfern und dann mit deſto größerer Uebermacht über uns herfallen, das war ſeine Abſicht. Der Wunſch nach Frieden mag ſich bei ihm zwar auch geregt haben, größer noch war aber das Verlangen uns zu vernichten. Daß ſeine Verſtärkungen früher ankommen mußten als die unſerigen, lag in der Verſchiedenheit der Entfernungen; er konnte alſo mit Sicherheit darauf rechnen uns aufzureiben, und unter ſolchen Umſtänden ſchließt man nur Frieden auf ſehr vortheilhafte Bedingungen, die ihm natürlich nicht geboten wurden."

Löwenhaupt. „Aber wenn das Ihre Anſicht iſt, warum riethen Sie damals dem Könige zur Belagerung von Pultawa, während alle Generale entgegengeſetzter Meinung waren?"

Rehnſköld. „Das iſt ganz natürlich. Horodenski, der Anführer der Zaporoger Koſaken, hatte ſich erboten Pultawa mit Sturm zu nehmen, wenn wir ihn dabei unterſtützen wollten. Mazeppa war derſelben Meinung. Der König dachte aber an den Verluſt ſo vieler Braven vor Weprik, und wollte die Feſtung durch eine regelmäßige Belagerung in ſeine Gewalt bringen; das, und die Verwundung des Königs während derſelben iſt die Haupturſache unſeres Mißgeſchicks geweſen. Hätten wir Pultawa in den letzten Tagen des Aprils erſtürmt, ſo waren unſere dringendſten Bedürfniſſe nicht nur auf mehrere Monate befriedigt; ſondern der Czar verlor auch ſeinen wichtigſten Waffenplatz in dortiger Gegend, und würde ſpäter nicht mit ſo beträchtlichen Streitmaſſen gegen uns haben auftreten können."

Gyllenkrook. „Ich muß dem Herrn Feldmarſchall hierin beiſtimmen und ſehr bedauern, daß der König meine Anſichten damals nicht mehr beachtete. Vor Weprik rieth ich zur regelmäßigen Belagerung; aber wir mußten ſtürmen und wurden geſchlagen. Vor Pultawa rieth ich zum Sturme; aber der König nannte mich ſeinen kleinen Vauban und verlangte eine regelmäßige Belagerung, obſchon ich ihm vorſtellte daß wir weder Geſchütz und Munition genug hätten, noch Leute zu den mancherlei Belagerungsarbeiten. Zwar that ich mein Möglichſtes, aber unſere Mittel waren ganz unzureichend; die Belagerung zog ſich deshalb ungebührlich in die Länge und wir rückten mit den Arbeiten kaum vorwärts. Indeß

hätten wir die Schlacht doch vielleicht gewonnen, wäre der König die Seele der Anführung geblieben: aber seine Verwundung acht Tage zuvor war ein großes Unglück, sie ermuthigte die Feinde, entmuthigte uns, und führte allerhand Unfälle herbei, die seine persönliche Anführung gewiß minder nachtheilig gemacht, vielleicht selbst ganz abgestellt haben würde."

Rehnsköld. „Sie scheinen vergessen zu haben, General Gyllenkrook, daß der König nach seiner Verwundung mich zum Oberbefehlshaber ernannte, mir die Leitung in der Schlacht übertrug, obschon er selbst zugegen war, daß also Ihr Tadel nothwendig mich selbst treffen muß. Ich dächte aber doch bei jeder Gelegenheit bewiesen zu haben, daß ich im Dienste unseres gnädigsten Herrn mit größter Aufopferung zu Werke ging und mir keine Versäumniß zu Schulden kommen ließ."

Gyllenkrook. „Es ziemt mir nicht Ew. Excellenz Vorwürfe zu machen, obgleich im Olymp eine größere Freiheit der Rede gestattet ist als zu der Zeit, wo ich der Generalquartiermeister der von Ihnen befehligten Armee war. Aber es kann Ihnen *nicht unbekannt geblieben seyn*, daß unsere Zeitgenossen Ihr Benehmen vor der Schlacht *nicht* so untadelhaft gefunden haben als zu anderen Zeiten. Nachdem der König durch die unglückliche Schußwunde an das Bett gefesselt war und Ihnen die Hauptsorge übertragen hatte, erwartete man von Ihnen eine größere Thätigkeit. Doch beachteten Sie die Bewegungen der [illegible] wenig, und legten ihnen nirgends Hindernisse in den Weg. Und haben Sie nicht so eben selbst gesagt, daß des Königs Verwundung ein großes Unglück gewesen sey?"

Rehnsköld. „Das war sie allerdings, aber [illegible] weil die Generale von diesem Augenblicke an mehr ihren eigenen Ansichten als den ihnen ertheilten Befehlen folgten, wodurch die Einstimmung im Handeln, die uns bisher immer den Sieg [illegible] verloren ging."

Löwenhaupt. „Sie sprechen da ein [illegible] Herr Feldmarschall, die ich nicht ohne Erwiderung lassen [illegible] auch unangenehme Seiten berühren. [illegible] zum Augenbli[illegible] Niederlage bei [illegible] die erhalten [illegible] Sachen

ſchlechter gingen, ſo trifft die Schuld hauptſächlich den neuen Oberbefehlshaber; dieſe Bemerkung bin ich der geſchichtlichen Wahrheit ſchuldig, und Sie dürfen darin keine Beleidigung erblicken. Laſſen Sie uns den Verlauf der Begebenheiten ohne Leidenſchaftlichkeit erörtern, um das Andenken an unſeren geliebten Monarchen vor ſchwachköpfigen oder übelwollenden Beſchuldigungen ſicher zu ſtellen.

„Nachdem der Czar über 60,000 Mann mit 72 Geſchützen in der Nähe von Pultawa zuſammengezogen hatte, unſere eigene Streitmacht hingegen auf 28,000 Mann und 3000 Zaporoger Koſaken zuſammengeſchmolzen war, die ſich in einem erbärmlichen Zuſtande befanden, und wegen Mangel an Munition beinahe ausſchließlich auf den Gebrauch der blanken Waffen ſich beſchränkt ſahen, da mußte es Jedermann einleuchten daß an eine Eroberung von Pultawa nicht mehr gedacht werden durfte. Es wäre damals Ihre Pflicht geweſen in den König zu dringen von ſeinem Vorhaben abzuſtehen, und entweder den Czar anzugreifen oder ſich zurückzuziehen. Daß ſolche Vorſtellungen gefruchtet haben würden, glaube ich mit Beſtimmtheit verſichern zu dürfen; denn der König kam am Abende vor dem Tage, an welchem er verwundet ward, zu mir und fragte mich ſelbſt um Rath, mich, welchen er ſeit meiner Ankunft bei der Armee kaum eines Wortes oder freundlichen Blickes gewürdigt hatte. Sobald ein Mann wie König Karl ſich zu einem ſolchen Schritte entſchließt, darf man mit Gewißheit vorausſetzen, daß er auf dem Wege iſt eine vorgefaßte Meinung aufzugeben. Die vertrauungsvolle Güte und Herablaſſung, mit welcher der König zu mir ſprach, gab mir den Muth die Aufhebung der Belagerung anzurathen. Hätten Sie, lieber Feldmarſchall, die Nothwendigkeit dieſes Schrittes ebenfalls zu beweiſen geſucht, ſo würden meine Vorſtellungen gewiß nicht ohne Erfolg geblieben ſeyn. Aber der König wollte nichts davon hören. Indeß übertrug er mir den Befehl über die geſammte Infanterie; ich mußte ein Pferd beſteigen und ihm zur Beſichtigung der ruſſiſchen Verſchanzungen bei Petrowka folgen. Wir ritten die ganze Nacht und den nächſten Morgen am Ufer der Worskla auf und ab, fortwährend den feindlichen Kugeln zur Zielſcheibe dienend. Mein Pferd erhielt einen Schuß und nöthigte mich zurückzukehren; in meiner Abweſenheit ward der König durch das Fußblatt geſchoſſen, achtete aber dieſe Verwundung ſo wenig, daß er nachher noch mehrere Stunden zu Pferde blieb, was das Uebel ſchlimmer machte.

„Von dieſem Augenblick an hätten Sie Ihre ganze Beredtſamkeit aufbieten ſollen, die Aufhebung der Belagerung zu bewirken, oder, wenn der König auf deren Fortſetzung beſtand, die Ruſſen zurückwerfen und eine Stellung beziehen müſſen, durch welche die Belagerung gedeckt wurde. Dieſe Stellung war zwiſchen Jakovtſy und dem Walde zu nehmen, wo wir die Ruſſen am 8. Juli angriffen. Dort konnten wir von unſerer Cavallerie, welche die größere Hälfte der Armee bildete, einen erfolgreichen Gebrauch machen, und auch die Infanterie hatte ein günſtigeres Terrain vor ſich. Aber Sie unterließen damals ſich mit dem Terrain auf dem rechten Ufer der Worskla bekannt zu machen, und geſtatteten den Ruſſen ſich dort immer weiter auszubreiten und feſtzuſetzen. Ferner war es ein Fehler den Park und das Gepäck auf dem linken Ufer zu laſſen, nachdem die Armee auf das rechte gegangen, was uns nöthigte ein Corps von 6000 Mann zurückzulaſſen, deſſen Mitwirkung in der beſchloſſenen Schlacht von großem Nutzen ſeyn konnte.

„Was ſoll ich aber erſt zu Ihrer Angriffsdispoſition ſagen? Weder ich noch Gyllenkrook, der die ſpezielle Formirung der Colonnen zu beſorgen hatte und die Colonnenwege angeben ſollte, kannten Ihre Abſichten. Die Stellung des Feindes war nicht recognoscirt worden, es war kein Angriffspunkt bezeichnet, keine Rückzugslinie angegeben. Niemand wußte eigentlich was er durch ſeinen Angriff bezwecken ſolle, von wem er Unterſtützung zu erwarten habe u. ſ. w. Kein General, kein Oberſt konnte von uns die nöthigen Weiſungen erhalten, weil wir ſelbſt nichts weiter wußten, als daß der Marſch gerades Weges gegen die feindliche Stellung gehen ſollte, gegen eine Stellung deren Front durch Redouten gedeckt und durch das Feuer aus 72 Geſchützen vertheidigt wurde, welches wir nur durch 4 Kanonen erwiedern konnten, weil die andern wegen gänzlichem Mangel an Munition zurückgelaſſen werden mußten. — Wenn ein Angriff unter ſo höchſt ungleichen und ungünſtigen Verhältniſſen nicht die ſorgfältigſte Dispoſition erfordert, ſo verſtehe ich nichts vom Kriege. Ich weiß recht gut daß Angriffsdispoſitionen niemals viel voraus beſtimmen dürfen, weil der Hergang immer ein anderer zu ſeyn pflegt als man ſich vorher einbildete; aber es müſſen wenigſtens die zu erreichenden taktiſchen Zwecke beſtimmt ſeyn, damit die Colonnenbefehlshaber wiſſen was ſie zu thun haben. Dieſe wußten aber insgeſammt nichts weiter als wie ſtark jede Colonne war, wer ſie führte und ihnen zur Seite bleiben ſollte. — Eine

Verſäumniß dieſer Art konnte bei einer ſo ſchwachen Armee, wie die unſerige, allenfalls noch durch Spezialbefehle an Ort und Stelle gut gemacht werden. Die Führung des Angriffs war aber noch mangelhafter als die Einleitung, und erzeugte eine Unſicherheit die dem Ganzen verderblich wurde. Bald erhielt die Infanterie Befehl in Colonnen zu bleiben wenn ſie hätte aufmarſchiren ſollen; bald mußte ſie Halt machen wenn ſie hätte im Vorrücken bleiben ſollen, und bald wieder vorrücken wenn ſie hätte ſtillſtehen und ſich ordnen ſollen. Die Generale und Oberſten beklagten ſich bitter bei mir daß ſie ſo wenig ſelbſtſtändig handeln durften, und gab ich einmal einen Befehl auf eigene Verantwortung, dann war der Herr Feldmarſchall gleich bei der Hand um mir die härteſten Dinge zu ſagen. Mit der Führung der Cavallerie, die Sie ſich ſelbſt vorbehalten hatten, gings nur wenig beſſer; jede Waffengattung kämpfte gleichſam für eigene Rechnung, die gegenſeitige Unterſtützung unterblieb mehr als einmal. — Wenn wir aber ungeachtet dieſer planloſen Führung des Gefechts, ungeachtet der großen Ueberzahl des Feindes, deſſen Feuer unſere Reihen furchtbar lichtete, nahe daran waren ihn in die Moräſte der Worskla zu jagen, ſo liegt darin der Beweis daß wir bei beſſerer Führung unfehlbar den Sieg davon getragen hätten, und ich ſpreche meine innigſte Ueberzeugung aus, Herr Feldmarſchall, wenn ich Ihr Verfahren vor und während der Schlacht als die Haupturſache unſerer Niederlage bezeichne, was Gyllenkrook ſo gut als ich beſtätigen kann und wird."

Der ſonſt ſo ſanfte und rückſichtsvolle General Löwenhaupt war im Laufe ſeiner vorwurfsvollen Rede ſo ſehr in Feuer gerathen, daß er ſich kaum ähnlich ſahe, und Gyllenkrooks ſtumme Beredtſamkeit, ſein ausdrucksvolles Geberdenſpiel, verſtärkten jede einzelne Beſchuldigung. Rehnſköld affektirte anfangs eine eiſige Kälte, um ſeine Lippen ſpielte bald ein ſarkaſtiſches Lächeln, bald knirſchte er die Zähne zuſammen und zog die Stirn in drohende Falten. Doch blieb er noch ruhig im Armſeſſel, den Kopf ſtolz zurückgeworfen. Als aber Löwenhaupt den Verluſt der Schlacht nur ſeiner mangelhaften Führung zuſchrieb, da ſprang Rehnſköld auf und ſeine Hand fuhr krampfhaft nach dem Degengefäß. „Löwenhaupt! ſchrie er mit donnernder Stimme, das war zu viel, das fordert blutige Genugthuung!" — In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür und herein trat der König.

„Das war kein Geſpräch, wie Freunde es zu führen pflegen," ſagte Karl XII., und ſein forſchender Blick ſtreifte fragend an unſeren

verlegenen Geſichtern hin. „Was habt Ihr wieder einmal mit einander auszumachen? Gewiß der alte Streit um Pultawa!“ — „So iſt es, Königliche Majeſtät,“ erwiederte Löwenhaupt, der ſich von der Ueberraſchung zuerſt erholte, und um die Gnade bat mich vorſtellen zu dürfen. Der König muſterte mich mit ſcharfem Kennerblicke, gab durch einige kurze Fragen ſeine genaue Bekanntſchaft mit meinen früheren Verhältniſſen, ſelbſt mit meinen Schriften zu erkennen, und ermuthigte mich durch ſeine ungewöhnliche Leutſeligkeit zu der Bitte, künftig mich ihm nahen zu dürfen. — „Der tolle Karl,“ erwiederte der König, „iſt ſchwerlich der Mann an deſſen Unterhaltung Sie viel Vergnügen finden dürften; haben Sie doch ſeine Feldzüge kaum einer flüchtigen Erwähnung gewürdigt.“ — „Ew. Majeſtät,“ gab ich zur Antwort, „wollen einem armen Sterblichen verzeihen, daß er die Ereigniſſe betrachtet wie ſie ihm gerade erſcheinen. Es ſtanden mir für jene Feldzüge ſo wenig genügende Materialien zu Gebote, daß ich ihr Studium auf ſpätere Zeiten verſchieben mußte. Doch habe ich aus dem was ich in glaubwürdigen Schriften gefunden manche gute Lehre gezogen, und es hat insbeſondere viel dazu beigetragen meine Anſichten über einen Offenſivkrieg gegen Rußland feſtzuſtellen, obſchon ich dabei nicht ausſchließlich den unglücklichen Erfolg Ihrer Waffen vor Augen hatte. Der Wunſch, mich eines Beſſeren zu belehren, ließ mich die Geſellſchaft Ihrer Generale aufſuchen; ſo groß aber auch der Gewinn iſt den ich aus deren Mittheilungen gezogen, ſo muß ich doch lebhaft bedauern Anlaß zu einer Scene gegeben zu haben, die Ew. Majeſtät unerwartete Dazwiſchenkunft zum Glück unterbrach.“

König Karl. „Mein tapferer Rehnſköld, mein treuer Löwenhaupt und der brave unermüdliche Gyllenkrook ſind Männer, die ich ſehr hoch ſchätze und Ihrer beſonderen Freundſchaft empfehle. Jeder hat es gut mit mir gemeint, wenn auch in anderer Art, und ich mag deshalb nicht leiden daß man Einen verdächtigt. Wenn Rehnſköld anders dachte und handelte als viele ſeiner Zeitgenoſſen, wenn er mich zuweilen in Vorſätzen beſtärkte die er vielleicht hätte bekämpfen ſollen, ſo lag das in ſeinem Charakter der dem meinigen ſehr ähnlich war. Ich kenne Löwenhaupts Anſichten in Betreff Pultawas, und will nicht ganz verneinen daß der Feldmarſchall in vielen Stücken beſſer hätte handeln können. Aber mancher begangene Fehler kommt auch auf meine Rechnung. Ich hatte ihm den Oberbefehl übertragen, miſchte mich aber immer noch ſelbſt darein, und ertheilte von

Zweiundzwanzigster Brief.

Olymp, den 22. Juni 1839.

Geheime Aufträge von Mars und Minerva, Inſpektionsreiſen, Konferenzen und Ausflüge nach Tenare haben mich bisher abgehalten, meinen Bericht über Karls Feldzug in Südrußland zu vollenden; auch hoffte ich immer dem Könige meine Aufwartung machen zu dürfen, um aus deſſen eigenem Munde zu vernehmen was Andere nur zur Hälfte wiſſen. Aber Rehnſköld hat den ſchicklichen Moment zu einer ſolchen Unterredung noch nicht erhaſchen können, und ſo muß ich denn meiner Wißbegierde den Zügel etwas verkürzen. Inzwiſchen habe ich das ſchwediſche Viertel fleißig beſucht und bin niemals leer ausgegangen. Dabei überzeugte ich mich aber immer mehr, daß die Herren unter ſich etwas uneinig ſind, und Einer dem Andern Schuld gibt das große Unglück mit herbeigeführt zu haben. Vor wenig Tagen war ich bei General Löwenhaupt zum Abendeſſen, wobei auch der Feldmarſchall Rehnſköld und General Gyllenkrook ſich einfanden. Dieſe Gelegenheit ſchien mir zu lockend, das Geſpräch auf die Schlacht bei Pultawa und auf die Ereigniſſe zu bringen, welche derſelben vorangingen, als daß ich ihr hätte widerſtehen können. Ich leitete daher die Diskuſſion auf meine gewöhnliche Weiſe ein und führte dadurch eine Debatte herbei die hier wörtlich folgen ſoll.

Rehnſköld. „Es iſt niemals gut, wenn ein königlicher Feldherr ſeine Miniſter und Räthe überall mit herumſchleppt, und es ſollten dieſe Herren doch lieber zu Hauſe gelaſſen werden, denn man kann nicht gleichzeitig Armeen befehligen und ſein entferntes Land regieren. Graf Piper iſt ein Ehrenmann, dem der König immerhin ſein ganzes Vertrauen ſchenken mochte; aber im Hauptquartiere war er mir ſtets ein Stein im Wege, und wenn er vom Könige kam, hatte er dieſem immer allerhand Bedenklichkeiten beigebracht, die ihm ſonſt nicht eigen waren. So ein vornehmer Staatsmann ſieht den Krieg nur von der Seite an, findet das Leben im Felde unausſtehlich, und wird nicht leicht zu einer Unternehmung rathen, ſo lange der Erfolg nicht mit mathematiſcher Gewißheit ſich herausſtellt. Als wir uns im December 1708 in der Ukraine herumtrieben, ohne eigentlich recht zu wiſſen was wir beginnen ſollten, war der Herr Miniſter ganz widerwärtig, und ſprach nur verächtlich von dem

ganzen Kriege. Er hätte bedenken ſollen daß ſeine Aeußerungen damals mehr beachtet wurden als in glücklicheren Tagen, und daß ſie zum großen Theil die Schuld der Mißſtimmung trugen, welche ſich unter den höheren Offizieren bemerkbar machte und auf die Soldaten ſelbſt bald nachtheilig wirkte. Uns Generalen erging es auch nicht zum Beſten und jeder von uns ſehnte ſich in die liebe Heimath zurück. Aber der Menſch und der Krieger ſind zwei verſchiedene Weſen in einer Perſon, und was der Menſch begehrt darf der Krieger ſelten gewähren. Der Menſch hat die Leiden und Freuden ſeiner Lage vor Augen; der Krieger hingegen denkt nur an die Zwecke und Mittel. So heterogene Anſichten durchdringen ſich niemals, ſie ſtehen einander ſtets feindlich entgegen, und der Menſch muß entweder dem Krieger gehorchen, oder der Krieger geht im Menſchen unter. Von einem Reichsrathe oder Miniſter darf man das Letztere eher erwarten als das Erſtere von ihm fordern; ihm auch im Hauptquartiere oder im Kriegsrathe eine Stimme einräumen, heißt die Zwietracht gefliſſentlich herbeiführen, wo nur Eintracht herrſchen ſollte, und das iſt nimmer gut."

Löwenhaupt. „Unſer eiſerner Feldmarſchall war niemals Pipers Freund und ſollte ihm mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Hätte unſer König die Gegenwart des klugen Reichsraths unbequem oder gar nachtheilig gefunden, ſo würde er ihn bald nach Schweden zurückgeſchickt haben. Aber einmal mußte er doch Jemand bei ſich haben, der die inneren Angelegenheiten Schwedens fortwährend mit Aufmerkſamkeit verfolgte, weil der Feldherr dringendere Geſchäfte hatte und nicht Alles ſelbſt beſorgen konnte. Dann aber ſcheint auch der König gewünſcht zu haben, daß ihm zuweilen Winke von Männern gegeben würden, die kein perſönliches Intereſſe am Kriege hatten, und dieſen nur aus dem Geſichtspunkte einer politiſchen Nothwendigkeit betrachteten. Hierzu war Graf Piper vollkommen der Mann. — Wenn es wahr iſt, daß man im Feldherrn den Menſchen vom Krieger trennen, und dem Letzteren den Vorrang einräumen muß; ſo iſt es nicht minder wahr daß ein Feldherr, der zugleich König iſt, den Feldherrn auch vom Regenten unterſcheiden muß. Der Regent hat nur das Wohl ſeines Landes und ſeiner Unterthanen zu beachten, das iſt ſein Beruf. Der Feldherr ſtrebt nach Ueberwindung des Gegners, nach Sieg und Ruhm. Wie leicht iſt es da nicht möglich daß er, der immer in einem Zuſtande von Leidenſchaftlichkeit bleibt, weiter geht als der Regent

iſt Dir ein Geheimniß anzuvertrauen, in welches Minerva mich einzuweihen vor Kurzem die hohe Gnade hatte.

Was mich bei dieſer Göttin ſo ſehr in Gunſt gebracht hat weiß ich eigentlich ſelbſt nicht zu ſagen. Es vergeht aber ſelten ein Monat, in welchem ich nicht eine Einladung zu ihr erhalte, und gewöhnlich ſieht ſie mich da ganz allein. Vor einigen Tagen wurde ich abermals zu ihr beſchieden, mußte aber lange warten ehe ich die Göttin zu ſehen bekam, denn ſie war im Nebenzimmer in einem ſehr lebhaften Wortwechſel mit Mars begriffen, der ſie endlich mit donnerähnlichem Geräuſch verließ, was ſtets ein Zeichen ſeines Unwillens iſt. Als Minerva in den Empfangsſalon trat war ſie noch ſehr aufgeregt, faßte ſich jedoch ſchnell und winkte mir ihr zu folgen. Wir gingen durch eine Tapetenthüre nach einer verborgenen Treppe, die uns in ihre Bibliothek führte. Hier angekommen, zog die Göttin an einer Klingelſchnur. Ein Page erſchien und erhielt Befehl: Charon und Merkur ſofort hierher zu beſcheiden. Nach wenig Minuten waren Beide im Zimmer. Die Göttin nahm Platz auf einem Divan, ließ für mich einen Seſſel daneben ſtellen und begann hierauf folgendes Geſpräch mit Merkur.

Minerva. „Wie ſteht's mit meinem Auftrage, Merkur, haſt Du den Buchhändlern noch nicht eingeſchärft daß ſie in der Wahl ihrer Verlagsartikel vorſichtiger ſeyn ſollen?"

Merkur. „Ich habe Euere Befehle vollzogen, geſtrenge Gebieterin, für den Erfolg mag ich aber nicht verantwortlich ſeyn, das wiederhole ich nochmals."

Minerva. „Dummkopf von einem Götterboten, verſtehſt Du Deine Sachen nicht beſſer zu machen? Meine Anſichten über dieſen Punkt ſind Dir bekannt. An Dir iſt es nun ſie zu verbreiten. Du nennſt Dich den Schutzpatron alles Nützlichen, aber der Eigennutz iſt und bleibt die Haupttriebfeder aller Deiner Handlungen. Von dieſem Erbübel kann ich Dich zwar nicht befreien, doch ſollſt Du meinen Zwecken dienen, ſo will es Jupiter."

Merkur. „Erlaubt, Baſe Minerva, daß ich Euch eine unterthänige Vorſtellung mache, vielleicht führt Euch die Gewährung meiner Bitte ſchneller zum Ziele."

Minerva. „Nur keine Winkelzüge, Junge, ſonſt gebe ich Dich meinem Bruder Mars zur Correction, Du weißt daß er Dir nicht ſonderlich gewogen iſt."

Merkur. „Aber ſo ſchenkt mir doch nur Gehör, ich will ja gern Eueren Willen thun, geſtattet nur daß ich's nach meiner Weiſe ausführen darf."

Minerva. „Es ſey, krame Deine Weisheit nur aus, aber faſſe Dich kurz und ſey ehrlich."

Merkur. „Ich bin in allen Hauptſtädten Europa's geweſen, habe alle Buchhändlerbörſen beſucht, alle Bücheranzeigen geleſen, die kritiſchen Blätter gemuſtert, und mir von dem jetzigen literariſchen Treiben eine Totalüberſicht verſchafft. Aber es will mir nicht einleuchten, wie die Buchhändler es machen ſollen Euere Wünſche zu befriedigen, ohne dabei zu Grunde zu gehen was ich doch nicht zugeben kann. Ihr verlangt durchaus daß nur gediegene Werke aus der Preſſe hervorgehen ſollen, und geſtattet gleichwohl keine unbedingte Cenſurfreiheit; wie iſt das auf Erden zu erreichen?"

Minerva. „Einfaltspinſel! Wenn jeder Laffe ſchreiben und drucken laſſen kann was ihm beliebt, dann muß die Literatur nothwendig immer ſchlechter werden und den Zweck zuletzt ganz verfehlen. Die Buchhändler kümmern ſich wenig darum ob ihre Bücher den Menſchen nützen oder ſchaden, ſie ſehen dabei nur auf ihren Gewinn. Iſt auch Einer unter ihnen der den Verlag eines unmoraliſchen oder wiſſenſchaftlich verkehrten Werkes ablehnt, ſo finden ſich gleich zwanzig Andere die weniger gewiſſenhaft ſind und ſich nicht entblöden ſelbſt das ſchlechteſte Zeug marktſchreieriſch auszubieten. Dieſen Unfug mag ich nicht länger dulden."

Merkur. „Aber bedenkt doch, Baſe, daß die Buchhändler keine Schuld an dem tragen was andere Leute ſchreiben, und richtet Eueren Zorn lieber gegen die ſchlechten Schriftſteller."

Minerva. „Die ſchlechten Schriftſteller ſchreiben gewöhnlich im Auftrage ſchlechter Buchhändler, oder würden wenigſtens zu ſchreiben aufhören wenn ſie keine ſo bereitwilligen Verleger fänden. Dergleichen Scribler ſind nur die Handarbeiter der Buchhändler, von welchen ſie eine Art Wochenlohn beziehen. Es iſt damit wie mit den Falſchmünzern; wer falſche Münzen wiſſentlich für gute ausgiebt, iſt mindeſtens eben ſo ſtrafbar als der Falſchmünzer ſelbſt. Was meint Charon dazu?"

Charon. „Nach meiner Inſtruction kommen ſchlechte Schriftſteller und Falſchmünzer in dieſelbe Halle, ſo hat es Nemeſis vorgeſchrieben."

Minerva. „Woran erkennt Ihr aber die ſchlechten Schriftſteller?„

Charon. „Daran, daß ſie ſich ſelber nicht klar ſind, und ihre Leſer noch confuſer machen, oder — daß ſie offenbar ſchlechte Grundſätze verbreiten. Doch erlaubt daß ich bei dieſem Streite neutral bleibe, ich verſtehe nichts davon.“

Minerva. „Ich habe Euch aus anderen Gründen hierher beſchieden und vergönne Euch jetzt zu ſchweigen. Betrachtet inzwiſchen jene Kritiſirmaſchine dort und ſagt mir nachher Euer Urtheil darüber. — Doch welches iſt Ihre Anſicht von der Preßfreiheit, General Clauſewitz?“

Ich. „Unwiſſenheit und Irrthum ſind die größten Uebel für den Menſchen wie für ganze Völker. Nur durch Aufklärung ſind ſie zu verſcheuchen; nur durch den ungehemmten Austauſch und den unbehinderten Kampf der Vorſtellungen wird die Vernunft ihrer ſelbſt mächtig. Es darf deshalb kein Hinderniß und keine Hemmung ſtattfinden. Der große Vortheil der aus einer freien Preſſe hervorgeht liegt darin, daß durch die freien Erörterungen die falſchen Anſichten, die immer ſchädlich ſind, hervortreten und widerlegt werden. — Geſtattet alſo nur immer Preßfreiheit, Göttin, es wird das wenig ſchaden, in vieler Hinſicht aber ſehr nützen.“

Merkur. „Ihr ſeht, Baſe, daß es vornehmlich die Gelehrten und nicht die Buchhändler allein ſind, welche die Freiheit der Preſſe wünſchen, und werdet nun hoffentlich meinen Vorſtellungen um ſo leichter Gehör geben. Was könnte es auch mit der unbeſchränkten Distribution de paroles für Gefahr haben?“

Minerva. „Worte ſind Donnerkeile und zündende Blitze, Merkur, das verſtehſt Du nicht; ſie ſind der Samen des Guten und Böſen, ſie verbreiten Wahrheit und Lüge, Licht und Finſterniß. Soll hierbei der Zufall walten? Das ſcheint mir nicht rathſam.“

Merkur. „Aber ſteht Euch nicht die Kritik zu Gebote? Ueberlaßt es ihr doch das Gute vom Böſen, das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden, und kümmert Euch nicht um den Reſt.“

Minerva. „Ja wenn die Kritiker wären was ſie ſeyn ſollen, ſo möchte ich gegen die Preßfreiheit nichts einzuwenden haben. Sie ſind aber ſelten ihrer Stelle gewachſen, loben und tadeln meiſt mehr nach Laune als nach beſſerer Ueberzeugung. Stehen ſie noch dazu mit Buchhändlern in intimen Verhältniſſen, ſo üben ſie eine Macht aus die ſelbſt der Wiſſenſchaft ſchädlich werden kann, indem ſie ſchlechte Geiſtesprodukte wiederholt empfehlen und viele der guten aber fremden Werke kurz abfertigen,

oder ihr Daſeyn ganz verſchweigen wenn ſie nicht wagen ſich tadelnd darüber auszuſprechen."

Merkur. „Nun ſo begründet eine neue Rezenſiranſtalt und hebt dafür die Cenſur auf, da muß es doch beſſer werden."

Minerva. „Im Gegentheil. Eine Cenſurbehörde muß, ſchon weil ſie weiß daß ſie bei dem Publikum in Ungunſt ſteht, ſich möglichſter Unparteilichkeit befleißigen. Die Rezenſenten erkennen aber keine höhere Behörde an, halten ſich meiſt für unfehlbar, und ſtehen unter keiner Controle. Selten giebt ſich ein von ihnen mit Unrecht und Heimtücke angegriffener Schriftſteller die Mühe, einen ſolchen anmaßenden Burſchen kritiſch abzuſchlachten, und geſchieht es dennoch einmal ſo findet eine ſolche Antikritik wenig aufmerkſame Leſer. Nein, damit iſt's nichts."

Merkur. „Aber wie wollt Ihr das gerügte Unweſen abſtellen? Sollen die Buchhändler entſcheiden was von Neuigkeiten gedruckt oder nicht gedruckt werden ſoll? Das hieße doch ihnen mehr Sachkenntniß zutrauen als ſie möglicher Weiſe haben können; dieſe Leutchen wiſſen zwar recht gut welche Art von Büchern am ſtärkſten begehrt wird, und intereſſiren ſich natürlich für dergleichen Verlagsartikel auch am meiſten; um den praktiſchen Nutzen einer Schrift kümmern ſie ſich aber wenig, ſie verlegen mit Freuden das abgeſchmackteſte Zeug wenn es nur gut rentirt; ſo ſind wenigſtens die meiſten Buchhändler."

Minerva. „Du gibſt alſo jetzt ſelbſt zu, Merkur, daß der Buchhandel Rückſchritte gemacht hat, und verlangſt gleichwohl Preßfreiheit?"

Merkur. „Ja wohl, Baſe; die Buchhändler bleiben immer nur die Vermittler zwiſchen der Wiſſenſchaft oder den Gelehrten und dem Volke, man darf ihnen alſo keine Verantwortlichkeit auflegen die über ihre geiſtigen Kräfte geht. Die Bücher ſind für ſie nur Handelsartikel, gerade wie Pulver und Waffen es ſind; wer dergleichen kauft iſt für den davon zu machenden Gebrauch allein verantwortlich, nicht aber der Verfertiger oder Verkäufer. — Erlaubt, hohe Göttin, daß ich Euch noch eine andere Vorſtellung mache. Die literariſchen Geiſtesprodukte geben immer einen hübſchen Maßſtab für die geiſtige Richtung eines Volkes oder eines einzelnen Standes ab; man darf alſo nicht ſtörend eingreifen, um den geiſtigen Entwickelungsprozeß deſto beſſer beobachten zu können."

Minerva. „Du ſprichſt heute ſehr klug, Junge, ſteckſt Dich aber pfiffiger Weiſe immer hinter den Geiſt, um mich deſto leichter für die

Preßfreiheit zu gewinnen. Die andere Seelenkraft in der Menschennatur, welche vorzugsweise dem Gemüth entspringt und in der Regel mehr Böses als der Geist zu Tage fördert, erwähnest Du mit keinem Worte. Gleichwohl sind es aber hauptsächlich die Schriften moralischen, oder vielmehr unmoralischen Inhalts; welche mir ein großes Bedenken gegen die Preßfreiheit einflößen, und mit dergleichen Schriften wird ein sehr einträglicher Handel getrieben. Auch unser Freund Clausewitz hat diesen Umstand übersehen."

Charon, der sich inzwischen wieder genähert hatte, lächelte ironisch und brummte jetzt im tiefsten Basse vor sich hin:

„Natur ist Sünde, Geist ist Teufel,
Sie setzen zwischen sich den Zweifel,
Ihr mißgestaltet Zwitterkind."

Minerva. „Was willst Du damit andeuten, alter Brummbär? ich dächte Du kümmertest Dich nur um meinen Auftrag! — Was sagst Du zu der neuen Kritisirmaschine?"

Charon. „Je nun, hohe Herrin, das Ding ist nicht ganz übel und macht dem Scharfsinne seines Erfinders viel Ehre. Aber diese Maschine taugt nur für eine Censurbehörde, nicht für Privatkritiker."

Minerva schwieg einige Augenblicke und schien in tiefes Sinnen versunken. Bald nachher wendete sie sich aber an mich und fragte: „ob ich die Preßfreiheit wirklich für so nützlich erachtete, und nicht auch ihre schlimmen Seiten zu erforschen bemüht gewesen sey?"

Ich. „Das freie Wort gleicht einem zweischneidigen Schwerte, welches den Guten und Bösen tiefe Wunden schlagen, niemals aber einer Regierung schaden kann welche einen tugendhaften Charakter und Festigkeit des Willens hat. Was für die Freiheit der Presse ganz besonders spricht, ist der Werth welchen die Wahrheit durch sie in den Augen des Volkes bekommt, der durch jede Art von Censur, selbst durch die mildeste, geschwächt wird. Die Wahrhaftigkeit ist die Grundlage des bürgerlichen Lebens und der öffentlichen Sittlichkeit; ein Volk kann nicht mehr entwürdigt werden, als wenn es zur Unwahrheit und Lüge gewöhnt wird. Auch das Vertrauen zu seiner Regierung wird desto fester in einem Volke begründet werden können, je mehr Oeffentlichkeit in der Verwaltung ist, und je schwieriger es dem zu Folge den hohen und niederen Staatsbeamten wird, ihre Oberen und das Publikum zu

täuſchen. Dabei öffnet die Preßfreiheit auch einen Weg auf welchem einzelne talentvolle Männer ſchneller bemerkt, ſicherer beurtheilt und zum Wohle des Staates in einen angemeſſenen Wirkungskreis verſetzt werden können. — Es muß ſich übrigens der Grad der Freiheit, welchen man der Preſſe gewährt, genau nach der ſittlichen Bildungsſtufe richten den ein Volk erreicht hat."

Minerva. „Was die Wiſſenſchaften betrifft, ſo geſtatte ich unbedingte Freiheit. Die Wahrheit muß ſich ſelbſt die Bahn brechen und die Erkenntniß derſelben durch eigene Kraft bewirken. Aber in allen anderen Zweigen der Literatur kann ich dieſe Freiheit noch nicht zugeſtehen. Es ſind mir ſo viele Aktenſtöße pro et contra zugeſchickt worden, daß ich kaum zu einem Reſultate gelangen kann. Doch wir können ja gleich einmal die neue Kritiſirmaſchine erproben. Charon, laßt Euch dort dieſe Schränke öffnen und bringt die darin aufbewahrten Akten in die Maſchine."

Charon gehorchte. Die beſagte Maſchine hatte viel Aehnlichkeit mit einer amerikaniſchen Getreidemühle, und es wurden ſogleich die Aktenſtöße in den Schüttkaſten gebracht. Nach einer Stunde war die ganze Papiermaſſe, womit man 10 bis 12 zweiſpännige Wagen hätte befrachten können, verarbeitet und es kamen nunmehr die Reſultate zum Vorſchein. Sie lauteten im Allgemeinen ſo günſtig, daß Minerva beſchloß die unbedingte Preßfreiheit in Deutſchland verſuchsweiſe auf vier Jahre zu geſtatten; was ich Dir hiermit unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit eröffnen will.

Einige Tage ſpäter führte mich ein Auftrag ganz anderer Art nach Tenare, wo ich nicht unterlaſſen konnte Charon meinen Beſuch zu machen um mit ihm über die Preßangelegenheiten zu ſprechen. Ich fand ihn in ſeiner Camera obscura beſchäftigt und verdankte es nur dem beſonderen Wohlwollen, welches er mir ſchenkt, daß ich vorgelaſſen wurde. Der Alte war anfangs einſylbiger wie gewöhnlich und ſchien verſtimmt zu ſeyn; es war unverkennbar daß er ſich mit Etwas beſchäftigt hatte, wovon er mich nichts wiſſen laſſen wollte, doch wurde er allmälig geſprächiger und nahm bald ſeinen traulichen Ton gegen mich wieder an. „Rathet einmal General, ſagte Charon, was ich eben vor hatte." — „Das iſt ſchwierig Meiſter Charon, entgegnete ich, denn hier iſt alles ein wunderbares Geheimniß." — Dieſe Worte gefielen dem Alten, er ſchmunzelte recht behaglich und fing an zu demonſtriren.

„Seht hier dieſe drei Fernröhre. Durch das erſte beobachte ich das Treiben einer gewiſſen Klaſſe von Menſchen in der Vergangenheit; das zweite läßt mich ihr Treiben in der Gegenwart ſehen; das dritte geſtattet mir einen Blick in die Zukunft, aber immer nur in der fraglichen Beziehung. — Da habe ich denn dieſe Fernröhre auf die Angelegenheiten der Preſſe gerichtet und was damit in Verbindung ſteht. Bevor die Buchdruckerkunſt erfunden wurde, waren die Geiſtesprodukte das unbeſtrittene Eigenthum ihrer Erzeuger das ihnen Niemand rauben konnte. Wollten ſie ihre Entdeckungen im Gebiete der Erkenntniß gemeinnütziger machen, ſo geſtatteten ſie Abſchriften von ihren Werken und beſtimmten ganz beliebig das Honorar dafür; zuweilen lieferten ſie dieſe Abſchriften ſelbſt oder ließen ſie durch ihre dienſtbaren Schreiber fertigen, wobei wohl auch einige abſichtliche Auslaſſungen mit vorgekommen ſeyn mögen, wenn der Käufer der Abſchrift ein Fremder war dem man nicht Alles wiſſen laſſen mochte, oder der vielleicht zu ſehr um das Honorar gefeilſcht hatte. Das war recht vortheilhaft für die Herren von der Feder, aber nicht erſprießlich für das allgemeine Beſte, denn die Früchte geiſtiger Erkenntniß blieben nur Leckerbiſſen für die Wohlhabenden.

„Später erfand man den Bücherdruck. Dieſes Mittel der ſchnelleren Gedankenverbreitung diente aber nicht blos der Wiſſenſchaft, ſondern auch der Politik und Verleumdung. Man brachte Dinge zur Kenntniß des Publikums, von denen daſſelbe nichts zu wiſſen braucht oder nichts erfahren ſoll, und ſchmähte Männer deren Abſichten die edelſten waren, was ihrer Thätigkeit großen Eintrag that. Dieſe Uebelſtände führten die Cenſur herbei, welche anfangs einen guten Zweck hatte aber auch bald mißbraucht wurde, je nach dem moraliſchen Standpunkte auf welchem ſich die Machthaber befanden. — Das nur habe ich andeuten wollen, als ich der Minerva in die Ohren brummte: „Natur iſt Sünde, Geiſt iſt Teufel u. ſ. w.“ Ihr, General Clauſewitz, ſeyd ein ſo edler Charakter, daß Ihr Euch von den Schlechtigkeiten der Menſchen keine richtige Vorſtellung machen könnet, darum habt Ihr auch für unbedingte Preßfreiheit geſtimmt. Aber ſchaut einmal durch dieſes Fernrohr, da werdet Ihr allerhand ſeltſame Entdeckungen machen.“

Ich trat an das Fernrohr und glaubte eine neue Welt zu erblicken. Eine unnennbare Geſchäftigkeit und Plauderſucht hatte alle Menſchen ergriffen. Das Heiligſte und Edelſte wurde geſchmäht, kein Geheimniß

geachtet. Die Oberflächlichkeit im Wiſſen, Wollen und Können trat überall mit großer Frechheit hervor und drängte das Gediegene zurück. Die Marktſchreierei war an der Tagesordnung. — „Das ſind nicht unſere ehrlichen Deutſchen die ſich ſo toll gebehrden, ſagte ich kopfſchüttelnd zu Charon, das müſſen Franzoſen ſeyn.“ — „Ich will Euch nicht verrathen, erwiderte der Alte, was das für Landsleute ſind, aber dieſe ungemeſſene Wortfreiheit hat viel Uebel in ihrem Gefolge, die nur durch eine ſehr weiſe Geſetzgebung gemildert werden können. Wäre die Frage neulich nicht ſchon entſchieden worden, und hättet Ihr über die Zuläſſigkeit der unbedingten Preßfreiheit eine Denkſchrift abzufaſſen, ſo würde ich Euch rathen folgendes Motto darüber zu ſetzen:

„Alles ſey wahr was Du ſagſt,
Doch ſage nicht Alles was wahr iſt.“

„Aber die Kritik, fiel ich Charon in die Rede, die Kritik ſoll ja dem Uebel ſteuern, ſie ſoll die Stelle der Cenſur vertreten.“

Charon. „Ihr ſprecht gegen Euer beſſeres Wiſſen, General, die Kritik iſt eine ſchöne Sache. Wie ſteht es aber mit den Kritikern? Wer ſoll dieſe Bücherflut, die jährlich aus der Preſſe hervorgeht und durch die freie Preſſe nicht vermindert werden wird, ſichten und nach ihrem wahren Werthe ordnen? Die Kritik kann nur in einzelnen Fällen ein Richteramt üben, als Autorität hat ſie keinen Einfluß auf das Ganze, den nur die Cenſur üben kann. — So ſieht auch Minerva die Sache an. Weil aber die Erfahrung nun einmal zur Schiedsrichterin erhoben worden iſt, wollen wir einige ihrer Reſultate abwarten und bis dahin die Sache auf ſich beruhen laſſen. Der vierjährige Termin iſt zwar etwas kurz, er kann aber leicht verlängert werden ohne ſich das Recht einer künftigen kleinen Beſchränkung der Willkür zu vergeben.“

Ich. „Meine Anſichten über dieſen Gegenſtand beruhen auf reiflicher Erwägung, obſchon ich das Gewicht Eurer Gegengründe nicht verkennen mag, Meiſter Charon. Einen Wunſch kann ich jedoch nicht unterdrücken, nämlich den, daß man ein Mittel ausfindig machen möchte ſich ſchneller als bisher von dem Inhalte neuer Schriften in Kenntniß zu ſetzen. Wer die Kritiſirmaſchine erfunden hat, erfindet wohl auch eine einfachere Analyſirmaſchine.“

Charon. „Meine Mechaniker auf Tenare haben bereits von mir Auftrag dazu erhalten, und der erſte Verſuch iſt ziemlich gut ausgefallen.

Ein Buch von 400 Seiten in gr. 8. wurde durch dieſe Maſchine ſo gut analyſirt, daß man den Hauptinhalt auf 20 Seiten zuſammen gedrängt fand und etwas. Weſentliches nicht vermißte."

Ich. „Und welches Verfahren wurde dabei angewendet?"

Charon. „Ein ſehr einfaches. Die ganze Schrift im Buche wurde wieder verkörpert, doch blieben die einzelnen Wörter ungetrennt. Ein Metallurg erfand hierzu eine Compoſition aus geſchmiedeten Kartätſchen, ungelegten Eyern und Ochſenſpeichel beſtehend, was ich „kritiſches Metall" nennen werde. Die Wörter wurden hierauf in ein mit Weingeiſt gefülltes Becken gethan, worin ſie 24 Stunden liegen blieben. Nach Verlauf dieſer Zeit bildeten ſich aus den Wörtern verſchiedene Schichten. Die ganz leichte Waare, d. h. die überflüſſigen Wörter und nichtsſagenden Redensarten, ſchwamm oben auf. Das „nicht zur Sache gehörige" bildete die zweite Schicht. Dann kamen „die ſchlecht durchgeführten Beweiſe, die Widerſprüche" u. ſ. f. Die Quinteſſenz blieb auf dem Grunde des Beckens liegen, wurde ſorgfältig geſammelt, das Uebrige hingegen vorher über Bord geworfen. Die Wiederzuſammenſetzung der eigentlichen Kernwörter machte uns anfangs viel zu ſchaffen, da leicht ein anderer Sinn herauskommen konnte. Der Magnetismus half uns aber aus der Verlegenheit. Wir legten die übriggebliebene Schrift in magnetiſirtes Waſſer, brachten ſie dann in eine Trommel auf welcher Generalmarſch geſchlagen wurde, und ehe noch zehn Minuten vergangen waren ſtand jedes Wort in logiſcher Schlachtordnung. Bei Durchleſung dieſer neuen Schrift fand ſelbſt der Autor, dem ich ein Exemplar zukommen ließ, ſich vollkommen zufrieden geſtellt. — Merkur, der immer und überall auf Geldgewinn bedacht und dabei nicht eben ſehr delikat in der Wahl der Mittel iſt, war boshaft genug die Käufer jener Schrift aufhetzen zu wollen, daß ſie wegen „verlorner Zeit" bei dem Autor auf Schadenerſatz antrügen. Doch mußte er ſich von Minerven bedeuten laſſen daß, ſo wie ein Gemälde Schatten- und Lichteffekte haben müſſe, eine Schrift auch ſtarke und ſchwache Stellen haben dürfe, weil die Erſteren durch die Letzteren beſſer hervor gehoben würden. Der Geiſt des Leſers will auch bei dem Leſen zuweilen ruhen, und nach einigen ſtarken Sentenzen, Kern- und Kraftſprüchen dient ein darauf folgendes traulich unſchuldiges Geplauder, wenn es nicht gerade in Wortgeklingel ausartet, zur angenehmen Erholung. Es ſind das die leichten Zwiſchengerichte bei einer wohlbeſetzten Tafel."

Ich war eben ſo erfreut über die neue Entdeckung als erſtaunt über Charons vielſeitige Bildung, die ich in ſolchem Umfange an ihm noch nicht wahrgenommen hatte. „Wie iſt es möglich, ſagte ich zu ihm, daß Ihr Euch nach und nach ſo mancherlei Kenntniſſe von ſeltenen Wiſſenſchaften und Künſten aneignen konntet, da Euere früheren Verhältniſſe, Beſchäftigungen und Euer gegenwärtiger Beruf keinen Schimmer von Wiſſenſchaftlichkeit oder Künſtlerei darbietet?“

Charon. „Das will ich Euch mit kurzen Worten ſagen. Seyd nur vorerſt ſo gut und legt das Vorurtheil ab, daß man nur aus Büchern und in gelehrten Geſellſchaften ſich höhere und vielſeitige Bildung erwerben könne. Meine Bücher ſind die Menſchen, meine Univerſität iſt die Welt. Ich unterhalte mich mit allen hier ankommenden Perſonen ſobald ſie mir Intereſſe einflößen, und beobachte das Treiben der Menge mit Aufmerkſamkeit und geübtem Scharfblick. Kann Jemand hierzu beſſere Gelegenheit haben als ich. Verdankt Ihr Euer Wiſſen etwa mehr der Lektüre, als dem Verkehre mit Menſchen, der Beobachtung und dem Nachdenken?“

Ich wollte eben darauf antworten, als ein heftiger Donnerſchlag die ganze Rotunda erſchütterte und die ringsherum aufgeſtellten Apparate unter einander warf. Charon wußte ſich die Urſache ſelbſt nicht gleich zu deuten. Wir eilten ins Freie. Der Styx ſtrömte mit ungewöhnlicher Heftigkeit aus dem nahen Tunnel; die Wellen erhoben ſich häuſerhoch in dem Felſenbecken und ſchlugen mit furchtbarer Gewalt an die Ufer. Ein ſchwarzbraunes Wolkengebirge, von flammenden Blitzen durchfurcht, thürmte ſich über unſeren Häuptern auf und verdunkelte die ſchauerliche Umgebung. Der immer heftiger werdende Gewitterſturm entwurzelte die ſtärkſten Bäume, welche krachend in die Feſenklüfte ſtürzten, oder in die tobenden Wellen geſchleudert wurden, wo ſie bald an den felſigten Ufern zerſplitterten. Es war ein grauenvolles Toben der Elemente wie es auf Erden niemals vorkommt. Dazwiſchen ließ ſich aus den Höhlen von Tenare ein wüthendes Geſchrei und Geheul vernehmen als ſey die ganze Hölle in Aufruhr.

Charon hatte einige Minuten das tiefſte Stillſchweigen beobachtet; ſein Blick ſtreifte forſchend an den Gegenſtänden umher, als wolle er ſie fragen was ſie aus ihrer Ruhe geſtört habe. Als aber das Geheul an ſeine großen muſchelförmigen Ohren drang, ſagte er zu mir: „Das ſind nicht die Ochſen auf Tenare, das hat mehr zu bedeuten. Doch ſeyd ohne Furcht, mein Freund, wir ſind hier im ſichern Hafen der Ruhe, und

kein feindlicher Dämon kann Euch etwas anhaben ſo lange Ihr unter meinem Schutze ſteht. Doch jetzt muß ich wiſſen was es eigentlich gibt." — Mit dieſen Worten ſprang er in den Kahn, löste die Kette und war mit drei kräftigen Ruderſchlägen am andern Ufer. Einem Jünglinge an Kraft und Behendigkeit gleich, ſtieg der alte Fährmann die ſchwarzen Marmorſtufen hinan, und ſtand nach wenigen Sekunden auf der großen Plattform, unbeweglich wie der Fels im Sturme. „Kehrt in die Rotunda zurück!" — ſchrie der Alte mit einer Stimme die alle Donner übertönte — „der Teufel iſt los auf Tenare! die Zellenbewohner von Nro. 7 haben die verkündete Preßfreiheit nach Willkür gedeutet und die Pforten geſprengt. Das ſind die wahren Teufel, mit denen auch hier nicht zu ſpaßen iſt."

Kaum hatte ich dieſen Wink erhalten ſo war ich auch ſchon in der Rotunda, deren ganze Bauart viel Aehnlichkeit mit einem Blockhauſe hat, wie die Anſiedler in Nordamerika zum Schutze gegen die Anfälle der Rothhäute dergleichen erbauen, was mir erſt heute in die Augen fiel. Ich ſchloß die einzige aber ſehr feſte Thür hinter mir mit Sorgfalt, ſchob alle Riegel vor und ſtieg dann in die Kuppel hinauf, von wo man einen großen Theil der Plattform und den eigentlichen Eingang zu Tenares Hallen überſehen kann.[1] Charon ſtand dort immer noch unbeweglich auf einem Marmorblocke, die Augen feſt auf den Eingang gerichtet. Der ſchwarze Cerberus, der dort die Wache hat, heulte wie ein Schakal in die Höhle hinein, zeigte aber bald Spuren von Furcht und flüchtete zu Charon. — Ich war aufs Höchſte geſpannt was die nächſten Augenblicke uns bringen würden, denn das Gebrüll im Innern der Felſenhallen ward immer ſtärker und näherte ſich der Oeffnung. Jetzt ſprang ein großer ſchwarzer Pudel mit feuriger Zunge und flammenden Augen aus der Höhle auf die Plattform; ich dachte ſogleich an die Metamorphoſe des Mephiſtopheles in Göthes „Fauſt," und wirklich war es dieſer böſe Geiſt der hier den Chorag machte. Cerberus fletſchte die Zähne und knurrte gewaltig, doch Charon gebot ihm Schweigen, erhob das Ruder, welches er mitgenommen hatte, ſchwang es in Form eines Dreiecks gegen den Pudel Mephiſtopheles und verſetzte dieſem einen ſo heftigen Schlag auf den Kopf daß er taumelte.

[1] Man ſehe die Lokalbeſchreibung von Tenare im zweiten und ſiebenten Briefe.
Der Herausgeber.

„Hier iſt mein Reich, Du Fürſt der Schurken, ſchrie Charon, packe Dich von dannen oder ich ſchleudere Dich in den Styx, wo Du ſo zahm werden ſollſt wie ein Schooßhündchen.“ — Der Pudel nahm den Schwanz zwiſchen die Beine und ſchlich der Höhle wieder zu, was mich ſehr überraſchte. Das war aber nur ein kleines Vorſpiel, denn gleich darauf ſtürzten die entfeſſelten böſen Geiſter von Nro. 7 aus der Höhle, formirten einen Halbkreis und rüſteten ſich zum Angriffe auf Charon und deſſen zottigen Beiſtand. — Wie Achilles an der linken Ferſe, ſo iſt Charon nur allein an der linken Wade verwundbar. Das hatte Mephiſtopheles ſchlau bedacht und deßhalb die Meuterer in Hunde verwandelt. Der Fährmeiſter und Höllenpförtner glaubte alſo vor Allem die linke Wade ſichern zu müſſen, ſetzte ſich nieder und drückte ſie feſt an den Marmorblock, ließ aber ſein mächtiges Ruder den Hunden um die Ohren ſauſen. Beide Parteien betrachteten ſich einige Minuten ſtillſchweigend. Endlich ſchoß eine rieſige Bulldogge auf den Cerberus los und biß ſich mit ihm herum. Der Kampf blieb lange unentſchieden; kein anderer Hund nahm Theil daran, auch Charon verhielt ſich neutral. Doch als er den Cerberus aus mehreren Wunden bluten ſahe, pfiff er dreimal durch die Finger. Der Ton war kaum verhallt ſo erſchien eine Schaar Affen aus einer Seitenhöhle, ſprang von hinten auf die Hunde, die immer noch im Halbkreiſe ſaßen, ſchlug ihnen die Tatzen um die Köpfe und hinderte ſie irgend eine feindliche Demonſtration zu machen. Sobald Charon durch die Ankunft dieſer Bundestruppen ſeine linke Wade mittelbar gedeckt ſahe, ſtand er auf, ſchob der Bulldogge ſein Ruder in den Rachen und machte ſie dadurch wehrlos; Cerberus blieb Sieger. Die Niederlage ſeiner Gegnerin entmuthigte die anderen Hunde, welche nun in die Höhle zurückkehrten, die ſogleich durch ein dreifaches Fallgitter geſperrt wurde, worauf Charon zu mir zurückkehrte.

„Das ſind die leidigen Folgen einer übertriebenen Philanthropie,“ ſagte Charon beim Eintreten, „denn was Ihr hier geſehen habt war nichts weniger als ein Stückchen Wirkung der unbedingten Preßfreiheit, wie man ſie zeitig genug erleben wird ſo lange die Menſchen bleiben wie ſie ſind. Philanthropie und Egoismus haben zu allen Zeiten die ſchroffſten Gegenſätze gebildet, denn was für die beſſeren Menſchen gut iſt, taugt nicht für die ſchlechtern. Die Philanthropen erblicken in der Preßfreiheit nur das Mittel, der Willkür auf dem Wege der Ueberzeugung entgegen

zu treten, den Mißbräuchen der Staatsverwaltung die Spitze zu bieten. Die Egoiſten hingegen betrachten die Preßfreiheit als eine Waffe, mittelſt welcher ſie Alles zu bekämpfen ſuchen was der Erreichung ihrer ſelbſtſüchtigen Zwecke hinderlich iſt; ſie fangen ihre Wortkämpfe mit ſcheinbar unbedeutenden Dingen an, ſuchen an ſich unverfänglichen Grundſätzen das Bürgerrecht zu verſchaffen, gehen aber allmälig von Folgerung zu Folgerung über, und demonſtriren am Ende daß das Schlechte gut und das Gute ſchlecht ſey. Die große Bulldogge, welcher ich mein Ruder zwiſchen die Zähne ſchob um den Sieg des Cerberus zu erleichtern, war ehedem ein bekannter Publiciſt, aber zugleich auch ein Rabuliſt, und ſeine Genoſſen in Hundegeſtalt ſind nicht viel beſſeren Schlages geweſen. Dürfte dieſes Gelichter Alles drucken laſſen was es ſchreiben möchte, da würde man ſchöne Dinge zu leſen bekommen. Aber beim Styx! das darf nicht ſeyn ſo lange ich hier das Ruder führe."

Der Alte war bei dieſen Worten in ſichtbarer Aufregung, ich hielt es daher für vergebliche Mühe ſeine Anſichten zu berichtigen. Im Grunde hat er auch nicht ganz Unrecht, aber es iſt ungemein ſchwer in dieſer wichtigen Angelegenheit die rechte Mitte heraus zu finden. — Während ich meinen Gedanken nachhing, hatte Charon ſich mit Aufſtellung eines großen Fernrohres beſchäftigt, und veranlaßte mich jetzt einen Blick nach Frankreich zu thun. Ich folgte ſeiner Weiſung, überſchaute das Treiben in Paris und in den großen Provinzialſtädten, und mußte zu meiner Beſchämung geſtehen daß dort die Freiheit der Preſſe einen großen Theil der Segnungen verkümmere, welche die Regierung Ludwig Philipps über dieſes ſchöne Land zu verbreiten bemüht iſt. „Welcher Unſinn," fuhr Charon nach einer Pauſe fort, „die Beſchlüſſe der äußeren Politik zum Gegenſtande öffentlicher Beſprechungen zu machen![1] Und wer ſind dieſe Leute welche ſich anmaßen, eine Nation von 34 Millionen Seelen durch Zeitungsblätter zu regieren? Scharfſinn kann man dieſen Leuten nicht gerade abſprechen, eben ſo wenig aber auch den gröbſten Egoismus, und dieſer verdirbt Alles." — „Aber ſollen nicht wenigſtens die Fehler der Verwaltung öffentlich gerügt werden dürfen," wendete ich ein; „muß nicht jede gute Regierung ſelbſt wünſchen, daß die Wirkungen ihrer legislativen

[1] Dieſelbe Wahrnehmung hat man 1848 und 1849 in Deutſchland ebenfalls zur Genüge machen können.

Der Herausgeber.

Maßregeln durch das Organ der Preſſe zu ihrer Kenntniß gelangen?“ — „Ganz gewiß, mein lieber General, iſt das wünſchenswerth; indeß entſteht hierbei die Frage: ob der Ankläger hierin ſelbſt klar ſieht und es überhaupt redlich meint. Wer bürgt aber dafür? Sollten Sie die Selbſtbekenntniſſe leſen, welche einige der in mein Reich verbannten politiſchen Publiciſten zur Strafe niederſchreiben müſſen, nachdem ſie Jahre lang durch meine Ferngläſer geſehen haben und zur Selbſterkenntniß gekommen ſind, Sie würden bald anderer Meinung werden. Auch der beſte Menſch kann irren.“ — „Nun wenn Ihr das ſelbſt zugebt, Meiſter Charon, dann könnt Ihr auch nicht in Abrede ſtellen, daß der Irrthum eben ſo gut auf Seiten der beſten Regierung ſeyn kann, und daß es eben deßhalb Mittel geben müſſe ſie auf ihre Irrthümer aufmerkſam zu machen.“

Charon erwiederte nichts darauf, brummte ſich ein mir unverſtändliches Liedchen vor, und brachte ſeine Apparate in Ordnung; ich ſchloß daraus daß er die Diskuſſion abbrechen wolle, und da alle Stürme ſich gelegt hatten, ſchickte ich mich zur Rückkehr in den Olymp an.

Vierundzwanzigſter Brief.

Olymp, den 11. November 1839.

Heute früh war Gyllenkrook bei mir, um mir zu ſagen, daß Karls XII. Sterbetag ſey und er an dieſem Tage jeden braven Soldaten gern bei ſich ſehe. Wir machten uns alſo zuſammen auf den Weg, und fanden bei unſerer Ankunft bereits eine große Anzahl Perſonen verſammelt. Der König pflegt dieſen Tag auf einem abgelegenen Landhauſe zuzubringen, welches dem Hauſe bei Bender, das er mehrere Jahre bewohnte, getreu nachgebildet iſt. Eigentliche Feſtlichkeiten fanden nicht Statt, denn einmal liebt Karl dergleichen Gepränge nicht, und dann iſt es hier Sitte die Sterbetage nur alle Jahrhunderte feierlich zu begehen, wozu die Anordnungen allerhöchſten Ortes erlaſſen werden.

Der König empfing die Eintretenden ohne alle Ceremonie in einem zwar geräumigen aber alles Schmucks entbehrenden Salon. Er iſt ein

Mann von mittler Größe, ſchlank gebaut, aber breitſchulterig. Von den vielen Portraits die mir früher zu Geſicht gekommen ſind habe ich keines ähnlich gefunden. Auch die Bronzebüſte in Sansſouci gleicht ihm nicht. Karls Geſichtszüge, über welche eine ſanfte Melancholie verbreitet zu ſeyn ſchien, drücken unerſchütterliche Feſtigkeit des Willens ohne Härte aus; ſein feuriges dunkelblaues Auge belebt ſich nach dem Gegenſtande des Geſprächs, iſt aber auch von unausſprechlicher Sanftmuth, ſobald der König von oder mit Perſonen ſpricht denen er ſein Wohlwollen ſchenkt. Die große Narbe am rechten Schlafe, wo die verrätheriſche Kugel eindrang, bedeckte eine herabgezogene Haarlocke, gleichſam als ſollte damit die Schmach bedeckt werden, womit ſich damals eine Partei befleckte welche den Werth eines Fürſten nicht erkannte, der zwar Schwedens Demüthigung herbeigeführt hat, aber weit weniger durch eigene Schuld, als durch die Schuld derer die ihn verriethen oder im entſcheidenden Momente ohne Unterſtützung ließen. — Die Haltung des Königs war ritterlich und drückte eine wahrhaft majeſtätiſche Würde aus; ſein Anzug beſtand in dem bekannten blauen Reitrocke, mit gleichfarbigem niedrigen Kragen und kurzen Aufſchlägen, gelben Unterkleidern und Stolpenſtiefeln; er hatte den kleinen dreieckigen Hut unter dem Arme, den großen Pallaſch am gelben ſilbergeſtickten Hüftkuppel an der Seite.

Unter den anweſenden Schweden erkannte ich die Feldmarſchälle Rehnſköld, Axel Sparre, Dücker und Steenbock, die Generale Löwenhaupt, Arwed Horn, Kraſſow, Meyerfeld, Lagercrona, Hård, Liewen und Andere, welche zum größeren Theil dem Feldzuge in Rußland beigewohnt hatten und mit in der Türkei geweſen waren. Meine beſondere Aufmerkſamkeit erregte Mazeppas greiſe Heldengeſtalt und Stanislaus Poniatowski, ein Pole vom edelſten Charakter und der feinſten Bildung, welcher Karl XII. mit nach Bender folgte und ihm während des Aufenthaltes in der Türkei als gewandter Unterhändler die wichtigſten Dienſte leiſtete. Auch der Seraskier von Bender, Juſſuf-Paſcha, hatte ſich eingefunden, um dem von ihm faſt angebeteten Helden ſeine Ehrerbietung zu bezeigen. — Die Unterhaltung wurde bald allgemein und mit vieler Ungezwungenheit geführt, obſchon die Schweden im Geſpräch mit ihrem Könige eine große Devotion an den Tag legten. Karl ging von Einem zum Anderen, wußte Jedem etwas Verbindliches zu ſagen, drückte aber durch ſein feines Mienenſpiel und die Modulationen ſeiner Stimme mehr als durch Worte die

Empfindungen aus, welche ihn für den Angeredeten beseelten. Als der Polenkönig Stanislaus eintrat, ging ihm Karl einige Schritte entgegen und empfing ihn mit großer Freundlichkeit, aus welcher jedoch eine Art Mitleid durchblickte. Dem liebenswürdigen Stanislaus fehlte freilich alle Energie und Charakterstärke, um seines ehemaligen Schutzherrn Wahl zu einer glücklichen zu machen.

Als die Unterhaltung im besten Gange war, meldeten die Kammerpagen die Ankunft Peters I., worüber der König sich sehr zu freuen schien. Die beiden nordischen Helden bewillkommneten sich wie zwei alte Kriegskameraden die für einander hohe Achtung fühlen, ohne gerade durch zärtere Bande gegenseitig angezogen zu werden. Die äußere Erscheinung des Czaren ist wahrhaft Ehrfurcht gebietend, obschon sein Anzug — ein Rock von grauem Tuche ohne irgend eine Verzierung — noch viel einfacher zu seyn pflegt als der des Schwedenkönigs. Stanislaus wurde von dem Czaren kaum eines flüchtigen Blicks gewürdigt, und gleich nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen ließ sich Peter in ein Gespräch mit seinem ehemaligen Todfeinde ein, dessen Inhalt für Dich nicht ohne Interesse seyn wird.

Der Czar. „Ich komme meinem Bruder Karl an seinem Ehrentage Glück zu wünschen, ihm für die guten Lehren zu danken die er mir im Kriege gegeben, so wie für die Macht zu welcher er mich wider seinen Willen erhoben hat. Das klingt zwar ein wenig schalkhaft, ist aber dennoch redlich gemeint, und der beste Dank durch die That würde nicht unterblieben seyn, hätte es meinem Bruder gefallen noch länger an der Spitze der schwedischen Nation zu bleiben, um die Früchte des geheimen Bündnisses zu genießen, welches der arme Görtz bereits mit mir abgeschlossen hatte, als der tödtliche Schuß alle meine Plane zerstörte.“[1]

Der König, welcher bei dieser ganzen Unterredung die würdevollste und imposanteste Haltung beobachtete, erwiderte hierauf: „Ich empfange diesen Dank mit derselben Aufrichtigkeit, mit welcher er gegeben wird, kann aber nicht unterlassen meinem Bruder zu bemerken, daß er zwar aus meinen Fehlern gute Lehren gezogen, sich aber vor ähnlichen Fehlern nicht zu

[1] Nach Karls Rückkehr aus der Türkei ernannte er den Baron Görtz zu seinem Premierminister, und knüpfte auf dessen eifrigen Betrieb Friedensunterhandlungen mit Rußland an, die, wäre der König am Leben geblieben, dem Norden Europas ungeheuren Einfluß verschafft haben würden. Görtz wurde später angeklagt und enthauptet. Er fiel als ein Opfer der schändlichsten Willkür.

Der Herausgeber.

bewahren gewußt hat, und daß er am Pruth (im Juli 1711) nahe daran war ein Seitenſtück zu Pultawa zu liefern, ohne ſich durch vorangegangene Unfälle in eine ſo ſchlimme Alternative verſetzt zu ſehen als die meinige war. Ohne die feige Niederträchtigkeit des Großveziers Baltadſchie Mohammed, und die großherzige Entſchloſſenheit der Czarin Katharina würde mein Bruder ſein ſchönſtes Heer verloren haben und als Gefangener nach Stambul abgeführt worden ſeyn. Was hätte mich dann gehindert mit dem ſiegreichen und beuteluſtigen türkiſch-tartariſchen Heere, dem ſich ohne Zweifel die meiſten Koſakenſtämme angeſchloſſen haben würden, nach Moskau zu marſchiren und Petersburg in Beſitz zu nehmen? — So kann das Schickſal der größten Reiche ſelbſt von der Klugheit und Charakterfeſtigkeit eines Weibes abhängig werden, denn Ihr, Herr Bruder, hattet bereits den Kopf verloren und wußtet Euch nicht mehr zu helfen."

Der Czar. „Ihr ſprecht harte Worte, König Karl, und ſolltet mich nicht gleich an jenen unglücklichen Moment erinnern, wo ich meinen Glücksſtern vor dem Halbmonde erbleichen ſahe. Bei Pultawa baute ich dem fliehenden Schwedenkönige goldene Brücken, weil er mir in ſeiner hilfloſen Lage nicht mehr gefährlich ſchien; Ihr aber wolltet vom Glück begünſtigt mein Reich zertrümmern, nachdem Ihr mir die Türken auf den Hals gehetzt hattet. Im Jahre 1718 meinte ich es beſſer mit Euch; ich wollte Euch wieder aufhelfen, während ich Euch mit leichter Mühe ganz verderben konnte."

Der König. „Das iſt ſehr viel auf einmal geſagt und mehr als ich in der Kürze beantworten kann. Unſer Krieg war ein Kampf auf Leben und Tod, und mußte es auch ſeyn, denn zwei Monarchen von unſerem Schlage, deren politiſche Intereſſen und Abſichten ſo ganz entgegengeſetzter Natur waren, konnten nicht friedlich neben einander thronen. Warum ſollen wir uns alſo verhehlen was die ganze Welt weiß? Sprechen wir daher offen und ohne Rückhalt über unſere Verhältniſſe, das kann jetzt Niemand mehr ſchaden, unſern Nachfolgern aber zur Lehre dienen. — Weil nun dieſer Krieg einmal einen ſolchen Charakter hatte und haben mußte, durfte auch niemals und nirgends eine Schonung eintreten. Ihr habt deßhalb unweiſe gehandelt, Herr Bruder, nicht Alles aufzubieten in und nach der Schlacht bei Pultawa meine Perſon in Eure Gewalt zu bringen, was auch bei meiner damaligen körperlichen Hilfloſigkeit und bei der grenzenloſen Verwirrung unter meinen Truppen nicht ſchwer werden

konnte. Ihr glaubtet mich in meiner Armee vernichtet zu haben, das war ein großer Irrthum, denn konnte ich auch nicht gleich eine zweite Armee aus der Erde ſtampfen, ſo blieb ich doch immer Euer unerbittlicher Feind, der Euch in der Türkei eben ſo gefährlich werden konnte als in Rußland und Polen. — Es mag Euch dieſe Unterlaſſung bald auch ſehr gereut haben, denn Ihr beauftragtet den General Menczikow mich mit größtem Nachdrucke zu verfolgen als es bereits zu ſpät war, und Eure Truppen ſcheuten ſich nicht das türkiſche Gebiet zu verletzen nachdem ich dort Schutz gefunden hatte. Und was ſoll ich zu den Beſtrebungen Eures Geſandten in Stambul ſagen, der kein Mittel unverſucht ließ mich aus der ſtillen Freiſtatt in Bender zu vertreiben, um mich dann deſto leichter in Eure Gewalt zu bringen? Welches Schickſal würdet Ihr mir dann wohl bereitet haben? — Sprecht alſo nicht von Großmuth und Schonung, Czar Peter, ſie iſt Eurem Herzen gewiß eben ſo fremd geblieben als mir der Wunſch, Euch groß und mächtig zu ſehen. Wäre mein wackerer Poniatowski nicht gewandter geweſen als Euer Geſandter Tolſtoi, die Sachen hätten für mich gewiß bald eine ſchlimme Wendung genommen. — Was die 1718 mir verſprochene Hilfe betrifft, ſo mögt Ihr es Eurer Politik angemeſſen gefunden haben, lieber mit mir als gegen mich zu kämpfen, denn ich konnte als Verbündeter weit mehr zur Befriedigung Eurer ehrgeizigen Abſichten beitragen, als durch neue Angriffe Euch Schaden zufügen. Von Großmuth war auch damals keine Rede; die Politik kennt überhaupt keine Großmuth."

Der Czar. „Ich mag Euch hierin nicht widerſprechen, Herr Bruder, Verſtellung würde hier am unrechten Orte ſeyn da wir die Verhältniſſe klarer durchblicken. Aber ſagt einmal ſelbſt habe ich den Fehler, Euch nach der Türkei entkommen zu laſſen, nicht auf glänzende Weiſe zu verbeſſern geſucht? Das Heer, mit welchem ich 1711 gegen den Pruth marſchirte, zählte 60,000 Mann Kerntruppen mit 150 Geſchützen, und außerdem 40,000 Koſaken und Kalmücken vom beſten Geiſte beſeelt; mein tapferer Feldmarſchall Scheremetjew leitete die Operationen, der Fürſt Kantemir, Woiwode der Moldau, verſprach mir ſeine Unterſtützung und Lebensmittel im Ueberfluſſe. Wie leicht wäre es mir geworden bis Stambul vorzudringen und dort dem Sultan Geſetze vorzuſchreiben? Keine europäiſche Macht konnte mich daran hindern, nie war der Zeitpunkt günſtiger meine Herrſchaft auch über die Türken auszudehnen!"

Der König. „Ihr vergeßt dabei, Herr Bruder, daß etwas zum Kriegführen gehört worüber man nicht nach Gefallen gebieten kann; ich meine das richtige Eintreffen aller Vorausſetzungen, mit einem Worte: das Glück. Ihr glaubtet den Sultan durch das ausgeſprengte Gerücht einzuſchüchtern, daß Ihr mit 200,000 Mann im eiligen Marſche nach der Moldau begriffen wäret, kamet aber nur mit der Hälfte und ziemlich langſam angezogen. Poniatowski durchſchaute bald die Wahrheit der Dinge und trieb den Sultan zur Thätigkeit an. Da Ihr ohne reiche Lebensmittel das Steppenland nicht durchziehen konntet, kam es nur darauf an Euch dieſer Vorräthe zu berauben. Kantemir wurde daher vor Eurer Ankunft überfallen und kam — wie einſt Mazeppa zu mir — ſo auch zu Euch mit leeren Händen. Das änderte die Sache und hätte Euch vorſichtiger machen ſollen. Trotz dem beharrtet Ihr in Eurem Vorſatze und trautet den Verſicherungen, daß man jenſeits des Sereths Lebensmittel im Ueberfluſſe finden werde. Ihr ließet auch dergleichen herbeiſchaffen, ſie wurden Euch aber bald wieder entriſſen, und der Marſch an den Pruth ward dennoch fortgeſetzt. — Inzwiſchen kam der Großvezier mit ſeinem dreimal ſtärkeren Heere und 400 Kanonen an und ſchloß Euch allmälig ein. Der Hunger, der Durſt und die türkiſchen Kugeln richteten große Verheerungen in Eurem Lager an; Alles ſchien verloren und in ſtummer Verzweiflung hattet Ihr Euch in Euer Zelt vergraben, Jedermann den Zutritt verweigernd. — Da trat Katharina, dem Verbote trotzend, wie ein rettender Engel zu Euch, ſprach Euch Muth zu, das Weib dem Manne, und zeigte Euch den Weg zur Rettung; ſie ſagte Euch was Ihr ſelbſt und beſſer als ſonſt Jemand hättet wiſſen ſollen, daß der Großvezier ein Feigling, ſein Kiaja Osman Aga der Beſtechung zugänglich ſey, und rieth Euch zu unterhandeln. Der Kiaja ward durch 10,000 Dukaten, der Großvezier durch 200,000 Rubel erkauft, der erbetene Waffenſtillſtand bewilligt. So endigte der kurze Feldzug, in welchem die beiden Hauptheere ſich nur vier Tage gegenüber geſtanden hatten; der Siegesmarſch nach Stambul hatte ſich in einen ſchmählichen Rückzug verwandelt."

Der Czar. „Du biſt hart, König Karl, und ſollteſt mir nicht ſolche Dinge ſagen, war ich doch ohnehin genug gedemüthigt."

Der König. „Das Reich der Eitelkeiten iſt hier zu Ende, wir dürfen uns nicht verhehlen, Freund, daß wir einmal doch zur Erkenntniß

unſerer Schwachheiten kommen müſſen, und zwar je früher je beſſer. Du bleibſt deshalb immer Peter „der Große", und verdienſt dieſen Beinamen auch mit vollem Rechte, während ich nicht hindern kann daß man mich für einen verwegenen Abenteurer hält. Laß' uns alſo Frieden ſchließen, mein Freund, und ſey nochmals bedankt für Deinen heutigen Beſuch, den ich bei ähnlicher Veranlaſſung gern erwidern werde."

Bei dieſen mit ungewöhnlicher Freundlichkeit geſprochenen Worten glättete ſich die faltenreiche Stirn des Czaren, er ergriff die ihm dargebotene Rechte, ſchüttelte ſie und empfahl ſich mit ſeinem Gefolge, aber nicht wie der ſtolze Sieger, ſondern wie ein Beſiegter, die überlegene Seelengröße ſeines gefürchteten Gegners ſtillſchweigend anerkennend. Karl begleitete den Czar bis zum Ausgange und kehrte dann mit größerer Heiterkeit in die Verſammlung zurück; ſein Blick ſuchte den König Stanislaus, der in einer Fenſterbrüſtung ſtehend in tiefes Sinnen verſunken zu ſeyn ſchien, und als er ihn gefunden gingen beide Könige in ein anſtoßendes Kabinet. Ich näherte mich hierauf dem General Gyllenkrook, um von ihm nähere Aufſchlüſſe über dieſe ſeltſamen Begebenheiten und über die Gründe zu erhalten, welche den König vermochten ſo ungebührlich lange in der Türkei zu verweilen, und erfuhr darüber Folgendes.

„Es war ganz und gar nicht die Abſicht des Königs — begann Gyllenkrook ſeine Erzählung — von ſeinem Lande ſo lange entfernt zu bleiben, vielmehr dachte Karl bald nach der Ankunft in Bender an ſeine Rückkehr und ſendete mich mit 160 Mann nach der Moldau, von wo ich die Zuſtände in Polen erkunden und zur Rückkehr die geeigneten Vorkehrungen treffen ſollte. In Czarnowicz angekommen, überzeugte ich mich jedoch bald von der Unmöglichkeit dieſes Vorhaben auszuführen, denn alle Wege nach Polen wurden von den Ruſſen ſorgfältig bewacht. General Wolkonski hatte mit Brankowan, dem Fürſten der Wallachei, Verbindungen angeknüpft, durch deſſen Mitwirkung ich plötzlich auf türkiſchem Gebiet überfallen und gefangen abgeführt wurde. Dieſer neue Friedensbruch der Ruſſen führte den Krieg mit den Türken herbei, in welchem der Czar beinahe unterlegen wäre. Indeß war es nicht ſo leicht die Türken aus ihrer Apathie zu reißen, und es bedurfte der ganzen Geſchicklichkeit Poniatowski's dies ins Werk zu ſetzen, wobei er ſich kluger Weiſe der Gunſt der Sultanin Walide zu bedienen wußte. Nebenbei war aber immer von des Königs Rückkehr die Rede, die jedoch nur unter

einer Eskorte von 50,000 Mann möglich ſchien, welche man jetzt nicht dazu hergeben mochte. So verzog ſich die Abreiſe von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr, und ſchienen auch zuweilen alle Hinderniſſe beſeitigt, ſo fehlte es wieder an Geld um die in Bender contrahirten Schulden zu bezahlen, denn Karls Freigebigkeit kannte keine Grenzen. Das Weitere mag Euch Poniatowski ſelbſt erzählen, der als Hauptperſon von Allem was ſich nach meiner Gefangennehmung zugetragen hat beſſer unterrichtet iſt."

Gyllenkrook rief hierauf die Generale Poniatowski, Liewen und Hård herbei, machte mich mit dieſen Herren bekannt, und bat ſie meine Wißbegierde zu befriedigen. Poniatowski, einer der tapferſten Offiziere in Karls Armee, war anfangs dem Könige Stanislaus gefolgt, nach deſſen Rückkehr aber bei dem Schwedenkönige geblieben, für welchen er eine an Schwärmerei grenzende Zuneigung gefaßt hatte.[1] Kühn in Worten wie in Thaten, von den edelſten Eigenſchaften, mit allen Intriken des Serails vertraut und dabei von der einnehmendſten Perſönlichkeit, wurde er bald der unentbehrlichſte Freund und Rathgeber Karls, und hielt ſich mehr in Stambul als in Bender auf. Nachdem er den Krieg gegen die Ruſſen zu Stande gebracht hatte, folgte er dem Großvezier als militäriſcher Abgeordneter des Königs von Schweden, und erwarb ſich bald die Gunſt des Kiaja Osman Aga und des Tartarenfürſten, auf deren Meinung der Großvezier Gewicht legen mußte. Als Peter am Pruth eingeſchloſſen war und ſich durchzuſchlagen ſuchte, ſprach Poniatowski den türkiſchen Befehlshabern Muth zu und verhinderte den ſchon insgeheim beſchloſſenen Rückzug der Türken. Mit größerer Kühnheit ſuchte er den Abſchluß der Unterhandlungen zu hintertreiben, und ſagte dem Großvezier in ſeinem eigenen Zelte und in Gegenwart der vornehmſten Würdenträger die bitterſten Wahrheiten, ſuchte ſogar die Unterzeichnung des Vertrags mit Gewalt zu hindern. Nachdem das nicht gelungen war, ſetzte er den König ohne Verzug von dieſen Vorfällen in Kenntniß, und dieſer kam ſchon den andern Nachmittag, von mehreren Generalen und den Trabanten begleitet, im türkiſchen Lager an, gerade in dem Augenblicke als die Ruſſen

[1] Der älteſte Sohn dieſes Grafen Poniatowski wurde durch den Einfluß der Kaiſerin Katharina 1764 zum Könige von Polen erwählt, mußte aber 1795 dem Throne entſagen, den er in einer ſo ſtürmiſchen Zeit nicht zu behaupten vermochte; der bei Leipzig gebliebene Fürſt Joſeph Poniatowski war ein Neffe dieſes Königs.

Der Herausgeber.

ihren Abmarſch antreten wollten. Er trat ohne Umſtände in das Zelt des Großvezires und nahm auf dem Ruhebette neben der Fahne des Propheten Platz, worauf ſich zwiſchen Beiden folgendes Geſpräch entſpann.

Karl. „Du haſt hier eine ſchöne Armee verſammelt.“ Großvezier. „Die hat der Padiſchah mir verliehen.“ Karl. „Schade, daß ſie ſo mäßig gebraucht wird.“ Großvezier. „Sie iſt nicht mehr vonnöthen da der Friede geſchloſſen.“ Karl. „Wie Du haſt Frieden gemacht, dem Verſprechen des Sultans zuwider gehandelt und meine Angelegenheiten vernachläſſigt?“ Großvezier. „Es iſt genug geſchehen und die Pforte hat dadurch viel gewonnen.“ Karl. „Aber Du hätteſt tauſend Mal mehr gewinnen können, denn der Czar und ſeine ganze Armee waren in Deiner Gewalt.“ Großvezier. „Mahommeds Geſetz verbietet dem Feinde den Frieden abzuſchlagen ſobald er darum bittet. Wer hätte wohl des Czaren Reich regieren ſollen, wenn ich ihn gefangen nahm?“ Karl. „Das wäre nicht Deine Sache geweſen, und glaubſt Du wohl daß Deinem Kaiſer mit einem ſolchen Frieden viel genützt ſeyn wird?“ Großvezier. „Ich habe die Armee unter meinem Befehl und den Frieden in meiner Hand.“ Karl. „Noch iſt es Zeit das Verlorene wieder zu gewinnen, gieb mir nur die Freiheit zum Handeln; ich will mir ſchon ſelbſt Soldaten verſchaffen und mit dem Czar Abrechnung halten; es ſoll Dir nicht einen Mann koſten, und vor dem Sultan will ich Dich vertheidigen.“ Großvezier. „Es iſt zu ſpät, der Friede iſt unterzeichnet.“ — Damit endete die Unterredung, und Karl kehrte den folgenden Tag nach Bender zurück.

„Die Folgen dieſes Ereigniſſes, erzählte Poniatowski, wurden bald fühlbar; ich blieb auf des Königs Geheiß im türkiſchen Lager zurück, hielt mich aber meiſt bei dem Tartarenfürſten auf, der mit dem Ausgange höchſt unzufrieden war, und den Sultan ſelbſt davon in Kenntniß ſetzte. Er ſchrieb demſelben: „„Wir haben einige Tage mit dem Feinde zu thun „gehabt und hatten ihn in eine ſolche Lage verſetzt, daß uns kein Mann „entkommen konnte. Aber auf des Czars Begehren hat der Großvezier „ihm den Frieden bewilligt, Lebensmittel für Geld verabreicht, und eskor„tirt ihn nun nach Hauſe.““ — Aber auch der Großvezier ſandte ſeinen Bericht an den Sultan, den der beſtochene Kiaja ſelbſt überbrachte, und die Wichtigkeit dieſes Friedens mit den glänzendſten Farben ſchilderte. Um jedoch nicht Lügen geſtraft zu werden, befahl er dem Seraskier von Bender bei Verluſt des Kopfes zu verhindern, daß der König Beſchwerden

an den Sultan gelangen laſſe. Ferner wurde die Ehrenwache von Janitſcharen eingezogen, und das zum Unterhalte des Königs beſtimmte Geld (500 Piaſter täglich) nicht mehr ausgezahlt. Karl und der Tartarenfürſt fanden aber doch Mittel den Sultan eines Anderen zu belehren, und der Großvezier ſowohl als ſein Kiaja büßten ihr eigenmächtiges Verfahren mit dem Tode.

„In den Verhältniſſen König Karls trat jedoch eine weſentliche Aenderung deshalb nicht ein, er verlor vielmehr eine koſtbare Zeit in eitlen Hoffnungen, aber auch durch ſeinen Starrſinn, der durch ſo viele Widerwärtigkeiten nur geſteigert wurde. Da der Czar ſich wenig beeilte die Friedensbedingungen zu erfüllen, rüſtete der Sultan zu neuem Kriege; die Beſtechlichkeit der Veziere, denen die ruſſiſchen Dukaten reichlich zufloſſen, verzögerte indeß den Aufbruch des Heeres auf ungebührliche Weiſe. Nächſtdem war man mehr als je darauf bedacht den König zur Abreiſe zu bewegen, ohne gleichwohl die hohen Geldforderungen bewilligen zu wollen die derſelbe an die Pforte ſtellte. Die Folge davon war die bekannte Gewaltthätigkeit gegen die Perſon und die kleine Kriegerſchaar des Königs, der in ſeinem tollkühnen Uebermuthe ſich zur Wehr ſetzte, und den Angriffen von mehreren Tauſend Janitſcharen in ſeinem befeſtigten Wohnhauſe ſieben Stunden lang Trotz bot, zuletzt aber doch der Uebermacht unterliegen mußte. — Hatten die Türken ſchon vorher dem ſchwediſchen Könige die höchſte Verehrung bewieſen, ſo ſteigerte ſich nach dieſer Kalabalike ihre Zuneigung bis zum Enthuſiasmus, ſie betrachteten ihn, der in dem ganzen Kampfe nur drei leichte Wunden empfangen hatte, als ein überirdiſches Weſen, und die Janitſcharen gaben ihr Mißfallen über die dem Könige zugefügte Gewaltthätigkeit ſo laut zu erkennen, daß der Sultan ſich genöthigt ſahe die Rathgeber dazu abzuſetzen und in die Verbannung zu ſchicken. Er ſelbſt läugnete den Befehl zu ſolcher That ertheilt zu haben, ſo groß war die Furcht vor den Janitſcharen.

„Von Bender wurde der König nach Demitoka bei Adrianopel gebracht, doch ſtets mit königlichen Ehren behandelt. Der größte Beweis ſeines Starrſinns iſt vielleicht der, daß er hier drei und vierzig Wochen lang im Bette blieb, weil er nicht Luſt hatte mit dem Großvezier ſich in ein Geſpräch einzulaſſen, oder auch vermeiden wollte daß man ihn gegen ſeinen Willen zur Abreiſe nöthige. Er ſtellte ſich krank ohne es zu ſeyn, und verharrte in dieſer Regungsloſigkeit ohne es zu werden.“ — Ich

konnte meine Verwunderung nicht bergen, daß der König auch jetzt noch seine ernsten Anstalten zur Rückkehr getroffen habe, da er sich doch sagen mußte daß in seiner nun bald fünfjährigen Abwesenheit von der Armee und einer noch viel längeren Entfernung von seinem Reiche dort große Mißgriffe geschehen seyn mochten, die nur allein seine Gegenwart verbessern konnte, wenn es dazu überhaupt noch Zeit war. General Hård äußerte aber „daß der König damals jeder Vorstellung unzugänglich geblieben sey, und aus den von Zeit zu Zeit eingehenden Berichten des Reichsrathes geschlossen habe, daß die Angelegenheiten Schwedens keineswegs so übel stünden, obschon wir Alle entgegengesetzter Meinung waren, diese jedoch nicht auszusprechen wagten. Ohne die Ankunft unseres Freundes Liewen, der vom Reichsrathe nach Demitoka gesendet wurde dem Könige die Nothwendigkeit schleuniger Rückkehr dringend ans Herz zu legen, nebenbei auch sich zu überzeugen ob derselbe, wie das Gericht besagte, wirklich geisteskrank geworden, würden wir vielleicht noch einige Jahre in der Türkei geblieben seyn, denn der König war im hohen Grade verblendet, und in dieser Beziehung keineswegs im vollen Gebrauche seiner Vernunft. Lassen Sie sich nur vom General Liewen erzählen, welche Ueberredungskünste er anwenden mußte um nicht unverrichteter Sache wieder abzureisen."

General Liewen, ein Liefländer von Geburt und ausgezeichnet durch den vortrefflichsten Charakter, genoß nicht nur das unbedingteste Vertrauen des Königs, sondern stand auch in hohem Ansehen bei den vornehmsten Mitgliedern des Reichsrathes; er war ein Mann der seine Ueberzeugung ohne Hehl aussprach, und man konnte zu dieser Sendung keine bessere Wahl treffen. Auf meine Bitte begann er seine Erzählung wie folgt, und es ist dieselbe insofern merkwürdig, weil sie wichtige Aufschlüsse über Karls Charakter und Schwedens damalige Verhältnisse gibt.

„Der König, erzählte Liewen, empfing mich erst zwei Tage nach meiner Ankunft in Demitoka, was als Beweis dienen kann daß er über die inneren Verhältnisse Schwedens eben nicht in so großer Besorgniß seyn mochte, sonst würde er mir wohl kaum einige Stunden Ruhe gegönnt haben. Indeß wünschte er doch vor Allem zu wissen, wer von den Mitgliedern des Reichsrathes die Einberufung der Stände veranlaßt habe, die ihm bereits bekannt war. Ich konnte darüber keine Auskunft geben und äußerte die Vermuthung, daß die Prinzessin Ulrike (des Königs noch lebende einzige Schwester) darüber wohl schon berichtet haben müsse. Da

der König die ſtrengſte Wahrheit von mir forderte, ſagte ich unverhohlen daß die Angelegenheiten Schwedens einen Regenten verlangten, der nicht bei den Türken leben dürfe, während der Feind eine Provinz nach der anderen nehme und ſelbſt nach der ſchwediſchen Krone ſtrebe. Dieſe Antwort führte ſogleich einen lebhaften Wortwechſel herbei, den ich treu im Gedächtniß bewahrt habe.

Der König. „Sobald ich mit Sicherheit reiſen kann, werde ich nach Schweden zurückkehren.“

Ich. „Dieſes Bald darf nicht zu lange verſchoben werden, denn Euer Majeſtät kennen den Stand der Dinge nicht recht. Einige glauben Euer Majeſtät ſind gar nicht mehr am Leben, und das erzeugt wunderliche Gedanken; Andere meinen man täuſche ſie, wenn man ihnen verſichert daß Euer Majeſtät nicht durchkommen könnten, denn ſie wiſſen daß ihr König keine Gefahr ſcheut.“

Der König. „Der, welcher am meiſten im Rathe zu ſagen hat (er ſchien den Grafen Arwed Horn abſichtlich nicht nennen zu wollen) muß doch die Prinzeſſin überredet haben in den Senat zu treten, damit man ſich hinter ihr bergen und ſo Veranlaſſung zur Einberufung der Stände geben konnte.“

Ich. „Im Senate wollen Alle gleich ſeyn und Jeder hält ſeine Meinung für die beſte. Die meiſten Sachen von Wichtigkeit bleiben aber liegen und müſſen auf Euer Majeſtät Reſolution warten; kommt die Antwort endlich, dann ſind die Konjunkturen anders geworden. Bei dieſem Allen gewinnt der Feind und wir ziehen den Kürzeren, und am Ende geht das Reich darüber zu Grunde. Ob einer von den königlichen Räthen die Prinzeſſin überredet hat Theil an den Verſammlungen zu nehmen, oder ob ſie alle dazu beigetragen haben, weiß ich nicht. Gegen mich äußerte die Prinzeſſin, ſie träte in den Rath um Einigkeit unter den Herren zu halten, und dieſen Schritt hat ſie ja nur mit Genehmigung des Senats thun können.“

Der König. „Die Stände können ohne meinen Willen zu nichts autoriſiren.“

Ich. „Der Meinung bin ich auch. Aber Euer Majeſtät ſind zu weit entfernt, der Krieg drückt das Volk, und der Druck wird um ſo härter empfunden, da der geliebte König außer Landes iſt und bleibt. Man iſt daher in Verzweiflung, und wenn viele Verzweifelte zuſammen kommen, taugen ihre Beſchlüſſe ſelten etwas.“

Der König ward hierüber nachdenklich und beſchied mich den andern Morgen 4 Uhr wieder zu ſich, befahl mir jedoch gegen Niemand zu äußern wovon die Rede geweſen ſey. Als ich mich Tags darauf wieder einfand, war die erſte Frage nach dem Zuſtande der Armee. „Die ſieht nicht mehr ſo aus als wir aus Sachſen marſchirten," gab ich zur Antwort, „wenn aber Euer Majeſtät nur zurückkehren finden Sie das nämliche Volk und die nämlichen Herzen, wenn auch der Soldat nicht mehr ſo gut gekleidet und bewaffnet iſt. Seit Euer Majeſtät in der Türkei ſind ſtehen die Sachen recht ſchlimm. Feldmarſchall Dücker iſt in Stralſund, wo er nicht entbehrt werden kann; Steenbock hat zwar dem Lande wichtige Dienſte geleiſtet, iſt aber in Tönning zur Kapitulation gezwungen worden und ſitzt in Gefangenſchaft. Die Befehle des Senats ſind nicht beſtimmt genug weil Niemand die Verantwortlichkeit übernehmen mag. Das halbe Reich iſt in Feindes Händen, und geht auch Pommern verloren dann können Euer Majeſtät nicht mehr in Ihr Land. Die Schweden wollen weder ruſſiſche noch däniſche Unterthanen werden, ſie ſagen: hätten wir nur einen tüchtigen Anführer wir wollten uns ſchon wieder aufhelfen. Solche Gedanken und dazu die Noth der Verzweiflung können leicht Folgen haben, die Euer Majeſtät beſſer errathen werden als ich ſagen kann." — Der König fragte ſehr lebhaft was ich damit ſagen wolle?

„Ich meine, wenn man im Lande von Hunger, Theuerung und Peſt geplagt, und von allen Seiten vom Feinde angefallen wird, ſo kann die Gefahr groß werden, beſonders wenn alle Hoffnung Euer Majeſtät wieder im Lande zu ſehen fehlſchlagen ſollte, und man ein interimiſtiſches Oberhaupt ernennen müßte. Die Geſchichte Schwedens zeigt uns viele Staatsumwälzungen, und Gott mag wiſſen was aus einer ſolchen Ernennung entſtehen könnte. Euer Majeſtät müſſen meine Worte nicht ungnädig aufnehmen; ich falle Ihnen zu Füßen und bitte Euer Majeſtät um Gottes Willen, kehren Sie doch wieder zu Ihren Unterthanen zurück, und übergeben Sie doch nicht das ganze Reich den Feinden."

Der König ſchien ſehr bewegt zu ſeyn und ging raſchen Schritts auf und ab, ohne ein Wort zu ſprechen. Ich aber glaubte dieſen Moment benutzen zu müſſen und ſagte nach einer kurzen Pauſe: „Ich ſehe, daß meine Nachrichten Euer Majeſtät erzürnt haben, aber Sie befahlen mir Ihnen den Zuſtand des Landes zu ſchildern und ich mußte gehorchen. Euer Majeſtät haben Unterthanen die mit Freuden Leben und Eigenthum

für ihren König hingeben; Tag und Nacht ſprechen ſie von Euer Majeſtät und ſie wünſchen ſich von Gott nichts mehr, als daß ſie ihren König nur wieder im Reiche ſehen mögen. So gute Unterthanen findet man in der ganzen Welt nicht, und wie können es Euer Majeſtät nur übers Herz bringen, dieß brave Volk ſo ganz eine Beute der Ruſſen und Dänen werden zu laſſen!"

Der König. „Ich zürne Euch nicht, mein lieber Liewen, und will auch meine Schweden nicht dem Feinde überliefern, ich will ſie ſchützen und vertheidigen."

Ich. „Das geht aber nur in Schweden, denn was wollen Euer Majeſtät durch Befehle aus Demitoka bewirken?"

Der König. „Ihr wißt, daß die Prinzeſſin mit dem Erbprinzen von Heſſen verſprochen iſt. Dieſer Prinz iſt ein berühmter Feldherr und ſoll ſich gleich nach Schweden begeben. Ihn will ich zum Generaliſſimus ernennen und den Oberbefehl der Armee ihm mit der vollkommenen Gewalt übertragen, nach eignem Gutdünken zu verfahren bis ich ſelbſt zurückkomme, denn noch können wir nicht ſicher reiſen."

Ich. „Darüber darf ich meine Meinung nicht äußern."

Der König. „Ich befehle es Euch, Liewen, und Ihr ſeyd mir dieß um ſo mehr ſchuldig da ich im Vertrauen zu Euch ſpreche."

Ich. „Die Prinzeſſin an einen mächtigen deutſchen Fürſten geben, der zugleich ein großer General iſt; dieſem Herrn die Armee überliefern, während Euer Majeſtät noch ferner hier bei den Türken bleiben — dazu kann ich nicht rathen, denn ich ſehe ſehr gefährliche Dinge daraus entſtehen. Für die Prinzeſſin iſt das eine ſehr anſtändige Partie; Euer Majeſtät können auch vielen Nutzen von dem Prinzen haben; aber es möchte leicht gefährlich werden, wenn er zu große Gewalt bekäme bevor Sie wieder in Ihrem Reiche ſind. Euer Majeſtät thäten ja dann auch ſelbſt was Sie den Ständen nicht erlauben wollen. Das wäre wohl noch beſſer zu überlegen."

Der König. „Ihr möget nicht ganz Unrecht haben, ich will die Sache überlegen. Laßt Euch nichts davon merken. General Rauck wird morgen abreiſen; ſagt ihm, daß Ihr Befehl hättet in einigen Tagen ihm zu folgen."

Ich. „Das werde ich thun. Aber, gnädigſter Herr, ich reiſe nicht nach Schweden zurück, ohne daß Euer Majeſtät der Prinzeſſin ſchreiben wann Sie ſelbſt kommen werden."

Der König. „Das kann ich noch nicht, Liewen, die Jahreszeit iſt auch nicht darnach (es war ein ſehr regnigter Herbſt). Ich erwarte Nachrichten vom Oberſten Grothuſen; gebt Euch nur zufrieden und habt Geduld.“

„In der nächſten Unterredung, die der König mit mir hielt, hatte ich die Genugthuung wahrzunehmen, daß meine Beſorgniſſe wegen Abtretung des Oberbefehls an den Erbprinzen von Heſſen Anklang gefunden, denn der König äußerte daß der Prinz für jetzt nicht nach Schweden gehen dürfe. Dagegen wollte er mir, einem Reitergeneral, den Oberbefehl über die ſchwediſche Flotte ertheilen, was ich nach langen Gegenvorſtellungen nur dadurch von mir ablehnte, daß ich geradezu erklärte, ich verſtehe nicht nach Befehlen zu handeln die drei Monate alt ſind bevor ſie in meine Hände gelangen. Gleichwohl kam der König ein anderes Mal wieder auf dieſen Gegenſtand zurück und drang ſo ſehr in mich, daß ich mich endlich bereitwillig finden ließ, bis zu ſeiner Ankunft die Ausrüſtung der Flotte zu überwachen. — Die ferneren Unterredungen waren ganz in demſelben Geiſte, nur daß ich dem Könige noch dringender an das Herz legte ſchleunig zurückzukehren, wenn nicht Alles verloren gehen ſollte. Die innere Aufregung, in welche mich das oft ganz fruchtloſe Bemühen ſeinen Sinn zu ändern verſetzte, zog mir eine ſchwere Krankheit zu, doch hatte ich nach meiner Geneſung die Freude zu ſehen daß des Königs Abreiſe nun feſt beſchloſſen war. Meine eigene Abfertigung erfolgte den 3. September 1714; der König reiste den 1. October vom Schloſſe Demürtaſch ab, trennte ſich aber den 23. bei Piteſcht von ſeinem Gefolge, um in Begleitung des Oberſten von Roſen und des Hauptmanns von Düring den tollkühnen Ritt über Ofen, Wien, Regensburg, Hanau, Kaſſel, Guſtrow und Triebſee nach Stralſund anzutreten, eine Wegſtrecke von 286 Meilen, die in vierzehn Tagen zurückgelegt wurde. Roſen unterlag dieſer ungeheuren Anſtrengung ſehr bald und mußte langſamer nachfolgen; auch Düring kam mehr todt als lebendig an, und da Karl ſich unterwegs nicht von ihm trennen wollte, war er zuweilen genöthigt einen Wagen zu nehmen.“ — So weit ging Liewens Erzählung.

Man muß geſtehen, daß der Reichsrath keinen beſſeren Mann zum Könige ſenden konnte als den treuherzigen und furchtloſen Liewen, und es geht aus deſſen Geſpräch nur zu deutlich hervor daß Karl anderen Vorſtellungen, die mehr an die Vernunft als an das Herz gerichtet

waren, schwerlich Gehör geschenkt haben würde. Seine Unterthanen, die Alles geopfert hatten und dennoch nicht murrten, nicht länger den Streichen der Feinde bloß zu stellen, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß kein Anderer sie schützen konnte — das erst bestimmte den König zur Abreise, und es scheint daß Liewens Stachelworte ihn zu jener stürmischen Eile antrieben, die in der Geschichte ohne Beispiel ist und an das Fabelhafte grenzt. Wir unterhielten uns noch länger über die seltsamen Eigenschaften dieses Heldenkönigs, der unseren Psychologen immer ein Räthsel bleiben wird, und tauschten hauptsächlich unsere Ansichten aus, über den Grund und die Folgen seiner hartnäckigen Bekämpfung des Czaren. Das Ergebniß unserer Rückblicke will ich Dir in gedrängter Kürze mittheilen.

Das schwedische Reich erstreckte sich zu Anfang des nordischen Krieges (1700—1718) bekanntlich über Finnland, Esthland, Liefland, Kurland, Pommern, die Herzogthümer Bremen und Verden. Die geographische Lage dieser Länder, nicht minder auch die während des dreißigjährigen Krieges in Deutschland angeknüpften vielfachen Verbindungen, erweckten in Karl XII. eine starke Hinneigung zu Deutschland, weshalb an seinem Hoflager nur deutsch oder schwedisch gesprochen werden durfte. Zugleich drängte sich ihm aber auch die Besorgniß auf, daß der unternehmende Czar Peter ein gefährlicher Nachbar werden möchte. Dadurch wurde der auswärtigen Politik Schwedens eine bestimmte Richtung gegeben. Die damaligen Beherrscher Dänemarks, Preußens, Sachsens und Polens vergeudeten die Kräfte ihrer Völker in lächerlichem Gepränge, und ergaben sich selbst allen Schwachheiten und Lasterhaftigkeiten eines üppigen Hoflebens. Der deutsche Kaiser verfolgte nur seine dynastischen Interessen. Von diesen Monarchen insgesammt war also in dem Kampfe gegen Rußland keine Unterstützung zu erwarten. Deshalb wurde Augusts Absetzung als König von Polen so eifrig von Schweden betrieben, um mit dessen Nachfolger ein mehr versprechendes Bündniß schließen zu können. Der unruhige Parteigeist des polnischen Adels duldete aber überhaupt nur — Schattenkönige, und Karl blieb daher auf die eigenen Kräfte beschränkt.

Die Kriegsmacht des Czaren war allerdings beträchtlicher als die schwedische, aber im Ganzen und Einzelnen noch so ungelenk, daß Karl auf dem Schlachtfelde auch eine dreifache Ueberlegenheit des Gegners eben nicht zu scheuen brauchte. Peter mag dies selbst gefühlt haben, daher

ſuchte er durch Vernichtung der Unterhaltsmittel und Wegführung der Bewohner des jedesmaligen Kriegsſchauplatzes dem Vordringen des Königs andere Hinderniſſe in den Weg zu legen. Dieſes harte Verfahren ſeines Gegners hatte Karl nicht in die Berechnung ziehen können, es durchkreuzte aber ſeinen Feldzugsplan und verurſachte ihm ſehr empfindliche Verluſte. Die Mehrzahl unter uns vereinigte ſich in der Anſicht, daß hauptſächlich dieſes Verheerungsſyſtem den König veranlaßt habe ſich nach der Ukraine zu wenden.

Dieſes Abweichen von der Operationslinie nach Moskau konnte wichtige Wechſelfälle herbeiführen. Der Czar war ſehr eifrig darauf bedacht ſeine Herrſchaft bis an die untere Donau auszudehnen; er mußte ſich alſo der verſchiedenen Koſakenſtämme verſichern. Nichts ſtörte daher ſeine weitausſehenden Plane mehr als ein Abfall der letzteren. Aus dieſen Gründen ließ ſich erwarten daß Peter mit ſeiner Hauptmacht dem Könige in die Ukraine folgen werde, wodurch dem letzteren Gelegenheit geboten wurde ihn in einer Hauptſchlacht zu überwinden. Gelang es inzwiſchen dem General Lybecker, Petersburg und die dortigen maritimen Anlagen zu zerſtören, dann war für Schweden viel gewonnen.

Bis zur Schlacht bei Pultawa hatte alſo der Krieg einen ziemlich planmäßigen Verlauf. Nach der dortigen Niederlage der Schweden trat aber die entſchieden nachtheilige Wendung für ſie ein. Die Grafen Piper, Rehnſköld und Löwenhaupt geriethen mit vielen Offizieren und 18,000 Mann in Gefangenſchaft (ſpäter auch General Gyllenkrook bei einem Streifzuge von Bender aus). An eine Auswechſelung der Offiziere und Soldaten konnte nicht gedacht werden. Die Mehrzahl blieb 13 Jahre lang in Rußland und ſuchte ſich den Lebensunterhalt durch allerhand nützliche Dienſtleiſtungen zu ſichern. Wie früher die kurſächſiſchen, ſo wurden jetzt die ſchwediſchen Offiziere und Unteroffiziere die hauptſächlichſten Inſtruktoren des ruſſiſchen Heeres.

Aber Karls Flucht nach Bender hatte noch viel nachtheiligere Folgen. Auguſt II., der mit beſchworenen Verträgen ebenſo leichtfertig verfuhr als mit anderen Verſprechen, und aus dieſer gewiſſenloſen Doppelzüngigkeit nicht nur kein Hehl machte, ſondern ſich ihrer ſogar rühmte und darin die Freiheiten der Politik erkannte — ſtrebte jetzt von Neuem nach der polniſchen Königskrone. Im Stillen garantirte er dafür dem Czaren die Oſtſeeprovinzen und beanſpruchte davon nur Liefland. Peter ging

bereitwillig auf den Handel ein, dachte aber nicht entfernt daran Livland an Polen abzutreten, im Gegentheil bot er dieſes Fürſtenthum dem deutſchen Kaiſer als Reichslehen an, um auf dieſe Weiſe in den Reichsverband zu gelangen, was glücklicher Weiſe verhütet wurde.[1] Die Coalition gegen Schweden trat aufs Neue unter die Waffen. Hätte Karl ſchnell in ſein Land zurückkehren können, er würde die Feinde bald zu Paaren getrieben haben, denn wie groß das Vertrauen und die Opferfreudigkeit ſeiner Schweden war, davon haben ſie im Jahre 1718 einen rührenden Beweis gegeben.

Indeß wagte Keiner unter uns über des Königs längeres Verbleiben in Bender einen unbedingten Tadel auszuſprechen. Karl war unabläſſig bemüht den Sultan zum Kriege gegen den Czar anzuregen, und es iſt ihm dies auch gelungen. Das Heer, welches der Czar im Sommer 1711 in die Wallachei führte, war der Kern ſeiner Kriegsmacht. Gelang es ſeiner Gemahlin nicht die Heerführer des Sultans zu beſtechen, ſo gerieth Peter mit allen ſeinen Truppen in Gefangenſchaft, und Karl hätte dann an der Spitze des ſiegreichen türkiſchen Heeres, welchem ſich ohne Zweifel alle Koſakenſtämme angeſchloſſen haben würden, in Moskau einziehen können. Zwar hätte ein ſolcher Umſchwung der Dinge nicht die ruſſiſche Politik geändert, und Peter hat ſogar auf einen ſo außerordentlichen Fall Bedacht genommen, bevor er dieſen verhängnißvollen Kriegszug antrat. Aber ein ſolcher Schlag würde natürlich nicht ohne große Nachwehen geblieben ſeyn. Das ſcheinen diejenigen Geſchichtſchreiber oder Kritiker, welche für den Grundton großer Charaktere kein Verſtändniß haben, gänzlich zu überſehen. Wir können freilich nicht mit Gewißheit ſagen, welche Vortheile der ſchwediſche König aus einem ſolchen Siege der Türken gezogen haben würde. Die vorliegenden Thatſachen rechtfertigen aber die Vorausſetzung, daß Karl die Tragweite ſeiner Beſtrebungen in Bender nicht überſchätzt habe. Er ſpielte ein hohes Spiel und war nahe daran es zu gewinnen.

Als Karl endlich nach Schweden zurückkehrte — er traf den 22. November 1714 um Mitternacht in Stralſund ein — war er vor Allem bemüht das geſunkene Vertrauen der Seinigen wieder zu beleben und die nächſten Gegner abzuwehren. Das erſte gelang ihm ohne Mühe, in Bezug auf das letztere beging er vielleicht einen Fehler daß er zu viel Werth auf den Einfall in Norwegen legte. Aber ſeine außerordentliche Thätigkeit in

[1] Vergl. Schloſſer, 1. Band, S. 175 und 180.

den letzten vier Feldzügen erregt nothwendig unſere Bewunderung. Karl vervielfältigte ſeine Perſon durch eine faſt beiſpielloſe Ausdauer im Reiten, und legte eines Tages 31 Meilen in 22 Stunden zurück. Ebenſo theilte er, wie in früheren Jahren, alle Beſchwerden und Entbehrungen mit ſeinen Truppen. Einem ſolchen Heldengeiſte gelingt Vieles was Anderen unmöglich dünkt. Es darf daher nicht befremden wenn Schweden, nachdem es in dieſem langen Kriege beinahe eine Million Menſchen und die Hälfte ſeiner Länder verloren hatte, im Jahre 1717 noch ein Heer von 70,000 Mann aufzuſtellen vermochte, ſo gut bekleidet und ausgerüſtet, ſo ſtreitbar und voller Siegeszuverſicht, daß es die Bewunderung ſeiner Gegner erregte. Wer nach ſolchen Vorgängen noch eine ſo große Macht über ein ſchwergeprüftes Volk ausübt, der muß wahrhaft große Eigenſchaften beſitzen. Das ſchwediſche Volk dachte hochherziger als die, welche dem Könige näher ſtanden, und es unterliegt kaum einem Zweifel daß die Kugel, welche bei der Belagerung von Friedrichshall dieſem Heldenleben ein Ziel ſetzte, nicht vom Feinde kam.

Ich mag nicht noch einmal darauf zurückkommen, welche nachtheilige Folgen dieſer nordiſche Krieg für Deutſchland gehabt hat, und wie ganz anders die Verhältniſſe ſich geſtaltet haben würden, wenn die Beſtrebungen Karls XII. von Auguſt II. erkannt und unterſtützt worden wären. Doch glaube ich Dich aufmerkſam machen zu ſollen, daß ein Schutz- und Trutzbündniß zwiſchen Schweden und Deutſchland — welchem Dänemark ſelbſtverſtändlich beitreten müßte — ein immer tiefer gefühltes Bedürfniß für die Betheiligten wird.

Fünfundzwanzigſter Brief.

Olymp, den 25. December 1839.

Endlich hat die von mir ſo ſehnlich gewünſchte Zuſammenkunft Napoleons mit Karl XII. ſtattgefunden. Den Anlaß dazu gab eine verunglückte Parallele und voreilige Kritik ihrer beiderſeitigen Einfälle in Rußland. Der Kaiſer hatte ſich zu dieſer Beſprechung anmelden laſſen; er wurde vom Vizekönig von Italien, vom König von Neapel, von Berthier, Caulaincourt, Ney und anderen Marſchällen begleitet. König Karl

war von den berühmteſten ſeiner damaligen Generale umgeben. Fremde Generale gab es außer Scharnhorſt und mir keinen dabei.

Nachdem zwiſchen den Monarchen die üblichen Höflichkeitsformen abgethan waren, richtete Karl ohne weitere Umſchweife folgende Worte an Napoleon.

Karl XII. „Mein kaiſerlicher Bruder hat ſich verletzt geglaubt, daß einige Geſchichtſchreiber ſeinen Feldzug in Rußland dem meinigen verglichen und ſein Verfahren eben ſo ſehr getadelt haben; er hat dabei Anlaß genommen ſelbſt eine Art Vergleich anzuſtellen, der mir nicht ſonderlich zur Ehre gereicht, und obſchon ich nicht leugnen mag daß mich mancher gerechte Vorwurf trifft, kann ich doch eben ſo wenig zugeben ohne Plan und Zweck in Rußland eingedrungen zu ſeyn, oder weniger Ausſicht auf Erfolg gehabt zu haben. Mich dünkt vielmehr daß unſere beiderſeitigen Abſichten, Vorausſetzungen und Schickſale in der Hauptſache ſehr ähnlich, und daß nur die materiellen Kräfte und Verhältniſſe verſchieden geweſen ſind. Deshalb bin ich begierig zu vernehmen, wie mein kaiſerlicher Bruder jetzt über die Sache denkt, und lade ihn hierdurch ein ſich darüber auszuſprechen.

„Ich bin aufs Höchſte geſpannt, was mein Bruder darüber ſagen wird, da ſein politiſcher und militäriſcher Scharfblick den meinigen hoch überragt, und wir Beide jetzt nicht mehr in der Lage uns befinden anders ſprechen zu müſſen als wir denken und fühlen. Das Buch der Geſchichte liegt offen vor Jedermann der darin leſen will. Streichen wir ſelbſt die Irrthümer darin aus, welche eigene Verblendung, Liebedienerei, Parteiſucht und andere kleinliche Motive hineingetragen haben, und ſetzen wir dafür Wahrheiten hinein; nur auf ſolche Weiſe vermögen wir jetzt der Welt noch zu nützen.“

Napoleon. „Mit Vergnügen nehme ich die Aufforderung meines königlichen Bruders an, und glaube daß wir uns ohne Schwierigkeit verſtändigen werden. In der Hauptſache hatten wir bei dieſem für uns ſo verhängnißvollen Kriege wohl einerlei Abſichten. Es kam darauf an unſere eigene Macht zu befeſtigen, wir durften alſo nicht dulden daß Rußland weiter um ſich greife, oder ſich mit unſeren Feinden zu unſerem Unheile verbinde. Euere Lage war allerdings gefährlicher als die meine. Ihr mußtet den Czar zu überwinden trachten, oder mit ihm gemeinſchaftliche Sache gegen Polen und Deutſchland machen, was zwar Euch ſelbſt

keine Gefahr, aber auch keine Ehre gebracht, und die politiſche Exiſtenz Eures Nachfolgers ſehr in Frage geſtellt haben würde. Ein Monarch hat aber ſtets die Verpflichtung für die Zukunft ſeines Landes zu ſorgen; er ſoll wo möglich ſeinen Nachfolgern einen geſicherten Beſitzſtand als Erbtheil hinterlaſſen, nicht aber die Ausſicht auf neue unabſehbare Kriege mit den Nachbarn. Hauptſachen muß man nicht zu vertagen, ſondern zu erledigen ſuchen. — Meine eigene Macht ſchien 1811 hinreichend begründet und befeſtigt, ein Kampf mit Rußland alſo weniger durch die Umſtände geboten. Aber ſo urtheilen nur Leute welche nicht in die Zukunft zu blicken gewohnt ſind. In Frankreich ſaß ich allerdings ſicher auf dem Throne. Meine nächſten Nachbarn waren nicht in der Verfaſſung mir gegründete Beſorgniſſe einzuflößen. Wer bürgte mir aber, daß Rußland und England nicht ein enges Bündniß gegen mich ſchließen, Preußen befreien und Schweden gegen mich aufhetzen würden? Kaiſer Alexander war 10 Jahre jünger als ich, konnte mich alſo überleben. Was ich gegen ihn unternehmen zu müſſen glaubte, das mußte bald geſchehen. Doch wollte ich nicht Rußlands Macht zertrümmern, dies würde in jener Zeit nicht mehr möglich geweſen ſeyn. Aber Rußlands Einfluß wollte ich ſchwächen, den raſchen Fortgang ſeiner Kraftentwickelung unterbrechen. Das war meine Abſicht und es ſtanden mir reichhaltige Mittel zu Gebote ſie durchzuführen. Die unter meinem Scepter ſtehenden Länder hatten eine Bevölkerung von mehr als 50 Millionen Seelen. Dies gab ſchon bei einem Prozent eine Streitmacht von 500,000 Mann. Außerdem konnte ich über die Rheinbundstruppen (etwa 90,000 Mann) jedenfalls auch über den größten Theil der polniſchen Streitkräfte verfügen. Dies gab mir eine ſehr erhebliche Ueberlegenheit, da Alexander noch mit den Türken im Kriege war und mir höchſtens 300,000 Mann entgegenſtellen konnte. Noch niemals hat ein Feldherr an der Spitze einer ſo zahlreichen, gut organiſirten und kriegsgeübten Armee geſtanden, als die war mit welcher ich 1812 nach Rußland marſchirte. Der Erfolg ſchien mir daher unzweifelhaft, obſchon ich mir das Gewagte der ganzen Unternehmung nicht verhehlte. Ihr, Herr Bruder, hattet bei geringeren Hilfsmitteln ein größeres Ziel vor Augen. Euer Gegner war 10 Jahre älter als Ihr, ſeine Kriegsmacht noch unbedeutend, ſeine Herrſchaft im Innern noch nicht feſt begründet; die Hoffnung auf glücklichen Erfolg kann alſo eben ſo wenig chimäriſch genannt werden.

und erhöhte auch den Muth der Engländer. — Abgesehen von diesen Verhältnissen, schien es mir von Wichtigkeit mit Beginn dieses unvermeidlichen Krieges nicht länger zu zögern, und wenn dieses Jahrhundert abgelaufen seyn wird, dürfte über dessen europäische Wichtigkeit im umgekehrten Sinne Niemand mehr einen Zweifel haben, man wird trauern daß ich unterlag."

Karl. „Was diese Anerkennung der Nachwelt betrifft, mein Bruder, so macht Euch keine sanguinischen Hoffnungen; es wird Euch damit nicht besser ergehen als mir, denn wir Beide mußten ja bekanntlich unseren Feinden das Feld räumen, und wer dazu vom Schicksal verdammt ist behält in den Augen der Welt stets Unrecht. Ueberdies sind die Mächtigen der Erde uns Beiden niemals recht gewogen gewesen, weil wir sie zu unsanft aus ihrer behaglichen Ruhe rissen. Wenn auch vielleicht einmal ein Geschichtschreiber auftritt der die Kriege, welche wir angeblich nur aus Ehrgeiz oder Langweile geführt haben, unter einen anderen Gesichtspunkt bringt und ihre Nützlichkeit für das große Ganze zu erweisen trachtet, so dürft Ihr deshalb nicht glauben, daß die öffentliche Meinung dadurch sich zu unserem Vortheil ändern werde. Doch kehren wir zur Hauptfrage zurück. Es scheint mir daß Euer Kriegszug gegen Rußland, ungeachtet der großen Ueberlegenheit Eures Heeres nach Zahl und Güte, nicht sorgfältig genug vorbereitet war. Sollte Rußland in eine bescheidenere Machtstellung zurückgedrängt, und außer Stand gesetzt werden in Verbindung mit England künftig Euch Gefahren zu bereiten, so war dies nur unter Mitwirkung Schwedens möglich, durch welches Preußen leicht im Schach gehalten werden konnte, wenn es ihm einfallen sollte in Eurem Rücken feindliche Absichten kund zu geben. Die Mitwirkung der Türken konntet Ihr eher noch entbehren, denn ihre Macht war bedeutend geringer als zu meiner Zeit, doch mußte der Abschluß des Friedens mit der Pforte jedenfalls verhindert werden. Ihr hattet aber nicht einmal einen Gesandten in Konstantinopel. Ebenso sehr habt Ihr die diplomatischen Verhältnisse mit Schweden vernachlässigt, und den Kronprinzen, Eueren ehemaligen Marschall und italienischen Lehnsfürsten, sogar mit Geringschätzung behandelt. Das war nicht weise, Herr Bruder. Es konnte Eueren diplomatischen Spürnasen doch nicht entgangen seyn, daß Schweden von England und Rußland gleichmäßig bearbeitet wurde, gemeinschaftliche Sache gegen Euch zu machen, und daß man ihm dafür den Besitz von Norwegen garantirt

hatte, bei deſſen Eroberung ruſſiſche Truppen mitwirken ſollten. Zwar wurde die thätige Theilnahme Schwedens an dem Kampfe gegen Euch durch den Kronprinzen vereitelt, der an ſeinem früheren Gebieter nicht untreu handeln wollte; aber dieſe geheimen Unterhandlungen hatten doch den Erfolg, daß Rußland für ſeine rechte Flanke alle Beſorgniſſe verlor, und die an Finnlands Grenze aufgeſtellten Truppen gegen Euch verwenden konnte. Da durch den Friedensſchluß mit der Pforte auch die an der türkiſchen Grenze ſtehende Armee verfügbar wurde, erhielt die ruſſiſche Kriegsmacht einen Zuwachs, der Euch um ſo verderblicher werden mußte, als er gerade zu der Zeit in Thätigkeit trat, in welcher Euere Streitmacht bereits ſehr zuſammengeſchmolzen war. Uebrigens habt Ihr auch nichts gethan um das Königreich Polen wieder herzuſtellen, was gleichwohl unerläßlich war wenn dem beſiegten Rußland feſtere Schranken entgegengeſtellt werden ſollten."

Napoleon. „Mein Freund, Ihr ſeht in dieſen Verhältniſſen nicht ganz klar, und würdiget den Einfluß zu wenig den der anhaltende Kriegsruhm verleiht. Euch ſelbſt hat dieſer Zauber eine Macht verliehen, die Euch allein befähigte mit ſo geringen Hilfsmitteln ein ſo großes Werk zu unternehmen, wie die Ueberwindung des Czaren; und ich, der ich wie Ihr damals für den glücklichſten Kriegsfürſten in Europa galt, hatte ſchon vor meiner Thronbeſteigung zehn Jahre hindurch die Welt mit meinem Kriegsruhme erfüllt; man hielt mich überall für unwiderſtehlich. — Auf meine Verbündeten durfte ich mit vieler Sicherheit zählen. Die kleineren Fürſten hatte ich in mein Intereſſe verflochten, ihre Contingente dienten mir gleichſam als Geiſeln. Oeſterreichs Kaiſer war mein Schwiegervater geworden, und konnte durch Rußlands Demüthigung nur gewinnen. Der König von Preußen hätte zwar gern den Spieß umgekehrt, aber er beſaß viel zu wenig Kühnheit um einen ſolchen Schritt zu thun, ſo lange ich noch Macht genug hatte ihn dafür zu züchtigen. Allerdings gab es unter ſeinen Miniſtern und Generalen Einige, die zu einer ſolchen Schilderhebung riethen; aber die Zahl derer, welche für ein engeres Anſchließen an Frankreich ſtimmten, war ungleich größer. Ein kindiſch gewordener Feldmarſchall; ein altes Weib von zweideutigem Rufe; ein durch ſeine Stupidität ſich bemerkbar machender General; ein Hofpfaffe[1] und Andere ſchilderten dem

[1] Vergleiche „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege" (2. Abth. S. 260).
Der Herausgeber.

Könige die Größe der Gefahren, welchen ſein Volk durch einen Abfall von mir ausgeſetzt ſeyn würde, mit den düſterſten Farben. Dieſe Vorſtellungen wirkten, und meine immer drohende Nähe that das Uebrige. War doch Friedrich Wilhelm ſelbſt nach meinen Unfällen in Rußland und nach Yorks eigenmächtigem Uebertritte zu den Feinden immer noch ſchwer zu einem entſcheidenden Entſchluſſe zu bringen. Ohne die geheime Quadrupel-Alliance zwiſchen dem Miniſter Stein, den Generalen Scharnhorſt, Gneiſenau und Blücher, die einander faſt unbewußt auf merkwürdige Weiſe in die Hände arbeiteten, würde auch im Jahre 1813 der Abfall Preußens keine erheblichen Folgen gehabt haben. Von dieſer Seite hatte ich alſo bei Ausbruch des Krieges mit Rußland nichts zu befürchten, und die Mitführung eines preußiſchen Contingents von 20,000 Mann erhöhte meine Sicherheit. Mit den Oeſterreichern ſtand es minder gut, denn mein Schwiegervater hatte zu wenig Einfluß auf die Politik ſeines Staates, die immer einen Anſtrich von Feindſeligkeit gegen Frankreich behielt, und ſich hinſichtlich der erzwungenen Theilnahme an dieſem Kriege durch eine Lauheit manifeſtirte, welche mir in vieler Beziehung ſchadete. Aber entſchieden feindliche Schritte waren auch von dort nicht zu befürchten, denn es fehlte den Leuten an Energie. Daß ich die Verhältniſſe zu Schweden vernachläſſigte, muß ich als einen großen Fehler bezeichnen. Allein ich hatte gehofft daß man in Schweden meinen Angriff gegen Rußland mit Freuden begrüßen, und dieſe Gelegenheit benutzen werde Finnland wieder zu erobern. Daß aber die Pforte ſo albern ſeyn werde mit Rußland Frieden zu ſchließen, als ich im Begriff ſtand dieſes Reich mit Krieg zu bedrohen, hatte ich nicht für möglich gehalten. Das Nichteintreffen mancher meiner politiſchen Vorausſetzungen durchkreuzte allerdings meinen Kriegsplan.

„Doch kommen wir auf Polen zurück. Ohne die Wiederherſtellung Polens blieb in meinem politiſchen Syſteme gegen Rußland immer eine Lücke, die mir über lang oder kurz mancherlei Verlegenheiten bereiten konnte. Wie ſollte ich aber dieſe Wiederherſtellung bewirken, ohne Oeſterreich und Preußen durch die Abtretung von Ländertheilen zu kränken und gegen mich aufzureizen? Der neue König von Polen mußte übrigens ein Mann von außerordentlichen Fähigkeiten ſeyn, um eine Garantie für die Zukunft geben zu können. Ich zweifle zwar nicht daß mein treuer Poniatowski dieſe Eigenſchaften entwickelt haben würde; jedes Blatt der polniſchen Geſchichte belehrte mich aber, daß der Faktionsgeiſt der Polen unter

einem Regenten aus ihrer Mitte immer am ſtärkſten geweſen ſey. Kurz ich überzeugte mich täglich mehr, daß die Wiederherſtellung Polens ganz eigenthümliche Schwierigkeiten habe, und verſchob ſie deshalb auf andere Zeiten. Daß mir hieraus ein beſonderer Nachtheil erwachſen wäre kann ich nicht zugeben, die Polen haben gegen die Ruſſen nach und nach 100,000 Mann geſtellt, ſich den ganzen Krieg hindurch mit gewohnter Tapferkeit geſchlagen, und die inneren Zuſtände ihres Landes waren weit günſtiger als zu Eurer Zeit, während ein neugebildetes Königreich noch viel zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt geweſen ſeyn würde, um einen ſtärkeren Antheil am ruſſiſchen Kriege nehmen zu können."

Karl. „Welchen Operationsplan hatte mein Bruder für dieſen großen Krieg entworfen, und auf welche Grundlagen ſtützte ſich derſelbe?"

Napoleon. „Urſprünglich war es meine Abſicht dieſe große Unternehmung in angemeſſenen Zeitabſchnitten auszuführen. Von einem vollſtändig durchdachten Kriegsplan, in welchem die hauptſächlichſten Unternehmungen vorgezeichnet ſind, konnte ſelbſtverſtändlich nicht die Rede ſeyn. Die Eingebungen des Augenblicks, oft durch plötzlich eingetretene Umſtände hervorgerufen, hatten mich von jeher ſicherer und ſchneller zum Ziele geführt. Die Wiederherſtellung des Königreichs Polen ſollte mich allerdings zunächſt beſchäftigen. Ich ſetzte voraus daß ich Gelegenheit finden würde den Ruſſen ſchon an der Grenze eine entſcheidende Schlacht zu liefern. In dieſem Falle würde ich im erſten Feldzuge nicht über Witepsk und Smolensk hinausgegangen ſeyn; dieß wären dann die Schlüſſelpunkte zu meiner Stellung hinter der Düna und dem Dniepr geweſen. Im zweiten Jahre hätte ich mich gegen Moskau oder Petersburg gewendet. Das neue Königreich Polen würde dann meine nächſte Operationsbaſis geworden ſeyn. Aber aus den ſchon angegebenen Gründen konnte dieſer erſte Theil meines Kriegsplanes vor der Hand nicht zur Ausführung kommen, daher ſuchte ich die Ruſſen zur Schlacht zu zwingen."

Karl. „Ich kann dieſer Anſicht meinen Beifall nicht verſagen. Hat man den Gegner tüchtig auf das Haupt geſchlagen, dann geht alles Andere leichter und ſchneller. Aber Euer raſches Vordringen mit überlegener Macht war nicht das Mittel Euch zu dem gewünſchten Siege zu verhelfen."

Napoleon. „Und warum nicht?"

Karl. „Weil die Ruſſen gerade dadurch ſich veranlaßt f
mußten einer entſcheidenden Schlacht auszuweichen, was ihnen
ſchwer fallen konnte, da ſie hinter ſich bis Moskau kein wichtiges O
tionsobjekt zu decken hatten. Eine Schlacht, in welcher man vorausſi
geſchlagen wird, liefert man nur im äußerſten Nothfalle, ein ſolcher
trat aber erſt dicht vor Moskau ein. Wolltet Ihr die ruſſiſchen Feld
zu einer Schlacht veranlaſſen, dann mußtet Ihr ihnen mit ſchwäch
Kräften entgegen treten, ihnen gleichſam Muth machen, vielleicht
durch ein Zurückziehen des vorgeſchobenen Corps ſie zur Verfolgung r
dann aber mit verſtärkter Macht über ſie herfallen und ihnen eine Ni
lage beibringen."

Napoleon. „Bei meiner Ueberlegenheit bedurfte es ſolcher W
züge nicht. Vermied der Feind jede Schlacht dann gewann ich auf a
Weiſe. Ein fortgeſetzter Rückzug mit der Hauptmaſſe, ein feiges P
geben des Landes das man vertheidigen zu wollen erklärt hat, muß
wendig große Mißſtimmung erregen und ſchließlich den kriegeriſchen
im Heere ertödten. Mein Einzug in Moskau mußte dann von
größerer politiſcher Wirkung ſeyn."

Karl. „Dieſer Ideengang iſt derſelbe, welcher Euch in It
und Deutſchland zu großen Reſultaten verholfen hat, er paßt aber
für Rußlands Verhältniſſe, die Ihr durch gefärbte Brillen angeſehe
haben ſcheint."

Napoleon. „Ganz und gar nicht, mein Freund, ich war
Rußlands Verhältniſſen ſehr genau unterrichtet. Aber Ihr kennt
die Wirkung einer Heeresmaſſe von 450,000 Mann, wie ich ſie
Rußlands Grenze führte; ſie gleicht den Wirkungen einer Lawine,
Alles zertrümmert oder mit ſich fortreißt was ſie auf ihrem Wege fin

Karl. „Mein kaiſerlicher Bruder möge mir verzeihen wenn ich
Gleichniß nicht ganz richtig finden kann. Eine Lawine zertrümmert
blos was ſich ihr entgegenſtellt, ſie zerſtört auch die eigene Bahn
bleibt am Ziele derſelben machtlos liegen. Man hat mir geſagt
die Gegenden, welche Euere Hauptarmee durchzog, faſt zur Einöde ge
den ſind, ſo daß Ihr ſpäter großes Bedenken truget den Rückmarſch
derſelben Straße anzutreten. Dieſe langſam fortrutſchende Lawine
unterwegs ſtarken Verluſt an ihrer Maſſe, erhielt bei Smolensk e
harten Stoß, und wäre bei Borodino faſt zerbröckelt; die ſchwa

Ueberreſte derſelben verzehrte der Brand von Moskau; denn obſchon die Truppen aus Moskau zahlreicher abmarſchirten als ſie dort am 14. September eingerückt waren, zeigte ſich dieſe Armee doch in keiner vortheilhaften Geſtalt. Die ſpätere Thätigkeit Eurer großen Armee gleicht dem langſamen Abſterben eines durch ungeregelte Lebensweiſe und durch Ausſchweifungen aller Art entnervten Athleten."

Bei dieſen Worten, die der König nicht ohne ſcharfe Betonung ſprach, zog Napoleon die Stirn in düſtere Falten; Mürat und Ney wechſelten einige feuerſprühende Blicke; die ſchwediſchen Generale ſahen einander verwundert an. Einige Minuten lang herrſchte die tiefſte Stille in der Verſammlung. Endlich brach der heftige Mürat das düſtere Schweigen und ſagte zum Könige: „Ihr ſprecht beleidigend, Vetter, und ſolltet beſſer von uns denken. Unſer Vormarſch wurde mit ungewöhnlicher Schnelligkeit ausgeführt und war kein langſames Fortrutſchen, wie Ihr ſagt; ich ſelbſt marſchirte mit der geſammten Reſervecavallerie an der Spitze, der Herzog von Elchingen (Ney) folgte mit ſeinem Corps mir auf dem Fuße nach, und wir Beide haben uns keine Art von Verſäumniß vorzuwerfen. Daß wir die Ruſſen vor Smolensk nicht zum Stehen bringen konnten war nicht unſere Schuld. Bei Krasnoi holte ich aber doch die Infanteriediviſion Newerowski ein und habe ihr tüchtig zugeſetzt." — „Ohne ihr jedoch viel zu ſchaden, Vetter!" fiel ihm Karl lächelnd ins Wort, „Ihr habt es dort nicht beſſer gemacht als ich bei Punitz, wo ich meiner Sache eben ſo gewiß zu ſeyn glaubte, hattet aber in Eurer zahlreichen reitenden Artillerie ein gewaltiges Mittel zum Siege, das Ihr nicht zu benutzen verſtandet. — Aber vergeßt doch nicht weshalb wir eigentlich hier verſammelt ſind, laßt die kleine Eitelkeit fahren und beruhiget Euch."

Napoleon. „Wenn ich Eure einleitenden Operationen mit den meinigen vergleiche, König Karl, ſo finde ich keineswegs daß Ihr entſchloſſener oder umſichtiger zu Werke gegangen ſeyd, und Ihr verdientet darüber vielleicht gegründetere Vorwürfe. Aber unſere beiderſeitigen Verhältniſſe ſind von ganz verſchiedener Art und laſſen ſich nicht in eine einfache Parallele bringen. Das Vorſchreiten mit vereinten Kräften war unerläßlich, wenn ich in der gewünſchten Hauptſchlacht des Sieges gewiß ſeyn wollte. Die Vermeidung dieſer Hauptſchlacht von Seiten des Gegners, nicht minder auch manche entſtandene politiſche Bedenklichkeit, nöthigten mich ſpäter die Angriffsbewegung in gleicher Weiſe fortzuſetzen. Wäre

der Unterhalt der Hauptarmee geſichert geweſen, und hätten die beiden Flügelcorps unter Macdonald und Schwarzenberg mit mir gleichen Schritt halten können, der Ausgang würde ein ganz anderer geweſen ſeyn."

Karl. „Gut, es mag dem ſo ſeyn. Aber genau betrachtet hätte Euch der theilweiſe beabſichtigte Widerſtand der Ruſſen nur Vortheile bringen ſollen, während das widerſtandloſe Ausweichen meines Gegners mir nur Nachtheile brachte. Ueberhaupt war Peter in jeder Hinſicht gefährlicher als Alexander. Der Letztere, welcher damals in der Kunſt der Kriegführung keine praktiſche Erfahrung hatte, wollte gleichwohl die Operationen ſelbſt leiten. Unter ſolchen Umſtänden waren zahlloſe Fehlgriffe vorherzuſehen, und Ihr, der erfahrenſte und geſchickteſte Feldherr ſeiner Zeit, der über das ſtärkſte und kampftüchtigſte Heer gebot welches jemals aufgetreten iſt, hättet mit größerer Zuverſicht vorrücken ſollen, wenigſtens bis Smolensk. — Peter hingegen, obwohl erfahrner im Kriege als Alexander, war verſtändig genug den Oberbefehl ſeinem Feldmarſchall Scheremetjew zu überlaſſen, und blieb nur beim Heere um in zweifelhaften Fällen zu entſcheiden, was man thun oder unterlaſſen ſolle. Dadurch kam weit mehr Planmäßigkeit in ſeine Landesvertheidigung; er behielt immer die Hinterhand im Spiele und nöthigte mich zu größerer Vorſicht."

Napoleon. „Mangel an Entſchloſſenheit war niemals mein Fehler. Aber bedenkt doch nur, König Karl, daß man nicht nach Gefallen marſchiren und operiren kann, daß die Truppen auch Unterhalt finden müſſen, und daß die meinigen an das Hungern nicht ſo gewöhnt waren als die Eurigen. — Nachdem ich in Wilna mir genügende Einſicht in die Verhältniſſe meines Gegners verſchafft und die Ueberzeugung erlangt hatte, daß meinem ſchnellen Vordringen nichts im Wege ſtehe, entſchloß ich mich die feindliche Mitte zu durchbrechen. Aber ich gewahrte bald daß ich mich auf einem Kriegsſchauplatze befand, der Hinderniſſe ganz eigenthümlicher Art darbot. Meine großen Parks waren noch weit zurück, konnten auch auf den durch den achttägigen Regen verdorbenen Landſtraßen den Truppen nicht ſchnell genug folgen. Ich befahl deshalb daß die Truppen ſich ſelbſt auf 14 Tage mit Lebensmitteln verſehen ſollten, und trat den Marſch nach Witepsk an bevor dieſe Requiſitionen beendigt waren. Berthier, mein Majorgeneral, kann Euch ſagen welche Anſtrengungen gemacht wurden, um ſo ſchnell als möglich vorrücken zu können."

Berthier. „Der Befehl Eurer Majestät versetzte mich damals in die größte Unruhe, weil ich die nachtheiligen Folgen ahnete die dessen Vollziehung haben konnten. Bei der Armee welche in Rußland eindrang befanden sich 1200 Geschütze, 3000 Munitions- und Artilleriewagen, 4000 Fourgons mit allerlei Gegenständen der Administration. Rechnet man hierzu noch die Equipagen welche den Generalen eigenthümlich gehörten, ferner die Wagen mit den nothdürftigen Requisiten ꝛc. der Regimenter, die keiner scharfen Controle unterlagen, so glaube ich nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte daß uns 20,000 Fahrzeuge aller Art folgten, zum Theil viel zu schwerfällig oder zu belastet um in den endlosen Zügen einige Ordnung zu erhalten. Die Zahl der Reit- und Zugpferde jeder Art belief sich auf 200,000. Etwa zwei Drittheile dieser Wagen befanden sich bei der Hauptarmee oder folgten derselben. Daß es mir unmöglich war die Bewegung dieses ungeheueren Trosses zu regeln, wird jeder Kriegskundige begreifen; ich mußte daher den Corpsbefehlshabern Alles überlassen. — So war es auch mit der befohlenen Verpflegung auf 14 Tage, die wir mit allen dazu erforderlichen Transportmitteln in Ostpreußen und Litthauen erheben mußten, Länder die ohnehin von unseren Durchmärschen schon viel zu leiden gehabt hatten. Es wurden dort nur allein 26,580 Wagen und 79,160 Zugpferde requirirt. Aber auch die Corpsbefehlshaber wußten sich nicht zu helfen, wälzten diese neue Sorge auf die Divisionsgenerale, diese wieder auf die Brigadegenerale u. s. f. Dadurch kam in dieses Geschäft, welches eigentlich mit der höchsten Umsicht und Sorgfalt betrieben werden sollte, eine solche Unregelmäßigkeit und Willkür, daß die größten Unterschleife und die allergröbsten Excesse daraus entsprangen, die viel zu spät zu meiner Kenntniß kamen um die Schuldigen bestrafen und dem Uebel steuern zu können. Das Schlimmste bei der Sache war aber, daß von den mit grausamer Härte eingetriebenen Lebensmitteln gar nichts zur Armee gelangte!"

Karl. „Aber sagt mir, General, wie dergleichen Unordnungen schon bei Beginn des Feldzugs einreißen konnten?"

Berthier. „Seit zwanzig Jahren, Sire, führten wir fast ohne Unterbrechung Krieg, und fingen an in vielen Dingen etwas lässiger zu werden. Von der republikanischen Einfachheit, die in früheren Zeiten sich bei uns bemerkbar machte, war keine Spur mehr vorhanden. An die Stelle derselben war ein militärischer Luxus getreten, zu dessen Bestreitung

oft die Mittel fehlten, weshalb die Mehrzahl der höheren Offiziere auf Koſten des Landes ſich zu bereichern ſuchte. Die Adminiſtration lag zum Theil in den Händen von Perſonen, welche nur ihren perſönlichen Vortheil im Auge hatten und ſich kein Gewiſſen daraus machten, ihren Raub mit den unterſten Lieferanten zu theilen. — Auf dieſe Weiſe fanden Verſchleuderungen ſtatt, die ins Unglaubliche gingen und unſere Truppen dem drückendſten Mangel Preis gaben. Schon nach Ueberſchreitung des Niemen waren die Regimenter auf Selbſthilfe angewieſen. Später kümmerte ſich faſt Niemand mehr um die Verpflegung."

Berthier ſchwieg und blickte fragend ſeinen Kaiſer an, ob er von dieſer partie honteuse der großen Armee noch mehr enthüllen dürfe. Aber Napoleon war in tiefes Sinnen verſunken und ſchien in geiſtiger Abweſenheit zu ſeyn. Poniatowski, Mürat und Ney murmelten unverſtändliche Worte; Rehnſköld und Löwenhaupt wechſelten einige bedeutungsvolle Blicke, als wenn ſie hätten ſagen wollen: bei unſerem Zuge nach Rußland war auch kein Ueberfluß, aber wir machten im Felde keine großen Anſprüche, und die ſchmuckloſe Einfachheit unſeres Königs, der alle Beſchwerden und Entbehrungen der Soldaten freiwillig theilte, gab unſeren Truppen einen ſtärkeren moraliſchen Halt, der ſich in Zeiten großer Trübſale glänzender bewährte. Gyllenkrook der dicht hinter mir ſaß, flüſterte mir zu, daß König Karl von den Mißbräuchen in der franzöſiſchen Armee hinlänglich unterrichtet ſey, und ſie ſtets als die Haupturſache des unglücklichen Ausganges jenes Feldzuges bezeichnet habe, weil nicht die Anzahl ſondern die Güte der Streiter, in der allgemeinſten Bedeutung des Wortes, den glücklichen Erfolg bedinge. „So große Armeen, ſetzte er hinzu, verzehren ſich ſelbſt und leiſten in einem Lande, wie das dortige, verhältnißmäßig viel weniger. Wir Schweden waren freilich zu ſchwach für eine ſo große Unternehmung, und mußten uns endlich aufreiben. Aber die Franzoſen waren zu zahlreich um ſtark bleiben zu können, wenn nicht die muſterhafteſte Ordnung und Sorgfalt in ihrer Heerverwaltung ſtattfand. Der außerordentliche Abgang an Kranken und Nachzüglern, der ſchon bei Smolensk beinahe ein Drittheil betrug, nicht minder auch der erbärmliche Zuſtand der Pferde, liefern den Beweis. Solche Verluſte haben wir niemals gehabt, und dennoch weit härtere Entbehrungen erdulden müſſen, als die Franzoſen beim Vormarſche. Selbſt ihr Rückzug von Moskau nach Wilna war weniger beſchwerlich, als unſer Winterfeldzug

1708—9, wo wir von der heftigſten Kälte zu leiden hatten." — Ich mochte mich jetzt auf keine Gegenbemerkung einlaſſen, denn meine ganze Aufmerkſamkeit war auf den König von Schweden gerichtet, deſſen forſchender Blick in dem großen Kreiſe die Runde machte und endlich auf Napoleon haften blieb, den er durch folgende Worte aus ſeinen Träumereien weckte.

Karl. „Ich bitte meinen kaiſerlichen Bruder dem Trübſinn über Vergangenes nicht ſo viele Gewalt einzuräumen und uns lieber zu erklären wie es zuging, daß Ihr die Vereinigung Eurer Gegner, denen man im Allgemeinen viel Unentſchloſſenheit und Langſamkeit vorwerfen muß, nicht hindern konntet."

Napoleon. „Verzeiht, König Karl, daß ich noch nicht ſo geübt bin wie Ihr, der irdiſchen Gedanken mich gänzlich zu entſchlagen, in hundert Jahren wird mir das ſchon leichter werden, jetzt aber gräme ich mich noch oft daß mancher Plan mißlang, den ich reiflich erwogen und geſchickt eingeleitet hatte, während mir zu anderen Zeiten der Zufall größere Vortheile in die Hände ſpielte als ich je erwarten durfte. Ich hatte die Langſamkeit und Unbehilflichkeit der Ruſſen bei Auſterlitz und Friedland kennen gelernt, zugleich aber auch ihre Tapferkeit und das feſte Zuſammenhalten ihrer Streitmaſſen. Die letztere Erfahrung nöthigte mich immer ſo zu operiren, daß ich bei der gewünſchten Schlacht eine beträchtliche Ueberzahl auf meiner Seite hatte, um den Sieg mit verhältnißmäßig geringeren Verluſten zu erringen. Auf einem ſo ausgedehnten Kriegsſchauplatze ſind aber die Wirkungen ſtrategiſcher Combinationen weniger ſicher; auch wurde es mir auf dem Marſche von Wilna nach Witepsk ſchwer, zuverläſſige Nachrichten von den Bewegungen meiner Gegner zu bekommen, denn die Polen haben eine geheime Abneigung vor der Espionage, und die ruſſiſchen Juden, auf deren Ausſagen ich meiſt beſchränkt war, flößten mir wenig Vertrauen ein. Ueberdieß irrte ich mich in mancher wohlbegründeten Vorausſetzung, ſo daß die Verhältniſſe in dem Augenblicke, wo ich die Früchte meiner ſtrategiſchen Operationen zu ernten hoffte, ſich oft ganz anders geſtaltet hatten und ich andere Bewegungen anordnen mußte. Das unerwartete Preisgeben des mit großem Aufwande errichteten Lagers bei Driſſa, in welchem ich Barclay einzuſchließen hoffte, ſtörte zum Theil meinen Offenſivplan gegen deſſen Armee. Das ſpäte Erſcheinen der Oeſterreicher auf dem Kriegsſchauplatze und Jerome's Langſamkeit machten es Bagration möglich, dem vernichtenden Schlage ſich zu entziehen,

oft die Mittel fehlten, weshalb die Mehrzahl der höheren Offiziere auf Koſten des Landes ſich zu bereichern ſuchte. Die Adminiſtration lag zum Theil in den Händen von Perſonen, welche nur ihren perſönlichen Vortheil im Auge hatten und ſich kein Gewiſſen daraus machten, ihren Raub mit den unterſten Lieferanten zu theilen. — Auf dieſe Weiſe fanden Verſchlenderungen ſtatt, die ins Unglaubliche gingen und unſere Truppen dem drückendſten Mangel Preis gaben. Schon nach Ueberſchreitung des Niemen waren die Regimenter auf Selbſthilfe angewieſen. Später kümmerte ſich faſt Niemand mehr um die Verpflegung."

Berthier ſchwieg und blickte fragend ſeinen Kaiſer an, ob er von dieſer partie honteuse der großen Armee noch mehr enthüllen dürfe. Aber Napoleon war in tiefes Sinnen verſunken und ſchien in geiſtiger Abweſenheit zu ſeyn. Poniatowski, Mürat und Ney murmelten unverſtändliche Worte; Rehnſköld und Löwenhaupt wechſelten einige bedeutungsvolle Blicke, als wenn ſie hätten ſagen wollen: bei unſerem Zuge nach Rußland war auch kein Ueberfluß, aber wir machten im Felde keine großen Anſprüche, und die ſchmuckloſe Einfachheit unſeres Königs, der alle Beſchwerden und Entbehrungen der Soldaten freiwillig theilte, gab unſeren Truppen einen ſtärkeren moraliſchen Halt, der ſich in Zeiten großer Trübſale glänzender bewährte. Gyllenkrook der dicht hinter mir ſaß, flüſterte mir zu, daß König Karl von den Mißbräuchen in der franzöſiſchen Armee hinlänglich unterrichtet ſey, und ſie ſtets als die Haupturſache des unglücklichen Ausganges jenes Feldzuges bezeichnet habe, weil nicht die Anzahl ſondern die Güte der Streiter, in der allgemeinſten Bedeutung des Wortes, den glücklichen Erfolg bedinge. „So große Armeen, ſetzte er hinzu, verzehren ſich ſelbſt und leiſten in einem Lande, wie das dortige, verhältnißmäßig viel weniger. Wir Schweden waren freilich zu ſchwach für eine ſo große Unternehmung, und mußten uns endlich aufreiben. Aber die Franzoſen waren zu zahlreich um ſtark bleiben zu können, wenn nicht die muſterhafteſte Ordnung und Sorgfalt in ihrer Heerverwaltung ſtattfand. Der außerordentliche Abgang an Kranken und Nachzüglern, der ſchon bei Smolensk beinahe ein Drittheil betrug, nicht minder auch der erbärmliche Zuſtand der Pferde, liefern den Beweis. Solche Verluſte haben wir niemals gehabt, und dennoch weit härtere Entbehrungen erdulden müſſen, als die Franzoſen beim Vormarſche. Selbſt ihr Rückzug von Moskau nach Wilna war weniger beſchwerlich, als unſer Winterfeldzug

1708—9, wo wir von der heftigſten Kälte zu leiden hatten." — Ich mochte mich jetzt auf keine Gegenbemerkung einlaſſen, denn meine ganze Aufmerkſamkeit war auf den König von Schweden gerichtet, deſſen forſchender Blick in dem großen Kreiſe die Runde machte und endlich auf Napoleon haften blieb, den er durch folgende Worte aus ſeinen Träumereien weckte.

Karl. „Ich bitte meinen kaiſerlichen Bruder dem Trübſinn über Vergangenes nicht ſo viele Gewalt einzuräumen und uns lieber zu erklären wie es zuging, daß Ihr die Vereinigung Eurer Gegner, denen man im Allgemeinen viel Unentſchloſſenheit und Langſamkeit vorwerfen muß, nicht hindern konntet."

Napoleon. „Verzeiht, König Karl, daß ich noch nicht ſo geübt bin wie Ihr, der irdiſchen Gedanken mich gänzlich zu entſchlagen, in hundert Jahren wird mir das ſchon leichter werden, jetzt aber gräme ich mich noch oft daß mancher Plan mißlang, den ich reiflich erwogen und geſchickt eingeleitet hatte, während mir zu anderen Zeiten der Zufall größere Vortheile in die Hände ſpielte als ich je erwarten durfte. Ich hatte die Langſamkeit und Unbehilflichkeit der Ruſſen bei Auſterlitz und Friedland kennen gelernt, zugleich aber auch ihre Tapferkeit und das feſte Zuſammenhalten ihrer Streitmaſſen. Die letztere Erfahrung nöthigte mich immer ſo zu operiren, daß ich bei der gewünſchten Schlacht eine beträchtliche Ueberzahl auf meiner Seite hatte, um den Sieg mit verhältnißmäßig geringeren Verluſten zu erringen. Auf einem ſo ausgedehnten Kriegsſchauplatze ſind aber die Wirkungen ſtrategiſcher Combinationen weniger ſicher; auch wurde es mir auf dem Marſche von Wilna nach Witepsk ſchwer, zuverläſſige Nachrichten von den Bewegungen meiner Gegner zu bekommen, denn die Polen haben eine geheime Abneigung vor der Eſpionage, und die ruſſiſchen Juden, auf deren Ausſagen ich meiſt beſchränkt war, flößten mir wenig Vertrauen ein. Ueberdieß irrte ich mich in mancher wohlbegründeten Vorausſetzung, ſo daß die Verhältniſſe in dem Augenblicke, wo ich die Früchte meiner ſtrategiſchen Operationen zu ernten hoffte, ſich oft ganz anders geſtaltet hatten und ich andere Bewegungen anordnen mußte. Das unerwartete Preisgeben des mit großem Aufwande errichteten Lagers bei Driſſa, in welchem ich Barclay einzuſchließen hoffte, ſtörte zum Theil meinen Offenſivplan gegen deſſen Armee. Das ſpäte Erſcheinen der Oeſterreicher auf dem Kriegsſchauplatze und Jerome's Langſamkeit machten es Bagration möglich, dem vernichtenden Schlage ſich zu entziehen,

und Davoust war trotz aller Kühnheit, die ihm bei Mohilew theuer zu stehen kommen konnte, nicht im Stande diese Fehler wieder gut zu machen. Zum Unglück hatte der Monat Juli viel kalte Regentage, was die Bewegungen erschwerte, die Kranken auf besorgliche Weise vermehrte, die meisten herbeigeschafften Lebensmittel fast ungenießbar machte, und uns in einen höchst unbehaglichen Zustand versetzte.

„Nach der Vereinigung der beiden russischen Armeen bei Smolensk (den 4. August) mußte ich meinen Operationsplan einer neuen Prüfung unterwerfen. Die Russen schätzte ich bei Smolensk auf 120,000 Mann ohne die Kosaken, die mich von allen Seiten umschwärmten und jede meiner Bewegungen erspähten. Diejenigen Corps, welche zwischen Witepsk und Orsza echelonirt waren und meine Mitte bildeten, zählten ungefähr noch 180,000 Mann. Diese Ueberlegenheit war hinlänglich mir den Sieg zu sichern, wollte ich ihn aber benutzen und bis Moskau vordringen so mußte ich stärker seyn. Während meines Aufenthaltes in Witepsk, der ohnehin durch den erschöpften Zustand aller Truppen nöthig wurde, gingen aber Nachrichten ein die mir ganz unerwartet kamen. Ich hatte gehofft, daß die Fortschritte meiner Mitte dazu beitragen würden auch die Fortschritte meiner beiden Flügelcorps zu erleichtern. Den General Reynier mit seinen 20,000 Sachsen hielt ich stark genug dem General Tormassow am Styr die Spitze zu bieten, weil dieser angeblich auch nicht mehr Truppen haben sollte. Tormassow hatte aber gegen 40,000 Mann, erwartete noch mehr Verstärkungen aus dem südlichen Rußland, und brachte die Sachsen in eine so gefährliche Lage, daß ich dem Fürsten Schwarzenberg die Weisung ertheilen mußte, mit den Oesterreichern über Slonim gegen Kobryn zurückzumarschiren, wo er aber zu spät ankam. — Den Herzog von Tarent (Macdonald) hatte ich mit 30,000 Mann gegen Riga gesendet, und den Herzog von Reggio (Oudinot) mit 30,000 Mann bei Polozk zurückgelassen, aber beide konnten sich auf dem rechten Ufer der Düna nicht ausbreiten, sie hatten sogar Mühe sich in ihren Stellungen zu behaupten und ich mußte letzteren noch verstärken.

„Das hartnäckige Verweilen der feindlichen Flügelcorps in diesen vorgeschobenen Stellungen war ein sehr verdrießlicher Umstand. Eine solche Keckheit hatte ich meinen Gegnern nicht zugetraut. Der Beweggrund lag aber in politischen Ereignissen, die erst jetzt zu meiner Kenntniß gelangten, nämlich in dem kaum für möglich gehaltenen Abschlusse des

Friedens zwiſchen Rußland und der hohen Pforte, wodurch die Armee unter Tſchitſchakow gegen mich disponibel wurde, und in dem Vertrage zwiſchen Rußland und Schweden, welcher die Herbeiziehung der in Finnland geſtandenen Armee zuläſſig machte. Dieſe Ereigniſſe machten meine Lage ſehr ſchwierig. Ich hatte die Wahl vorzudringen, ſtehen zu bleiben oder den Rückzug anzutreten. Das Letztere würde ein offenes Bekenntniß meiner Schwäche oder Uebereilung geweſen ſeyn. Stehen zu bleiben und die Ankunft der aus dem Süden und Norden kommenden ruſſiſchen Armeen abzuwarten, würde an Dummheit gegrenzt haben, auch ſchützten mich im Winter weder Flüſſe noch Moräſte gegen Flankenangriffe. Ich mußte alſo die Offenſive fortſetzen, und noch vor Ablauf des Jahres eine große Entſcheidung zu bewirken ſuchen, was mich tiefer nach Rußland führte als mir lieb war."

Karl. „Dieſer Entſchluß, Herr Bruder, war eben ſo kühn als weiſe, und ich begreife kaum wie man Euch deshalb hat tadeln können. In einem ſehr kultivirten Lande und auf einem Kriegsſchauplatze von weit geringerer Ausdehnung hättet Ihr vielleicht eine Centralſtellung nehmen und Gelegenheit finden können Eure Gegner einzeln zu ſchlagen; in Rußland geht das aber nicht, und in Eurer Lage konntet Ihr nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben. — Aber erlaubt mir die Bemerkung, mein Freund, daß Ihr auf die Möglichkeit eines Friedensſchluſſes zwiſchen den genannten Mächten hättet Rückſicht nehmen und den Feldzug dieſerhalb einige Monate früher eröffnen ſollen, dann waren die Umſtände günſtiger für Euch, wie auch der Erfolg Eurer Operationen ſeyn mochte. Dieſe Verſpätigung ſcheint mir ein Fehler zu ſeyn."

Napoleon. „Ich kann Euch darin nicht ganz Recht geben, König Karl; kein Menſch vermag Alles vorher zu ſehen; das Gebiet der Möglichkeiten muß ein Feldherr nicht ohne Noth erweitern, ſonſt wird er am Ende ganz unſchlüſſig. Außerdem hatte ich noch einen perſönlichen Grund den Feldzug nicht früher zu eröffnen. Es lag nicht in meinem Willen ſchon im erſten Feldzuge bis Moskau vorzudringen, ich wollte nur die Macht Alexanders durch einige ſtarke Schläge erſchüttern, ihm dadurch für die Fortſetzung des Kampfes mit mir Beſorgniſſe einflößen, ihn zum Frieden geneigt machen. Das war mein Wunſch. Begann ich den Krieg früher, ſo würde ich gegen meinen Willen ſchon im erſten Feldzuge bis Moskau gekommen ſeyn, wo ich den Winter über doch nicht ohne mancherlei

uns nicht durch direkten Widerstand aufzuhalten suchten, denn sie marschirten jedesmal ab wenn ich oder Davoust unsern Aufmarsch beendigt hatten und zum Angriffe schreiten wollten. Diese Maxime haben die russischen Generale auf dem ganzen Rückzuge von Witepsk bis Moskau befolgt, was uns hätte klüger machen sollen. Während der General Rosen mit der Arrieregarde eine Stellung nahm, die nur auf kurzen Widerstand berechnet war, hielten die Massen hinter derselben in aller Ruhe zu beiden Seiten der Heerstraße, und traten ohne alle Uebereilung den Rückzug an, sobald Rosen melden ließ daß unsere Infanterie sich zum Angriffe vorbereite. Unsere Cavallerie, stets in Massen vereinigt, sah sich bei jedem Bache, Ravin oder Gehölz, an jeder Brücke aufgehalten, ihre Reihen wurden durch das russische Geschützfeuer täglich mehr gelichtet, und die Infanterie kam nur an um Zeuge des feindlichen Rückzugs zu werden, den wir kaum zu beunruhigen wagten, weil er durch starke Reitermassen gedeckt und meisterhaft ausgeführt wurde. Durch dieses Verfahren verloren wir täglich fast doppelt so viele Menschen als die Russen, die der Erfolg immer zuversichtlicher machte."

Napoleon. „Der König von Neapel handelte damals ganz in meinem Sinne. Wie wir die Verhältnisse jetzt kennen, wäre es vielleicht besser gewesen die Reservecavallerie hinter dem Armeecorps marschiren zu lassen welches die Spitze hatte. Es ist aber dennoch die Frage ob der Erfolg ein anderer gewesen seyn würde, der Hauptfehler lag in Eurem mangelhaften Einverständniß, wovon Ihr Herren insgesammt die Schuld traget. Aber ich mag Euch keine Vorwürfe machen, denn Ihr habt in der Schlacht bei Borodino Euch besser verstanden und wacker unterstützt. Mein braver Ney hat dort selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen, und ihm hauptsächlich verdanke ich diesen Sieg, weshalb ich ihn auch zum Fürsten von der Moskwa ernannte."

Karl. „Man hat mir erzählt daß Ihr an diesem Tage nicht zu bewegen gewesen wäret, Euere alte Garde in das Gefecht zu bringen um durch sie, wie sonst immer geschehen, den Sieg zu entscheiden; auch hat man gesagt daß ein ernstes Uebelbefinden Euch sehr abgespannt und unschlüssig gemacht hätte. War dem wirklich so?"

Napoleon. „Die Anekdotenjäger haben auf meine Rechnung viele Fabeln erfunden, Herr Bruder; keiner hat es aber so toll gemacht als einer meiner Hausoffiziere, der Graf Ségur, welcher im Feldzuge 1812

die Function eines Maréchal de logis des großen Hauptquartieres bekleidete und für mein Unterkommen zu ſorgen hatte. Dieſer Offizier, den ich ſeines bewieſenen Muthes und ritterlichen Weſens halber liebte, trug alle Klatſchereien im Hauptquartier zu Protocoll, und gab ſpäter dieſe Erzählungen ohne kritiſche Prüfung unter dem pompöſen Titel heraus: „Napoleon und die große Armee in Rußland.“ Er, der faſt täglich Gelegenheit hatte mich und meine Umgebungen zu beobachten, iſt ſpäter von der fixen Idee befallen worden, ich ſey damals geiſtesſchwach geweſen, und leitet aus dieſer Hypotheſe alle unſere Unfälle ab. Als mir das Buch auf St. Helena zu Geſicht kam, habe ich zwar über dieſen Unſinn herzlich lachen müſſen; ſpäter aber verdroß es mich doch ſehr daß ſo viele verſtändige Leute ſeinen Erzählungen unbedingtes Vertrauen ſchenkten. Am Tage der Schlacht bei Borodino hatte ich zwar einen heftigen Katarrh, fühlte mich aber ſo kräftig wie gewöhnlich, würde auch ſelbſt das ſtärkſte Uebelbefinden meiner Umgebung nicht haben merken laſſen. Daß ich mit größerer Vorſicht zu Werke ging lag in den Verhältniſſen. Wenn man über 400 Meilen von ſeinem Lande Krieg führt darf man nicht Alles in die Wagſchaale legen. Es iſt möglich daß das kräftige Eingreifen meiner alten Garde den Sieg vollſtändiger gemacht haben würde, aber ich durfte dieſe Säulen meiner Macht keinem Echec ausſetzen; ihre Gegenwart imponirte den Ruſſen und gab dem Ganzen einen inneren Halt, der von zu großer Wichtigkeit war um auf das Ungewiſſe hin dieſer Stütze mich zu berauben. Erlitt die Garde ſo große Verluſte wie die übrigen Corps, und hatte die Diverſion der Generale Uwarow und Platow gegen meinen linken Flügel einen glücklichen Erfolg, ſo konnte es mir bei Borodino übel ergehen.“

Karl. „Gleichwohl waren die Ruſſen durch die Schlacht bei Borodino in einen ſo entmuthigenden Zuſtand verſetzt worden, daß Kutuſow nur mit der größten Anſtrengung eine widerſtandsfähige Arrieregarde zuſammenbringen konnte. Hättet Ihr ihn am folgenden Tage nochmals angegriffen oder wenigſtens heftig verfolgt, ſo lief die ruſſiſche Armee auseinander, denn die furchtbare Kanonade hatte Alles aus ihren Fugen geriſſen und man hielt ferneren Widerſtand für unmöglich.“

Napoleon. „Das mag wohl ſeyn, wer konnte das aber wiſſen? Meine Truppen waren durch die ungeheuere Anſtrengung dieſer Rieſenſchlacht aufs Aeußerſte erſchöpft und zu jeder kräftigen Verfolgung unfähig. Namentlich hatte die Cavallerie durch das mörderiſche Geſchützfeuer, dem

ſie ſich ſtundenlang ausſetzen mußte, ſo ſehr gelitten daß die Regimenter ſich in ſchwache Haufen verwandelten, mit denen nicht viel anzufangen war. Die ruſſiſche Cavallerie imponirte uns täglich mehr, ihre Pferde blieben immer kräftig, während die unſrigen nichts als Stroh und etwas grünes Futter zur Nahrung hatten. Ueberdies mußte mich dieſer Sieg, wenn auch weniger vollſtändig, nach Moskau führen und ich verſprach mir davon jetzt den beſten Erfolg."

Karl. „Das glaube ich Euch gern, aber die menſchenleere und bald darauf in Flammen aufgehende Stadt hat Euch nur größere Verlegenheiten bereitet; ich kann überhaupt nicht begreifen weshalb Ihr ſo lange dort bliebet. Der Beſitz dieſer Hauptſtadt war ohne allen Nutzen, nachdem Ihr die Ueberzeugung erlangt, daß die unzufriedenen Großen des Reichs ihren Privatgroll vergeſſen, und nur den Eingebungen ihres Haſſes gegen Euch Gehör gegeben hatten. Die Truppen fanden dort auch nicht was Ihr ihnen verſprochen, und ihre ſchon ſehr ſchlaff gewordene Disciplin erlitt in der verlaſſenen Stadt den empfindlichſten Stoß."

Napoleon. „Solche Aeußerungen aus Eurem Munde, mein Freund, haben etwas Befremdendes und erregen mir Lachen. Wie, Ihr tadelt mich, daß ich an der Spitze einer ſiegreichen Armee fünf Wochen in Moskau verweilte, wo ich die Wirkungen meiner Siege abwarten mußte, und ſeyd doch ſelbſt fünf Jahre mit einem Haufen Flüchtiger in Bender geblieben, als wäret Ihr ein fahrender Ritter der daheim weder etwas zu verſäumen noch zu verlieren hat. Bruder Karl, was ficht Euch an? Wollt Ihr mir gute Lehren geben wie ich meine Zeit beſſer hätte benutzen ſollen?"

Karl. „Vergeßt doch nicht, Herr Bruder, daß wir im Olymp ſind. Natürlich tadle ich Euch und zwar mit gutem Rechte, denn Ihr waret damals ſo kurzſichtig auf Etwas zu hoffen das nicht mehr in Erfüllung gehen konnte. Meine eigenen Fehler kommen dabei gar nicht in Betracht, ich habe ſie längſt erkannt und bereut, mit Euch iſt's aber noch nicht ſo weit. Gern hätte ich Euch damals im Kreml erſcheinen und Euch das Bild des entnervten Athleten vorhalten mögen; aber ich durfte Euch nicht warnen, das Schickſal mußte erfüllt werden."

Napoleon. „Aber bedenkt nur, daß ein Stillſtand von fünf Wochen nach ſo großen Anſtrengungen und unter ſolchen Umſtänden ſich recht gut entſchuldigen läßt; was hätte ich wohl Beſſeres thun können?"

Karl. „Dieſer Einwurf, Herr Bruder, kommt nicht aus Eurem klugen Kopfe, er iſt ein Produkt gekränkter Eitelkeit die man hier ganz abſtreifen muß. Ruhe war Euren Truppen gewiß nöthig, beſonders den Pferden; aber fünf Wochen braucht man nicht um ſich zu erholen, und dieſer lange Aufenthalt lag auch gar nicht in Eurem Plane. Erlaubt daß ich Eurer Aufrichtigkeit zu Hilfe komme. Am 14. September waret Ihr in Moskau eingerückt, wo Euch keine Deputation der Stadt entgegen kam um die Schlüſſel zu überreichen; Ihr fandet dagegen die unzweideutigſten Zeichen des Nationalhaſſes, deſſen Manifeſtation Euch hätte ſagen ſollen, daß an ernſtlich gemeinte Friedensunterhandlungen von Seiten Alexanders nicht mehr gedacht werden durfte. Gleichwohl habt Ihr zwanzig Tage darauf gewartet, und nachher ſelbſt den erſten Schritt gethan, indem Ihr den General Lauriſton mit einem Briefe an den Kaiſer Alexander nach Petersburg ſchicktet. In ähnlichen Fällen hatte eine ſolche Sendung Euere Operationen ſonſt nie unterbrochen; aber gegen Euere Gewohnheit wartetet Ihr Lauriſtons Rückkunft in Moskau ab, deſſen Nachrichten nicht ſehr befriedigend lauteten. Was der Menſch wünſcht das hofft er auch, und ſo ließt Ihr Euch herab den General Lauriſton in Kutuſows Hauptquartier zu ſenden, um Euch zu erkundigen ob inzwiſchen keine Friedensbotſchaft eingegangen ſey. Der verſchmitzte Ruſſe lachte ſich ins Fäuſtchen, denn er wußte nur zu gut daß Alexander nicht geſonnen ſey Euren Wünſchen zu entſprechen. Doch hielt er Euch durch allerhand Hoffnungen noch einige Tage in Moskau hin. Das iſt der einfache Hergang der Sache."

Napoleon. „Wenn Ihr ſo gut unterrichtet ſeyd, König Karl, ſolltet Ihr auch wiſſen daß ich ſchon in den erſten Tagen entſchloſſen war Moskau zu verlaſſen und nach Petersburg zu marſchiren. Aber bei genauerer Ueberlegung fand ich dieſen Schritt zu gewagt. Der Mangel an Unterhalt in dieſem rauhen Lande mit ſeinen feindlich geſinnten Bewohnern würde meine Armee vernichtet haben, auch durfte ich nicht wagen ſie noch weiter nach Norden zu führen. Ihr mit Euren Schweden hättet einen ſolchen Zug eher unternehmen können, doch auch nicht mit einer Armee von 100,000 Mann. Alexanders weiches Gemüth kannte ich aus früheren Zeiten, warum ſollte ich nicht hoffen daß er ſich endlich zum Frieden geneigt finden laſſen werde, nachdem er durch dieſen Krieg ſchon ſo große Verluſte erlitten hatte? — Gewiß meine Vorausſetzung war nicht ohne Wahrſcheinlichkeit."

Karl. „Ihr kennt die Ruſſen nicht, mein lieber Schickſalsgenoſſe; ihr Gleichmuth iſt faſt durch Nichts zu erſchüttern, und die Umgebung Alexanders beſtand damals aus Männern welche Eure bedrängte Lage ganz genau kannten. Es war gleich anfangs feſt beſchloſſen worden nicht eher angriffsweiſe gegen Euch zu verfahren, bis Anſtrengungen, Entbehrungen und Krankheiten Euer Heer ſehr geſchwächt haben würden. Schon auf Eurem Vormarſche wurden bei den Gefangenen die ſorgfältigſten Erkundigungen eingezogen, wie die Verpflegung Eurer Truppen beſchaffen ſey, denn die ruſſiſchen Generale kennen aus langer Erfahrung die Schwierigkeit des Unterhalts in ſo wenig bevölkerten Ländern. Nachdem ſie ſich nun überzeugt hatten, daß es den Truppen zwar nicht an Getreide aber an Mehl fehle, weil Ihr keine Mühlen fandet und die endloſen Märſche die Anlegung von Feldbäckereien nicht geſtatteten; nachdem ſie ferner erfahren hatten, daß die Heerſtraße mit Sterbenden und gefallenen Pferden bedeckt ſey, daß die Kranken und Verwundeten ihre Regimenter nie wieder erreichen konnten, auch wegen Mangel an Pflege gewöhnlich ſtarben; — da konnten ſie mit mathematiſcher Gewißheit darauf rechnen, daß ſie bald ein beträchtliches Uebergewicht über Euch erlangen würden. Die Rüſtungen im Innern wurden daher mit raſtloſem Eifer betrieben. Nur allein die Koſaken vom Don ſtellten 20 neue Regimenter meiſt alter Soldaten, die ſchon im Kriege ergraut aber noch voller Jugendfeuer waren, da ihr geſunder Verſtand ihnen ſagte daß auf Eurem nicht zu vermeidenden Rückzuge eine reiche Beute zu erwarten ſey. Ihr durftet alſo mit dem Rückzuge nicht zögern."

Napoleon. „Dazu entſchließt der Sieger ſich ſchwer, und Ihr ſelbſt habt es immer vorgezogen andere Schritte zu thun."

Karl. „Das iſt leider zu wahr, ich bin aber durch Schaden klüger geworden, und dieſes Geſtändniß ſowohl Euch als unſeren Nachkommen ſchuldig. Als ich mich 1709 in das ſüdliche Rußland wendete, handelte ich nur als Feldherr und vergaß darüber den Monarchen. Mich dünkt, daß Ihr zuweilen den entgegengeſetzten Fehler begangen habt, wenigſtens auf dem Rückzuge, wo Ihr die Armee verließet um nach Paris zu eilen."

Napoleon. „Ihr werdet dieſen Schritt doch nicht tadeln wollen? Als ich die Armee verließ beſtand dieſelbe nur noch aus 30,000 Mann gänzlich entmuthigter, erſchöpfter und meiſt waffenloſer Truppen, ohne

Cavallerie und Artillerie, welche einige hundert Meilen von ihrem Vaterlande entfernt waren, die Länder zweideutiger Bundesgenoſſen zu durchziehen hatten, und von der dreimal ſtärkeren ruſſiſchen Armee verfolgt wurden. Wozu war da meine Gegenwart nöthig? Die beſte Entſchuldigung liegt in der einfachen Thatſache, daß ich fünf Monate ſpäter mit 300,000 Mann und 600 beſpannten Geſchützen, zu neuem Kampfe bereit, an den Ufern der Elbe ſtand! Wer ſonſt als Ich hätte in dieſer kurzen Zeit ſolche Rüſtungen bewerkſtelligen können? Hättet Ihr 1708, als Mazeppa mit leeren Händen zu Euch kam und der erſte Feldzug verfehlt war, einen ſchnellen Ritt nach Warſchau gemacht, um gleich mir das nächſte Frühjahr mit einer neuen Armee im Felde zu erſcheinen, die Sachen würden für Euch auch nicht ſo traurig ausgefallen ſeyn."

Karl. „Ihr möget Recht haben. Aber war es auch zu entſchuldigen, daß Ihr die Intendanten in Smolensk und Wilna ohne Kenntniß von den Unfällen ließet die Euch zum Rückzuge nöthigten? Wozu nützten die dort aufgehäuften Lebensmittel und anderen Vorräthe, da ihre regelmäßige Vertheilung an die unerwartet ankommenden Truppen ganz unmöglich wurde?"

Napoleon. „Auch das gebot die Politik. In Paris mußte ich die Wahrheit geſtehen, um das Volk zu den großen Opfern zu bewegen die ich ihm auferlegte. In Wien und Berlin durfte man meine unglückliche Lage aber nicht eher erfahren bis ſie nicht mehr zu verbergen war, ſonſt würde man den Spieß bald gegen mich gekehrt haben."

Karl. „Das iſt ein doppelter Irrthum, mein Freund, denn einmal durftet Ihr nicht glauben daß Euere Unfälle lange unbekannt bleiben würden, und dann gehörte zu einem ſo plötzlichen Rollenwechſel Oeſterreichs und Preußens doch immer die Einwilligung der Monarchen. Franz und Friedrich Wilhelm waren aber zu redliche Männer um ſich zu einem ſolchen Schritte ſchnell bereitwillig finden zu laſſen, und Ihr habt ihnen in dieſer Beziehung zu große Entſchloſſenheit zugetraut."

Napoleon. „In der Politik muß man noch vorſichtiger ſeyn als im Kriege; ich durfte meine Unfälle nicht bekannt werden laſſen. Was Smolensk betrifft, ſo hätten zwar zum Empfange meiner Truppen beſſere Vorbereitungen getroffen werden können. Stehen bleiben konnte ich hier aber nicht, denn Kutuſow bedrohte meine Rückzugslinie ſchon ſehr ſtark, und vor Tſchitſchagows Ankunft mußte ich wo möglich die Berezina

überschritten haben. Die Vertheilung der in Smolensk angehäuften Vorräthe wurde von mir mit größter Sorgfalt betrieben, aber sie reichten nicht hin den Bedarf zu decken."

Karl. „Dieses Geständniß beweist zur Genüge, daß Ihr in jenem unglücklichen Feldzuge auf den Unterhalt der Truppen durchaus nicht die nöthige Sorgfalt verwendet habt. Smolensk war das nächste Hauptmagazin der großen Armee, die bei ihrer Rückkunft nur noch 45,000 Mann zählte, zwar Körner und Mehl aber kein Brod fand, und statt gepöckelten Fleisches zu erhalten, sich mit abgetriebenen Ochsen und Kühen begnügen mußte, die ihnen die Russen in großer Zahl vor dem Munde wegnahmen. Die Vorräthe an Bekleidungsstücken reichten nicht einmal hin dem äußeren Anstande zu gnügen. Daß man zu einem Winterfeldzuge in Rußland für die Truppen Pelzkleider braucht, scheint Ihr auch nicht bedacht zu haben. Das hättet Ihr von Gustav Adolph und von mir lernen können. Wozu nützte also der lange Aufenthalt in Moskau, wenn nicht besser für die Bedürfnisse der Truppen gesorgt wurde?"

Napoleon. „Vor Beginn des Feldzugs habe ich diesem Gegenstande wie früher die allergrößte Aufmerksamkeit gewidmet. Berthier kann hierüber die speziellsten Nachweise geben. Später, als die schnellen Bewegungen angingen, konnten die Wagenzüge den Truppen nicht mehr folgen. Beide Massen blieben für immer getrennt. Auf dem Rückzuge aber ließ uns der Feind keine Zeit an Verpflegungsanstalten zu denken."

Karl. „Dies beweist im Grunde nur die Richtigkeit des alten Erfahrungssatzes: Daß die großen Kriegszüge in entfernte Länder den Keim des Mißlingens in sich selbst tragen. In Aegypten und Syrien hattet Ihr bereits Erfahrungen gemacht, die Euch von der physischen Unmöglichkeit überzeugen mußten 200,000 Mann, die in einem Tage sich zur Schlacht vereinigen können sollten, durch Nachschaffung von Lebensmitteln zu erhalten."

Napoleon. „Wären meine Befehle besser vollzogen worden, wir hätten weniger Mangel gelitten. Ich hatte zu diesem Kriege 34 Bataillone Fuhrwesen errichtet, jedes Bataillon bestand aus 150 vierspännigen Wagen mit Lebensmitteln beladen. Hiervon sollten 20 Bataillone mit 3000 solcher Wagen der großen Armee folgen (der Mitte). Die Ladung bestand aus vier Millionen Portionen Reis, Zwieback oder

Mehl. Das war ein bewegliches Magazin welches immer nur im höchsten Nothfalle angegriffen werden ſollte. Außerdem hatte ich in Polen und Gallizien zahlloſe Heerden Rindvieh aufgekauft. Konnte ich noch mehr thun?"

Karl. „Was die Anſchaffungen betrifft ſo habt Ihr wohl das Möglichſte gethan; im Ganzen aber zu wenig bedacht daß die 12,000 Zugpferde dieſer Proviantcolonnen auch freſſen wollen; daß eine doppelt ſo große Pferdezahl zur Fortſchaffung der in Oſtpreußen und Litthauen gewaltſam requirirten Lebensmittel erforderlich war; daß eine noch viel größere Pferdezahl die Tauſende von Geſchützen und Munitionswagen fortſchleppen mußte; daß Ihr außerdem noch etwa 60,000 Offiziers- und Cavalleriepferde bei der Hauptarmee hattet; daß Ihr durch von den Ruſſen verheerte Gegenden zogt, ſo wie daß unter ſolchen Umſtänden Euere beweglichen Magazine Euch unmöglich folgen konnten, hätte es auch weniger gewiſſenloſe Beamte dabei gegeben. Mußten aber die Proviantcolonnen ſtehen bleiben, ſo konnte auch die Armee nicht weiter marſchiren ohne dem drückendſten Mangel Preis gegeben zu werden, dem ſie zuletzt wirklich auch unterlag."

Napoleon. „Und wie hätte ich nach Eurer Meinung die Sache beſſer machen können?"

Karl. „Das iſt ſchwer zu ſagen, mein Freund; aber es ſcheint mir daß der Krieg in Rußland nach einem ganz anderen Maßſtabe geführt werden muß, wenn man große Unfälle vermeiden will. Die Schwierigkeit des Unterhaltes ſo großer Streitmaſſen drängte ſich Euch ſchon bei Eröffnung des Feldzuges auf, das hätte Euch vorſichtiger machen ſollen. Ihr mußtet folglich das Concentrirungsſyſtem aufgeben, weil es nicht ausführbar war. Die große Anzahl tüchtiger Unterfeldherrn machte eine größere Theilung der Streitkräfte zuläſſig und es iſt nicht unwahrſcheinlich daß Ihr auch bei gleicher Truppenzahl manche Schlacht gewonnen haben würdet."

Napoleon. „Es iſt in der großen Kriegspraxis nichts ſo ſchwer, als die Anwendung allgemeiner Grundſätze auf die verſchiedenen Verhältniſſe und Lagen. So lange ich den Krieg nach einem kleineren Maßſtabe führte, brachte mir die Concentrirung der Streitkräfte und das ungeſtüme Vordringen auf der kürzeſten Linie bis in das Herz des Landes immer die größten Vortheile. Daß dieſes ſo oft mit dem glänzendſten

Erfolge angewendete Mittel nicht auch in Rußland dem Zwecke entsprechen werde, konnte ich um so weniger glauben da auch der macedonische Alexander nach denselben Grundsätzen gehandelt hatte und damit weiter gekommen war als ich. Warum sollte ich also davon abgehen?"

Karl. „Alexander von Macedonien ist ein sehr verführerisches Vorbild für eroberungssüchtige Fürsten, aber er führte Krieg gegen Völker die einander nicht unterstützten, deren Uneinigkeit er auf geschickte Weise zu nähren wußte, gerade wie Ihr es mit Deutschlands Fürsten gemacht habt. Der russische Alexander war kein persischer Satrap, kein indischer Nabob, sondern der mächtige Selbstherrscher eines gehorsamen und tapferen Volkes, das ihn abgöttisch verehrte; die Großen seines Reichs buhlten um seine Gunst, und die wenigen Uebelwollenden hatten nicht Einfluß genug um Unruhen und Zwiespalt im Inneren zu erregen, ohne welche Rußlands Macht von keinem fremden Monarchen erschüttert werden kann. Auch das hattet Ihr nicht bedacht."

Napoleon schwieg und ward nachdenkend. Karl überließ ihn aber nur kurze Zeit seinen Träumereien, näherte sich ihm dann freundlich und sagte: „Die Macht der Verhältnisse ist stets größer als die Weisheit der Menschen, und ihr zu unterliegen keine Schande, wenn man vorher mit Aufbietung aller Kräfte gegen sie gekämpft hat. Wir dürfen dies wohl von uns Beiden sagen, also genug davon für heute. Gefällt es Euch mehr mit mir darüber zu sprechen, so soll es mich freuen." — Napoleon erhob sich bei dieser tröstenden Zurede, erwiderte jedoch nichts darauf sondern empfahl sich mit stummem Händedruck. Der König von Schweden ging mit Stanislaus in ein Nebenzimmer und ließ uns bald darauf gute Nacht wünschen.

So endete diese Unterredung, auf die ich lange vergeblich gehofft hatte. Als Haupturſachen des Mißlingens dieser großen Unternehmung treten hervor: Ueberschreitung des Zieles und Ueberspannung der Kräfte, auf Seiten Napoleons. Geschickte Benutzung aller Mittel die französischen Streitkräfte vor dem entscheidenden Momente zu schwächen, auf Seiten der russischen Kriegsleitung. Anfangs glaubte ich immer, daß die anwesenden Generale lebhafteren Antheil nehmen würden, da sie in jenem blutigen Drama meist Hauptrollen gespielt hatten. Aber die Ehrfurcht, welche diese beiden Monarchen ihren ehemaligen Untergebenen noch jetzt einflößen, ist sehr groß. Wir Anderen setzten die Unterhaltung noch lange fort, und

ich habe Dir im nächſten Briefe mancherlei Aufſchlüſſe zu geben die Dir von Nutzen ſeyn können. Für heute aber iſt's genug.

Sechsundzwanzigſter Brief.

Olymp, den 24. Februar 1840.

Aufträge ſehr verſchiedener Art, von welchen ich Dir vielleicht ſpäter Einiges mittheilen darf, haben mich bisher abgehalten Dir den Schluß unſerer Debatten über den Feldzug 1812 mitzutheilen. Le lendemain n'appartient à personne, ſagte Napoleon eines Tages zu mir als die Rede von der Schlacht bei Auſterlitz war, und darin liegt die Löſung manches Räthſels. Der Ausgang einer großen Unternehmung wird zwar zum Theil durch die guten Vorbereitungen und Anordnungen dazu bedingt, aber Niemand kann dafür bürgen, hätte er auch alle Chancen für ſich. Es treten immer von Zeit zu Zeit unerwartete Ereigniſſe ein, die der Sache eine andere Wendung geben, und es hält dann ſchwer die Geiſter der mithandelnden Perſonen ſchnell genug in eine andere Richtung zu bringen. Als Gneiſenau nach Wilna kam, um bei dem Kaiſer Alexander Dienſte zu ſuchen, war er für den Ausgang des Feldzuges ſo ſehr beſorgt, daß er ohne eine ſtarke Diverſion von Seiten Englands, Schwedens und Preußens nur Unheil erwartete, deshalb ſeinen Plan änderte und nach London ging, wo er der guten Sache allerdings mehr nützen konnte. Die Confuſion im ruſſiſchen Hauptquartiere war freilich etwas groß, und die Vertheidigungsmittel entſprachen dem Bedürfniſſe des Augenblickes keineswegs. Aber weder Gneiſenau noch die ruſſiſchen Oberbefehlshaber wollten ſich belehren laſſen, daß die ungeheuere Ausdehnung des Kriegsſchauplatzes, welchen Napoleon zu betreten geſonnen war, ihm auch ungeheuere Verlegenheiten bereiten müſſe, ſo daß es hauptſächlich darauf ankäme dieſelben gehörig zu benutzen. Selbſt als Napoleon bis Moskau vorgedrungen und ein Theil ſeiner großen Verlegenheiten bereits zu unſerer Kenntniß gelangt war, wollte es mir nicht gelingen meinen Anſichten über den muthmaßlichen weiteren Verlauf dieſes Krieges einige Geltung zu verſchaffen, und General Barclay war von dem ganzen

Sachverhältniß ſo wenig erbaut; daß er noch zwei Wochen vor dem Abmarſche der Franzoſen aus Moskau zu mir ſagte: „Glauben Sie mir, es kann aus dieſer Geſchichte niemals etwas Geſcheites werden, und Sie können Gott danken daß Sie jetzt eine andere Beſtimmung erhalten.“ Richtigere Anſichten ſcheint man in Petersburg gehabt zu haben, denn bevor man dort den Ausgang der Schlacht bei Borodino kannte, wurde beſchloſſen mit aller Macht auf Napoleons Rückzugslinie zu wirken, und ihm gleichſam den ſtrategiſchen Lebensfaden abzuſchneiden, nur beging man zugleich den großen Fehler, daß man den Generalen Tſchitſchagow, Sacken, Wittgenſtein und Steinheil, welche vom ſüdlichen und nördlichen Lithauen hinter Napoleon hervorbrechen ſollten, viel zu umſtändliche Dispoſitionen zufertigte, von denen keine einzige in der Art hat ausgeführt werden können.

Napoleons Begleiter waren zwar mit ihm fort gegangen, kehrten aber bald wieder zurück, mit Ausnahme des Königs von Neapel und des Vicekönigs von Italien. Auch einige ruſſiſche Generale fanden ſich bei Karl XII. ein, der bei ihnen in hoher Achtung ſteht, wir hatten alſo Gelegenheit uns über die wichtigſten Ereigniſſe jenes Feldzuges zu beſprechen, und plauderten die ganze Nacht hindurch. Poniatowski konnte ſich gar nicht zufrieden geben, daß Napoleon den ſüdlichen Provinzen keine größere Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte. „Schon in Paris — äußerte der Fürſt — ſtellte ich dem Kaiſer die Wichtigkeit vor, ſich Volhyniens zu bemächtigen, wo er Lebensmittel im Ueberfluſſe und Gelegenheit finden würde, eine ſtarke Reiterei aus Eingebornen zu formiren, für deren Treue und Brauchbarkeit ich mich verbürgen zu können glaubte, ſobald der Kaiſer mich ſelbſt mit der Armee des Großherzogthums Warſchau dahin ſenden wolle. Der General Sokolnicki, den Napoleon ebenfalls nach Paris gerufen hatte, um genauere Auskunft über die ſtatiſtiſchen und topographiſchen Verhältniſſe der Landſtrecken zu erhalten welche er zu durchziehen gedachte, war hierüber ganz mit mir einverſtanden und legte ſogar dem Kaiſer einen Operationsplan vor, in welchem die Hauptmaſſen von ſtarken Streifcorps begleitet werden ſollten, von deren Thätigkeit er ſich große Wirkung verſprach. Sokolnicki's Vorſchläge ſtützten ſich auf eine genaue Kenntniß von Land und Volk, denn Niemand von uns kannte das ſüdliche Rußland beſſer als er, weshalb ihm der Kaiſer auch eine der wichtigſten Stellen im großen Generalſtabe anvertraute. Damals war der Feldzugsplan noch

nicht feſtgeſtellt, doch nährte Napoleon die Hoffnung in mir daß ich mein Operationsfeld in Volhynien erhalten ſolle, was vielleicht auch geſchehen wäre hätte der Feldmarſchall Schwarzenberg ſeine Ankunft mehr beſchleunigt. In Wilna brachte ich das Geſpräch nochmals auf die Richtung unſerer Operationen, worauf mir der Kaiſer zur Antwort gab: „Marſchire ich nach Petersburg, ſo nehme ich die Ruſſen beim Kopfe; „marſchire ich nach Kiew, ſo faſſe ich ſie bei den Füßen; marſchire ich „aber nach Moskau, ſo treffe ich ſie ins Herz.“ Es blieb alſo bei dieſer Marſchrichtung.“

Berthier hob noch eine andere Schwierigkeit heraus, die dem Kaiſer unglaublich viel zu ſchaffen gemacht haben ſoll, nämlich die große Unbekanntſchaft mit der Topographie des Landes. Die Karten von Rußland, welche man ſich vor Ausbruch des Krieges zu verſchaffen geſucht hatte, waren ſehr ungenau, zum Theil auch ganz fehlerhaft, namentlich was die Lage und Rechtſchreibung der kleineren Orte betraf. Der General Sokolnicki leiſtete zwar mit ſeinen Offizieren was nur immer möglich war, und arbeitete ſelbſt oft ganze Nächte hindurch, um die Fehler der Karten zu berichtigen oder die nöthigen Nachweiſungen über Wohnorte, Straßen, Gewäſſer, Brücken und dergleichen zu geben, welche die Karte nicht enthalten konnte. Aber er war doch nicht im Stande den Forderungen des Kaiſers zu entſprechen, und die einzelnen Corps mußten oft in Gegenden entſendet werden, von welchen man kaum die nothdürftigſte Kenntniß hatte. Das kommt zwar eigentlich in den meiſten Kriegen vor; in Rußland fehlten aber die Mittel durch welche dieſe topographiſchen Lücken von den Generalſtabsoffizieren der Armeecorps ergänzt werden konnten. Man begegnete nämlich ſelten einem Menſchen bei dem man hätte die nöthigen Erkundigungen einziehen können, und mußte ſich folglich mit dem begnügen was der Augenſchein ſelbſt lehrte, weshalb die wichtigſten Entdeckungen immer zu ſpät gemacht wurden und große Zeitverluſte verurſachten die, weil ſie ſich täglich zu mehreren Malen wiederholten, das Vorrücken im Zuſammenhange und die Herſtellung der Verbindung, ſelbſt die Ueberbringung von Meldungen und Befehlen überaus verzögerten. Hierdurch kam eine bis dahin kaum gekannte Friktion in die Maſchine, deren Ueberwindung den Truppen große Kraftanſtrengungen abnöthigten. Wie groß die Marſchverluſte der Truppen dadurch wurden, läßt ſich daraus abnehmen daß ſchon in den erſten drei Wochen nach Eröffnung des Feldzugs, allerdings

zum Theil in Folge des eingetretenen Regenwetters, die Infanteri
ſogenannten großen Armee ſich um ein Siebentel ihres Dienſtbeſt
vermindert hatte. Die Cavallerie und Artillerie hatten zwar wenig
ſchen, aber deſto mehr Pferde verloren, beſonders die franzöſiſche. G
wohl war die Marſchgeſchwindigkeit im Ganzen nicht erheblich.
dem Zeitraume vom 30. Juni bis 16. Juli legte der Heertheil unter
Könige von Neapel nur 20, der unter dem Könige von Weſtphalen
der unter dem Marſchall Davouſt hingegen 39 deutſche Meilen zurück,
bei Letzterem immer erſt 2½ Meile täglich iſt.[1] Der König von N
welchem Ney's Corps zur Unterſtützung nachfolgte, hat ſeine Cavo
gewiß nicht geſchont, aber die von Berthier angeführte ungenaue Ken
der Gegend, nicht minder auch die Sorge für den täglichen Unterhal
Truppen, mag eine größere Beſchleunigung der Märſche, dem in ſ
fertiger Ordnung zurückweichenden Feinde gegenüber, ganz unausfüh
gemacht haben.

Es iſt überhaupt höchſt merkwürdig, wie die größten Reſulta
dieſem Kriege mehr durch ein Zuſammenwirken abſichtsloſer L
lungen, als durch eine Reihe von Combinationen hervorgebracht w
ſind. Napoleon rieb ſeine beſten Kräfte durch das eifrige Beſtreben
ſeine beiden Gegner vor ihrer Vereinigung zu ſchlagen die er am
nicht hindern konnte. Bei Smolensk rechnete er auf keinen hartnä
Widerſtand, griff den Stier bei den Hörnern an, obſchon eine Umge
der rechten Flanke der Ruſſen leicht zu bewirken geweſen wäre, und
ſich beträchtliche Verluſte zu. Die Schlacht einige Meilen hinter Smo
(gewöhnlich nach dem Orte Valutina-Gora benannt) wurde ohne A
und Willen Napoleons geliefert, der erſt am anderen Morgen auf
Platz kam und das Ganze für ein Avantgardengefecht gehalten hatte.
alle dieſe Ereigniſſe hatten zur Folge einer Seits, daß Napoleon in
eifriger im Verfolgen wurde, ſich alſo fortreißen ließ; anderer Seits,
die ruſſiſchen Befehlshaber aus dieſen mehr zufälligen Thatſachen allm
größeren Nutzen ziehen lernten und etwas Planmäßigkeit in ihre L
lungen brachten. Je tiefer Napoleon aber in Rußland eindrang,
gefährlicher mußte auch ſeine Lage werden wenn Alexander den Fr
ſtandhaft verweigerte. Kam es hingegen früher zur Schlacht, ſo
Napoleon beträchtlich ſtärker als ſeine Gegner, und der Ausgang w

[1] Vergl. Röder, der Kriegszug Napoleons gegen Rußland: Leipzig 1848. S. 25—27

wahrſcheinlich weniger zweifelhaft geweſen ſeyn, weshalb man denn auch die Mangelhaftigkeit der ausgeſuchten Stellungen immer als Vorwand benutzte die Entſcheidung zu vertagen, bis Kutuſow endlich einſah daß er nicht weiter zurückgehen dürfe.

Betrachten wir nun die Wirkungen dieſes raſtloſen Vordringens, ſo muß man geſtehen daß ſie ganz zum Vortheil der Ruſſen waren. Dieſe fanden von Witepsk ab überall Magazine von Mehl, Grütze, Zwieback und Fleiſch; außerdem kamen ihnen aus dem Inneren ungeheuere Karawanen mit Lebensmitteln, Bekleidungsſtücken und anderen Bedürfniſſen entgegen. Dies ſetzte die ruſſiſche Armee in Stand ſich überall zu lagern wo es ihr gut dünkte, und man hatte nur Rückſicht auf Trinkwaſſer zu nehmen. Der Mangel daran war in dieſem heißen trockenen Sommer allerdings zuweilen ſehr groß, und man ſchätzte ſich glücklich in der Nähe eines kleinen Sees lagern zu können, weil die ſchlechten Ziehbrunnen dem Bedarf nicht lange Vorſchub leiſteten. — Da, mit Ausnahme des Aufenthaltes bei Smolensk, der Rückzug von Witepsk bis Moskau im Grunde eine ununterbrochene Bewegung war, und von Smolensk das Marſchobjekt ſich immer ziemlich hinter der Armee befand, ſo war der ganze Rückzug eine äußerſt einfache Bewegung, die ſehr wenig von der Natur des Manövrirens hatte und wobei man das feindliche Manövriren auch nicht zu befürchten brauchte. Denn wenn man immer ausweicht und gerade zurückgeht, iſt es dem Gegner ſehr ſchwer uns zu umgehen, abzudrängen u. ſ. w. Dazu kommt, daß das Land wenig Straßen hat und auch wenig große Terraineinſchnitte, es kommen alſo viel weniger topographiſche Combinationen in die Bewegung des Ganzen.

Daß durch eine ſolche Vereinfachung der großen Rückzugsbewegung die Kräfte von Menſchen und Pferden ſehr geſchont werden, weiß jeder Soldat aus Erfahrung. Es gab keine langen Rendezvous, keine Hin- und Hermärſche, keine Umwege, keine Allarmirungen, kurz keinen unnützen Kraftaufwand. Selbſt der Vorpoſtendienſt war mit geringen Mühen verbunden, auch lag derſelbe wie gewöhnlich den Koſaken ob, die ein beſonderes Talent dafür beſitzen ohne ſich ſelbſt dabei ſehr anzuſtrengen. Wo ſich mehrere Straßen in der Marſchrichtung fanden ging man in mehreren Colonnen; wurden die Seitenwege ſchwierig da blieb man mit dem Ganzen auf der breiten Heerſtraße. Der Verpflegung halber war eine Theilung nicht nöthig. Man brach meiſt zu bequemen Stunden auf, richtete ſich

ſo gut als möglich ein, und ließ es Menſchen und Thieren nicht an
licher Nahrung fehlen. Die Menſchen entbehrten freilich oft das
und mußten ſich mit ſchlechtem Zwieback behelfen, der indeß geſund
nahrhaft war. Grütze, Fleiſch und Branntwein gab es aber im Ueber
Die Pferde fütterte man hauptſächlich mit Heu, welches nahrhafter iſ
man bei uns annimmt. Nur die der Arrieregarde zugetheilte Cavallerie
etwas ſchlimm daran, weil ſie die Pferde nie abſatteln durfte, überh
aber ſelten aus dem Sattel kam und daher auch viel gedrückte Pferde
— Im Allgemeinen iſt es alſo den Ruſſen auf dem zehnwöchentl
Rückzuge ſehr wohl ergangen, und ſie verloren durch Kranke und
zügler ſehr wenig, ſelbſt auch weniger in den Gefechten als die Franz
weil ſie den Hauptſtoß derſelben gar nicht abwarteten.

Mit den Franzoſen verhielt es ſich gerade umgekehrt. Die Be
gung der Armee des Vorſchreitenden und Verfolgenden hat immer
Schwierigkeiten. Dieſe Schwierigkeiten ſteigen in eben dem Maße,
die Bevölkerung und Kultur des Landes abnimmt; ſie ſteigen noch
bei Armeen von Hunderttauſenden. Der Vorſchreitende hat nur
Aushilfen um ſich die Sache zu erleichtern. Er nimmt dem Zurü
henden hin und wieder Magazine ab, kann ſich auch mehr theilen, m
leichter à la fortune du pot leben. In Rußland fielen aber dieſe b
Hilfsmittel weg, das erſte weil die Ruſſen ihre Magazine meiſtens
ſteckten, ſelbſt viele Städte und Dörfer hinter ſich in Flammen auf
ließen, wie es ſchon Peter der Große gemacht hatte; das zweite w
der dünnen Bevölkerung und weil es auch an brauchbaren Nebenſtr
fehlte. Um jedoch dieſes zweiten Mittels nicht ganz zu entbehren,
Napoleon ſeine Armee faſt immer in drei Colonnen marſchiren, w
die mittlere etwa 100,000 Mann, jede der Seitencolonnen etwa 40
Mann ſtark war, d. h. von Witepsk aus, denn früher änderte
Marſchordnung ſich oft aus ſtrategiſchen Gründen. Die Seitencolo
hatten aber mit ſolchen Marſchhinderniſſen zu kämpfen, daß ſie ſelten
Einbruch der Dunkelheit auf die Bivouacs rückten, und die Hauptcol
fand in der Regel nichts zu leben. Beſonders ſchlimm ſtand es mi
Cavallerie, die meilenweit nach ſchlechtem Futter und Waſſer reiten m
und durch die vielen nächtlichen Allarmirungen auch noch um die we
Ruheſtunden gebracht wurde. Ueberhaupt war der Waſſermangel in di
Feldzuge überaus drückend, und ich habe ſelbſt bei der ruſſiſchen Ar

garde, die immer noch beſſer daran war als die Franzoſen, den empfindlichſten Durſt zu leiden gehabt, obſchon wir uns möglichſt vortheilhafte Nachtlager ausſuchten, während die Franzoſen darin keine freie Wahl hatten, da ſie immer Fühlung an der Klinge behalten wollten.

Durch dieſe Schwierigkeiten wurde das Vorrücken der Franzoſen theils aufgehalten, theils äußerſt beſchwerlich und zerſtörend für die Kräfte der Menſchen und Pferde. Die Folge davon war, daß von den 280,000 Mann, mit welchen Napoleon in der Mitte vorrückte, nur etwa 90,000 Mann nach Moskau gekommen ſind. Der Verluſt in Gefechten von Wilna bis dahin kann auf 90,000 Mann angeſchlagen werden, die noch fehlenden 100,000 Mann ſind alſo auf dem Marſche und in den Bivouacs zu Grunde gegangen.[1] Dieſe Zahlen liefern den ſtärkſten Beweis von der Zweckwidrigkeit der ſtürmiſchen Eile, mit welcher Napoleon dabei zu Werke ging. Aber vergeſſen wir nicht, daß kein Menſch vorher wiſſen oder ſelbſt ahnen konnte, daß die große Armee nur durch die tägliche Anſtrengung ſolche ungeheuere Verluſte erleiden würde, und als man dieſelben wahrnahm, mußte man eilen aus dieſer Verlegenheit herauszukommen, d. h. immer weiter vorrücken und die Schlacht ſuchen, welche einen glänzenden Sieg verſchaffen und größere Freiheit der Bewegung geſtatten ſollte. Dieſe Kette widriger Ereigniſſe zu zerreißen lag nicht mehr in Napoleons Macht. Wäre die ruſſiſche Armee in der Schlacht bei Borodino ganz zertrümmert worden, ſo konnte das für Napoleon günſtigere Verhältniſſe herbeiführen. Aber das Machtverhältniß war ſich dort ſo ziemlich gleich, nur mit dem Unterſchiede, daß die ruſſiſchen Generale ungleich weniger befähigt und die ruſſiſchen Truppen auch nicht durchgehends ſo gut waren, als der von allen Schlacken gereinigte, etwa 120,000 Mann ſtarke Ueberreſt der großen franzöſiſchen Armee. Indeß hatte Napoleon triftige Gründe die Stärke ſeiner Gegner höher anzuſchlagen als ſie wirklich war, und obſchon er ſich immer noch ſchmeicheln durfte ihnen eine Niederlage beizubringen, nöthigte ihn die eben eingehende Nachricht von ernſten Unfällen in Spanien zu größerer Vorſicht, die einige kurzſichtige Geſchichtſchreiber für — Geiſtesſchwäche gehalten haben. Der ganze Verlauf dieſer Schlacht iſt jedoch von der Art, daß man die

[1] Das königlich württembergiſche Contingent, welches mit 8187 Mann vom Niemen abmarſchirt war, hatte kurz vor der Schlacht bei Borodino nur noch 2636 Mann unter den Waffen (Vergl. Röder, S. 126.)

unerſchütterliche Feſtigkeit des Willens beider Feldherren nicht genug bewundern kann, wodurch jene Vorausſetzung oder Angabe faktiſch widerlegt wird.

Die Schlacht bei Borodino (auch Schlacht bei Moſhaisk oder Schlacht an der Moskwa genannt) iſt ſchon ſo vielfach beſchrieben worden, daß ich Dir nichts Neues darüber ſagen kann. Aber einige Betrachtungen darüber werden hier an ihrem Orte ſeyn. Kutuſow hatte ſeine Armee zu beiden Seiten der neuen Straße von Smolensk nach Moskau aufgeſtellt, und wollte hier den Angriff erwarten. Dieſe Straße überſchreitet die Kalotſcha — ein unbedeutender Fluß aber mit ſteilen Uferrändern im engen Thale — bei dem Dorfe Borodino, und läuft dann über den Hügel bei Gorki nahe am rechten Ufer des Pſarewabaches nach Moſhaisk. Der rechte Flügel der Ruſſen war durch die ſchwierigſte Strecke der Kalotſcha gedeckt; die Mitte ſtützte ſich rechts bei Gorki und links bei Semenofskoe an zwei ſchwer zu überſchreitende Ravins, welche vor der Front in das Thal der Kalotſcha mündeten; der linke Flügel reichte von dem Dorfe Semenofskoe bis Utiza, an der alten Moskauer Straße gelegen. Mehrere vor der Front der ganzen Stellung befindliche Hügel waren eiligſt verſchanzt und mit zahlreicher Artillerie beſetzt worden, welche das vorliegende Terrain in allen Richtungen beſtrich. Hinter und zwiſchen dieſen Schanzen ſtanden die Infanteriecorps in zwei Treffen mit Bataillonscolonnen, die Cavalleriediviſionen dahinter in Linie. Die Aufſtellung der Truppen in ſich war ſehr gedrängt. Mehrere Jägerregimenter hielten die vorliegenden Ravins beſetzt und vertheidigten die Zugänge der Stellung, welche ſtark genannt werden kann. Am 5. September befand ſich weiter vorn bei Schewardino noch ein beſonderes ruſſiſches Corps, das aber im Laufe dieſes Tages von dort vertrieben wurde.

Napoleon verwendete den 6. September zu der ſorgfältigſten Recognoscirung, konnte aber doch manches Bewegungshinderniß nicht genau kennen lernen, und täuſchte ſich namentlich über die Wichtigkeit des Ravins vor Semenofskoe, das er gar nicht wahrnehmen konnte, weil die Gipfel der darin ſtehenden Birken aus der Ferne ſich wie ein niedriges Gebüſch in der Ebene ausnahmen, ein Irrthum der das Fortſchreiten des Angriffs der Mitte ſehr aufhielt und höchſt nachtheilige Folgen hatte. Indeß überzeugte er ſich bald, daß der Hauptangriff auf dem rechten Ufer der Kalotſcha erfolgen müſſe, weil die ruſſiſche Stellung hier am zugänglichſten

war, auch konnte man von hier aus die Rückzugslinie der Ruſſen am leichteſten bedrohen. Dem zu Folge wurden noch denſelben Abend die meiſten Truppen zwiſchen der Kalotſcha und der alten Moskauer Straße vereinigt, und es blieb auf dem linken Ufer jenes Fluſſes nur das Corps des Vicekönigs, nebſt den Diviſionen Morand und Gerard vom 1. Corps. — Mit welcher Vorſicht Napoleon die Vorbereitungen zu dieſer Schlacht betrieb, geht aus ſeiner eigenen perſönlichen Thätigkeit hervor, durch welche die abgeſchmackten Behauptungen „von Abnahme ſeiner geiſtigen Kräfte ꝛc.“ am beſten widerlegt werden. Poniatowski, deſſen Leiſtungen in dieſer Schlacht von Napoleon nicht ſehr gerühmt worden ſind, der mithin als ein ſehr unparteiiſcher Zeuge gelten kann, verſicherte mich daß der Kaiſer, nachdem er bis Mitternacht in ſeinem Zelte mit Ertheilung von Befehlen beſchäftigt geweſen, ſchon früh 2 Uhr zu den Vorpoſten ſeines rechten Flügels geritten ſey, um ſich aus dem Stande der feindlichen Wachfeuer zu überzeugen, ob die Ruſſen eine Aenderung ihrer Stellung vorgenommen hätten, worauf er nach der Redoute bei Schewardino ritt, wohin die Marſchälle und Corpsbefehlshaber früh 5 Uhr beſchieden waren um die letzten Befehle zu erhalten. Durch dieſen nächtlichen Ritt zog ſich der Kaiſer allerdings eine Erkältung zu, die aber nur eine ſtarke Heiſerkeit zur Folge gehabt und ihn natürlich nicht gehindert hat, dem Gange der Schlacht die vollſte Aufmerkſamkeit zu widmen. Daß er aber auch den größten Theil des Tages hier blieb und weder ein Pferd beſtieg noch ſonſt viel Beweglichkeit zeigte, darf um ſo weniger befremden, da es ganz im Geiſte ſeiner Gewohnheiten an großen Schlachttagen iſt, auch nicht anders ſeyn kann. Der Befehlshaber einer Armee muß ſich auf einem Punkte befinden, welcher ihm die Ueberſicht der Hauptbewegungen erleichtert, und darf dieſen Punkt ohne ſehr triftige Gründe nicht verlaſſen, damit die mit Meldungen und Anfragen kommenden Adjutanten möglichſt ſchnell abgefertigt werden können. Sind die Befehle einmal gegeben, ſo muß er ſich bei ihrer Vollziehung jeder perſönlichen Einmiſchung um ſo mehr enthalten, als dies nur Unordnung herbeiführen, ihn ſelbſt aber von der Ueberwachung des Ganzen und der Beobachtung der feindlichen Bewegungen abziehen würde. Wäre es weniger kalt geweſen, ſo würde man Napoleon zwiſchen 6 und 8 Uhr Morgens vielleicht ſchlafend gefunden haben. — Ob dieſe nächtliche Recognoscirung den Kaiſer in dem Glauben beſtärkt habe, daß in der ruſſiſchen Stellung keine Aenderung

eingetreten ſey, iſt eine andere Frage. Kutuſow hatte allerdings gegen Abend Befehl gegeben, daß die Garden näher hinter die Mitte, das Corps des Generals Tutſchkow hinter den linken Flügel rücken ſolle, es wurde aber den Truppen unterſagt Wachfeuer anzuzünden, Napoleon hat alſo nichts entdecken können. Indeß ſcheint er eine Ahnung davon gehabt zu haben, denn die Corpsbefehlshaber erhielten die Weiſung: mit Ordnung und Zuſammenhang zu operiren, viele und ſtarke Reſerven bereitzuhalten, die Diviſionen nur nach und nach Brigadenweiſe ins Gefecht zu bringen und es an keiner Vorſicht fehlen zu laſſen. Die Diviſionen Friant und Claparède wurden hinter der Mitte als nächſte Reſerve aufgeſtellt. Die Garde blieb weiter rückwärts als Hauptreſerve.

Hierdurch erhielten die beiderſeitigen Schlachtordnungen eine Tiefe, wie man ſie ſelten wahrgenommen hat, und es erklären ſich daraus alle die Erſcheinungen im Laufe der Schlacht, welche derſelben ein ſo eigenthümliches Gepräge gegeben haben, daß man den Ausgang mit vieler Zuverſicht vorherſagen konnte. Es konnte nämlich unter ſolchen Umſtänden auf keiner Seite weder ein ſchneller, noch ein ſehr glänzender Erfolg errungen werden, denn der Angreifer mußte überall auf kernigen und äußerſt nachhaltigen Widerſtand ſtoßen, und durfte nicht hoffen daß die Erfolge des Geſchützfeuers oder der Infanterieangriffe den Cavalleriemaſſen Gelegenheit geben würden, dieſe Vortheile ſchnell zu benutzen und ins Große zu treiben. Wirklich hat auch der ruſſiſche linke Flügel, dem es bekanntlich am ſchlimmſten erging, im Verlauf eines zehnſtündigen mörderiſchen Gefechts höchſtens 2000 Schritt Terrain verloren.

Eine zweite Folge der tiefen Aufſtellung war der ungeheuere Menſchenverluſt auf beiden Seiten, welcher nicht nur durch die zuſammengedrängten Diviſionsmaſſen, ſondern auch durch die Nähe der Hauptreſerven entſtand, die dem Geſchützfeuer viel zu wenig entzogen waren. Ich behalte mir über dieſe Verluſte noch eine allgemeine Bemerkung vor, da ich hier eine Anſicht zu berichtigen habe die von zu großer Wichtigkeit iſt. Der Oberſte Toll, ein ſehr unterrichteter Offizier mit welchem ich in dieſem Feldzuge viel debattirte, hatte eine beſondere Vorliebe für tiefe Stellungen. Er war Generalquartiermeiſter und als ſolcher nicht ohne wichtigen Einfluß, weshalb denn auch die Aufſtellung zur Schlacht meiſt durch ihn beſtimmt wurde. Von der Nothwendigkeit der tiefen Aufſtellung war ich ganz mit ihm einverſtanden; doch konnte ich ihm nicht begreiflich machen,

daß eine Vertheidigungsſtellung für ſolche Streitmaſſen auch viel örtliche Tiefe haben, d. h. daß man die allgemeine Reſerve weiter zurückſtellen müſſe, theils um ſie den feindlichen Kugeln, wo möglich auch den feindlichen Blicken zu entziehen, theils aber auch um freier über ſie verfügen zu können. Gegen dieſen Grundſatz wurde in der Schlacht bei Borodino ſehr gefehlt. Die Cavalleriediviſionen ſtanden kaum 400 Schritte hinter den Infanteriecorps, und die Reſerven waren von der Cavallerie nicht über 1000 Schritte entfernt, was für ſolche Maſſen offenbar zu wenig iſt. Das Doppelte der Entfernungen würde viel beſſer, und nach meinen Anſichten immer noch das Minimum geweſen ſeyn.

Was Napoleons tiefe Aufſtellung betrifft, ſo wurde er durch die ruſſiſche Stellung und durch ſeine Rolle als Angreifer dazu genöthigt; auch blieb ſeine Garde den Blicken der Ruſſen die längſte Zeit verborgen, während die Stellung der ruſſiſchen Garden von den Höhen vor Semenoſskoe gut überſehen, ſogar beſchoſſen werden konnte. Die Tiefe der Aufſtellung, die Zähigkeit der Ruſſen auf der einen, die Tapferkeit der Franzoſen auf der anderen Seite, ſind alſo die Haupturſachen, weshalb der Kampf ſo lange mit Erbitterung und gleichwohl ohne erhebliche Reſultate fortgeſetzt wurde. Da nun dieß Alles von beiden Heerführern vorhergeſehen worden zu ſeyn ſcheint, was ſich aus ihren Anordnungen ergeben dürfte, ſo fragt es ſich ob es nicht beſſer geweſen ſey, ſtärker gegen eine der Flanken des Gegners zu wirken? Dieſe Anſicht iſt auch damals zur Sprache gekommen, und ſpäter nicht minder lebhaft vertheidigt worden, weshalb ich näher darauf eingehen will.

Poniatowski hatte Befehl, mit ſeinem Corps von Doronino durch den Wald und auf der alten Moskauer Straße über Utiza vorzudringen, um den Angriff des Marſchalls Davouſt gegen die Schanzen vor Semenoſskoe zu erleichtern. Es iſt bekannt, daß die Polen ſpäter zum Angriffe kamen und viel langſamere Fortſchritte machten als Napoleon erwartete, daß Davouſt deshalb auch größeren Widerſtand erfuhr und Marſchall Ney ihm zu Hilfe kommen mußte, wodurch der ganze Angriffsplan eine Aenderung erlitt die den Erfolg weſentlich beeinträchtigte. Man hat dem Fürſten Poniatowski darüber Vorwürfe gemacht, aber mit Unrecht. Er marſchirte mit ſeinem kaum noch 6000 Mann ſtarken Corps früh 5 Uhr ab und hätte, wenn er den kürzeſten Weg einſchlagen konnte, ſpäteſtens um 6 Uhr zum Angriffe auf Utiza ſchreiten können, zu welcher Zeit

Davoust's Angriff ebenfalls begann. Aber der Wald ward ſo ganz unwegſam und verwachſen gefunden, daß Poniatowski ihn rechts umgehen mußte, um nur das Geſchütz mit fort zu bringen das er natürlich nicht zurücklaſſen konnte. Nichts deſto weniger wurde Utiza früh 7 Uhr genommen. Als aber die Polen auch gegen den Hügel hinter dem Dorfe rücken wollten, fanden ſie ſo kräftigen Widerſtand daß es ganz unmöglich war weiter vorzurücken, und die Polen ſogar genöthigt waren bis an den Waldſaum wieder zurück zu gehen, doch blieb Utiza in ihrer Gewalt.

Dieſe Flankenoperation blieb alſo ohne Wirkung und zwar erſtens, weil General Tutſchkow mindeſtens doppelt ſo ſtark war als Poniatowski, und eine dominirende Höhe inne hatte die ſeine ganze Stärke gar nicht beurtheilen ließ; zweitens, weil das etwas lichtere und niedrige Gehölz, welches Poniatowski von Davoust trennte (deſſen Angriffe auf die erwähnten Schanzen erſt früh 8 Uhr gelangen), von einigen ruſſiſchen Jägerregimentern beſetzt war, die Poniatowski's linke Flanke bedrohten, ihn zu Entſendungen nöthigten und ſeine Verbindung unterbrachen. Er wurde dadurch ſelbſt in eine ſehr bedenkliche Lage verſetzt, aus der ihn auch die Unterſtützung einer weſtphäliſchen Diviſion nicht befreien konnte, und es bedurfte die Heranziehung der anderen weſtphäliſchen Diviſion, um die ruſſiſchen Jäger aus dem Gehölz zu vertreiben, was etwa um 10 Uhr gelang; an ein weiteres Vordringen der Polen und Weſtphalen in der freien Ebene war aber deshalb noch nicht zu denken, denn es ſtand ihnen eine ſtarke Macht, insbeſondere viel Cavallerie gegenüber, welche die Infanterie immer wieder in das Gehölz zurück trieb.

Poniatowski war alſo viel zu ſchwach um entſcheidend einzuwirken, und mußte mit großer Vorſicht operiren wenn er ſich keiner Niederlage ausſetzen wollte. Mit ſtärkeren Maſſen auf dieſem Punkte gleich anfangs aufzutreten, würde aber eben ſo wenig zu empfehlen geweſen ſeyn, weil Cavallerie und Artillerie nur auf zeitraubenden Umwegen dahin gelangen konnten, und der Angriff auf die ruſſiſche Mitte noch mehr geſchwächt worden wäre, anderer Nachtheile nicht zu gedenken. Damit will ich aber nicht ſagen daß die ganze Angriffsdiſpoſition frei von Fehlern geweſen ſey; ich möchte vielmehr tadeln daß man für die Verbindung mit Poniatowski nicht beſſere Sorge getragen hat. Wäre Davoust mit allen drei Diviſionen denſelben Weg gegangen den die Diviſion Compans einſchlug, hätte er das verhängnißvolle Ravin, welches ſeinen Anfang unweit des

Waldſaumes hat, rechts zu umgehen geſucht und dem Marſchall Ney ſeinen Platz überlaſſen können, ſo gelangten die Franzoſen gewiß wohlfeileren Kaufs in den Beſitz der Schanzen vor Semenofskoe. Ney hätte dann nicht nöthig gehabt einen großen Theil ſeiner Truppen (die Weſtphalen) rechts in den Wald zu ſenden, was zur Folge hatte daß die urſprüngliche Ordnung der Schlachthaufen weſentlich geſtört und Mürat genöthigt wurde, mit der Reſervecavallerie vor den Riß zu treten was ihre Offenſivkraft gewaltig erſchütterte. Aber dieſe Mißgriffe traten nur ein, weil man von dem vorderſten Ravin erſt nach völlig engagirtem Gefecht Kenntniß erhielt, und die ruſſiſchen Jäger daſſelbe mit einer Geſchicklichkeit vertheidigten die ihnen zur beſonderen Ehre gereicht. Auch das zweite Ravin, an deſſen beiden Rändern das Dorf Semenofskoe liegt, ſpielt in dem erſten Schlachtmomente eine wichtige Rolle, konnte aber nach dem Verluſte der Schanzen nicht mehr ſo hartnäckig vertheidigt werden. Indem ich nur nebenbei bemerke, daß gegen Mittag die Höhen bei Semenofskoe in dem unbeſtrittenen Beſitze der Franzoſen blieben, und die Schlacht hierauf einige Stunden lang zum Stehen kam, wende ich mich jetzt zum rechten Flügel der Ruſſen, wo General Uwarow ſtand, dem ich als Oberquartiermeiſter beigegeben war. Nachdem die Franzoſen gegen 8 Uhr das Dorf Borodino genommen und ſich darin feſtgeſetzt hatten, der Vicekönig mit aller Macht gegen die Rajewskiſchanze rückte (die ſogenannte „große Redoute“ vor der Mitte), nur die Infanteriediviſion Delzons und die Cavalleriediviſion Ornani auf dem linken Ufer der Kalotſcha gelaſſen hatte, denen die Sicherung der Rückzugslinie und die Deckung der Parks oblag, trat hier ein Moment ein der eine nähere Beleuchtung verdient.

General Platow ſtand mit etwa 2000 Koſaken dicht an der Kalotſcha auf dem rechten Flügel, ſuchte eine Furt, fand ſie und rückte auf der Ebene vor, welche er zu ſeinem Erſtaunen von Truppen faſt entblößt ſah, da Delzons die Brigade Plauſanne zur Beſatzung von Borodino verwendet hatte. Gleichzeitig entdeckte er aber auch des Vicekönigs concentriſche Angriffsbewegung gegen die Rajewskiſchanze. Da Umgehungen und Flankenangriffe zu allen Zeiten etwas Verführeriſches gehabt haben, ohne daß die Leute eben ſehr überlegen was ſie eigentlich dadurch bezwecken wollen, kam auch Platow auf die Idee ein ſolches Manöver hier auszuführen, und ſendete den Prinzen von Heſſen-Philippsthal zum Feldherrn,

um hierzu die Genehmigung zu erbitten. Der Prinz wendete ſich zuerſt an den Oberſten Toll, der für dieſe Idee leicht zu gewinnen war, und dieſer trug ſie dem Fürſten Kutuſow vor. Da um dieſe Zeit noch kein franzöſiſcher Angriff einen beſonders glücklichen Erfolg gehabt hatte, auch das Gerücht ſich verbreitete der König von Neapel ſey ſchwer verwundet in Gefangenſchaft gerathen, glaubte man eben nichts aufs Spiel zu ſetzen wenn man die Cavallerie des rechten Flügels zu einer ſolchen Unternehmung verwende. Der Zufall wollte übrigens daß General Uwarow ſelbſt zugegen war, und ſo erhielt er den Befehl mit der leichten Gardecavallerie (2500 Reiter und 12 Geſchütze) dem Prinzen zu folgen. Wir ſetzten unweit Staroie durch die Kalotſcha, machten dann eine Linksſchwenkung, nahmen die Richtung auf Borodino, und kamen gegen Mittag an die Ufer des Woenkabaches, wo Platows Koſaken zu unſerer Rechten nach Uebergängen forſchten.

Bei unſerer Annäherung zog ſich der General Ornani mit ſeiner ſchwachen Cavalleriediviſion ſchnell über den Damm hinter die Woenka zurück. Eine Brigade der Diviſion Delzons blieb aber zwiſchen Borodino und den Dammbrücken und formirte Vierecke. Bei ſolcher Dreiſtigkeit ließ ſich von einem bloßen Cavallerieangriffe auf dieſe Infanterie nicht viel erwarten, weshalb ich den General Uwarow bat, die reitende Batterie auffahren und die Infanterie beſchießen zu laſſen. Die ruſſiſchen Offiziere ſeiner Umgebung befürchteten jedoch daß die Italiener uns entwiſchen würden, das Gardehuſarenregiment erhielt mithin Befehl zum Einhauen. Die Italiener blieben aber ſtandhaft, gaben ihr Feuer mit großer Ruhe ab, und die Huſaren wiederholten ihren Angriff noch zweimal ohne beſſeren Erfolg. Jetzt erſt befolgte Uwarow meinen Rath, und beim erſten Schuſſe traten die Italiener den Rückzug an. Ihnen zu folgen war höchſt bedenklich, auch ſtanden am andern Ufer der Woenka Ornanis Reiter mit mehreren Batterien, und im nahen Thale der Kalotſcha entdeckte man eine ganze Infanteriediviſion. — Wir ſahen jetzt Einer den Andern an, doch Keiner wußte etwas Beſſeres zu rathen, denn der Kanonendonner zu unſerer Linken ſagte uns, daß die Schlacht jetzt erſt im vollen Gange, der Ausgang aber ungewiß ſey. Mir wurde indeß immer deutlicher daß unſer Manöver ohne Erfolg bleiben werde.

Nachdem man über eine Stunde debattirt hatte, hörten wir zu unſerer Rechten plötzlich ein lebhaftes Flintenfeuer, und erblickten Platows

Koſaken am andern Ufer der Woenka. Die feindlichen Truppen, welche uns gegenüber ſtanden, machten eine Seitenbewegung. Jetzt konnte das Gardekoſakenregiment, welches zu Uwarows Corps gehörte, nicht länger unthätig bleiben. Wie eine Rakete fuhr es auf den Damm los, war in einem Augenblicke hinüber und jagte dem Walde zu, wo die andern Koſaken ſich mit den Italienern herumſchoſſen. Wäre Uwarow den Koſaken auf dem Fuße gefolgt, ſo konnte er vielleicht eine große Verwirrung im Rücken der franzöſiſchen Armee anrichten, die nicht ohne Wirkung auf das Ganze geblieben ſeyn würde. Allein er hatte bereits Kutuſow melden laſſen, daß er ſich keinen Erfolg von ſeiner Diverſion verſpreche und um neue Befehle gebeten, die er erwarten wollte. Die Koſaken blieben daher ohne Unterſtützung und kehrten bald mit anſehnlichem Verluſte zurück. — In der Zwiſchenzeit hatten wir Muße den Fortgang der Schlacht aus der Ferne zu betrachten, denn zu einem Angriffe auf Borodino fehlte es uns an Infanterie, und die darin ſtehende Brigade war klug genug das Weitere in loco abzuwarten. Der Kanonendonner aus faſt 1200 Geſchützen war zwiſchen 12 und 3 Uhr am furchtbarſten, wurde aber dann immer ſchwächer. Auch die Streitmaſſen ſchrumpften allmälig zuſammen, ſo wie die Schaaren der Verwundeten, die nach den Verbandplätzen ſich ſchleppten, immer größer wurden. Die Reitermaſſen trieben ſich zuletzt nur noch in einem matten Trabe herum. Das Ganze trug den Charakter der äußerſten Ermüdung und Abſpannung. — Um 3 Uhr kam der Befehl zum Rückmarſch und gegen 5 Uhr ſtanden wir wieder hinter der Redoute bei Gorki, welche Kutuſow während der ganzen Schlacht nicht verlaſſen hat, obſchon er den Gang derſelben von hier aus nur unter einem ſehr ſpitzen Winkel beobachten konnte.

Vergleicht man dieſe beiden Flankenoperationen mit einander, ſo iſt nicht zu verkennen, daß ſie ohne erheblichen Einfluß auf den Gang der Schlacht blieben, und eher zum Nachtheil als zum Vortheil der Unternehmer dienten. Ich will damit nicht ſagen daß man ſie lieber hätte unterlaſſen ſollen. Im Gegentheil nöthigte Napoleon das waldige Terrain in ſeiner rechten Flanke zu dieſer Entſendung. Aber er ſcheint Poniatowski's Operation mehr als eine Flankendeckung angeſehen zu haben, mit welcher vielleicht eine Demonſtration verbunden werden konnte, wenn dieſer wenig Truppen auf ſeinem Wege fand. Hätte er wichtigere Zwecke damit verbinden wollen, ſo mußte Poniatowski beträchtlich verſtärkt werden, auch

eine andere Inſtruction erhalten als die: mit Davouſt in gleicher Höhe vorzurücken. Hinterdrein haben die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber Poniatowski's Auftrag anders gedeutet und ihm Lauheit vorgeworfen. Man darf indeß nicht überſehen, daß die Verwundung ſo vieler franzöſiſcher Generale zu Anfang der Schlacht (Davouſt, Compans, Deſaix, Rapp und Duppelin) bei dem Vorrücken gegen die Schanzen vor Semenofskoe eine Unſicherheit in die Leitung des Angriffs brachte, die nicht ohne nachtheilige Folgen blieb. — Uwarows Unternehmung konnte aus dem Grunde keine große Wirkung hervor bringen weil er ohne Infanterie war, auch zu wenig Artillerie hatte, und ſelbſt im glücklichſten Falle ſich auf den Schaden beſchränken mußte, welcher auf dem linken Ufer der Kalotſcha anzurichten war. Dieſer Schaden hätte freilich ſehr groß werden können, ſobald Uwarow bis zu den Parks vordrang; die Hoffnung dazu lag aber ziemlich fern. Dagegen war die Abweſenheit dieſes Cavalleriecorps ein großer Nachtheil für Kutuſow, und ſie hat Murats Erfolge in der Mitte weſentlich erleichtert.

Als wir wieder in die Stellung rückten, hatte die Schlacht für die Ruſſen bereits eine ſehr ungünſtige Wendung genommen. Die Rajewskiſchanze war unwiederbringlich verloren, ihre heldenmüthige Beſatzung unterlag den Säbeln der ſächſiſchen Küraſſiere und den Bajonetten des 54ſten franzöſiſchen Infanterieregiments, zur Diviſion Brouſſier gehörig, und die herbeieilenden ruſſiſchen Maſſen wurden theils von der reitenden Gardeartillerie unter General Sorbier niedergeſchmettert, theils von Murats und Neys Truppen zurückgeworfen. Nach dieſer fruchtloſen Anſtrengung hatten die gegenſeitigen Angriffe ein Ende, die Kanonade wurde aber bis 7 Uhr fortgeſetzt und koſtete noch manchem braven Soldaten das Leben. — Uwarow und ich blieben bei Gorki. Gegen Abend glaubten wir Napoleon, von einigen Generalen begleitet, im Bereiche des Kanonenfeuers der dortigen Redoute zu entdecken, welche er zu recognosciren ſchien. Wir machten den Geſchützcommandanten aufmerkſam, der ſofort einige Lagen Kartätſchen dahin ſchickte worauf die Gruppe verſchwand. Caulaincourt erzählte mir daß der Kaiſer allerdings hier geweſen ſey und noch einen Angriff beabſichtigt habe; er ſelbſt befand ſich mit Berthier, Duroc und Beſſieres im Gefolge des Kaiſers, der alle Adjutanten zurückgelaſſen hatte.

Ich habe ſchon geſagt, daß die tiefe Aufſtellung beider Armeen ungeheuere Verluſte durch Geſchützfeuer erzeugte, und muß bei dieſem

Gegenſtande noch einen Augenblick verweilen. Aus den bereits angegebenen räumlichen Urſachen mußten die Verluſte auf ruſſiſcher Seite viel größer als auf franzöſiſcher ſeyn. So war es auch; denn Buturlin ſelbſt gibt den Verluſt der Ruſſen zu 15,000 Todten und 35,000 Verwundeten an, während der gewiſſenhafte Baron Larrey, Generalfeldwundarzt der franzöſiſchen Armee, Napoleons Verluſt nur zu 9000 Todten und 13,000 Verwundeten angibt. An der Richtigkeit dieſer Angaben iſt inſoferne nicht zu zweifeln, weil man auf den Punkten des Schlachtfeldes, wo die Infanterie am längſten im Feuer geſtanden, unter 5 Todten oder Verſtümmelten 3 bis 4 Ruſſen liegen ſah. Dagegen hatte Napoleons Cavallerie verhältnißmäßig mehr verloren als die ruſſiſche, was ſich auch in Betreff der Generale und aller berittenen Offiziere bemerkbar machte. Man kann hieraus den Schluß ziehen daß die ruſſiſche Artillerie, welche im Feuer zwar ſehr thätig doch weniger manövrirfähig war, faſt immer zu hoch geſchoſſen hat.[1]

Daß die Verluſte in Schlachten zum großen Theil den Werth des Sieges beſtimmen, läßt ſich nicht gut in Abrede ſtellen, obſchon die Mittel zur ſchnellen Ergänzung der Verluſte hierbei auch in Anſchlag gebracht werden müſſen. Aber eine viel höhere Bedeutung erhält der Sieg durch den Grad der Entmuthigung auf Seite des Geſchlagenen, welcher, in Verein mit der höheren Zuverſicht des Siegers, die Größe der Folgen beſtimmt, ſobald nicht andere Umſtände — namentlich politiſche Verhältniſſe und Rückſichten — der Benutzung des Sieges Beſchränkungen auferlegen. Dieſer Gegenſtand iſt alſo ſehr verwickelter Natur, weshalb das Vernichtungsprincip nicht unbedingt an die Spitze einer Kriegstheorie geſtellt werden darf. Karl XII. huldigte dieſem Princip viel zu ſehr und rieb ſich dadurch auf, bevor er den Hauptzweck erreichte. Napoleon ſcheint die Vernichtung des Gegners ebenfalls als oberſten Grundſatz angeſehen zu haben, beobachtete aber bei ſeinen ſtrategiſchen Combinationen eine ſo gute Oekonomie der Kräfte — was nämlich ihre Vertheilung betrifft — daß er ſich auf dem Schlachtfelde faſt immer ein merkliches Uebergewicht zu verſchaffen wußte. Friedrich II. ging ſo lange auf die Vernichtung ſeines nächſten oder gefährlichſten Gegners aus, als ſeine Kräfte und die Ergänzungsmittel ihm dies geſtatteten. Später aber, und zwar ſchon im Feldzuge 1759, ſah er die Nothwendigkeit ein den Vernichtungs-

[1] Vergl. Röder, S. 153.

ſchlachten möglichſt auszuweichen, weil ſie die eigenen Kräfte zu er
drohten, und auf die Ruſſen doch nicht den zerſchmetternden Einfluß
den er ihnen zugetraut haben mag. Auch Napoleon hatte bere
Ruſſen kennen gelernt, und ſuchte ſie mehr zu zermalmen als zu zer
tern, weshalb ſeine Anordnungen zur Schlacht bei Borodino einen
Charakter hatten, und den partiellen Angriffen größere Nachhaltigkeit
Es war ein langſames Aufreiben der Kräfte, wobei Derjenige in
theil bleiben mußte, welcher zuletzt noch eine intakt gebliebene Reſe
hielt. Man muß daher des Kaiſers Umſicht bewundern, daß er die
gar nicht in das Gefecht brachte, obwohl wir alle der Anſicht ware
ein bloßes Vorrücken der Garden (17,000 Mann) Nachmittags
von großer moraliſcher Wirkung auf die Ruſſen geweſen ſeyn wür

Die Größe des Verluſtes auf dem Schlachtfelde hat jedoch in
ſcher Beziehung ein ganz beſonderes Intereſſe, und es wäre ſehr z
ſchen, daß die Zahl der Todten und Verwundeten von den Geſchic
bern genauer angegeben, und nicht blos mit der Stärke der Streit
ſondern auch mit der Dauer der Schlachten verglichen würde. W
behauptet, daß die Schlacht bei Borodino die mörderiſchſte aller Sc
geweſen ſey, und es ſcheint auch wirklich ſo, denn bei Borodino
durchſchnittlich auf jede Gefechtsſtunde 6000 Mann. A
Schlachten des ſiebenjährigen Krieges ſind zum Theil noch mörd
geweſen, obſchon bei Kunnersdorf auf die Stunde nur 4150
bei Leuthen 3750 Mann, bei Prag 3330 Mann, bei Zor
2840 Mann, bei Kolin 2800 Mann und bei Torgau nur 2700
kommen. Das entſcheidende Merkmal muß in dem Verhältniß d
luſtes zur Anzahl der Streiter geſucht werden. Von tauſend
wurden getödtet oder verwundet: bei Leuthen 144 Mann, bei
154 Mann, bei Torgau 173 Mann, bei Kolin 188 Mann, bei
dino 288 Mann, bei Kunnersdorf 294 Mann und bei Zorndorf 355
Da aber bei Zorndorf nur 80,000 Mann, bei Kunnersdorf 113,000
bei Borodino hingegen 250,000 Mann im Gefecht waren, ſo erſchei
Verluſte bei Zorndorf und Kunnersdorf ungleich größer als die be
dino, auch haben dieſe drei Schlachten eine ungewöhnlich lange Da
habt. Bei Borodino kämpfte man 12 Stunden, bei Zorndorf 10 S
bei Kunnersdorf 8 Stunden, bei Torgau 7 Stunden, bei Prag un
6 Stunden, bei Leuthen nur 4 Stunden. Die längere Dauer einer

wirkt immer auch zerſtörender auf das Ganze, ſo wie der größere Verluſt an Gefangenen und Trophäen wiederum entmuthigender wirkt. Was die Folgen der Schlacht bei Borodino betrifft, ſo machen ſie ebenfalls eine Ausnahme von der Regel, doch muß ich meine Betrachtungen für den nächſten Brief aufſparen.

Siebenundzwanzigſter Brief.

Olymp, den 3. April 1840.

Die Schlacht bei Borodino hatte die Ruſſen gewaltig erſchüttert und den Fürſten Kutuſow in eine ſehr üble Lage verſetzt. Doch verleugnete er ſeine ruſſiſche Natur keinen Augenblick. Er blieb dabei daß wir die Schlacht gewonnen hätten, daß unſer Rückzug auf Moſhaisk ein freiwilliger ſey, und daß man den Franzoſen in einer zweiten Schlacht unter den Mauern von Moskau zeigen müſſe, wie wenig wir Urſache hätten vor ihnen das Feld zu räumen. Die Mehrzahl der Generale ſah unſere Lage mit anderen Augen an und gab die Hauptſtadt — vielleicht auch noch mehr verloren. Bei Moſhaisk zählten wir höchſtens noch 60,000 Mann unter den Waffen. Napoleon war beträchtlich ſtärker und erſchien vor uns als Sieger. Bis Moskau gab es keine nur einigermaßen haltbare Stellung. Die Verſchanzungen vor der Hauptſtadt waren unvollendet und planlos angelegt. General Roſtopſchin, der Gouverneur, hielt die Vertheidigung Moskaus überhaupt für unmöglich; in vertrauten Zirkeln äußerte er daß man die Stadt vernichten müſſe, und ich glaube feſt daß er mit Kutuſow, der ihm die Nothwendigkeit eines fortgeſetzten Rückzugs vorſtellte, über die Hauptſache einverſtanden war. Wie die Sachen jetzt lagen, konnte Rußland in der That nur durch beharrliche Verweigerung des Friedens und durch Entziehung der Unterhaltsmittel für die Franzoſen, verbunden mit ſchneller Aufbietung der eigenen noch ſchlummernden Kräfte, gerettet werden. Dieſe Lehre hatte Kutuſow jedenfalls aus dem Feldzuge 1805 gezogen. Wir lenkten unſere Schritte alſo nach Moskau, das von ſeinen vornehmſten und reichſten Bewohnern bereits verlaſſen war.

General Uwarow war krank geworden, ſein Cavalleriecorps an den General Miloradowitſch übergegangen, den ich hier näher kennen lernte. Nie ſah ich eine ſeltſamere militäriſche Erſcheinung. An Tapferkeit übertraf ihn vielleicht Niemand. Sein Gleichmuth in Gefahren überſtieg alle menſchliche Vorſtellung und grenzte an das Fabelhafte. Im ärgſten Feuer blieb ſein Witz unerſchöpflich und war dabei ſo treffend, daß ſeine Umgebung ſelbſt in den Momenten des augenſcheinlichſten Todes zum Lächeln gereizt wurde. Nie ſah ich einen Menſchen dem eigenen Mißgeſchick mit ſo unverwüſtlicher Laune Trotz bieten, und ich glaube er würde den Teufel durch ſein Gelächter in Verlegenheit geſetzt haben. Witz und beißender Spott waren die einzigen Strafen, welche er ſeinen Untergebenen zu Theil werden ließ, aber ſie blieben nicht ohne Wirkung. Dabei war Miloradowitſch ohne Falſchheit, ſogar von ſeltener Herzensgüte und ritterlicher Denkungsart. Indeß hatte dieſe ſehr anſprechende Individualität auch ihre Schattenſeiten, denn indem er ſeinen Unterbefehlshabern möglichſten Spielraum ließ, und ihnen ſelten eine andere Weiſung gab als die: „Handeln Sie nach Belieben," änderte er doch oft ihre Anordnungen und ſtörte dadurch die Einheit des Handelns. — Dieſer General befehligte jetzt die Arrieregarde, und ich muß geſtehen daß ſich im Augenblicke Niemand beſſer dazu eignen konnte, denn er übte noch die größte Herrſchaft über die Gemüther aus. Nächſtdem war Miloradowitſch liſtig genug dem Könige von Neapel, welcher uns auf dem Fuße folgte, die Nothwendigkeit eines zweiſtündigen Waffenſtillſtandes zur Räumung Moskaus vorzuſtellen, wobei jedoch der Vortheil ganz auf unſerer Seite blieb und ſehr beträchtliche Schätze den Franzoſen entzogen wurden.

Im ruſſiſchen Hauptquartier war die Stimmung nichts weniger als loyal. Weder Kutuſow noch die übrigen Generale waren mit ſich einig, wohin man ſich von Moskau wenden und was man nun beginnen ſolle. Ich wurde einige Male mit Aufträgen zum Oberfeldherrn geſendet, und hatte Gelegenheit mich von der Unklarheit ſeiner Ideen und von ſeiner Unſchlüſſigkeit zu überzeugen. Von der Seitenbewegung gegen Kaluga, welche ſpäter als etwas höchſt Geniales ausgegeben worden iſt, war keineswegs die Rede. Nur Oberſt Toll hatte die Ueberzeugung daß man nicht mehr in gerader Linie zurückgehen dürfe, ſondern ſich hinter Moskau ſeitwärts und namentlich ſüdlich wenden müſſe, ſowohl um den eigenen Hilfsquellen als auch der feindlichen Rückzugslinie näher zu kommen, die man

ſchon jetzt durch Streifcorps zu beunruhigen anfing. Toll war überhaupt ein Mann von Geiſt, mit dem ich mich oft und gern unterhielt und ihm begreiflich zu machen ſuchte, daß man die Franzoſen noch auf andere Weiſe als durch Schlachten zu Grunde richten könne, was ihm auch ſehr einzuleuchten ſchien. Indeß äußerte Toll unverholen die Beſorgniß, daß die hohe Generalität für ſolche Anſichten wenig empfänglich ſey. Später muß es ihm aber doch gelungen ſeyn den Feldmarſchall in eine andere Richtung zu bringen, daß aber Kutuſow nicht ſelbſt darauf verfiel ſogleich in der Richtung auf Kaluga zurückzugehen, erweist ſich am deutlichſten dadurch daß er anfangs die Straße nach Riäzan einſchlug, hier zwei Tage ſtehen blieb, dann ſich gegen die Tulaer Straße und zuletzt erſt gegen die Kalugaer Straße wendete. Wäre dieſe Flankenbewegung früher beſchloſſen geweſen, ſo hätte man Moskau zum Drehpunkte machen müſſen und die Franzoſen leichter täuſchen können.

Was die Vernichtung Moskaus betrifft, ſo unterliegt es keinem Zweifel daß ſie das Werk des Grafen Roſtopſchin geweſen iſt. Aber er hat ſeine Sache ſo fein gemacht, daß es ihm leicht wurde dieſe That, zu welcher Alexander niemals ſeine Einwilligung gegeben haben würde, von ſich abzuwälzen. Roſtopſchin iſt ein Mann von der ungeheuerſten Energie. Ihm lag Alles daran den Haß der Ruſſen gegen die Franzoſen auf's Höchſte zu ſteigern, wozu es ganz ungewöhnlicher Mittel bedurfte. Zu dieſem Zwecke mußte die Schuld der Brandſtiftung durchaus auf die Franzoſen gewälzt werden, und wenn er auch ruſſiſcher Hände bedurfte, um die Stadt auf eine Weiſe in Brand zu ſtecken daß ihre Rettung unmöglich wurde, ſo war er doch Menſchenkenner genug, um nicht mit Sicherheit darauf rechnen zu können daß die von ihm inſtruirten Mordbrenner, meiſt entlaſſene Sträflinge, dabei ſelbſt auf dieſe oder jene Weiſe zu Grunde gehen würden. Man hat Unrecht vorauszuſetzen daß der Brand von Moskau den Kaiſer Napoleon um alle Früchte des Sieges gebracht habe, denn die Franzoſen fanden immer noch reiche Vorräthe darin, und ſind um 10,000 Mann, die ſich inzwiſchen aus den Hoſpitälern ꝛc. wieder einfanden, ſtärker abmarſchirt. Aber die moraliſchen Wirkungen dieſes Brandes waren dennoch ſehr groß, und wurden durch Roſtopſchins Bemühungen, dieſe That von ſich ab und auf die Franzoſen zu wälzen, außerordentlich vergrößert. Der Nationalhaß erhob erſt nach dieſer Kataſtrophe ſein rieſiges Haupt, und bemächtigte ſich auch der

vornehmſten Volksklaſſen, von denen bekanntlich die weſentlichſten Mittel zur Fortſetzung des Krieges ausgehen müſſen. Nächſtdem verwilderten die in Moskau gebliebenen Truppen auf ſichtbare Weiſe; die ohnehin ſchon ſehr locker gewordene Disciplin erſchlaffte immer mehr. Nur der Sinn für Tapferkeit und kriegeriſche Ehre war den Franzoſen geblieben, das bewieſen ſie in den blutigen Rückzugsgefechten bei Malo-Jaroslawecz, bei Wjazma, bei Krasnoi und an der Berezina. Aber dieſe Gefechte zertrümmerten auch die Ueberreſte der weiland großen Armee, deren kriegeriſche Ordnung gleich nach dem Abmarſche von Moskau verloren ging und nur im Bereich der feindlichen Kugeln etwas bemerkbarer war.

Du haſt dem geordneten Rückzuge der Ruſſen bis Moskau immer die wohlverdiente Bewunderung gezollt, aber die matte Verfolgung Kutuſows von dem Augenblicke an, wo Napoleon entſchieden den Rückzug antrat ſtets getadelt. Ich kann davon zwar nicht mehr als Augenzeuge ſprechen, weil ich damals ſchon auf dem Wege zum Feldmarſchall Wittgenſtein war, bin aber von Miloradowitſch beſſer unterrichtet worden und kann Dir jetzt genügende Auskunft geben. Das Gefecht bei Malo-Jaroslawecz, welches man als den erſten Akt von Kutuſows **rétour offensif** anſehen darf, war ſo außerordentlich mörderiſch, und die franzöſiſchen Truppen zeigten dabei noch eine ſo feſte Haltung im Gefecht, daß der alte Fürſt ſofort den Entſchluß faßte ſeinem Gegner goldene Brücken zu bauen, um ihn nicht zur Verzweiflung zu bringen, und die Folge hat gelehrt daß Kutuſow die ganzen Verhältniſſe richtig durchſchaute. Napoleons Cavallerie war ſchon ſtark zuſammengeſchmolzen, die Pferde glichen wandelnden Skeletten und ſchleppten ſich mit ihren Reitern langſam fort. Die zwar noch zahlreiche Artillerie hatte nur die nothdürftigſte Beſpannung und faſt alle Manövrirfähigkeit verloren, weshalb fortwährend Munitionswagen in die Luft geſprengt werden mußten um wenigſtens den größeren Theil der Geſchütze zu retten. Daß dieſe beiden Waffen bald ganz aufhören würden mit einiger Wirkſamkeit zu agiren, ließ ſich vorherſehen, und die Ruſſen waren ihren Gegnern ſchon jetzt darin ſehr überlegen. In einem offenen, meiſt überall zugänglichen Lande iſt das bekanntlich ein großer Vortheil.

Bei Wjazma hätte der größere Theil der franzöſiſchen Hauptarmee vielleicht zertrümmert werden können, wenn die von mehreren Seiten dort eintreffenden ruſſiſchen Corps ſich gegenſeitig beſſer die Hand boten und energiſcher zu Werke gingen. Was würde das aber im Allgemeinen

genützt haben? Wenig oder nichts, denn der Untergang der Franzoſen war ſchon jetzt mit Beſtimmtheit vorauszuſehen. Weshalb ſollte man dieſen Zweck durch noch größere Opfer zu erringen ſuchen? — Noch war der Winter mit allen ſeinen Schreckniſſen nicht eingetreten, man erfreute ſich vielmehr der ſchönſten Herbſtwitterung. Einzelne rauhe Nächte abgerechnet, die auch nur ſelten waren, hatte man bis zum 4. November eine ſehr milde Temperatur, wie man ſie zu dieſer Jahreszeit ſelten in Süddeutſchland antrifft. Auf den Winter hatte aber Kutuſow beſonders gerechnet und es war vortheilhaft für ihn, wenn der Winter die Franzoſen noch weit von der ruſſiſchen Grenze erreichte, man durfte ſie alſo nicht gewaltſam drängen. Kutuſow befahl deshalb daß die einzelnen Corps zwar immer Fühlung an der Klinge behalten, doch aber jedes allgemeine Gefecht vermeiden ſollten. Der kühne Platow mit ſeinen Koſaken, von einer Diviſion Küraſſiere und der Infanteriediviſion Paskewitſch unterſtützt, umſchwärmte und drängte die Franzoſen von der Seite; Miloradowitſch drückte von hinten nach und ward zuweilen von Uwarows Cavalleriecorps unterſtützt; Kutuſow zog mit der Hauptmaſſe auf guten Nebenſtraßen fort, blieb faſt immer in gleicher Höhe mit den franzöſiſchen Garden, und war nahe genug nöthigenfalls zu einer Schlacht die Hand zu bieten. So blieb die eigentliche Verfolgung der ruſſiſchen Cavallerie überlaſſen, welche durch ihre gut beſpannten reitenden Batterien den Franzoſen ſehr gefährlich wurde, ihnen täglich große Verluſte zufügte.

Die Folgen dieſer Anordnungen, nicht minder aber auch die Wirkungen der Kälte und Erſchöpfung, zeigten ſich ſchon hinter Smolensk, und man war überraſcht die Straße mit ſo vielen Todten bedeckt zu finden an welchen keine Wunden wahrgenommen wurden. Verlaſſene Geſchütze, Wagen und ſterbende Menſchen ſperrten alle Defileen. Bald ſtieß man aber auch auf ſtarke Colonnen waffenloſer Krieger jeden Grades, um die ſich Niemand zu kümmern ſchien. Die Verfolgten und Verfolger zogen an ihnen vorüber als wären es neutrale Größen. Nach den ſechstägigen Rückzugsgefechten bei Krasnoi wurden dieſe Nachzüglercolonnen immer ſtärker; ſie bewegten ſich langſam zwiſchen den ruſſiſchen Corps fort, und fanden ſich auf den ruſſiſchen Bivouaks ſo zahlreich ein, daß ſie hätten gefährlich werden können, wäre ihnen nur noch die Kraft übrig geblieben eine Waffe mit Nachdruck zu handhaben. Ihre Gefangennehmung unterließ man abſichtlich, weil es auch den Ruſſen an Lebensmitteln gebrach.

Man schätzte die Stärke dieser waffenlosen Haufen auf 60,000 Mann, sie verminderten sich jedoch von Tag zu Tag, denn jede Nacht starben mehrere Tausende vor Hunger und Kälte. — Wenn also die Elemente den Franzosen auf ihrem Rückzuge gefährlicher gewesen sind als die Waffen der Russen, so hat das seinen Grund nur darin, daß Kutusow mit völliger Ueberzeugung auf die zerstörenden Wirkungen der Kälte und des Hungers rechnen durfte, und daher nicht nöthig hatte die französische Armee durch Waffengewalt zu vernichten. Was davon noch übrig blieb sollte an der Berezina den Todesstoß erhalten, wozu alle Vorkehrungen getroffen wurden. Aber Tschitschagow, dem dieser Akt im Verein mit Wittgenstein übertragen war, zeigte sich nicht umsichtig und thätig genug, ließ sich täuschen und die Franzosen durchschlüpfen. Das Letztere ist jedoch nur dem Wortsinne nach zu verstehen, indem man den Franzosen an der Berezina allerdings jeden Ausweg versperren konnte, man brauchte nur die vielen Holzbrücken auf dem einzigen langen Dammwege nach Zembin zu verbrennen, weil außerhalb dieses Weges der morastige Boden zu jener Zeit nicht hart genug gefroren war. Der That nach existirte die französische Armee gar nicht mehr, sie zählte nach dem Uebergange nur noch einige Tausend Bewaffnete zu Fuß, ohne Cavallerie und Artillerie. Der Zweck der Verfolgung war also erreicht und nur Napoleon den Russen entschlüpft. Dieser letztere Umstand ist allerdings von ungeheurer Wichtigkeit, denn die persönliche Rettung Napoleons führte einen neuen dreijährigen Krieg herbei, der Deutschlands Befreiung sehr stark in Frage stellte, dem Lande wenigstens schmerzliche Opfer kostete. Napoleons Gefangennehmung hätte das vermieden.

Kutusows Verfolgung ist aber auch an sich betrachtet von hoher Merkwürdigkeit. In den Monaten November und December, nach einem sehr lebhaften Feldzuge, dem weichenden und immer noch kämpfenden Feinde 120 Meilen weit nachzufolgen, auf Straßen mit Schnee, Eis und zahllosen Leichen von Menschen und Pferden bedeckt, bei großer Schwierigkeit der Verpflegung stets bivouakirend, — das ist fast ohne Beispiel in der Geschichte. Uebrigens kostete den Russen dieser Verfolgungsmarsch sehr beträchtliche Opfer. Kutusow marschirte mit etwa 110,000 Mann von Tarutino ab, und kam nur mit 40,000 Mann bei Wilna an. Der Rest war todt, krank, verwundet oder erschöpft zurückgeblieben. Gar bald gewahrte er wie die Truppen ihm gleichsam unter den Händen zusammen-

ſchmolzen, und daß er Mühe haben werde etwas Namhaftes davon bis an die Grenze zu bringen. Warum ſollte er nun durch Beſchleunigung des Unterganges der Franzoſen ſeine eigene Armee zerſtören? Man muß geſtehen daß der alte Feldherr nicht beſſer hätte handeln können, und wenn ihn ein Vorwurf trifft ſo iſt es der, im beſchloſſenen Vernichtungsakte nicht nahe genug geweſen zu ſeyn, um den nachtheiligen Folgen einer möglichen Ungeſchicklichkeit oder Verſpätigung ſeiner beiden Unterfeldherren Tſchitſchagow und Wittgenſtein ſogleich begegnen zu können. Es fragt ſich aber immer noch, ob für ſolche Maſſen dort auch einige Lebensmittel zu erlangen geweſen wären, was ich ſtark bezweifeln muß.

Wenn man die koloſſalen Streitkräfte und Unterhaltsmittel in Betracht zieht, welche Napoleon zu dieſem gewaltigen Kriegszuge in Bewegung geſetzt und an geeigneten Punkten aufgehäuft hatte, damit aber das gänzliche Mißlingen dieſes Kriegszuges und den erbarmenswürdigen Zuſtand der aus demſelben zurückkehrenden Trümmer ſeines Heeres vergleicht; dann drängt ſich unwillkürlich die Ueberzeugung auf, daß hier ein Gottesgericht gehalten worden iſt um frevelhaften Uebermuth zu beſtrafen. Aber mit dieſer rein religiöſen Anſchauung darf der Soldat ſich nicht begnügen, und obgleich die Haupturſachen des Mißlingens in den beiden vorhergehenden Briefen ſchon mehrfach angedeutet worden ſind, muß ich doch noch einmal darauf zurückkommen, weil die Urſachen und Wirkungen mit ihren Folgen nach unſeren letzten Beſprechungen noch deutlicher hervortreten.

Napoleons Vorbereitungen zu dieſem Kriegszuge beurkunden unzweifelhaft den Meiſter. Danzig, Thorn, Modlin und Praga bildeten die Hauptpunkte ſeiner Operationsbaſis an der Weichſel; Grodno, Wilna und Minsk waren es in der Nähe des Niemens; Smolensk wurde ſein großer Depotplatz für die Operation gegen Moskau. Während dieſer Operation wurden von acht zu acht Marſchtagen befeſtigte Etappenorte eingerichtet, übrigens alle Poſthäuſer krenelirt, verſchanzt und mit einer Compagnie Infanterie und einer Kanone beſetzt. Dies ſicherte die Verbindung mit der Baſis vollkommen. Die Magazine waren überreich mit Unterhaltsmitteln verſehen. Wenn aber dennoch ſchon auf dem Vormarſche großer Mangel eintrat, ſo lag dies zum Theil in der phyſiſchen Unmöglichkeit eines rechtzeitigen Nachſchubs. Wäre es Napoleon gelungen die Ruſſen ſchon an der Grenze, oder wenigſtens an der oberen Düna (vielleicht auch am Dniepr) empfindlich zu ſchlagen und bedeutende Magazine zu

nehmen, so würde sich mancher Uebelstand vermindert haben. Da aber mit Gewißheit hierauf nicht gerechnet werden durfte, der Unterhalt so großer Streitmassen auch seine bekannten Schwierigkeiten hatte, mußte man diese Schwierigkeiten durch angemessenere Theilung und allmäliges Nachrücken dieser Streitmassen möglichst zu vermindern suchen.

Die Marschälle Berthier, Davoust und Macdonald sprachen sich dahin aus, daß das Einrücken mit allen Streitkräften in Rußland ihnen gleich anfangs bedenklich geschienen hätte, vom General Gouvion Saint-Cyr aber sehr getadelt worden sey. Letzterer, auf dessen Urtheil sie großen Werth legten, hatte den baldigen Verlust der numerischen Ueberlegenheit vorher gesagt. Da Napoleon ursprünglich den Krieg nicht durch einen einzigen Feldzug beendigen wollte, kam auf seine anfängliche Ueberlegenheit wenig an. Er hätte sonach — soll Saint-Cyr geäußert haben — seine Streitkräfte in drei Hauptmassen theilen können, dergestalt daß, während die in erster Linie operirende Masse den Niemen überschritt, die zweite die Weichsel, die dritte die Oder vorließ, wenn es überhaupt nöthig war die letztere schon im ersten Feldzuge heranzuziehen.[1] Die Ausdehnung der vordersten Streitmasse (etwa 180,000 Mann) in der Breite würde sich zum Theil nach den Vertheidigungsoperationen der Russen zu richten gehabt haben. Man konnte davon 50,000 Mann an der Düna und 30,000 Mann am Dniepr verwenden. Der Unterhalt würde bei dieser Vertheilung der Streitkräfte wesentlich erleichtert worden seyn. Es fragt sich ob Kaiser Alexander unter solchen Umständen nicht vorgezogen haben würde das Glück der Waffen zu versuchen, statt sein Land dem Feinde preis zu geben? Es fragt sich ferner ob er sich dann so beeilt haben würde den Frieden mit der Pforte abzuschließen und jenes Heer von der türkischen Grenze abzurufen? Vielleicht wäre dann auch die Opferfreudigkeit der Russen nicht so groß gewesen. Daß Napoleon bei gleicher oder selbst geringerer Streiterzahl in erster Linie keine Niederlage erfahren haben würde, dafür gab die Tüchtigkeit und Manövrirfähigkeit seiner Truppen, sowie sein überwiegendes Talent der Schlachtenführung genügende Bürgschaft. Möglicher Weise konnte er zwar geschlagen und zurückgedrängt werden. Aber was änderte dies in der Hauptsache? War die Verfolgung der Russen lebhaft, dann würden sie voraussichtlich Blößen

[1] Vergl. „Ansichten des Marschalls Gouvion Saint-Cyr über den Feldzug 1812 in Rußland. (Aus dem Spectateur militaire 1844.)

gegeben haben, und dieſe von Napoleon benützt worden ſeyn; war ſie es aber nicht, dann beſchränkte ſich auch die rückwärtige Bewegung auf wenige Tagemärſche, und die Annäherung der zweiten franzöſiſchen Armee konnte Anlaß zu vortrefflichen ſtrategiſchen Combinationen geben. In jedem Falle würden die Truppen weniger Marſchverluſte gehabt haben, weil für die Verpflegung beſſer geſorgt werden konnte. Man iſt berechtigt anzunehmen, daß Napoleon, wenn die Umſtände ihn ſchon im erſten Feldzuge wirklich bis Moskau geführt hätten, dann immer noch mit 150,000 Mann die Schlacht liefern, gleichzeitig aber eine Reſervearmee von mindeſtens 80,000 Mann bei Smolensk haben konnte, deren Gegenwart es den beiden ruſſiſchen Flügelcorps unmöglich gemacht haben würde, in ihren vorgeſchobenen Stellungen an der Düna und dem Dniepr zu verbleiben. Eine zweite Reſervearmee von gleicher Stärke hätte unter dieſen Vorausſetzungen immer noch ihre Stellung an der Oder nehmen und zweideutige Verbündete im Zaume halten können.

Doch auch ohne ſolche Vorſichtsmaßregeln wäre, wenn auch nicht das Mißlingen der ganzen Unternehmung, doch die Vernichtung der großen franzöſiſchen Armee zu verhindern geweſen, wenn Napoleon nicht zu ſehr auf Alexanders Friedensliebe gerechnet und ſeinen Aufenthalt in Moskau auf zwei Wochen beſchränkt hätte. Der Rückzug bis Smolensk würde dann ohne erhebliche Gefahren und Verluſte zu bewerkſtelligen geweſen ſeyn, und von dort ab gab es Unterhalts- und andere Mittel genug, um die Truppen vor Beginn der ſtrengen Kälte wieder zu ſtärken und ihre Bekleidung zu vervollſtändigen. Aber die eigentliche Heeresverwaltung, die Sorge für die Bedürfniſſe der Truppen, war von Napoleon Händen anvertraut worden, welche in dieſer wichtigen Angelegenheit mehr ſchadeten als nützten, ſich theils unfähig theils böswillig erwieſen. In dieſer unbegreiflichen Vernachläſſigung iſt der ſonſt ſo große und Alles voraus bedenkende Feldherr nicht wieder zu erkennen. Hinterher hat man hundert Scheingründe hervorgeſucht um die Schuld auf Andere zu wälzen; ſelbſt der Abfall des preußiſchen Contingents während des allgemeinen Rückzugs der Franzoſen iſt dabei nicht unerwähnt geblieben. Ich will daher noch einige Bemerkungen darüber hinzufügen, weil ich ſelbſt dabei eine Rolle geſpielt habe.

Es iſt bekannt daß Napoleon zum Befehlshaber dieſes Contingents (20,000 Mann) ſich den General von Grawert erbeten hatte. Grawert war bereits alt und ſchwach, ein etwas abgenutzter Verſtand und Charakter

und den französischen Interessen von jeher nicht abgeneigt; er würde also den Befehl nur pro forma geführt haben. Scharnhorst stellte dem Könige vor, daß dieser General dort nicht am rechten Platze sey, daß man den Befehl über das Contingent einem Manne von großer Charakterfestigkeit und Entschlossenheit anvertrauen müsse, und bewirkte daß der General von York als zweiter Befehlshaber angestellt wurde, weil Grawerts Ernennung nicht zu ändern war. Letzterer verfiel zum Glück schon einige Wochen nach dem Abmarsche in eine solche Geistes- und Körperschwäche, daß er York das Commando übergeben mußte.

York war ein Mann von 50 und einigen Jahren, ausgezeichnet durch Bravour und kriegerische Tüchtigkeit. Er hatte in seiner Jugend in den holländischen Colonien gedient, Blick und Weltansicht hierdurch erweitert, und galt damals für einen unserer tüchtigsten Generale. Ein heftiger, fast leidenschaftlicher Wille den er in anscheinender Kälte; ein gewaltiger Ehrgeiz den er in beständiger Resignation zu verbergen wußte, machten ihn jedoch zu einem schwierigen Untergebenen; auch war ihm persönliche Anhänglichkeit ziemlich fremd, und was er that, that er nur um seines erworbenen Rufes und der angebornen Tüchtigkeit wegen. Bei anscheinender Derbheit und Geradheit war York im Grunde sehr versteckten Charakters, und dabei kein Freund der Franzosen. Daß es unter solchen Umständen zwischen ihm und dem Marschall Macdonald bald zu Reibungen kommen mußte, ließ sich erwarten; daß diese Reibungen den Operationen nicht förderlich seyn konnten lag am Tage; daß York mehr auf Erhaltung der unter seinen Befehlen stehenden Truppen, als auf die Erreichung der ehrgeizigen Zwecke der französischen Marschälle bedacht seyn und nur das thun werde, was die Ehre ihm unabweisbar vorschreibe, war vorauszusehen, und deshalb hatte ihn Scharnhorst dringend empfohlen. Ein Mehreres konnte jedoch nicht im Hintergrunde liegen, man hätte sonst müssen in die Zukunft blicken können.

Es dauerte auch wirklich nicht lange, so stand York mit dem Marschall Macdonald auf gespanntem Fuße, und es ging selbst so weit daß Ersterer hierüber Meldung an den König machte, der Marschall hingegen an den Herzog von Bassano nach Wilna berichtete, um den Kaiser von diesen Mißhelligkeiten in Kenntniß zu setzen. Haben nun auch diese Mißhelligkeiten den Abfall Yorks von den Franzosen nicht herbeigeführt, so ist er dadurch doch sehr erleichtert worden. Wäre York ein eben so

gemüthlicher und verträglicher Menſch geweſen wie Macdonald, ſo würde ſich zwiſchen Beiden ein innigeres Verhältniß, eine perſönliche Anhänglichkeit gebildet und befeſtigt haben, die einen ſolchen Schritt — ſo lange er nicht durch den Monarchen ſelbſt geboten wurde — geradezu unmöglich machte. Aus dieſem Grunde alſo iſt Scharnhorſts Empfehlung von großem Einfluſſe auf Preußens Geſchick geweſen, deſſen Schilderhebung ohne Yorks Uebertritt zu den Ruſſen kaum denkbar war, wenigſtens nicht ſo früh, worauf doch Alles ankam. Der Zufall hat gewollt, daß auch ich hierbei mitwirken ſollte und zwar auf folgende Weiſe.

Als ich in Petersburg ankam erfuhr ich, daß Marquis Paulucci den General Eſſen im Gouvernement Riga abgelöst habe. Da ich nun durchaus abgeneigt war bei dem wunderlichen Marquis eine vertrauliche Stellung einzunehmen, überdieß vorausſehen konnte daß Riga, nach dem bereits angetretenen Rückzuge der franzöſiſchen Hauptarmee, in dieſem Kriege keine erhebliche Rolle mehr ſpielen werde, ſuchte ich durch Vermittelung des Herzogs von Oldenburg mir die Erlaubniß auszuwirken, einſtweilen zur Armee des Generals Wittgenſtein abgehen und dort bleiben zu dürfen bis die ruſſiſch-deutſche Legion, bei welcher ich als erſter Generalſtabsoffizier angeſtellt werden ſollte, organiſirt und marſchfertig ſey. Der Kaiſer bewilligte mein Geſuch, ich ging den 15. November von Petersburg ab, und traf einige Tage nach dem Gefecht bei Smoliany in Wittgenſteins Hauptquartier zu Czasniki ein.

Hier fand ich weit beſſere perſönliche Verhältniſſe als ich ſie in Kutuſows Hauptquartier kennen gelernt hatte. Graf Wittgenſtein war ein Mann von etwa über 40 Jahren, von gutem Willen, vieler Regſamkeit und Unternehmungsgeiſt. Er hatte die ihm gewordene Aufgabe, die Linie der Düna von Witepsk bis zur Mündung (circa 60 deutſche Meilen) zu behaupten, auf eine ſehr glänzende Weiſe gelöst, obſchon die Franzoſen ihm um 10 bis 12,000 Mann überlegen waren, und dadurch gegen 100,000 Mann für die eigentliche Offenſive neutraliſirt. Dieſes Reſultat der ſtrategiſchen Vertheidigung iſt höchſt merkwürdig; auch erhob es ſein Selbſtgefühl und befähigte ihn ganz beſonders zur wirkſamen Theilnahme an der endlichen Vernichtung der Napoleonſchen Heerſchaaren. Der Chef ſeines Generalſtabes, General d'Auvray, war ein ſtarker Fünfziger aber von tüchtigem Verſtande, allgemeiner Bildung, edlem Charakter und vielem Dienſteifer, dem in ſeiner Stellung nur etwas mehr dienſtlich

Strenge zu wünſchen geweſen wäre, denn er verſtand nicht immer ſcharf genug einzugreifen. Die dritte Hauptperſon war der Generalquartiermeiſter General von Diebitſch, damals erſt 27 Jahr alt, feurig, brav und unternehmend, mit tüchtigem Hausverſtande und hübſchen Kenntniſſen begabt, etwas dreiſt und herriſch, die Anderen mit ſich fortreißend, dabei ſehr ehrgeizig. Da er ein edles Herz hatte, offen, redlich und ohne alle Intrike war, ſchenkten ihm die beiden Erſtgenannten ihr volles Vertrauen, und er ergänzte was Jenen abging. Dieſes Kleeblatt berechtigte alſo zu großen Erwartungen, und wenn dieſelben auch nicht vollſtändig in Erfüllung gingen, ſo lag dies mehr in anderen Umſtänden, auf welche bei der Beurtheilung von Kriegsoperationen in der Regel zu wenig Werth gelegt wird.

Das erſte Hinderniß für Wittgenſteins energiſcheres Auftreten im letzten Vernichtungsakte muß in den Inſtructionen geſucht werden, die ihm aus Petersburg zugefertigt wurden und, wie ſchon geſagt, viel zu bindend waren. Nach dem Ueberſchreiten der Düna ſollte Wittgenſtein den Marſchall Oudinot gegen Wilna zurückwerfen, die weitere Beſchäftigung deſſelben dem General Steinheil überlaſſen, der mit 12,000 Mann Verſtärkung von Riga ankam, ſich ſelbſt aber Boriſſow nähern, um dem Admiral Tſchitſchagow an der Berezina die Hand zu bieten. Dergleichen ſpezielle Beſtimmungen ſind durchaus verwerflich, weil Niemand den Gang der Ereigniſſe vorherſehen kann und der Gegner dabei auch eine Stimme hat. Wittgenſtein erzwang ſich den Uebergang durch das ſiegreiche Gefecht bei Polozk ſchon am 20. October. General Steinheil, der auf dem linken Ufer der Düna vorgerückt war, kam aber nicht vorwärts und wurde mehrmals wieder zurückgedrängt. Zwar zog ſich General Wrede mit den Baiern zur Deckung von Wilna bis Glubokoi zurück; Marſchall Oudinot wendete ſich aber an die Ula, um dem Corps des Marſchalls Victor näher zu ſeyn, das über Senno nach Czereja zu ſeiner Aufnahme herbeieilte. Die Folge davon war, daß Wittgenſtein nach den Gefechten an der Ula (bei Czasniki und Smoliany) ſtehen blieb und Steinheil an ſich zog, um ſeinen beiden Gegnern gewachſen zu bleiben, ſo wie das Terrain zwiſchen Lepel und der Ula zu behaupten, was ihm ſpeziell vorgeſchrieben war, damit er mit Kutuſow und Tſchitſchagow gemeinſam handeln könne.

Das zweite Hinderniß war die gänzliche Unmöglichkeit, die Stärke der von Smolensk kommenden franzöſiſchen Streitmaſſen auch nur annäherungsweiſe zu ſchätzen. Wittgenſtein hatte nach der Vereinigung mit

Steinheil noch etwa 25,000 Mann unter den Waffen und gegen 100 Geſchütze, da er den Baiern natürlich auch etwas entgegenſtellen mußte, und die letzten Gefechte ihm ebenfalls viel Menſchen gekoſtet hatten. Oudinot und Victor ſchätzte man eben ſo ſtark, was aber mit Napoleon ankommen würde, war gar nicht zu beurtheilen. Man wußte daß er mit 300,000 Mann gegen Moskau marſchirt war, hatte zwar Kenntniß von ſeinen ungeheuren Verluſten, durfte aber doch annehmen, daß er noch nicht ſo ſehr geſchwächt ſey als das wirklich der Fall war. Die letzten Nachrichten von der Stärke der ſogenannten großen Armee erhielt Wittgenſtein von Miloradowitſch vor den Gefechten bei Krasnoi, und die Franzoſen wurden damals noch auf 60 bis 80,000 Mann unter den Waffen geſchätzt. Wieviel jetzt davon noch übrig waren konnte man nicht ſo leicht erfahren, denn die Recognoscirungen gaben wenig Gewißheit, weil ſich nicht mehr unterſcheiden ließ was ſchlagfähige Truppen oder Nachzüglerhaufen waren. Es iſt daher eben ſo begreiflich als verzeihlich, daß man in Wittgenſteins Hauptquartier glaubte eine Maſſe von 90,000 Mann ſich nähern zu ſehen, die ihn leicht erdrücken konnte ſobald er weiter vorrückte; denn von Tſchitſchagow war keine direkte Unterſtützung zu erwarten und Kutuſow hatte Halt gemacht.

Unter ſo ſchwierigen Umſtänden glaubte Wittgenſtein ſchon große Verantwortlichkeit auf ſich zu laden, wenn er den 25. November von Kolopedniczi bis auf die von Lepel nach Boriſſow führende Straße marſchirte, wo er jedoch nichts vom Feinde antraf. Er ging deshalb Tags darauf bis Koſtriza vor und erfuhr hier am Abend, daß Napoleon Anſtalten mache die Berezina bei Studienka zu überſchreiten, wohin Wittgenſtein den 27. zu marſchiren beſchloß es aber nicht ausführte, weil die Wege ſo ſchlecht gefunden wurden daß die Artillerie hätte zurückgelaſſen werden müſſen, weshalb er den 28. nach Boriſſow marſchirte. Jetzt war der Uebergang der Franzoſen in der Hauptſache ſchon vorüber, Napoleon ſtellte Victor dem General Wittgenſtein entgegen und verſchaffte ſich dadurch hinreichenden Spielraum. Indeß machten die Ruſſen 10,000 Gefangene. Tſchitſchagow trägt allerdings die meiſte Schuld daß Napoleon glücklich davon kam; Wittgenſtein iſt aber auch nicht frei von Schuld, und obgleich Kutuſow ihm ſelbſt bemerkbar machte daß Napoleon ſich wahrſcheinlich bei Bobruisk durchſchlagen werde, hätte Wittgenſtein doch nach Studienka marſchiren ſollen, um ſich zu überzeugen ob die erſtere Nachricht gegründet ſey.

Die eigentliche Ernte war jetzt vorüber und man konnte nur noch eine Aehrenlese halten. Wittgenstein erhielt deshalb sehr bald Befehl den Marschall Macdonald abzuschneiden, welcher noch in Kurland stand, von den Schicksalen der großen Armee kaum eine Ahnung hatte, und erst in der zweiten Hälfte des Decembers von dort abmarschirte. Ich bemerke dies nur um auf den Abfall des Generals von York zurückzukommen, der sich eigentlich ganz von selbst machte, und keineswegs in Folge von Einverständnissen oder geheimen Instructionen geschah, wie die französischen Geschichtschreiber zu verbreiten gesucht haben. Macdonald marschirte den 19., York den 20. December von Mitau ab, wie es die Disposition des Ersteren besagte; Letzterer hatte aber stärkere Wagenzüge bei seinem Corps und konnte bei starken Märschen auf verschneiten Straßen nicht schnell genug folgen; sein Zurückbleiben war also ganz natürlich und ist nur von den Franzosen falsch gedeutet worden.

Wittgenstein hatte seinen Truppen bei Niemenzin einige Tage Ruhe gegönnt, und war den 17. December von da über Keidany gegen Georgenburg aufgebrochen. Er theilte sein Corps in mehrere Colonnen, welche auf verschiedenen Wegen vorgehen sollten um den Feind sicherer zu treffen. Eine derselben befehligte General Diebitsch, sie bestand aus 1300 Husaren und Kosaken, mit 6 Kanonen reitender Artillerie und 120 Jägern zu Fuß. Bei dieser Colonne war auch ich. Wir glaubten daß Macdonald die Richtung auf Memel nehmen würde, um seinen Marsch desto ungestörter auf der kurischen Nehrung fortsetzen zu können, und suchten daher so schnell als möglich Memel zu erreichen, um den Feind bis zur Ankunft der übrigen Colonnen hier aufzuhalten, wenn es uns nämlich gelingen sollte Memel zur Uebergabe zu bringen. Nachdem wir am 23. Teltsch passirt hatten, erfuhren wir aber daß Macdonald noch nicht so weit gekommen sey; wir kehrten also um und beschlossen uns bei Koltiniani dem Feinde vorzulegen, um wenigstens seiner Arrieregarde den Rückzug zu sperren. Bald aber überzeugten wir uns daß das ganze Macdonaldsche Corps im Anzuge sey, die Preußen jedoch zwei Tagemärsche zurück wären. Jetzt schickte Diebitsch einen Offizier zu York um mit ihm Unterhandlungen anzuknüpfen, die jedoch ohne Erfolg blieben obschon dessen Verbindung mit Macdonald, der mit der anderen Hälfte des Corps sich bereits dem Niemen näherte, gänzlich unterbrochen war. York mußte allerdings befürchten daß der Marschall einen Versuch machen werde die Verbindung

wieder zu eröffnen; auch erwartete er täglich die Rückkehr des Majors von Seydlitz, welcher nach Berlin geſchickt worden war, und konnte bis dahin eben ſo wenig einen entſcheidenden Schritt thun, als er überhaupt Luſt bezeigte die Waffenehre zu compromittiren. Eine Zuſammenkunft zwiſchen York und Diebitſch am 25. hatte indeß zur Folge, daß zwiſchen Beiden die Feindſeligkeiten eingeſtellt wurden, woran Rückſichten auf die Schonung der Truppen, die man bei der eingetretenen ſtarken Kälte unmöglich länger im Freien lagern laſſen konnte, nicht minder ihren Antheil hatten.

Die weiteren Verhandlungen zwiſchen beiden Generalen, die faſt nur durch mich geführt wurden, ſind inſofern intereſſant als Diebitſch dabei mit ſeltner Offenherzigkeit zu Werke ging, weder ſeine Schwäche noch ſeine Abſichten verhehlte. Dieſe Offenherzigkeit wurde durch York keineswegs erwidert; trotz des gegebenen Verſprechens ſtehen zu bleiben, ſuchte er immer weiter nach dem Niemen vorzurücken, und ich ſahe mich mehrmals veranlaßt den General Diebitſch zu warnen auf ſeiner Hut zu ſeyn, da ich nicht ohne Grund befürchtete York werde ſich bei erſter Gelegenheit durchzuſchlagen verſuchen. Am 28. December. war derſelbe auf dieſe Weiſe bis Williſchken gekommen, nur noch 2 Meilen von Tilſit, wo Macdonald mit den übrigen Truppen ſtand, weshalb ihre Vereinigung kaum noch zu hindern war. An dieſem Tage kehrte aber Major Seydlitz aus Berlin zurück und brachte zugleich die Nachricht von der gänzlichen Auflöſung der großen franzöſiſchen Armee mit. Letzteres beſtimmte York der Sache nunmehr ein Ende zu machen, da er, obſchon vom Könige zu keinem entſcheidenden Schritte ermächtigt und nur zur möglichſten Schonung der Truppen ermahnt, ſich nicht verhehlen durfte daß jetzt der Augenblick gekommen ſey, wo er auf eigene Verantwortung handeln müſſe. Als ich daher Tags darauf zu York geſendet wurde, fand ich ihn um ſo bereitwilliger den Vertrag mit uns abzuſchließen, als er zugleich durch mich die Nachricht erhielt, daß General Wittgenſtein mit ſeiner Hauptmacht ganz nahe im Rücken Macdonalds ſtehe. Zugleich überreichte ich ihm ein von den Koſaken aufgefangenes Schreiben des Marſchalls Macdonald an den Herzog von Baſſano, worin dieſer von ſeinen neueſten Mißhelligkeiten mit York berichtete, und um beſtimmte Nachrichten über das Schickſal der großen Armee bat. Aber ſo ſchnell erreichte ich meinen Zweck doch auch nicht, und ich mußte meine ganze Ueberredungskunſt

aufbieten. Gleich beim Eintritt herrſchte mir General York entgegen: „Bleibt mir vom Leibe, ich will nichts mehr mit Euch zu thun haben. Euere verdammten Koſaken haben einen Boten Macdonalds durchgelaſſen, der mir den Befehl bringt auf Piktupöhnen zu marſchiren um mich dort mit ihm zu vereinigen. Nun hat aller Zweifel ein Ende; Euere Truppen kommen nicht an, Ihr ſeyd zu ſchwach, ich muß marſchiren und verbitte mir alle weitere Unterhandlungen die mir den Kopf koſten würden.“ — Nachdem aber York die beiden Briefe geleſen, und ich ihm auf Ehrenwort verſichert hatte daß es mit dem Inhalte ſeine Richtigkeit habe, obſchon ich für die buchſtäbliche Ausführung der Dispoſitionen Wittgenſteins, die jeden Ausweg verſperrten, natürlich nicht bürgen könne, wurde er nachdenklich, ergriff nach einigen Minuten Stillſchweigens meine Hand und ſagte: „Ihr ſollt mich haben. Aber ich will die Sache nicht halb thun, ſondern dafür ſorgen daß auch Maſſenbach mit ſeinen Truppen (die noch bei Macdonalds Colonne waren) zu uns ſtoße.“ — Noch denſelben Tag wurde zwiſchen York und Diebitſch der bekannte Vertrag abgeſchloſſen, der als erſter Schritt der Feindſeligkeit Preußens gegen Napoleon anzuſehen iſt, und ſo wichtige Folgen gehabt hat, daß ich nicht umhin konnte, den Verlauf dieſer wichtigen Angelegenheit hier umſtändlich mitzutheilen.[1]

Achtundzwanzigſter Brief.

Olymp, den 18. Mai 1840.

Vor mehreren Tagen hatte ich eine faſt unwiderſtehliche Neigung in Dianen's nächſtem Revier dem edlen Weidwerk obzuliegen, ein Fall der bei mir zu den größten Seltenheiten gehört. Anfangs ſtreifte ich lange vergeblich umher, und war ſchon Willens mich unter eine alte Eiche zu ſetzen und meinen Gedanken Audienz zu geben, als ich eines alten Fuchſes anſichtig ward, welcher bedächtig über den Weg ſchlich und dann einer etwas verfallenen Grotte zueilte. Als der Fuchs hinein gekrochen war ſchloß ſich die Thür von ſelbſt, worauf ich meine Flinte nahm und ebenfalls nach der Grotte ging. Aber bevor ich ſie noch erreicht hatte hörte

[1] Vergl. Droyſen, das Leben des Grafen York von Wartenburg.

ich meinen Namen rufen. Verwundert blicke ich um mich; Merkur ſtand hinter mir und redete mich mit folgenden Worten an: „Die Göttin Diana ſieht es nicht ungern wenn die Lieblinge ihrer Verwandten ſich hier mit der Jagd beluſtigen. Sie verlangt aber daß man ihre Jagdgeſetze beachtet. Dieſe Grotte darf nicht betreten werden. Auch ſtehen weder die alten Füchſe noch die Böcke aller Gattungen auf der Jagdliſte."

Ich konnte nicht gleich Worte finden meine Verwunderung auszudrücken, da das Jagen mit zu den mir eingeräumten Freiheiten gehört und das Beſtehen des angeblichen Jagdgeſetzes mir nicht bekannt war. Ich richtete daher an Merkur einige Fragen; erfuhr aber daß der privilegirte alte Fuchs eine berüchtigte hohe Perſon aus den Zeiten des ſpaniſchen Erbfolgekrieges ſey, welche in der Grotte den Fuchspelz abſtreife und als ehrlicher Klausner die Geſchichte ſeiner politiſchen Ränke zu Papiere bringe. „Vielleicht," ſetzte Merkur hinzu, „werdet Ihr des achtbaren Herrn Bekanntſchaft ſehr bald bei dem Prinzen Eugen machen, deſſen Einladung Ihr zu Hauſe vorfindet."

Die Einladung zum Prinzen war mir erwünſcht, doch wollte ich nicht mit leerer Schießtaſche heimkehren und erkundigte mich deshalb bei dem Götterboten, was für Wild auf dieſem Revier am häufigſten angetroffen werde. „Wild giebt es hier von jeder Sorte," erwiderte Merkur, „auch darf man Alles ſchießen nur keine Böcke und alten Füchſe, wie ich Euch ſchon geſagt habe. Indeß werdet Ihr Euch ſchon gefallen laſſen müſſen manchen vergeblichen Schuß zu thun, d. h. zu treffen ohne zu verwunden oder zu tödten, denn der größere Theil des Wildbeſtandes iſt nicht von gewöhnlicher Art, es giebt darunter viel Metamorphoſen die alle kugelfeſt ſind. Alle die Verſtorbenen, welche noch nicht hof- und zutrittsfähig ſind, d. h. ſich noch in der Uebergangsperiode befinden und die oberſte Halle von Tenare bewohnen, erſcheinen hier zuweilen als Thiere und es wird ihnen gewöhnlich eine ihrem Charakter angemeſſene Geſtalt verliehen. Von den olympiſchen Jägern haben ſie wenig zu befürchten, deſto mehr leiden ſie aber von ihren Schickſalsgenoſſen. Die Eſel werden von den Ochſen in die Rippen geſtoßen und erhalten von den Pferden manchen Hufſchlag. Die Mäuſe werden von den Katzen und dieſe wieder von den Hunden gejagt, welche ihrerſeits auch ihre Feinde haben und ſo gehts durch das ganze Thiergeſchlecht. Die Antipathien machen ſich überall bemerklich. Schaut einmal die wilde Katze dort auf dem Apfelbaume,

ſitzt ſie nicht vortrefflich zum Schuß? Aber ſpart Euch die Mühe und das Pulver, denn das iſt der berüchtigte Pater Joſeph, welcher von Richelieu beauftragt war den Samen der Zwietracht in Deutſchland auszuſtreuen. Dieſe Saat hat ſehr üppig gewuchert, insbeſondere in Süddeutſchland, deſſen Fürſten noch lange nachher mit Frankreich gemeinſchaftliche Sache machten und erſt in neueſter Zeit zu beſſerer Einſicht gekommen ſind. — Sobald Ihr das dritte olympiſche Luſtrum hinter Euch habt, will ich Euch einmal ein Schauſpiel geben das Euch eben ſo überraſchen als ergötzen ſoll. Doch müßt Ihr zuvor die Freundſchaft Nimrods zu erwerben trachten, der hier als Oberlandjägermeiſter fungirt und nächſt den Göttern allein berechtigt iſt Treibjagden anzuſtellen, bei welchen alle metamorphoſirte Thiere ſich einzufinden haben. Ihr ſollt da intereſſante Bekanntſchaften machen. Jetzt aber eilt zum Prinzen Eugen."

Es fing bereits an zu dämmern als ich die Grotte verließ, deren Inneres mir ein Geheimniß geblieben war. Bis zu meiner Wohnung hatte ich ungefähr zwei ſtarke Wegſtunden und mußte mehrere Waldbäche überſchreiten, die auf dem kürzeſten Wege keine Brücken hatten. Meine Einbildungskraft war von den thieriſchen Metamorphoſen etwas erhitzt. Da ich die Eigenſchaften dieſer ſeltſamen Waldgäſte noch zu wenig kannte, trug ich Bedenken den Rückweg ganz allein anzutreten und bat Merkur mich zu begleiten, oder mir durch ſeine Zauberkraft ein ſchnelles Fortkommen zu verſchaffen. Doch vergebens war mein Bitten; Merkur, der heute ohnehin einen Ton gegen mich angenommen hatte welcher mich etwas befremdete, ſchützte dringende Geſchäfte vor und verſchwand vor meinen Augen. Mir blieb ſonach nichts übrig, als die Flinte über die Schulter zu werfen und mich auf den Weg zu machen. Kaum war ich einige hundert Schritte gegangen als ein ſchwarzzottiges Ungethüm, dem Anſchein nach ein Bär, auf mich los trabte. Ich wendete mich ſeitwärts, ergriff mein Gewehr und wollte ihm ein paar Kugeln hinter die Ohren ſchießen, erſchrack aber nicht wenig als das Thier plötzlich ſtillſtand, ſich auf den Hinterbeinen hob, wie ein Menſch auf mich zuſchritt, ſeine Vordertatzen auf meine Schultern legte, und im tiefſten Baſſe zu mir ſagte: „Clauſewitz, Sie verkennen mich wohl in dieſem Incognito. Als wir noch zuſammen beim ——ſchen Corps ſtanden, nahm ich mich freilich viel beſſer aus; ich habe aber den blauen Rock gegen dieſen ſchwarzen Pelz vertauſchen müſſen." — Die Stimme ſchien mir bekannt, doch traute ich

meinen Ohren kaum, mag auch den Namen des Unglücklichen, deſſen Brutalität uns immer viel Aergerniß gab, Dir nicht verrathen. In meiner doppelten Ueberraſchung fiel mir nichts Beſſeres ein als dem Thiermenſch zu ſagen: ich hoffe ihn bald in anderer Geſtalt wieder zu ſehen, worauf er mich grunzend verließ.

In die allerernſteſten Betrachtungen verſunken, ſetzte ich meinen Weg fort und fand bald zwei ſehr liebe Begleiter. In der Nähe des erſten Baches hörte ich nämlich mehrere Menſchenſtimmen und Hufſchlag. Ich verdoppelte meine Schritte, gewahrte zwei Reiter, wovon der Eine ſein Pferd zum Sprunge über den tief eingeſchnittenen Waldbach nöthigte, und dem Anderen dann triumphirend zurief: „Hieher, Vater Zieten, denn weiter aufwärts findet das Pferd keinen Abſprung.“ — Die Stimme ließ mich keinen Augenblick in Zweifel daß dies Seydlitz ſey, und ich war hoch erfreut mich wieder in ſo guter Geſellſchaft zu ſehen. Wir waren alle drei verwundert uns ſo ſpät am Tage in dieſer einſamen Waldgegend zu begegnen, und ich mußte zuerſt erzählen was mich hierher geführt hatte. „Das Privilegium der Böcke und alten Füchſe,“ ſagte Seydlitz, „iſt von Minerven und Mars ausgewirkt worden und hat ſeinen guten Grund, es nimmt mich aber Wunder, Clauſewitz, daß es Ihnen nicht bekannt geweſen iſt. Kein Menſch in der Welt und ſelbſt der beſte nicht kann von ſich behaupten, daß er in ſeinem Leben, wie das Sprüchwort ſagt, nie einen Bock geſchoſſen habe; dergleichen darf aber hier oben nicht mehr vorkommen, ſonſt wird man auf unbeſtimmte Zeit relegirt. Minerva, welche Tugend und Wiſſenſchaft befördert und belohnt, hat deshalb die Böcke aus der Jagdliſte geſtrichen. Mit den Füchſen verhält es ſich anders, dieſe hat Mars in ſeinen Schutz genommen, doch wohl verſtanden nur die alten Schlaufüchſe, weil Liſt und Verſchlagenheit zu den weſentlichen Eigenſchaften des Kriegers gehören, inſofern ſie zur Ueberwindung des Gegners angewendet werden. Die gemeinen Füchſe, insbeſondere aber die Schulfüchſe, hat er der allgemeinen Jagdluſt preisgegeben, und er macht es ſich ſelbſt zum beſonderen Vergnügen die Letzteren ſeine praktiſche Ueberlegenheit fühlen zu laſſen. Bevor ich meine arkadiſchen Excurſionen unternahm, widerfuhr mir oft die Ehre von Mars zu einer ſolchen Fuchsjagd eingeladen zu werden, und Sie können ſich kaum eine Vorſtellung machen mit welcher Sicherheit die alten und jungen Schulfüchſe von ihm geprellt wurden. Die Gelehrſamkeit iſt gewiß eine ſchöne Sache, aber ſie

muß nicht hoffärtig werden. Alle die Pfauen die man in Minervens franzöſiſchem Garten ſieht, wo ſie ſich zwiſchen den hohen glatt geſchnittenen Buchenwänden recht hübſch ausnehmen, ſind meiſt ehemalige auf ihr Wiſſen ſtolze Militärgelehrte, die aber nicht verſtanden ihr Wiſſen in Blut und Saft zu verwandeln und in das praktiſche Leben überzutragen."

Auf mein Befragen: ob der ſchwarze Bär den beiden Reitern etwa auch über den Weg gelaufen und ihnen vielleicht bekannt ſey, erwiderte Zieten: „Wir haben ihn nur in der Ferne geſehen, wo er ganz langſam und ſichtbar betrübt ſeines Weges ging. Der arme Schelm iſt bitter getäuſcht worden. Blücher hatte ihm verſprochen bei Mars eine Fürbitte zu thun, damit die Bärenzeit verkürzt werde, aber der Kriegsgott hat ihm zur Antwort gegeben, daß er zwar eine gutmüthige Derbheit recht gern entſchuldige, wenn ſie nur ſonſt mit praktiſcher Tüchtigkeit gepaart ſey, ſo eine beſtialiſche Gemeinheit aber unter ſeinen Jüngern niemals dulden werde. Der Offiziersſtand ſoll nicht vergeſſen daß er dem Ritterſtande entſproſſen iſt, deſſen Tugenden er nachzuahmen, deſſen Laſter er ſorgfältig zu vermeiden hat." — Ich vernahm wie Seydlitz bei dieſen Worten tief aufſeufzte und ſuchte das Geſpräch auf andere Dinge zu lenken, Zieten ſprach jedoch noch länger über dieſen Gegenſtand und drückte ſein inniges Bedauern aus, daß Seydlitz eine ſo ganz verkehrte Erziehung erhalten habe. Ich erlaubte mir die Bemerkung daß unſer Freund trotzdem doch Außerordentliches geleiſtet habe, und in den Geſchichtstafeln als das Vorbild eines tüchtigen Reitergenerals eingezeichnet ſtehe. Aber Zieten, welcher hier „der preußiſche Ritter ohne Furcht und Tadel" genannt wird, fiel mir ſehr lebhaft in die Rede und ſagte: „Das iſt faſt um ſo ſchlimmer. Ein hoher Offizier von ſolchem Talent und ſolchem Kriegsruhme dient allen jüngeren Offizieren ſeiner Waffe zum Muſter. Unter Hunderten ſind jedoch nur Wenige die ihm an praktiſcher Tüchtigkeit gleich zu kommen ſuchen. Die Mehrzahl begnügt ſich ſeine übrige Lebensweiſe und andere Aeußerlichkeiten nachzuäffen; ſie ſpielt, trinkt und liebt wie er, voilà tout. Unſer guter Seydlitz würde bei anderer Lebensweiſe kaum glänzendere Thaten haben vollbringen können; aber die Wunden, welche Venus und Bacchus ihm ſchlugen, hätten ihn dann nicht ſo oft vom Kriegsſchauplatze fern gehalten, wo man ſeine Abweſenheit ſehr vermißte; er würde überhaupt auf die jüngeren Offiziere viel vortheilhafter gewirkt haben, viele derſelben hat nur ſein verführeriſches Beiſpiel zu Grunde gerichtet."

Seydlitz seufzte wiederholt, sagte aber nach einer Pause zu mir: „Sehen Sie, Clausewitz, das ist meine Strafe. Mein alter väterlicher Freund Zieten, ohne dessen nachdrückliche Empfehlung ich nicht so schnell zum General befördert worden wäre, muß mir von Zeit zu Zeit mein Sündenregister vorhalten, und ich habe es noch als eine große Vergünstigung anzusehen, daß mir vergönnt ist unter diesen Edlen zu wandeln. Mancher Andere, der nichts weiter war als ein toller Reiter und tüchtiger Haudegen, daneben aber seine Zeit am Pharaotische zubrachte und das Bischen Verstand im Weine ertränkte, hat das Vergnügen hier als Jagdklepper zu paradiren, und die beiden Pferde, welche bescheiden hinter uns hergehen, sind eben solche Metamorphosen."

Wir kamen jetzt auf eine sehr dicht verwachsene Stelle, wo die Pferde uns nicht mehr folgen konnten und entlassen wurden. Dagegen zeigte sich ein großer Pudel der uns als Führer zu dienen schien, doch aber seltsame Geberden machte und dem General Zieten oft die Hand leckte. Ich vermuthete sogleich, daß der Hund eine Metamorphose sey und wendete mich deshalb an Seydlitz, welcher mir folgende Geschichte erzählte: „Ich weiß nicht ob Ihnen Zietens Schicksale in seinen früheren Dienstjahren bekannt sind, muß aber die Bemerkung vorausschicken daß dieser Hund damit in genauer Beziehung steht. Lassen wir also unseren alten Husarenkönig mit seinem Pudel ein Stück vorausgehen, damit er unser Gespräch nicht hört und uns unterbricht. — Daß Zieten ein berühmter General geworden ist, verdankt er nicht allein seiner Umsicht und Entschlossenheit, er verdankt es auch seinem vortrefflichen Charakter, der eine wahre Feuerprobe bestehen mußte und dabei von allen Schlacken gereinigt wurde, so daß der brave Alte schon als ein vollkommener Olympier auf Erden wandelte, und hier ohne alle weitere Präliminarien Zutritt erhielt. Aber seltsam genug ist es daß Zieten derjenigen Truppe, welche ihm hauptsächlich ihre Berühmtheit verdankt, eigentlich nur durch eine Kette der widrigsten Schicksale, die ein Mensch jemals erfahren kann, zugeführt worden ist. Ueberhaupt hätte vor ungefähr hundert Jahren wohl Niemand geglaubt daß der kleine, unansehnliche, vielfach bespöttelte, mitunter sogar verachtete Zieten einst die rechte Hand unseres großen Friedrichs werden würde.

„Als ein armer Landjunker trat Zieten im 14. Jahre (1713) in das Infanterieregiment Schwendi, wo er mit Mühe eine Fahnjunkerstelle erhielt und erst nach sieben Jahren zum Fähndrich befördert wurde. Sein

beſcheidenes ſtilles Weſen, die oft ausgeſprochene Abneigung vor den lärmenden Trinkgelagen ſeiner jüngeren Kameraden, verbunden mit körperlicher Schwäche, war durchaus nicht geeignet ihm viel Freunde zu erwerben; auch wurden auf ſeine Rechnung ſo manche damals anſtößige Sonderbarkeiten geſetzt, daß der Regimentscommandeur — der nachherige Feldmarſchall Schwerin — Bedenken trug ihn zu weiterer Beförderung zu empfehlen. Zieten ertrug die erſte, zweite und dritte Uebergehung zum Lieutenant mit einer Reſignation, die faſt über militäriſche Begriffe geht. Als aber die Behandlung ſeiner Kameraden immer mehr Geringſchätzung ausdrückte, obſchon Zietens Dienſtkenntniß und Eifer nicht beſtritten werden konnte, ſich ſogar auf vortheilhafte Weiſe bemerkbar machte, da faßte er den Entſchluß einem Stande zu entſagen, deſſen Rohheit ihm unter ſolchen Verhältniſſen doppelt drückend werden mußte. Indeß wollte er zuvor noch einen Verſuch machen und bat, als er zum vierten Male übergangen werden ſollte, um Verſetzung zu einem andern Regimente. Natürlich mußte der Regimentscommandeur die Gründe der fortwährenden Uebergehung Zietens angeben, und dieſelben lauteten ſo ungünſtig für deſſen militäriſche Brauchbarkeit, daß der König deſſen Entlaſſung befahl (1724).

„Die nächſten zwei Jahre widmete Zieten den Angelegenheiten ſeiner durch einen noch unentſchiedenen Prozeß faſt an den Bettelſtab gebrachten Familie. Der Vater war bereits vor Gram geſtorben, hatte aber dem Sohne die zuverläſſigſten Beweiſe gegeben, daß das Recht in dieſem Streite ſich ganz auf ſeiner Seite befinde. Durch Reviſion der Akten gelangte Zieten zu der Ueberzeugung, daß der Prozeß nicht blos ungeſchickt ſondern auch unredlich geführt worden ſey, er nahm deshalb einen anderen Advokaten an und rettete dadurch das kleine väterliche Erbtheil. Dieſe Angelegenheit ſcheint auch zu Ohren des Königs gekommen zu ſeyn, denn als Zieten (1726) ſich neuerdings um Militärdienſte bewarb, wurde er mit Beibehaltung ſeines früheren Anciennetätsverhältniſſes, und zwar als Premierlieutenant, in dem Regimente Wuthenau Dragoner angeſtellt. Hier aber ſollte er erſt des Schickſals Tücke erfahren. Schon auf dem Wege zum Regimente begegnete ihm ein ernſter Unfall. Er erhielt nämlich den Auftrag einen Transport Remontepferde zu begleiten. Der Marſch ging eines Tages über eine Brücke, deren ſchlechte Beſchaffenheit in der Dunkelheit Niemand ahnen konnte. Kaum war eine Anzahl der Pferde darüber gegangen, ſo brach die Brücke zuſammen, mehrere Dragoner und

Pferde ſtürzten ins Waſſer und ertranken, und wenig fehlte ſo hatte auch Zieten dieſes Schickſal, denn ſein Pferd betrat in demſelben Augenblicke die weichenden Bohlen als die Brücke einſtürzte. Man warf ihm wegen dieſes ganz unverſchuldeten Unfalls Fahrläſſigkeit vor, doch rechtfertigte er ſich durch Zeugen. Damit war es aber noch nicht abgethan. Sein Rittmeiſter empfing ihn höchſt unfreundlich, und es ſtellte ſich ſchon in den erſten Tagen heraus, daß Beide ſo wenig zu einander paßten wie der Falke zur Taube. Doch Zieten fügte ſich in das Unvermeidliche und ertrug die täglichen Schmähungen mit ſeltener Geduld. Bei den damaligen Subordinationsverhältniſſen darf das nicht befremden, denn wer von ſeinen Vorgeſetzten nicht ſo zu ſagen mit Füßen getreten wurde, durfte nicht wagen ihn vor die Klinge zu fordern. Der Rittmeiſter, ein böswilliger Mann von den verworfenſten Sitten, dabei reich und von vielem Einfluſſe, ſtützte ſich bei jeder Gelegenheit auf ſeine Dienſtgewalt, ſo daß es Zieten kaum möglich wurde deſſen empörendes Benehmen als perſönliche Beleidigung geltend zu machen.

„Zwei Jahre mußte Zieten dieſe unwürdige Behandlung dulden bevor es ihm gelang, dem boshaften Rittmeiſter die abſichtliche Kränkung ohne alle dienſtliche Veranlaſſung nachweiſen und Genugthuung von ihm fordern zu können. Doch das half ihm nichts. Der Rittmeiſter war eben ſo feig als boshaft, und wußte den Vorfall ſo zu entſtellen daß der arme Zieten ein Jahr Feſtungsarreſt erhielt. Damit noch nicht zufrieden, begann der Rittmeiſter ſein unwürdiges Spiel aufs Neue ſobald Zieten ſeine Strafe verbüßt hatte, und da Letzterer natürlich Bedenken trug eine zweite Ausforderung an ihn ergehen zu laſſen, wurde Jener nur noch unverſchämter. Obwohl der arme Zieten unter den Offizieren des Regiments wenig Freunde hatte, da ſein Dienſteifer und ſittenreiner Wandel den Herren viel Aergerniß gab, hatte man doch Mitleid mit ihm, und ſuchte ihn zu überreden ſich auf anderem Wege Recht zu verſchaffen, wobei mehrere Offiziere gutes Zeugniß für ihn abzulegen verſprachen. Aber Zieten duldete und ſchwieg.

„Endlich kam der Sturm zum Ausbruch. Der Rittmeiſter kehrte eines Tages betrunken von einem ſchwelgeriſchen Mahle zurück und begegnete Zieten der im Dienſte beſchäftigt war. Schon die Anrede enthielt beleidigende Ausdrücke; bald ging aber der Rittmeiſter von Worten zu Thätlichkeiten über, und nun mußte Zieten den Degen ziehen. Nach

einigen von beiden Seiten parirten. Hieben ſprang Zietens Klinge, ſein Gegner drang aber nur um ſo wüthender auf ihn ein und würde ihn getödtet haben, wäre nicht ein Offizier dazu gekommen der dem ungleichen und unritterlichen Zweikampfe ein Ende machte. — Obgleich Zietens Demonſtration mit der Klinge nur ein Akt der Nothwehr geweſen war, der noch dazu auf offener Straße geſchah, reichte der Rittmeiſter doch einen ſo wahrheitswidrigen Rapport ein daß der arme Zieten — caſſirt wurde."

Seydlitz ſchwieg einige Augenblicke; aus ſeinen Augen träufelten Thränen in den Bart; er knirſchte vor Wuth mit den Zähnen. Ich ſelbſt hatte von dieſer Geſchichte einſt ſprechen hören, ihr aber keinen Glauben geſchenkt, und konnte meine Entrüſtung über ſolche Niederträchtigkeit nicht unterdrücken. „Dieſer verleumderiſche Schurke, fuhr Seydlitz fort, kam dieſes Mal auch nicht ohne Strafe durch und mußte drei Monate auf die Feſtung. In ſeiner Abweſenheit ſprachen die Offiziere ſich etwas freier über ihn aus, und als er wieder zum Dienſt eintrat, mußte er bald fühlen daß ſeine Brutalität nicht länger ſo fortgehen könne. Aus Aerger darüber ſtürzte ſich der Wüthrich in alle Laſter, verſchwendete den größten Theil ſeines Vermögens und nahm dann freiwillig ſeinen Abſchied." — „Und was wurde mit dem armen Zieten?" — „General Buddenbrock erhielt Kunde von dem wahren Hergange der Sache, berichtete darüber an den König, und vermochte ihn Zieten wieder anzuſtellen. Jetzt trat dieſer (1730) als Lieutenant in daſſelbe Huſaren-Regiment, deſſen Oberſter und Chef er eilf Jahre ſpäter wurde. Im Feldzuge 1744 ernannte ihn der König zum Generalmajor. — Nach dem zweiten ſchleſiſchen Kriege erhielt der General Zieten eines Tages einen ganz unerwarteten Beſuch. Derſelbe Menſch, welcher ihn früher ſo gemißhandelt hatte, war inzwiſchen zum Bettler geworden und bat ihn jetzt um — Almoſen."

„Und wie nennt ſich dieſe niedrige Seele?" frug ich voller Entrüſtung. — „Fragen Sie den Pudel dort, Clauſewitz, der kann's Ihnen ſagen." — Seydlitz ſprach dieſe Worte mit einer ſo durchdringenden Stimme aus, daß Zieten plötzlich ſtehen blieb, der Hund aber heulend davon lief. — „Wollen Sie unſeren edlen Freund ganz kennen lernen, fuhr Seydlitz mit leiſer Stimme fort, ſo vernehmen Sie noch daß er ſich durch das Vertrauen jenes Elenden zu ſeiner Herzensgüte ſehr gerührt fand und, ſtatt der Vorwürfe ihm ein anſehnliches Geldgeſchenk machte,

das er ſogar einige Male, doch nicht unter ſeinem Namen, wiederholt hat bis der Tod des Schandbuben ihn dieſer edelmüthigen Freigebigkeit überhob. Als Zieten in den Olymp kam, mußte der in einen Hund verwandelte Schurke ihm den Staub von den Füßen lecken, und er hat ſelbſt von den anderen Hunden ſo viel zu leiden, daß Zieten ſchon mehrmals bei Minerven um Milderung ſeiner Strafe gebeten hat; auch heute waren wir in dieſer Angelegenheit zu ihr geritten, doch hat ſie nur wenig Hoffnung gemacht."

Wir waren inzwiſchen bei Zieten angekommen, der uns ſtill und gedankenvoll erwartete. „Seydlitz," ſprach er mit weicher Stimme, „Du haſt meinen Pudel verſcheucht, wirſt Du ihm denn nie verzeihen? Die Leiden, welche er mir einſt als Menſch bereitete, ſind ja längſt vorüber, und wer kann ſagen was aus mir geworden wäre, wenn ich ſolches Unrecht nicht zu erdulden gehabt hätte? Der Krieger muß frühzeitig Herr ſeiner Leidenſchaften werden, will er nicht ihr Sklave ſeyn. Zu einer ſolchen Herrſchaft gelangt man aber niemals auf bequeme Weiſe, man muß ſie erkämpfen wie jede andere und ſich darin zu befeſtigen ſuchen. Hierzu iſt ein Bischen Unglück nöthig, und genau betrachtet ſind wir den Leuten, die Dornen ſtatt der Roſen uns in den Weg werfen, großen Dank ſchuldig." — „Zugeſtanden, Vater Zieten," gab Seydlitz zur Antwort, „doch was Du von dieſem Menſchen zu leiden hatteſt, überſteigt alles Maß und iſt ſehr geeignet jedes Vertrauen zu ſich und zur Gerechtigkeit der Menſchen zu erſticken. Ich begreife überhaupt gar nicht wie die anderen Offiziere des Regiments, welche das wahre Sachverhältniß doch genau kennen mußten, eine ſolche Behandlung eines ihrer Kameraden dulden konnten."

Zieten. „Du ſprichſt da eine Anſicht aus, mein Freund, die ich ſehr übereilt nennen würde, wenn Du nicht als Generalinſpecteur der Cavallerie Gelegenheit genug gehabt hätteſt, die verſchiedenen Stellungen der Offiziere unter ſich und die daraus entſpringenden Verhältniſſe aus allen dienſtlichen Geſichtspunkten zu betrachten. Laſſen wir einmal alle perſönlichen Beziehungen auf mich und meine damalige Lage aus dem Spiele, und unterſuchen wir die Sache mit möglichſter Unbefangenheit. Es wird alſo der Fall angenommen, daß ein Offizier von ſeinem nächſten Vorgeſetzten auf eine unwürdige Weiſe behandelt wird, und zugleich die Frage aufgeworfen: wie haben die übrigen Offiziere des

Regiments, von gleichem Range als der Gemißhandelte, ſich dabei zu benehmen?“ —

Ich. „Um für dieſe Diskuſſion einen ſicheren Standpunkt des Urtheils zu bekommen, würde man wohl vor allen Dingen den Begriff einer unwürdigen Behandlung feſtzuſtellen haben.“

Zieten. „Ganz recht; aber entſchuldigen Sie, lieber Clauſewitz, wenn ich Ihnen ſage daß Sie in Bezug auf die damalige Zeit nicht urtheilsfähig ſind. Rohheit und Grobheit waren an der Tagesordnung. Laſter mancherlei Art galten als eine Zugabe. Diejenigen Regimenter, unter denen ein ſolcher Ton nicht anzutreffen war, machten eine ſeltene Ausnahme von der Regel, man kann ſie alſo nicht zum Maßſtabe nehmen. Als ich und Seydlitz zu höheren Stellen und größerem Einfluſſe gelangten, ſuchten wir allerdings dieſem Uebel zu ſteuern, aber vorher beſtand es und muß als ein Zuſtand betrachtet werden. Der Gebrauch, Verweiſe unter Fluchen und Schimpfen zu ertheilen, war allgemein, und wer von einem ſolchen Donnerwetter betroffen wurde fand darin nichts Entwürdigendes. Wo ſoll da die Grenzlinie gezogen werden?“

Seydlitz. „Ich gebe das zu, aber eine unbeſchränkte Willkür darf dem Vorgeſetzten doch auch nicht eingeräumt werden, denn die Offiziere ſind im Dienſte ihres Königs und nicht ſeine Knechte, mit denen er nach Gefallen ſchalten kann. Ueberhaupt wundere ich mich Dich, den humanſten Vorgeſetzten in der damaligen preußiſchen Armee, heute eine ſo ſeltſame Sprache führen zu hören, was Du ſagſt iſt gegen Deine beſſere Ueberzeugung.“

Zieten. „Auf meine Ueberzeugung kommt hierbei gar nichts an, wird ſind noch bei Erörterung der Vorfrage, und ich führe die Oppoſition, ohne welche die Diskuſſion nicht in den Gang kommen kann.“

Seydlitz. „Gut denn, ſo ſtelle ich die Behauptung auf, daß das Beleidigende und Entwürdigende der Behandlung eines Untergebenen, nächſt den empörenden Redensarten, in der nicht zu verkennenden Abſicht zu kränken liegt.“

Zieten. „Mit der böswilligen Abſicht bin ich einverſtanden; empörende Redensarten ſind aber relative Begriffe. Den Einen empört, was der Andere hinnimmt ohne ſich darüber ſehr zu kränken. Doch bleiben wir bei der Abſicht ſtehen, ſie mag das entſcheidende Merkmal der unwürdigen Behandlung ſeyn. Was iſt nun alſo zu thun wenn die Abſicht

eines Vorgeſetzten, ſeinen Untergebenen bei jeder geringfügigen Veranlaſſung zu kränken, ſich unzweideutig herausſtellt?"

Seydlitz. „Er muß ihn zuerſt um Erklärung und, ſobald dieſe nicht befriedigend ſeyn ſollte, um Genugthuung bitten."

Zieten. „Das heißt auf deutſch: ihn zur Rechenſchaft ziehen oder vor die Klinge fordern. Wenn nun aber der Monarch, bei Strafe der Entlaſſung oder wohl gar bei Caſſation, alle Zweikämpfe zwiſchen Vorgeſetzten und Untergebenen verbietet, und dieſe Strafe ſtets nur den Untergebenen trifft, wie dann?"

Seydlitz. „Dann iſt der arme Teufel allerdings ſchlimm daran und muß, ſtatt dieſen für ihn ſo verderblichen Weg, einen anderen einſchlagen."

Zieten. „Und der wäre?"

Seydlitz. „Er muß ſich entweder an den nächſtfolgenden Vorgeſetzten, oder an ſeine Kameraden wenden."

Zieten. „Der erſtere Weg war damals wie Du weißt verſchloſſen, oder würde nur in ganz vertraulicher Weiſe, obſchon ſelten, zu einem gnügenden Reſultate geführt haben. Der andere Weg ſchmeckt etwas nach — Inſubordination. Soll man den Offizieren das Recht einräumen, einen Vorgeſetzten in corpore zur Rede zu ſtellen, ihn gleichſam zu zwingen, ſie ſo zu behandeln wie es ihnen angenehmer dünkt?"

Seydlitz. „Das iſt freilich ein bedenklicher Fall, der leicht zur Anarchie führen und alle Subordinationsverhältniſſe umkehren würde."

Zieten. „Du ſiehſt, mein Freund, daß dem in Rede ſtehenden Uebel auf dieſem Wege nicht vorgebeugt werden kann. Zerbrechen wir uns mit der Abhilfe nicht weiter den Kopf, denn zuletzt kommt doch Alles darauf an, welcher Ton und Gebrauch in einem Offizierscorps herrſcht, und wie die Vorgeſetzten von den höheren Befehlshabern überwacht werden. — Jetzt, mein lieber Clauſewitz, iſt die Reihe zu ſprechen an Ihnen. Die Welt hat ſich ſeitdem auffallend geändert, die Offiziere ſind geſitteter, gebildeter und überhaupt humaner geworden. Welche Maßregeln halten Sie für nothwendig, um den in Rede ſtehenden Ungerechtigkeiten gegen Untergebene Schranken zu ſetzen, ohne der Subordination Eintrag zu thun?"

Ich. „Dieſe Frage iſt in der That ſo leicht nicht zu beantworten, denn auch ich muß geſtehen daß es mir bedenklich erſcheint, den Untergebenen

das Recht der Zuredeſtellung einzuräumen. Deſto ſtrenger müſſen aber die höheren Befehlshaber darauf halten, daß der Offizier von ſeinen Vorgeſetzten geachtet werde. Strenge, ſelbſt Härte im Dienſt, thut zwar dem Einzelnen wehe, nützt aber doch in vieler Beziehung dem allerhöchſten Dienſte, nur muß ſie mit Gerechtigkeit gepaart ſeyn. Iſt die dienſtliche Handlung vorüber, hat die Spannung nachgelaſſen, dann möge ein freundliches Wort das Bittere verſüßen, was im Dienſte geſprochen werden mußte um jene Spannung hervor zu bringen. Kommen aber Perſönlichkeiten mit in das Spiel, dann ſey dem Bedrückten auch geſtattet ſich an die Perſon zu halten, denn das Recht und die Pflicht müſſen gegenſeitig ſeyn. — Mich dünkt daß es für das Ganze weit erſprießlicher ſich geſtaltet, wenn dann und wann ein Zweikampf dieſer Art ſtatt findet, als wenn man ein Anklageſyſtem um ſich greifen läßt welches den Offiziersſtand entehren müßte. Wer den Degen zum Schutze für König und Vaterland trägt, muß ihn auch zum eigenen Schutze führen dürfen. Damit aber auch hierin der Willkür kein Spielraum gelaſſen werde, ſo gebe man der Sache einige Oeffentlichkeit und ziehe die Betheiligten nach dem Zweikampfe vor ein Ehrengericht. Wer im Kampfe bleibt mag dies als Strafe oder göttliche Beſtimmung anſehen. Erweist ſich aber daß dem Ueberlebenden der größere Theil der Schuld zur Laſt fällt, ſo muß ihn auch die wohlverdiente Strafe treffen."

Seydlitz. „Wohlgeſprochen, mein Freund, das edle Klingenſpiel darf nicht ganz aus der Mode kommen, nur ſoll es nicht in Studentenraufereien ausarten. Damit Sie aber nicht etwa glauben daß ich irgend einem Verfahren das Wort reden könne, welches auf einem falſchen Humanitätsprinzip beruht, will ich Ihnen erzählen wie ich mich als ganz junger Offizier in einer Lage benahm, welche zwar nicht ſo ſchlimm war als die unſeres guten Vater Zieten, wobei ich aber doch zwiſchen Ungehorſam oder wahrſcheinlicher Aufopferung in böſer Abſicht die Wahl hatte. — Als 17jähriger Jüngling wurde ich zum Kornet bei dem Küraſſier-Regimente meines Pflegevaters, des wilden Markgrafen von Schwedt, ernannt, hatte aber das Unglück meinem Oberſten zu mißfallen, der in mir nur eine Art Aufpaſſer und Zuträger erblickte, weil er mit dem Regimentschef nicht auf dem beſten Fuße ſtand. Niemand hätte zu einer ſolchen Rolle weniger getaugt als ich, auch hatte ich keine Ahnung von dem Verdachte in welchem ich bei dem Oberſten ſtand, und war bei meiner großen Liebe zum

Reiterdienſte anfangs nicht wenig verwundert, daß ich dem alten Murrkopf nichts zu Dank machen konnte. In meinem Alter und bei meiner joviaſiſchen Lebensweiſe nahm ich mir die Unzufriedenheit des Herrn Oberſten nicht ſehr zu Herzen, ritt, trank und ſpielte mit meinen Kameraden um die Wette, und hoffte daß der Krieg den alten Herrn ſchon anders ſtimmen werde. Darin hatte ich mich aber getäuſcht, ſein bösartiger Charakter ſprach ſich jetzt erſt recht deutlich aus, und mißtrauiſch wie er nun einmal war, dachte er nur daran ſich meiner bei erſter Gelegenheit auf gute Manier zu entledigen. Dieſe Gelegenheit fand ſich bald.

„Im Frühjahr 1742 ſtand unſer Regiment in Kranowitz bei Ratibor, und ſollte den Streifereien der Ungarn Einhalt thun, die oft zu vielen Tauſenden aus dem Gebirge hervorbrachen. Eines Tages erhielten wir Nachricht, daß ein feindliches Corps von mehrern tauſend Mann von Troppau her im Anzuge ſey. Der Weg führt durch ein langes enges Thal in welchem ein Dorf lag, durch deſſen Beſetzung der Feind einige Zeit aufgehalten werden konnte. Infanterie war nicht in der Nähe, konnte wenigſtens unter mehrern Stunden jenen Sperrpunkt nicht erreichen. Wir Offiziere glaubten daher, der Oberſte würde wenigſtens eine Schwadron in das Dorf ſchicken oder den Feind am Ausgange des Thales erwarten. So war es aber nicht gemeint. Als das Regiment ausgerückt war, ließ mich der Oberſte rufen und ſagte: ich ſollte mit 30 Küraſſieren nach dem Dorfe reiten und mich dort ſo lange behaupten bis Infanterie zu meiner Unterſtützung käme. Ein heimtückiſcher Zug in dem Geſicht meines vieljährigen Quälgeiſtes, ſo wie der Umſtand, daß das Kommando gegen den Feind gar nicht an mir war, ließ mich ſogleich errathen worauf es hier eigentlich abgeſehen ſey, denn zwiſchen Gefangenſchaft oder Tod gab es hier keinen Mittelweg. Unter anderen Verhältniſſen würde mich ein ſolches Kommando außer der Reihe mit Stolz erfüllt haben, doch verſpürte ich noch zu viel Lebensluſt in mir, um als ein Opfer der Privatrache fallen zu wollen. Ich ſagte alſo dem Herrn Oberſten in aller Unbefangenheit, daß ich für einen ſolchen Ehrenpoſten noch etwas zu jung ſey. Ein ſtrenger Blick deſſelben erinnerte mich jedoch daß ich gehorchen müſſe; ich trabte nun mit meinen Küraſſieren dem verhängnißvollen Dorfe zu. Hier angekommen begriff ich bald daß ich zu böſem Spiel gute Miene machen müſſe. Ich ſetzte alſo den Leuten die Nothwendigkeit auseinander hier etwas Außerordentliches zu leiſten, und ſuchte ſie wie mich ſelbſt für die Rolle

zu begeiſtern die wir zuſammen ſpielen ſollten. Ich übergehe die von mir getroffenen Vertheidigungsmaßregeln mit Stillſchweigen, da es ſich nicht darum handelt die taktiſchen Kenntniſſe eines Kornets Ihrer Prüfung zu unterwerfen. Kurz wir wurden bald mit großer Uebermacht angegriffen, umringt und nach tapferer Gegenwehr gefangen genommen, nachdem ich mehrere Aufforderungen mich zu ergeben ſtolz zurückgewieſen hatte. Einige Schwadronen waren allerdings zu unſerer Unterſtützung vorgeritten, wurden aber von den Ungarn im Rücken angegriffen und geworfen. Erſt nachher erhielten einige Compagnien Infanterie Befehl nach dem Dorfe zu marſchiren, wo ſie aber erſt eintrafen als man uns ſchon lange abgeführt hatte. — Dieſer Vorfall kam zur Kenntniß des Königs, der meine Auswechſelung ſchnell bewirkte, mich über die Nebenumſtände ſelbſt befragte, mit meinen Antworten zufrieden zu ſeyn ſchien, und mich kurz darauf zum Rittmeiſter in dem neu errichteten Natzmer'ſchen Huſaren-Regimente ernannte. Ob der Oberſte, der mir ganz wider Willen zu dieſem Glücksſprung verholfen hatte, vom Könige einen Verweis erhielt, kann ich nicht ſagen, möchte es aber faſt vorausſetzen, denn ich habe ſein willkürliches Verfahren eben nicht ſehr zu beſchönigen geſucht.

„Sie ſehen alſo, lieber Clauſewitz, daß ich meine ſchnelle Beförderung in erſter Inſtanz eigentlich nur der böswilligen Abſicht eines Vorgeſetzten verdanke, bin aber im Ganzen ungleich beſſer dabei weggekommen als unſer braver Zieten, der ſich eine lange Reihe von Jahren mißhandeln laſſen mußte, bevor ſein Verdienſt ſich Bahn brechen konnte. Ich an ſeiner Stelle würde dem Herrn Rittmeiſter ſehr bald mit meinem Säbel Bekanntſchaft haben machen laſſen, denn zu ſolcher Reſignation bin ich nicht geſchaffen."

Zieten. „Ein Jeder handelt nach ſeiner Weiſe, mein lieber Freund, das haſt Du ja oft ſelbſt bereitwillig anerkannt. Ein ſolcher Wildfang wie Du würde natürlich Alles daran geſetzt haben ſich Recht zu verſchaffen, mir war das nicht gegeben. Doch wir ſind jetzt am Ziele unſerer Wanderung, wollen daher auch das Geſpräch abbrechen."

Mit dieſen Worten trennten ſich die beiden Freunde. Ich eilte nach meiner Wohnung, öffnete des Prinzen Billet und begab mich ſogleich zu ihm. Eugen ſchmollte ein wenig über mein langes Ausbleiben, beruhigte ſich aber als ich ihm mittheilte was mich abgehalten habe ſeiner Einladung ſogleich Folge zu leiſten. Er eröffnete mir ſodann daß er von mehreren

ſeiner Zeitgenoſſen aufgefordert worden ſey, eine Beſprechung über die wichtigſten Operationen und Schlachten des ſpaniſchen Erbfolgekrieges zu veranſtalten, und fragte mich ob ich dabei zugegen zu ſeyn wünſchte, was ich natürlich mit Freuden bejahte. Der Prinz ſcheint mit ſich noch nicht einig zu ſeyn, ob er die Diskuſſion in der Akademie oder in einem engeren Privatzirkel vor ſich gehen laſſen will, doch iſt unſer König von ihm eingeladen worden daran Theil zu nehmen, und Du haſt nun in meinen nächſten Briefen wahrſcheinlich intereſſante Mittheilungen zu erwarten.

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004